Per. 15° (1860

Palatina

Digitized by Google

<36633517060018

<36633517060018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 1860.

Speyer,
Buchdruckerei von Daniel Kranzbühler.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

1. Gedichte.

Am Sylvesterabend 1859. Von Aulenbach. No. 1.
Am Christfeste. 1.
Ein Herbstlied 1859. 12.
Frühlingsklänge. 25.
Dem Frühling 1860. Von A. Kurz. 26.
Ermunterung. 27.
Die Mutter und das Kind. Von Hildebrand. 33.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Von demf. 33.
Welke Blätter im Frühling. 37.
Zweite Blüthen. 41.
Deutscher Gruß an König Ludwig. Von Motitor. 49.
Unter den Linden. 56.
Trauer und Trost. Von Böhmer. 58.
Der Geist des alten Försters. 66.
Zur Sängerfahrt. 67.
Sternennacht. Von Hildebrand. 71.
Des Kaisers Traum. Von demf. 73.
Herbstklang. Von Böhmer. 83.
Beim Feuer am 18. October. 84.
Petrus in petra. 86.
Die Rheinpfalz am 18. October. 89.
Antwort hierauf. 91.
Unser Wunsch. 101.
Winterklang. Von Chr. Böhmer. 106.
Nachhall an Marie Trautmann. 107.

2. Novellen und Erzählungen.

Das weiße Kreuz in Ormont. Erzählung von Robert Schweichel. No. 1—28.
Eine Menschengeschichte von zwei Stunden. 29—30.
Scenen aus dem Irrenhause. Von Frau Dr. Kuby. 31—35.
Philister. Von F. Friedrich. 39.
Erbauliches und Possirliches. Von Fr. Breda. 40.
Die weiße Frau. Von Emil Ohly. 41.
Junger Liebe Glück und Leid. Eine Geschichte aus vergangenen Tagen von El. Steyrer. 42—52.
Der Minister und der Maler. Eine Erzählung von Gustav Nieritz. 53—56.
Ein Advocat. 57—62.
Des Goldschmieds Tochter. Von E. Heusinger. 66—71.
Der Häringsamen. Eine Humoreske. 72—73.
Liebeszauber. Von Ottilie Wildermuth. 76—85.
Manita. 88—90.
Gellert in Gohlis. Von Th. Drobisch. 91—96.
Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermährchen. Von Aug. Becker.
1. Das Christkindlein bäckt. 97—99.
2. Tanne und Pappel. 100.
3. Was war besser? 101—103.
4. Der Pelznickel. 104—107.
Gäste im rothen Löwen. Ein englisches Stückchen. 104—108.
Eine räthselhafte Geschichte. 109.

3. Geschichte und Biographien.

Ernst Moriz Arndt. No. 10.
Der Karlsberg. Von Fr. Aulenbach. 12—14.
Eine geschichtliche Erinnerung. 17.
Ein Invasionsversuch. 18—22.
Es gibt nichts Neues unter der Sonne. 23—26.
Die Napoleoniden. 30—32.
Jerome Bonaparte. 55.
Zur Retscherfrage. 70. 72. 74. 75.

4. Kunstgeschichte und Alterthumskunde.

Der Kaiserdom zu Speyer. Von Fr. Lampert. No. 1—6.
Neue antiquarische Funde in Rheinzabern. 6.
Das Haus zum Riesen in Speyer. 27.
Rheinzabern und seine neuesten alterthümlichen Funde. Von Prof. v. Hefner. 28—29.
Die protestantische Kirche zu Ludwigshafen. 39.
Rheinzabern. Eine Abhandlung von Prof. v. Hefner. 44—48.
Das Oberammergauer Passionsspiel. 63—64.
Ueber die Fälschungen der Terracotten von Rheinzabern. 61. 75. 80. 82.
Groß- und Kleinbockenheim. 69—75.
Eine alte Goldmünze. 99—103.

Digitized by Google

5. Erlebnisse, Schilderungen, Reiseskizzen.

Aus Italien. Aus den Briefen eines pfälzischen Arztes. No. 15—16.
Der Faustkampf zwischen Tom Sayers und Heenan. 33.
Eine Probe montenegrinischer Justizpflege. 40.
Taucher in versunkenen Schiffen. 49.
Von München nach Hohenschwangau. 59—60. 62—64. 66. 85—98.
Aus der Pfalz nach Heidelberg. 67—68.
Ein Tag auf dem Wurstmarkte. 81—82.
Das Alsenzthal. 83—84.
In der Prairie verirrt. 100—102.
Die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking. 109.

6. Naturgeschichtliches und Gewerbliches.

Die Ehen der Vögel. 9—11.
Geschwindigkeit des Flugs der Vögel. 50.
Aluminium-Verarbeitung. 56.
Ueber die Benützung des Torfes. 77.
Zur Bienenzucht. 87.
Woolwich und die Armstrongkanone. 108.

7. Aus dem Gerichtssaal.

Criminalprozeß gegen J. H. Nolte. No. 34—38.
Eine freigesprochene Mörderin. 51.
Berliner Diebe. 57—58.
Mörder und Ehebrecherin. 76.
Ehrenkränkung durch — ein Ständchen. 99.

8. Verschiedenes.

In der ersten Nacht von 1860. No. 1.
Eine Sylvesternachtvision. 7—8.
Der 22. Mai 1860 in Landau. 43.
Vom Trinken. 52—53.
Diplomatie und höhere Symbolik der französischen Küche. 54.
Die Nacht vom 11. auf den 12. August. Eine Vision im Kaiserdom. 65.
Wie man das Osterdatum findet. 78. 85.
Ein Kellerfest in München. 79.
Ein Pfälzer Traubenhändler. 108.

Miscellen und Räthsel fast durch alle Nummern laufend.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. Speyer, Mittwoch 4. Januar 1860.

* Am Sylvesterabend 1859.

Du trugst für uns die Dornenkron'
Und transt für uns, o Gottessohn,
Den Leidenskelch auf Erden!
Ach, bleib' bei uns mit Deinem Licht,
Laß leuchten uns Dein Angesicht;
Herr! es will Abend werden.

Es fließen hier der Thränen viel,
Im wechselvollen Lebensspiel
Ist Jammers viel auf Erden.
Der rechte Tröster nur bist Du:
Drum schenk' Verzagten Trost und Ruh;
Herr! es will Abend werden.

Du thronst und waltest ewiglich;
Es treten Viele wider Dich
Mit trotzigen Geberden!
Der Kirche Schutz und fester Hort,
Bleib' Du bei uns mit Deinem Wort, —
Herr! es will Abend werden.

Dich bitt' ich mit erhob'ner Hand:
Schirm' mein geliebtes Vaterland
Vor Kriegesnoth und Plage;
Führ' ihm herauf die schöne Zeit
Voll Mannessinn und Biederkeit,
Der Eintracht goldne Tage!

Führ' ihm herauf die schöne Zeit
Der Liebe und Verträglichkeit,
Der Duldung goldne Tage!
Und lös', zu Aller Heil, den Streit,
Der sich entspann in jüngster Zeit
In der Gesangbuchfrage!

Um König, Volk und Dienerstand
Schling' demantfest der Treue Band;
Versüße Dessen Bürde,
Der, vom Geschick der Pfalz geschenkt,
Die Zügel der Regierung lenkt
Mit Umsicht, Kraft und Würde!

Dich rühmt und preist der Engel Schaar;
Du trugst uns in dem alten Jahr
Durch Dornen und Beschwerden:
Bleib' unsre Hilfe immerdar,
Sey uns ein Trost im neuen Jahr,
Wenn es will Abend werden!

Aulenbach.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.*)

Wenn dem Reisenden in der Schweiz die Schönheit der Natur noch etwas außer ihr zu bewundern gestattet, so haben vielleicht die Straßenbauten das nächste Anrecht, durch deren Kühnheit und Großartigkeit der menschliche Geist mit der wilden Erhabenheit der Natur siegreich wetteifert. Schroff und trotzig ragt der Fels zu den Wolken empor; der Mensch berührt ihn mit seinem Hammer, gehorsam beugt er den Nacken unter den Fuß, und Geschlechter, welche für die Ewigkeit getrennt schienen, reichen sich nachbarlich die Hände. Gleich den Epheuranken, die ihre Wurzeln in den Stein treiben, hebt sich das Gewinde breiter, sicherer Straßen an den Felswänden empor, läuft längs derselben fort, wird hier zur Brücke über den Bergstrom und springt dort über den gähnenden Abgrund.

Ein solcher in der That bewunderungswürdiger Bau ist auch derjenige, welcher von Aigle im Rhonethal nach Ormont an dem Fuß des Oldenhorn, einer der Diableretspitzen, führt. Noch vor wenigen Jahren

*) Hausblätter v. Hackländer u. Höfer.

Digitized by Google

nur war diese im Zickzack an der fast senkrechten Thalwand aufsteigende Straße kaum mehr als ein Saumthierpfad, und der Reisende, welcher auf ihm durch die Ormontthäler pilgerte, mußte einen schwindelfreien Kopf und einen sichern Fuß haben, wenn er nicht den Verlockungen der Tiefe, aus der das dumpfe Brausen der Grande-Eau herauftönt, unterliegen oder auf den Steinen ausgleiten wollte, welche der Staub zahlreicher Wasserstürze befeuchtete. Auch jetzt, wo eine gemauerte Brustwehr jene Gefahr aufhebt und die Wasser unter sichern Brückengewölben hinabschießen, mag der Wanderer von dem Gebrause betäubt, kaum ohne Beklommenheit in die Tiefe des schmalen, wilddüstern Thales hinabschauen, und unwillkürlich beschleunigt sich sein Schritt, wenn seinem aufwärts gerichteten Auge einer der gewaltigen Steinblöcke begegnet, die nur einer leisen Erschütterung zu bedürfen scheinen, um aus ihrem Schwerpunkt gerückt zu werden.

Je weiter man an dem jähen Thalrande dem Laufe der Grande-Eau entgegenschreitet, desto mehr heitert sich die bisher so düstere Schönheit der Landschaft auf. Die Tannen fliehen zu den Bergkämmen empor, Haseln, Birken und Rüstern überschatten den Weg, und die Abhänge bedecken sich mit Grün, mit Heustadeln und Sennhütten. Jede Biegung des Pfades führt dem Blick ein neues Idyll vor. Endlich erweitert sich die Thalsohle ein wenig, jenseits des Wassers drängt sich ein Häuflein brauner Hütten um eine schmucklose Kirche. Es ist die Kirche von Ormont vers l'Eglise. Nun biegt der Thalrand zur Rechten plötzlich zurück und ein großes, sanftes grünes Becken thut sich auf. Hunderte von kleinen braunen hölzernen Hütten bedecken den von der Grande-Eau durchströmten Grund und die mählig gebogenen Ränder. Aber damit das Auge des Menschen dieser lieblichen Schönheit nimmer überdrüßig werde und stets mit neuem Entzücken zu ihr zurückkehre, schließ die Natur das anmuthige Rund gen Süden durch eine nackte, in drei riesigen Absätzen senkrecht aufsteigende Felsenmauer, deren gezackte Krone, den Zinnen eines Schlosses ähnlich, aus ewigem Schnee hervorragt. Es ist das Oldenhorn und hier entspringt die Grande-Eau, deren Wasserfälle seine Wände mit einem Gespinnste leuchtender Fäden überziehen. Das Volk heißt es das Catelet und meint, der Teufel baute dies Schlößchen, welches in der Morgensonne wie Silber blinkt, um den neugierigen Menschen aus diesem Paradiese in sein dunkles Reich zu locken, zu welchem die Diablerets den Eingang bilden sollen. Schon mehr als Einen hat er so verführt, der nie zu den trauernden Seinen im Thale wiederkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.*)

I.

Das heilige römische Reich deutscher Nation liegt längst begraben, wir haben nichts mehr aus der Zeit, da Deutschland Ein Reich war, da seines Kaisers Wort und Schwert noch etwas galt unter den Völkern auf Erden. Nur stumme Mahnzeichen an den alten Glanz und Ruhm sind uns geblieben; aber sie haben doch auch ihre Sprache, und wenn solche irgendwo zu finden sind, so ist es an den Ufern des alten deutschen Rheins. Seine Wogen sind ein Stück unsrer größten Geschichte, das uns nicht genommen werden kann. Da breiten sich die Wahlfelder aus, wo einst die Völker tagten, wer der Würdigste sei, auf den Heerschild gehoben zu werden, „ein jeder Stamm, verschieden von Gesicht, an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht, an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit. Und alle doch ein großes Brudervolk, zu gleichem Zwecke festlich hier vereint.“ Da stehen noch die alten Königsstühle, wo sich die Kaiserwahl entschied; da erheben sich die stolzen Dome, wo die Krone auf das gesalbte Haupt sich senkte — dorthin gehört auch die Todtengruft der deutschen Kaiser.

Am Rheine, wo er von flachen Gestaden eingesäumt das Land durchströmt, wo seine

*) Hausblätter v. Hackländer u. Höfer.

Digitized by Google

Ufer nicht mit dem Netz, der sonst sie ziert, sich schmücken, gleich als wollten sie das Gemüth nicht abziehen von den mächtigen Erinnerungen, die sie hier bieten, liegt die Todtenstadt des deutschen Reiches, das alte Speyer, umschließt ihr Dom die kaiserliche Todtengruft. — Verödet ist die Stadt, dahin die Herrlichkeit alter Tage. Selbst ihre Häuser gehören nicht mehr diesen an. Unter des Reichsfeindes Verwüstung ward sie alles Glanzes beraubt.

Wir stehen vor dem Dome; großartig in seiner Einfachheit, getrennt von einer nur störenden Umgebung, steht er vor uns. Doch vor gleich oder ebenso großartigen Domen kann man in Deutschland noch öfter stehen, allein dieser ist einzig in seiner Bedeutung.

Am Ende einer langen Kaiserreise stand einst Ein Ziel: — Speyer. Dort oben in dem Dome von Frankfurt wurde die Krone dem Erwählten aufgesetzt; hier in diesem Dome wurde sie niedergelegt, und wenn auch nicht alle gen Speyer zogen, um dort zu sterben, wie Kaiser Rudolf, so ward doch ihr Leib hier zur Ruhe gebettet, war er nun lebensmüde, wie der des vierten Heinrichs, oder noch lebenskräftig, wie der des ritterlichen Opfers der Schlacht auf dem Göllheimer Felde. Seine Grabsteine sind es also, mit denen sich der Kaiserdom von Speyer in die Geschichte hineingebaut hat.

Aber würde man nur um dieser Erinnerungen willen die Stadt besuchen, würden die Kaisergräber allein die Gewalt haben, hieher zu locken? Nein, ein Anderes zieht und fesselt auch und noch viel mehr: das ist der Bilderschmuck, in den der Kunstbeschützer, dem des Domes engeres Heimathland schon so Großes und Herrliches verdankt, den aus dem einst unabwendbar geschienenen Verfall Erstandenen gekleidet hat. König Ludwig hat mit seinen Schöpfungen gern an große Werke früherer Zeiten angeknüpft; weniger glücklich hat er das in dem Donau-Mainkanal, „dem von Karl dem Großen begonnenen, aber nicht vollendeten Werke", desto glücklicher im Dom von Speyer gethan. Wenn diesen auch die Salier äußerlich schon ausgebaut hatten, so ist doch König Ludwig als sein eigentlicher und wahrer Vollender in die Erbschaft der deutschen Kaiser eingetreten.

Die Jahre 1027 und 1843, jenes, in welchem Konrad II. gelobte, „Gott und der Jungfrau zu Lob" seine und seiner Nachfolger Todtenkirche zu bauen, dieses, in welchem Ludwig I. den Entschluß faßte, die heilige Stätte in dem höchsten Glanze der Kunst zu schmücken, sind die beiden einander gleichstehenden Hauptepochen in der Geschichte des Domes. Die Bilder und die todten Kaiser stehen nun wohl zunächst in keinem Zusammenhang, indem jene sich nicht unmittelbar auf diese beziehen, allein doch schließen sich beide in Einem Gedanken zusammen, in dem Gedanken des höheren Friedens, der aus jenen spricht und zu dem diese eingegangen sind.

Seit wenigen Jahren erst ist der Dom vollendet; aber mit jedem Sommer häufen sich die Wallfahrer der Kunst zur Todtenstadt. Es sind meist nur Besuche; man geht zu den Gräbern, zu den Bildern und dann wieder fort. Aber eine Fülle von Erinnerungen nimmt man mit weg; aus dieser möchte ich nun einen kleinen Theil dem freundlichen Leser bieten, vielleicht belebt es ihm seine eigenen wieder oder wird ihm Führung beim künftigen Schauen und Erleben.

Die Geschichte des Gewordenseins des Domes ist nicht weniger bedeutend als sein jetziges Sein, und dürfen wir darum ihrer wohl mit einigen Strichen gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

* In der ersten Nacht von 1860.

Die Nacht war gekommen, welche das alte Jahr von neuen scheidet und in das unerschöpfliche Meer der Vergangenheit senkt. Die junge Welt war den Sälen der Freude zugezogen, des frischen Lebens in jugendlicher Weise zu genießen. Ich gönne ihr diese Freude, wenn sie nur rein ist von böser Lust. Von kurzem Unwohl genesend, lag ich in meiner warmen Ruhestätte, fröhlich nach vollbrachtem Tagewerk und dank-

Digitized by Google

bat dem Herrn für die wieder erlangte Gesundheit, konnte aber den Schlaf nicht finden. Tausend Neujahrsgedanken gingen mir durch Kopf und Herz. Ich dachte an meine Lieben alle, nah und fern, ich dachte an Verwandte und Freunde, ich dachte an die — Menschen, an ihre Tugenden, an ihre Thorheiten, als deren größte ich fand, daß sie sich einander hassen, die kurze Lebenszeit sich verbittern und die dornige Bahn sich selbst noch dorniger machen. Das Schillerfest ging mir im Geist wieder vorüber, wo wir alle sangen mit einem Mund, aber nicht mit einem Herzen: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ — Ihr armen Menschen, rief ich, es ist ein Wort von todter Zunge, ein kaltes Lippenwort; so lange ihr den Nächsten, den ihr sehet, nicht wahrhaft liebet, so lange Zwietracht in euerem Kreis, in euerer Gemeinde, in euerer Familie, in der Kirche herrscht, der ihr angehört. Geh' hin, versöhne dich mit deinem Bruder, sagt das „veraltete“ Bibelwort, und dann komm in meinen Tempel, dann erst darfst du singen: Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! — So lange du nicht versöhnt bist mit deinem Bruder, ist es Heuchelei, ist es Lüge, magst du nach dem alten oder neuen Gesangbuch singen:

Menschen, berufen durch Liebe die Gottheit zu ehren;
Folgter der Zwietracht und haßten sich vor den Altären.
Jesus erschien,
Es ward Friede durch ihn;
Singet es laut ihm zu Ehren!

Wo ist der Friede? Es fehlt der Friede der Welt, es fehlt der Friede im Land, der Friede in der Gemeinde. Jenen, ihr pfälzischen Freunde, könnt ihr nicht schaffen, selbst der Mächtigen Hand ist zu schwach, „wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“; aber an Frieden im Land, an Frieden in der Gemeinde, an dem könnt ihr wirken und schaffen. Und das sollt ihr, das müßt ihr; es gebietet's euch die Christenpflicht. Ihr Familienväter zumal und ihr Mütter, an euch ist es, den Apfel der Zwietracht hinauszuwerfen und an die Zukunft zu denken, die euren Kindern und Enkeln gehört. Bedenket, was ihr thut, und beachtet das Ende!

Mit diesen Gedanken an den kirchlichen Unfrieden und die Nothwendigkeit des Friedens beschäftigt, harrte ich des Glockenschlags und des schönen Mitternachtsgeläntes, das den Bewohnern meiner Stadt und der Umgegend weithin die Geburt des neuen Jahres verkündete. Mit dem ersten Schlage erhob ich mich und schrieb, daß es die Töne der Glocke, die nach des „guten“ Dichters Wille zu herzinnigem Vereine versammeln die liebende Gemeinde, hinaustrügen in mein liebes, theueres Pfälzerland:

Das alte Jahr ist abgeschieden,
Es war ein Jahr in Zank und Streit,
Das neue bringe uns den Frieden,
Bring' uns viel beff're, schön're Zeit!
Die Kirch' der Pfalz ist neu gespalten,
Der böse Feind wie einst es treibt;
Der alte Gott mag sie erhalten,
Ein' feste Burg er ist und bleibt. —

Neustadt, 1. Januar 1859. y.

* Am Christfeste.

Wie grüner Epheu strebt aus der Ruine:
So heut' aus meines Glückes Trümmern strebt —
Mir Feeenmährchen, das mich neu belebt —
Ein Bild aus meines Lebens Jugendgrüne:

Ich seh' im Geist mit schuldlos heit'rer Miene
Ein Kind mich, das vor freud'ger Rührung bebt:
„Dies ist der Tag, den Gott gemacht!“ entschwebt
Dem Mund, und Dank gen Gott und Mensch ich sühne.

's war Weihnacht und ich in den sel'gen Tagen,
Die nichts ersetzt auf Erden, wenn entfloh'n:
Die Sonne steigt — die schwülen Wetter droh'n. —

„Nicht zaubert sie herbei dein sehnend Klagen:
Blick vorwärts!“ raunt's wie Geisterweh'n mir zu —
„Mach' And're glücklich, wirst auch glücklich du!“

†*

* Palindrom.

Ich herrsche über Heid wie Christ,
Mir wird gehuldigt alle Zeit;
Lies rückwärts mich, dann herrsche ich,
Jedoch nur in der Christenheit.

H. G.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Samstag 7. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Doch die Schönheit der Ormontthäler war schon lange von kühnen Reisenden entdeckt worden, bevor die jetzige bequeme Straße auch dem Gemächlichen oder Aengstlichen die Wallfahrt zu ihnen gestattete. Schon damals fehlte es in Ober-Ormont nicht an Gästen, und Vater Gautier, der Wirth zum weißen Kreuz daselbst, fuhr ganz wohl dabei. Es gab kein zweites Wirthshaus im Ort, und so mußten die Fremden wohl unter das weiße Kreuz flüchten, obwohl dasselbe vielleicht manches zu wünschen übrig ließ. In seinem Aeußern unterschied es sich durch nichts als das Schild von den andern Häusern, welche aus der Ferne gesehen, welken Blättern gleichen, die der Herbstwind über die grünen Matten ausgestreut hat. Wie sie, bestand das weiße Kreuz aus Holz und nur das Fundament war von Steinen aufgemauert. Wie diese, kehrte es die Giebelseite mit den schmalen Fenstern, deren runde Scheiben in Blei gefaßt waren, der Straße zu, und in das braune Holz geschnitten prangten drei bis vier Bibelsprüche, welche den Segen des Himmels herabflehten auf den Baumeister, den Eigenthümer, seine Gattin und deren Kinder und Enkel. Das nach allen Seiten weit überstehende Dach war mit Schindeln gedeckt und diese mit großen Steinen beschwert. Unter dem Schutze desselben führte von außen eine schmale, steile Stiege nach dem Giebelstockwerke hinauf, das aus einer großen Stube in der Mitte und einigen Kammern bestand. In dem Erdgeschosse befanden sich die Trinkstube für die Landleute, in welcher auch der Gemeinderath seine Sitzungen zu halten pflegte, und der „Speisesaal“ für die Reisenden, beide durch eine kleinere Stube von einander getrennt. Die Thüren dieser beiden letztern öffneten sich auf die Küche, die der erstern auf einen schmalen Gang, welcher von der Küche ins Freie führte. Die Stuben selbst waren geräumig, doch kaum sechs Fuß hoch, und Decken und Wände mit Getäfel von Tannenholz ausgeschlagen, welches Zeit, Staub und Rauch dunkelbraun gefärbt hatten. Zum Schmuck dienten denselben bunte Lithographien, die Vergnügungen der vier Welttheile darstellend, und ein kleiner Spiegel in schwarzem Rahmen, der im Mittelzimmer des Erdgeschosses über einer Art Sopha hing, dessen Kissen mit Heu gestopft und mit gestreiftem Baumwollenzeuge überzogen waren. Grobe Strohsessel und Tische von gebeiztem Tannenholze bildeten das übrige Mobiliar, unter dem sich indessen die Gastbetten in den Giebelräumen auszeichneten. Sie waren so breit, daß man auch der Quere nach darin schlafen konnte, und boten Platz für vier Personen, wie sie es schon oft hatten beweisen müssen.

Wenn Pierre Gautier im Herbste seine Ernte berechnete, fand er jedesmal, daß sich die Zahl seiner Goldstücke um ein Ansehnliches vermehrt hatte. In Folge dessen richtete sich sein Kopf mit jedem Jahre etwas höher auf und wuchs zugleich sein Gewicht in der Gemeinde. Aber seine Berechnungen sagten ihm auch, daß sein Gewinn sich in demselben Maße vermehren müßte, in dem die Zahl der Fremden zunähme. Es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß viele nur der schlechte und gefährliche Weg vom

Digitized by Google

Besuch der Ormontthäler abhalte, und er ruhte nicht, bis er den Rath und die Gemeinde von den Vortheilen überzeugt hatte, die allen aus einem vermehrten Fremdenverkehr erwachsen müssen.

In Folge dessen erging denn eine Petition an die Regierung, welche von der Gerechtigkeit der Bitte überzeugt, auch bald darauf den Bau der neuen Straße in Angriff nehmen ließ. Als die Kunde davon nach Ober-Ormont gelangte, pflanzte der alte Schulmeister des Ortes, Herr Perche, längs der hintern Seite seines Gartenzaunes junges Haselgesträuch. Die schwanken, geschmeidigen Gerten erschienen ihm als die geeignetsten Blitzableiter der hereinbrechenden Kultur. Er sah den Frieden aus dem stillen Thale scheiden; die einfachen, schlichten Gebräuche, die guten alten Sitten dahinschwinden, wie den Schnee auf den Bergen, und mit dem Vortheil auch die Verderbniß emporwachsen. „Ach", rief er, „haben unsere Vorfahren darum die Fremden aus dem Lande gejagt, daß wir ihnen heute Straßen bis ins Herz unserer Gebirge bauen? Mit Stahl haben wir sie vertrieben, mit Gold werden sie uns wieder unterjochen!" So schrie er wie Kassandra unter den jubelnden Trojanern Wehe! und wie die Stimme der Seherin, verhallte auch die seinige ungehört oder verspottet.

Für Vater Gautier ward der Erfolg der Petition zu einer neuen Stufe des Ansehens. Er selber erschien sich wie ein Wohlthäter der Gemeinde, und wenn die Reisenden den Straßenbau als ein glückliches Unternehmen priesen, so richtete sich seine breite Gestalt hoch auf und seine grauen Augen und runden Wangen strahlten von geschmeichelter Eitelkeit. Flossen nun auch die Ehren des Straßenbaues auf sein Haupt und die klingenden Vortheile zunächst in seine Kasse, so ward er darum doch nicht übermüthig. Im Gegentheil, niemand konnte mit einem „Geringeren" leutseliger reden als er. Nach wie vor bediente er die einkehrenden Fremden mit der ihm eigenen wortkargen Würde.

In der Trinkstube der Bauern sah man ihn im Sommer selten. Es fehlte die Zeit. Doch im Winter, wenn der Schnee Thal und Höhen deckte und Ormont in ein Eiland verwandelte, führte er dort auf seinem Armstuhl am Ofen den Vorsitz und unterhielt sich entweder mit den angesehensten Leuten des Ortes über Gemeindesachen, Krieg und Frieden, oder brütete mit halbgeschlossenen Augen und die Daumen um einander drehend über seine Gülten und saumseligen Schuldner. Entstand ein Streit unter den Zechern, so genügte meist ein Wort von ihm, oder ein energischer Faustschlag auf die Tischplatte, daß die Gläser aufsprangen, die erhitzten Gemüther zu beschwichtigen.

Vater Gautier war Wittwer. Seine Frau war im ersten Kindbette gestorben. Seitdem führte deren Schwester das Regiment in der Küche. Sie war eine alte Jungfer, aber die Leute nannten sie stets Frau Rabut. Es hatte derselben keineswegs an Freiern gefehlt; sie hatte jedoch alle Partien ausgeschlagen, um ihr Herz einem braven Burschen zu bewahren, der unter Frankreichs Fahnen bei Austerlitz gesiegt und gefallen. Die Wirthschaft ging unter ihrer Leitung so glatt, wenn auch ein wenig geräuschvoll ihren Gang, daß Vater Gautier durchaus keine Veranlassung fand, seinen Wittwerstand aufzugeben. Zudem war sein Herz für weibliche Reize und Liebenswürdigkeit nicht besonders empfänglich, und je höher er auf seiner goldenen Leiter hinanstieg, desto mehr verlor er die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechtes aus dem Gesichte. Ja, er hätte im Laufe der Zeit wahrscheinlich ganz vergessen, daß er einmal so etwas wie verheirathet gewesen, wenn ihn nicht die Anwesenheit seines Kindes Margot zuweilen daran erinnert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte kennt Konrad II., den Salier, als den Stifter der Tronga Dei,

Digitized by Google

des Gottesfriedens. Wie der nach Außen so mächtige, nach Innen so starke Kaiser diesen für jene Zeit der Willkür und Rechtlosigkeit wahrhaft großen Gedanken für sein ganzes weites Reich gefaßt hatte, so wollte er ihn auch nach einer andern Seite hin noch ausführen, nämlich seinem frommen Sinne Genüge thuend, „Gott und der Jungfrau zu Lob“ einen erhabenen Dom, eine Stätte des Gottesfriedens bauen. Seine geliebte Stadt Speyer, deren Vorzug ihm selbst ja den Namen des Speyerer lieh, schien ihm dazu der würdigste Ort. Im Jahre 1027 ward der Entschluß gefaßt, drei Jahre später kam er zur Ausführung. Am 12. Juli 1030, nachdem er mit Sonnenaufgang den ersten Stein zum neuen Kloster auf Limburg gelegt, legte Konrad, umgeben von seiner Gemahlin Gisela und einer glänzenden Reihe von Fürsten und Rittern, den Grundstein des Domes, als dessen Bestimmung es damals schon aussprechend, daß er die Grabesstätte seiner selbst und seiner Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone werden sollte. Der großen Bestimmung sollte dern auch vom Anbeginn an eine gleich große, würdige Ausführung entsprechen, welche die ganze Pracht des zur Zeit der fränkischen Kaiser in Deutschland ausgebildeten romanischen Styles zur Geltung brächte.

Am östlichen Ende der Stadt, auf einem gegen den Rhein auslaufenden Hügel, dessen Abdachung mit ungeheurem Kosten erhöht wurde, stiegen langsam die mächtigen Grundmauern aus bodenloser Tiefe herauf; tief unten sollten über 20 massiven Pilastern die starken Gewölbe der Krypta sich schließen. Von Westen nach Osten war die Richtung des Baues, weit über 200 Schritte lang, ein Haupt- und zwei Seitenschiffe, zwischen denen 24 mächtige Pfeiler emporstrebten; über dem Mittel der Krypta erhob sich das Kreuzchor, und über diesem sollte eine ungeheure Kuppel sich wölben; an des Kreuzchores östlichen Bogen lehnte sich im Halbkreise das Stiftschor mit des Bischofs Baldachin, dem Hochaltar gegenüber; an den westlichen Bogen desselben Chores gegen das Schiff hinab, aber zwölf Stufen tiefer, das für die Kaiser zur Grabesstätte bestimmte Königschor. Oestlich und westlich sollten sich vier viereckige Thürme erheben, an denen je zwei eine gewaltige Kuppel sich anschloß, um durch das Kreuz auf ihrer Spitze weithin auf und ab, diesseits und jenseits des Rheines zu verkünden, was der Kaiser mit diesem Dome gewollt.

So war Kaiser Konrads Plan; aber er selbst, dem Reiche und seinen weitgreifenden Planen viel zu frühe entrissen, erlebte seine volle Ausführung nicht. Der Sohn und der Enkel traten in des großen Werkes Fortsetzung ein, bis letzterer, Heinrich IV., des Domes völliger Vollender ward, um dann im Tode seine Pforten sich selbst verschlossen zu finden und fünf Jahre draußen zu harren, bis auch ihm die Gruft seiner Väter aufgethan ward.

Des Kaiserdomes Ansehen verbreitete sich weit über alle Lande; Geschenke, Reliquien kamen ihm in reicher Anzahl, in einer vom griechischen Kaiser Alexis Comnenus gesandten goldenen Altartafel, selbst aus weiter Ferne her. Alle Einzelheiten seiner Geschichte anzuführen, ist hier nicht am Orte; ein Jahr und ein Ereigniß aber dürfen wir doch nicht ganz unberührt lassen.

Am heiligen Weihnachtabend des Jahres 1146 landete als Legat des Papstes, Bernhard von Clairveaux vor Speyer. Bischof und Geistlichkeit, Ritter und Bürger zogen ihm feierlich entgegen; Kaiser Konrad III. stand mit den Fürsten des Reiches am Portal des Domes, um den Mann Gottes, den beredten Friedensstifter unter den Fehden und Fürsten der Völker, den Heiligen des Zeitalters, festlich und ehrerbietig zu empfangen. Unter dem die Himmelskönigin preisenden Gesange Salve Regina bewegte sich der Zug zum hohen Chor hinauf; und als die letzten Worte des Lobgesanges „filium tuum nobis post hoc exitium ostende“ verklungen waren, setzte Bernhard in frommer Begeisterung die Worte hinzu: „o clemens! o pia! o dulcis virgo Maria!“ Das Mittelalter ist reich an solchen Ausbrüchen einer unmittelbaren religiösen Begeisterung und Erregtheit, die in ihrer überwältigenden Plötzlichkeit dann auf Zeiten und Völker wirkten; bei dem heil. Bernhard mag ein solcher in des Mannes alles berührender

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit, in welcher er, der große Kirchenlehrer des Abendlandes, für den Kirchenglauben eifrig bis zur Verfolgung war, um so mehr Erklärung finden, und so haben sich auch jene Worte seiner Zeit und dem Gedächtniß der Kirche so tief eingeprägt, daß sie schon bald darauf in allen Kirchen der katholischen Christenheit zu jener Antiphonie gesungen wurden und bis auf den heutigen Tag gesungen werden. Im Speyerer Dom aber hat man das Andenken an ihren Ursprung noch auf eine andere Weise bewahrt, indem man in dem mittleren Gange vier Messingplatten, je 30 Fuß von einander, in den Boden einlegen ließ, auf denen obige Worte eingegraben standen, so daß man beim Eintritt beim großen Thor das erste: o clemens, und an den Treppen des Königschors das letzte: Maria las.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Zu den Mysterien von Breslau. Unter diesem Titel bringt die „Schles. Ztg." folgende Zigeunergeschichte: In einem Hinterhause der Kupferschmiedestraße und zwar in einer dunklen Ecke des Flures, hielt der hiesige Kaufmann H. einen Theil seiner Wollvorräthe seit längerer Zeit aufgespeichert. Die Ballen reichten fast bis an die Decke und wurden selten in Augenschein genommen. Nur der Inhaber eines anderen Geschäftes in demselben Hause passirte wiederholt bei denselben vorbei, da er seine Waarenvorräthe in der anstoßenden Kammer hatte, ohne daß ihm je etwas Verdächtiges aufgefallen war. Auf unerklärliche Weise verschwanden aber Letzterem nach und nach an 60 Packete Stearinkerzen, was man sich um so weniger erklären konnte, als das Schloß der Thür im guten Zustande war und keine Spuren von Verletzung zeigte. Es wurde nun eines Abends aufgepaßt und zwei Kinder, ein 12jähriges Mädchen und ein 14jähriger Knabe, als Diejenigen ermittelt, welche jene Diebstähle verübten. Sie hatten sich in den Wollballen eine förmliche Höhle gegraben, sie durch einige Scheite Holz, welche sie zwischen jene steckten, gestützt und geräumiger gemacht und sich in diesem Schlupfwinkel längere Zeit aufgehalten, ohne daß man eine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Da sie des Nachts natürlich Licht brauchten, so benutzten sie ein nicht ganz mit Brettern verschlagenes Fenster, welches in die bereits erwähnte Vorrathskammer führte, um durch dasselbe ihren Bedarf an Stearinkerzen zu entwenden. Das Fenster selbst bot ihnen von außen, da es durch den Verschlag zu einer Art Doppelfenster gemacht worden, sogar Raum zur Aufbewahrung ihrer Vorräthe, und so fand man darin noch mehrere Packete dieser Kerzen. Auch hatten sie sich mit Spielzeug zum Zeitvertreib versorgt, das sie aus einer gegenüber liegenden Stube fortnahmen. Welch großes Unglück konnte daraus entstehen, daß die Kinder, welche ganz verwahrlost sind, allabendlich sich in ihrer Wollhöhle das Licht anzündeten. In der That scheint auch die Wolle schon einige Male gebrannt zu haben, wie einzelne verkohlte Stücke beweisen; doch wurde die Flamme stets von den Kindern selbst gelöscht. In dem Schlupfwinkel, welcher mitten in die Ballen hineingebaut war und daher, zumal der Hausflur ziemlich finster ist, nicht bemerkt werden konnte, fanden sich, als man das Nest ausgenommen hatte, ebenfalls Stearinkerzen, abgebrannte Stümpfchen, Stücke Brod und andere Gegenstände vor. Die Kinder sind, nachdem man sie endlich entdeckt hatte, verhaftet worden; sie verließen stets am frühen Morgen ihren Schlupfwinkel und kehrten erst in später Abendstunde dorthin zurück.

Homonyme

Der Eine bläst mich voll,
Der And're bläst mich leer;
Dem schaff' ich süßen Ton,
Dem süße Düfte her.

Auflösung des Palindroms in № 1:
Amor. — Roma.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. Speyer, Mittwoch 11. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung)

Wenn Vater Gautier etwas schwerfällig Langsames hatte, was ihm die Leute und er sich selbst als Würde auslegten, so schien durch die Adern seiner Tochter statt des Blutes Quecksilber zu rinnen. Wie eine kleine wilde Hummel schwärmte sie überall umher und am liebsten mit den Buben. Die Mädchen waren ihr zu zahm und hatten ihr zu viel Angst für ihre Fähnchen und Zöpfe. Was würde Frau Rabut nicht dafür gegeben haben, wenn Margot für die ihrigen nur ein ganz klein wenig Angst gehabt hätte, denn sie wurden auf den Streifereien und Bergfahrten mit den Buben meist hart genug mitgenommen. Wenn sie aber mit glühenden Wangen und wild zerzausten Haaren vor der Tante stand und ihr lachend die Löcher wies, welche ihr die abscheulichen Hecken ins Kleid gerissen hatten, oder ihr den Fuß entgegenhielt, von welchem der Schuh auf eine unbegreifliche Weise verloren gegangen war, so hatte diese oft die größte Mühe, statt zu schelten, das kleine wilde hübsche Geschöpf nicht abzuküssen. „O du Unband, du Unband!“ schrie sie wohl, indem sie eine Faust machte, „wo bist du wieder gewesen?“ — „O nirgends, Tante“, antwortete Margot, indem sie das schwarze Haar aus dem erhitzten Gesicht schüttelte, „Rolands François hat mir nur das neue Vogelnest auf dem Stein gezeigt!“ Und sie wies mit der harmlosesten Miene von der Welt über die Grande-Fau hinüber, wo sich aus niedrigem Buschwerk und Tannen ein einzelner bemooster Felsblock wie ein kantiger Pfeiler wohl an die vierzig Fuß hoch erhob. — „Gott der Gerechte!“ rief Frau Rabut, im Schreck die Hände zusammenschlagend, „da droben! Willst du denn mit Gewalt den Hals brechen? Aber laß mir den François, den Taugenichts, nur wieder über die Schwelle kommen!“

Und wenn François kam — er ließ gewöhnlich nicht lange auf sich warten — so gab es gewiß ein Donnerwetter und ebenso gewiß hinterher einen Apfel. François wußte aus Erfahrung, daß seine Märtyrertugend nicht unbelohnt bleiben würde, und so hielt der braune Krauskopf der Strafpredigt mit scheinheiliger Demuth Stand, indem er seitwärts nach Margot schielte, die ihm ein Gesicht schnitt. Hatte die brave Tante in dieser Weise ihr Herz erleichtert und ihr Gewissen beschwichtigt, so nahm sie Margot mit sich auf ihre Kammer und kleidete sie frisch an und strählte und glättete die zerzausten Haare sorgfältig auf's neue. Es war für sie eine stille Freude, das Kind herauszupußen, obgleich sie wußte, daß schon in den nächsten zehn Minuten all der Nettigkeit ein grausames Ende gemacht werden würde.

Das änderte sich allerdings in etwas, als Margot die Kinderschuhe zu eng wurden und der Schmetterling seine Flügel aus der Puppe herauszustrecken begann. Es waren gar artige Flügel, die da zum Vorschein kameu. Sie lief nun nicht mehr so unstöt in den Bergen umher, doch um so beweglicher ward ihre Zungenspitze. Wenn ihr ein lustiger Einfall durch den Kopf blitzte, und es fehlte ihr fast nie an einem solchen, so mußte er auch heraus, gleichviel ob die Umstände gelegen waren oder nicht. Dieses und die Grabheit, mit der sie den

Digitized by Google

Leuten ihre Meinung in das Gesicht sagte, verursachte ihr denn manche Abgeneigtheit im Dorfe. Aber sie achtete nicht darauf. Sie liebte ihr Freunde bis zur Tyrannei, und wer mit ihr böse that, selbst wenn sie ihm entgegen kam, den schalt sie einen Narren und ließ ihn laufen.

„Gnade Gott dem Burschen, der die einst zur Frau bekommt", sagten die Alten, die sich Wunder wie weise dünkten, weil sie wußten, daß hinter ihren Bergen auch noch Leute wohnten, und manche Dirne spiegelte sich in ihr wie der Pharisäer in dem Zöllner und dankte ihrem Schöpfer, daß sie nicht sei wie Margot. Den jungen Burschen aber, die auch wie sie an nichts weiter dachten, als an die augenblickliche Freude des Daseins, war sie gerade recht. Sie that nicht zimperlich mit ihnen und war auf dem Tanzplatze unermüdlich. Da glühten ihre Wangen wie früher, wenn sie mit den Buben auf den Bergen herumgeklettert war, und François Roland war ihr auch hier der Liebste, obgleich sie sich mit niemand öfter als mit ihm zankte. Ja, die reine Freude am Dasein blitzte ihr hell aus den großen Augen, und all ihr unruhiger Muthwillen, mit dem sie die Leute in ihrer Umgebung neckte und plagte, floß aus der Quelle des kräftig aufschäumenden Lebens. Wo sie ging und stand und was sie trieb, sie mußte schwatzen, lachen und singen, so daß das weiße Kreuz einem großen Vogelbauer glich. Die Tante aber meinte oft, sie sei das wahre Kreuz im Kreuze, und für sie war sie's in der That, nicht weil sie von ihr mehr zu leiden hatte als Andere, sondern um der Zukunft willen. Sie machte ihr um so größere Sorge, als ihr der wilde Rosenstrauch immer mehr über den Kopf wuchs und die Rosen sich immer reizender und reicher entfalteten. Das Mädchen zählte fast sechzehn Jahre. Sie war also kein Kind mehr, und welche Gefahren mußte ein so unerfahrenes, lebhaftes und hübsches Geschöpf nicht in einem Wirthshause laufen, zumal die Tante zu vielfach beschäftigt war, um stets ein wachsames Auge auf sie haben zu können.

Frau Nabut hielt es für ihre Pflicht, ihren Schwager darauf aufmerksam zu machen. Sie that es bei der nächsten Gelegenheit, da sie mit ihm allein war, und setzte ihn dadurch in keine geringe Verlegenheit. Er rückte an seiner Mütze und fuhr sich ein- über das anderemal mit der fleischigen Hand über die Stirn. Er hatte sich Margot nie als herangewachsen gedacht und wußte nun nicht, was zu thun sei. „Natürlich wißt Ihr's nicht!" bemerkte die gute Frau etwas scharf, „dern Ihr habt nie an das arme Ding gedacht, weder als klein, noch groß. Andere Leute würden stolz auf ein so hübsches Kind sein, und sie hätten ein Recht dazu; aber Ihr habt nur Sinn für den leidigen Mammon. Und für wen scharrt Ihr das schöne Geld zusammen und legt es auf die hohe Kante? Für Euer Kind, nicht? O ja, Ihr denkt an sie!"

Vater Gautier hörte sie offenbar nicht, sonst hätte er es gewiß an einer derben Erwiederung nicht fehlen lassen. Er war aufgestanden und langsam ans Fenster getreten, in der einen Hand noch das Zeitungsblatt haltend, aus dem er im Begriff gewesen, seinen gewohnten Mittagsschlaftrunk zu sich zu nehmen. Er starrte hinaus auf die frühlingsgrünen Matten, indem die Schwägerin fortfuhr: „Und wenn Ihr es für Margot zusammengeizt, warum thut Ihr nichts für sie? Der Wildfang muß unter andere Zucht, wo er Respekt hat und was Rechtschaffenes lernt. Das einzige Kind eines Mannes wie Ihr sollte sich doch wohl auch vor den Leuten sehen lassen können. Sie hat nicht Ursache, sich ihres Gesichts zu schämen, selbst vor all den feinen Damen aus Lausanne und Genf nicht, die den Sommer bei uns herumsteigen, und wenn sie sich herausstaffirte, wie sie — und sie könnt's vielleicht leichter als manche von ihnen — da möchte ich doch wissen, ob ihr Eine von ihnen das Wasser reicht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

Aber die Anwesenheit des heiligen Bernhard im Speyerer Dome hatte noch eine

Digitized by Google

ganz andere Folge, als jene, so zu sagen, bloß liturgische, eine viel bedeutendere, eine weltgeschichtliche. Er war ja die erste hierarchische Macht des Zeitalters, mit seinem theokratischen Geiste berufen, Fürsten zu gebieten, Päpste zu lehren, Völker zu leiten. Die Früchte des ersten Kreuzzuges waren damals verloren gegangen. Die Völker Mohameds kämpften im Gefühle, daß es sich hier um Religion, Ehre und Weltherrschaft handle, gegen die in sich zerfallende und uneinige Herrschaft im Osten. Edessa, des Reiches Vormauer, war gefallen. Rettung war allein in einem neuen Aufgebot der christlichen Völker zum Kreuz. Bernhard von Clairveaux war der beredte Mund, durch den diese Noth allein wirksam sprechen konnte; er stellte sich an die Spitze der Bewegung, als der Bote Gottes unfehlbaren Sieg verheißend. In Speyer schien ihm die rechte Stunde gekommen.

Am dritten Weihnachtstage unterbrach er plötzlich, wie auf höhere Eingebung, das friedliche Hochamt, wandte sich an Kaiser und Volk und predigte in jener Beredtsamkeit, deren Glut und Leidenschaft nichts widerstehen konnte, die Noth des heiligen Grabes und das Kreuz. Dem Kaiser war es um einen Kreuzzug nicht ernstlich zu thun, allein in tiefster Bewegung sank er am Altar vor Bernhard nieder und empfing das Panier aus seinen Händen. Schon ein Jahr später führte er, sein Versprechen lösend, 70,000 Reisige über den Hellespont.

Aus jener Zeit des Glanzes und des Ruhmes für den Dom geben wir an den Jahrhunderten vorüber, gleich zu jener furchtbaren Stunde, die für ihn die erste seines Unglücks ward. Die Reunionsheere Ludwigs XIV. verwüsteten die Pfalz. Heidelbergs Flammen hatten wie eine unheilvolle Prophezeiung nach Speyer hinübergeleuchtet. Am 31. Mai ward die freie Reichsstadt Speyer, gleichwie auch Worms, deren Bürger sieben Monate lang mit beispielloser Aufopferung jedem Winke der französischen Befehlshaber gehorcht und alles erduldet hatten, angekündigt, daß des Königs Interesse es erfordere, beide Städte ganz von der Erde zu vertilgen. Gleichzeitig wurde Feuer in sie geworfen und beide waren sie nach wenigen Stunden Schutthaufen. Nur die Dome standen noch unversehrt. Da schlugen auch aus dem zu Speyer die zündenden Flammen, und am 2. Juni lagen auch seine Trümmer bei denen der Stadt. Der Greuel der Verwüstung brach aus an der heiligen Stätte. Die marmornen Sarkophage wurden zerschlagen, die Gräber durchwühlt, die Gebeine Kaiser Albrechts und der Kaiserin Beatrix in den Schutt verstreut. Was die Flammen nicht hatten bewältigen können, fiel unter dem Brecheisen der französischen Mineurs. Nur die Thürme und der fast ganz ausgebrannte Rumpf des Domes standen noch, ein würdigeres Monument für den „großen" Ludwig, als die Triumphpforte von Saint-Denis in Paris.

Hundert Jahre fast vergingen, ehe man ernstlich an einen Wiederaufbau des zertrümmerten Tempels denken konnte; aber kaum war dieser gefördert und mit schweren Opfern nothdürftig vollendet, als auch schon neue Zerstörung und neue Verwüstung kam. Die Soldaten des republikanischen Frankreichs beeiferten sich, in Speyer keinen weniger geschändeten Namen als die des königlichen zurückzulassen. Am 10. Januar 1794 fingen sie an, im Dome alles zu zerstören, was an Kirche und Kirchendienst erinnern konnte, um dies Werk 9 Tage fortzusetzen und am zehnten das Siegesfest zu feiern. Um den vor dem Dom errichteten Freiheitsbaum tanzten die Verwüster in jubelndem Reigen, und unter ihm verbrannten sie Chorbücher, Crucifixe und das Bild der Madonna.

Der Dom wurde Magazin und endlich, als unnütz, zur Demolirung bestimmt. Mit allen seinen Kapellen, Thürmen und Hallen sollte er niedergeschlagen, die Dächer abgetragen, die Gewölbe eingebrochen, die Pfeiler gestürzt, die Mauern mit Brecheisen niedergeworfen oder mit Pulver gesprengt werden. Die Nation bot das ganze Gebäude um den Abschätzungspreis von 8000 Francs zur öffentlichen Versteigerung aus. Nur das Portal mit den 3 Thoren und der westlichen Glockenkuppel sollte stehen bleiben als Haupteingang zum neuen Waffenplatze, der an die Stelle des Domes kommen sollte, und damit ja jeder Gedanke an eine Er-

Digitized by Google

haltung vereitelt würde, so ward befohlen, daß alle Baumeister, Künstler und Gemeinden auf 6 Stunden im Umkreis von Speyer bei allen Bauten keiner andern Steine, als derer vom Dome sich bedienen dürften.

Alle Bitten in Paris blieben ohne Erfolg, der Untergang des Domes schien entschieden, nur war man auf einen andern Ersatz für ihn verfallen: er sollte nun auf Abbruch versteigert werden, um an seiner Stelle einen Viehmarkt anzulegen. Endlich aber kam doch Rettung. In einem Dekret vom 23. September 1806 bewilligte Napoleon die Rückgabe der Kathedrale von Speyer an den katholischen Kultus. Bis dieser aber die zerstörte zu seinem Gebrauche völlig wieder herstellen konnte, vergingen abermals Jahre, und erst 1822 konnte man wieder den ersten Gottesdienst in ihr halten.

Die innere Restaurirung des Domes ging der äußeren voran, aber gerade jene machte, namentlich in der Vollendung der Frescomalereien, diese zu einer gewissen, das harmonische Verhältniß zwischen Innen und Außen herstellenden Nothwendigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Galante Frechheit. Auf einem neulich im Pavillon zu Brighton gehaltenen fashionablen Balle stellte es sich heraus, daß viele Damen das Tanzvergnügen mit ihren Börsen bezahlt hatten, die ihnen in der fesselnden Aufregung der Quadrillen und Polkas aus den Taschen gestohlen worden waren. Die Diebe mußten jedoch ebenso gewandte Polkatänzer als Taschenkünstler sein, denn es wurde allgemein anerkannt, daß man sich nie besser amusirt, und der „Brighton Guardian" sagt in seinem Bericht unter der Rubrik: „Fashionable Neuigkeiten", daß der Tanz bis 4 Uhr Morgens angehalten habe. Als die Gesellschaft endlich aufbrach, fand man auf dem Tische eines Vorzimmers alle die gestohlenen Börsen in der Reihe aufgelegt, nur ihr Inhalt war verschwunden, in einzelnen Fällen jedoch durch einen galanten Vers oder eine zierliche Cotillion-Devise ersetzt. Man weiß nicht, ob man mehr über die Galanterie der Frechheit oder über die Frechheit der Galanterie in diesem Falle erstaunen soll.

Dem Londoner Adreß-Kalender für 1860 entnehmen wir folgende statistische Angaben. London zählt gegenwärtig an dritthalb Million Einwohner, die in 300,000 Häusern leben. Ihre kleinen Streitigkeiten werden von 6000 Herren des Advocatenstandes bereitwillig verwickelt und gelegentlich geschlichtet, während 930 Pastoren in 429 Kirchen und 423 kleineren Bethäusern für ihr Seelenheil sorgen. Unter den Gotteshäusern gehören 121 den Independenten, 100 den Baptisten, 77 den Wesleyanern, 29 den Katholiken, je 10 den Calvinisten und Presbyterianern, 7 den Quäkern und 10 den Juden, denen sich noch zahllose kleinere Bethäuser anderer Secten anschließen. Ist Einer durstig, hat er die Wahl zwischen 4000 Schenken und 1000 Weinverkäufern. Ist Einer hungrig, so findet er 2500 Bäckerläden, 1700 Fleischer, 2600 Specereihandlungen, 1260 Kaffeeschenken und gegen 1500 Milchverkäufer zu seiner Verfügung. Sollte er sich aber unglücklicher Weise eine Unverdaulichkeit zuziehen, findet er 2400 gehörig registrirte Aerzte und unzählige unregistrirte, nebst 500 Todtengräber-Gewerken, um sich in einen bessern Zustand zu versetzen. Für die Bedeckung und Verzierung des äußern Menschen sorgen 3000 Schuster-, 2950 Schneider- und 1560 Putzmacherläden, welchen letzteren 1080 Modehandlungen und 290 Leihämter hilfreich zur Seite stehen. Die geistige Erziehung des innern Menschen aber zu fördern, bestehen 1500 Schulen.

Charade.

(Vierfylbig.)

Das erste Paar bedeutet Thränen,
Die doch oft Tausende ersehnen.
Gott Amor, wie die Dichter sangen,
Kommt mit dem zweiten Paar gegangen.
Das Ganze zeigt dir klar im Trüben:
Es gibt auch eine gute Sieben.

Auflösung der Homonyme in № 2:
Pfeife.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. Speyer, Samstag 14. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Vater Gautier drehte sich hier nach der Sprechenden um und schaute sie eine Sekunde lang an. Dann sagte er: „Es ist eitel Thorheit, was Ihr da redet, Schwägerin!“ Blick und Ton aber verriethen, daß ihm die eitle Thorheit dennoch schmeichelte. — „Freilich ist's eitel Thorheit“, fuhr sie fort, „mit seidenen Lappen und Spitzen und all den Flittern, und Gott verhüte, daß ich wünschte, die Margot thät's, obgleich sie's kann. Es taugt nimmer, wenn der Mensch aus der Art schlägt und ein Pfau sein will, da ihn unser Herrgott als Saatkrähe geschaffen hat. Eine tüchtige Wirthin und dereinst eine brave Hausfrau, das ist's, was die Margot werden soll, und was ihr und Euch Noth thut. Seht, Schwager, wenn ich auch in allen Dingen nach dem Rechten und Eurem Besten aus bin und auch zu Euch gehöre von wegen meiner seligen Schwester, so ist's doch nicht mein Gut und mein Haus, wofür ich walte und schaffe. Es ist ein eigen Ding um's Eigen, und glaubt mir, das Gesinde denkt's auch, und so ist der wahrhaftige Respekt und Gehorsam nicht da. Da dacht' ich, wenn die Margot das Regiment in die Hand nähme, da wär's recht. Aber das geht nun nimmermehr. Seht, Schwager, die Zeiten von gestern sind nicht die von heute. Die Leute, die zu uns kommen, sind's besser gewöhnt, als wir es ihnen bieten können und als sie es anderwärts im Lande finden. Unsere Kost ist ihnen zu schlicht, zu derb, zu bäuerisch und unsere Manieren sind's auch.“

Das traf den Wirth wie ein Wespenstich. „Unsere Manieren?“ rief er zornig aufbrausend. „Unsere — bäuerisch — von wem sprecht Ihr? Ich denke, der Wirth zum weißen Kreuz weiß, was Art ist.“ Damit schleuderte er das Zeitungsblatt, das er zusammengeballt hatte, auf den Boden. — „Freilich wißt Ihr's“, entgegnete die Frau, welche in diesem Stücke nicht wenig stolz auf ihren Schwager war, obgleich sie sonst seine Schwächen und Fehler ziemlich scharf durchsah. „Aber wir Andern verstehen's nicht besser, und da kränkt's doch, wenn man sein Bestes thut und es den Gästen trotzdem ansieht, daß es ihnen nicht behaglich ist, daß sie unzufrieden sind.“ — Die Anmerkung seiner guten Lebensweise besänftigte Vater Gautier und er nahm jetzt wieder auf seinem Lehnstuhl Platz, indem sich der letzte Rest seines Grolls in ein unverständliches Murmeln auflöste. — „Und das ist's eben, was ich Euch sagen wollte“, nahm Frau Rabut, an seine Seite tretend, von neuem das Wort. „Die Leute sollen nicht schlecht reden vom weißen Kreuz, und so dacht' ich an Euren Bruder, den Bäcker und Weinhändler in Bex. Thut die Margot auf eine Zeit zu ihm ins Haus, daß der Wildfang hier nicht zu Schaden komme und lerne, wie's bei feinern Leuten der Brauch ist in Küch' und Keller, in Reden und Manieren. So sind wir die Sorg' los, und die Margot wird's Euch danken, wenn sie zu Verstand gekommen sein wird.“

„Und was wird Euch die Margot danken, wenn sie zu Verstand gekommen sein wird?“ rief hier eine helle Stimme von der Treppe her, und Margot selbst lehnte in das offene Fenster herein. „Ich möchte doch wissen, Tante, was Ihr zu Verstand

Digitized by Google

kommen heißt, wenn ich's noch nicht bin? Oder — und mit einem Schwung saß sie auf dem Fensterbrett — heißt Ihr graue Haare den Verstand? Dann hat's noch gute Zeit. Also sagt's nur gleich, was ich Euch danken soll; denn alte Leute haben ein kurzes Gedächtniß." Ihre Augen blitzten die beiden Alten munter an, die Tante aber rief: „Willst du wohl gleich da herunter! Schickt sich das für eine Dirne, so da zu sitzen und mit den Füßen zu schlenkern?" — Statt zu gehorchen, setzte sich Margot erst recht fest, indem sie dem Vater zurief: „Aufgepaßt, jetzt kommt der Tante Leiblied, das Zanken!" Diese lief auf Margot zu, um sie gewaltsam von ihrem Platze zu vertreiben, kaum war sie jedoch in deren Nähe, als dieselbe die Arme, die sie bisher im Trotz über einander geschlagen, um den Hals der Tante schlang und die alte Frau unter lautem Lachen so kräftig an sich preßte, daß sie sich nicht rühren konnte.

„Laß mich los, laß mich los!" schrie Frau Nabut, welche sich vergebens frei zu machen strebte. Doch Margot hielt sie nur fester und lachte nur ausgelassener. Selbst Vater Gautier ließ ein behagliches Brummen hören. Je länger er das blühende Kind anschaute, desto mehr fand er, daß die Schwägerin nicht zu viel gesagt habe. Wie sie da mit ihrer Tante scherzend rang und lachte, den hellen Muthwillen in allen Mienen, gefiel sie ihm mehr und mehr. Jetzt bückte sie den Kopf herunter, drückte einen schallenden Kuß auf den Mund der sich vergebens Sträubenden, und die Arme von deren Nacken lösend, glitt sie vom Fensterbrett hinab und rannte lachend die Treppe hinauf. Vater Gautier lachte, während die Tante, in Folge ihrer Anstrengungen ganz roth geworden, ihre verschobene Haube zurecht rückte und mit den Worten: „der Taugenichts! der Tangenichts!" wieder zu ihren Geschäften eilte.

Ueber Vater Gautiers volles Gesicht glitt es noch von Zeit zu Zeit wie der Widerschein eines innern Lachens. Das Schelmengesicht seines Kindes stand fort und fort vor seinem geistigen Auge und es begann sich in ihm der Stolz oder die Eitelkeit auf ein Gut zu regen, das er bisher nicht gekannt oder geachtet hatte. Margot trat als ein neuer Faktor in das Spiel seines Ehrgeizes, dessen Entwürfe sich nun klarer und bestimmter in seinem Kopfe auseinander zu legen begannen. Sein Kind gab ihnen einen festen Halt, während ihm die Worte der Schwägerin den Weg zeigten, auf dem ihre Ausführung gelingen mußte. Ja, die Margot mußte in die Stadt. So dachte er, während er auf seinem Armsessel den Versuch machte, den versäumten Mittagsschlaf nachzuholen. Aber er dachte nicht an das alte Sprichwort: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirthschaft legen will, dem gibt er eine hübsche Tochter!" — noch verstand er die Predigt, welche das Bohren des Todtenwurms in dem Holzgetäfel der Wand seinem Ehrgeize und seiner Eitelkeit hielt.

2.

Als François hörte, daß Margot zu ihrem Oheim nach Bex kommen würde, begann er sich mit jedem Tage unbehaglicher zu fühlen. Er ward unruhig und reizbar. Das Herz regte sich in ihm und er verstand dessen Sprache nicht. Nie hatte er so viel an Margot gedacht und war nie mit ihr unzufriedener gewesen. Denn sie freute sich offenbar auf die Veränderung, weil es eben eine Veränderung war, und in ihrer doppelt guten Laune neckte und plagte sie ihn mehr denn je, ihm und auch sich manche gute Stunde ihres letzten Beisammenseins verderbend. Er war nur einmal in seinem Leben in Aigle gewesen und erinnerte sich der Beklommenheit, die ihm die schmalen Straßen zwischen den hohen Häusern verursacht hatten. Er begriff nicht, wie man dort ausdauern, oder gar vergnügt sein könnte.

„Ja freilich", neckte ihn Margot, welche an ihrer Ausrüstung nähend, in der Mittelstube am Fenster saß, während er draußen stand, „wenn dein dicker Kopf alles begriffe! Begreifst du doch kaum, daß die Häuser Thüren haben. Warum kommst du nicht herein?" — „Ich mag nicht", entgegnete er; „es ist mir zu eng drinnen!" — „So geh!" rief sie, und den Kopf auf ihre Arbeit neigend, nähte sie eifrig fort. —

Digitized by Google

Er ging aber nicht und sie fühlte, daß er sie fortwährend anstarrte. Das machte sie endlich ganz unruhig und ungeduldig. Der Faden, mit dem sie nähte, zerriß.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

Bei dem Wiederaufbau nach der ersten Zerstörung hatte man sich zwar in den Grundzügen an Styl und Form des alten Baues gehalten, allein dessen genaue und einzelne Wiederherstellung theils aus Geldrücksichten, theils im Einfluß der damaligen verdorbenen Geschmacksrichtung versäumt. So war namentlich die westliche Façade verkrüppelt geblieben; auf den Ueberresten derselben hatte man einen niedrigen Vorbau, über diesem die Glockenkuppel und auf jeder Seite der letzteren ein Kuppelthürmchen, an den vier Ecken des Vorbaues aber vierseitige Pyramiden errichtet, sowie die beiden Thürme niedergeschlagen.

Diesen schreienden Widerspruch des einen Theils mit allen übrigen des ganzen großartigen Baues und der prächtigen Ausschmückung des Innern zu lösen, war nun die Aufgabe der allerneuesten Restauration des Domes. Die beiden fehlenden Thürme mußten wieder gebaut, jene geschmacklosen Zuthaten, der runde Abschluß des Mittelschiffes, die vier Pyramiden u. s. w entfernt, die Vorhalle mit der Vorderfaçade bis zur Höhe des Mittelschiffes hinaufgeführt, die Glockenkuppel über der First derselben errichtet und die Portalöffnungen sammt der ganzen Vorhalle in entsprechender Weise hergestellt werden. Seit 1854 ward auch dieses nach dem geschmackvollen Plane des Baudirektors Dr. Hübsch in Karlsruhe in Angriff genommen und wird, wenn der Leser dieses liest, als das Letzte, was dem Dom noch zu seinem völligen Abschluß fehlte, vollendet sein.

Treten wir nun an den Dom in seiner gegenwärtigen, fertigen, das Bild der Vergangenheit wieder lebendig machenden Gestalt heran, so wird uns zunächst seine Größe, deren Riesenmaß von wenig andern Kirchen erreicht wird, imponiren. Wie eine bergartige Masse erscheint er, von weitem gesehen; in der Nähe schwindet er nicht zusammen, allein dem mächtigen Eindrucke des Ganzen gesellt sich eine wunderbare Einfachheit, ja Zierlichkeit des Einzelnen. Das massenhafte des Ganzen wird vergeistigt durch die edle Harmonie seiner Theile, ein Eindruck, den wir eher bei den Domen der Gothik, als bei denen des romanischen Styles zu finden gewohnt sind. Als eines der vollendetsten und großartigsten Muster des letzteren Styles erkennen wir den Dom sogleich, als eine gewölbte Pfeilerbasilika mit überhöhtem Mittelschiff, vertieftem Hauptchor, stark ausladendem Querschiff und einer achteckigen Kuppel über der Kreuzung der beiden Schiffe. Das Westende des Domes bildet einen Querbau mit Giebeln auf beiden Seiten; dieser trägt in der Mitte, wo das Mittelschiff auf ihn trifft, die Glockenkuppel. Auf der Ostseite, sowohl des Querschiffes, als auch des Vorhallenbaues stehen je zwei viereckige Thürme, von denen paarweis der eine nördlich, der andere südlich an das Mittelschiff sich anlehnt, die östlichen aber 23 Fuß höher als die westlichen sind.

Prachtvolle Arkaden laufen auf freistehenden Säulen ruhend als offene Gallerie hoch oben vor der Mauerfläche hin und tragen um das ganze Gebäude herum die reichverzierten Dachgesimse. Das Langhaus zieren einfache, das Querschiff jedoch reich gegliederte, auf seiner Südseite mit trefflichen Ornamenten geschmückte Rundbogenfenster.

Die Hauptfaçade mit ihren drei reichgegliederten und mit ornamentalen Skulpturen versehenen Portalen, an denen die Uebergänge der Gliederungen nach dem Vorgange der älteren Bauten dieses Styls wiederum durch Verzierungen und Masken vermittelt sind, theilt sich, den drei Schiffen der Kirche entsprechend, in drei Felder. In der obern Region des Mittelfeldes, das geschmackvoll in einem das Mittelschiff andeutenden Giebel endigt, befindet sich ein

Digitized by Google

Radfenster, welches in seinem Centrum das dornengekrönte Haupt des Heilandes trägt und von den in den Zwickelfeldern angebrachten Sinnbildern der vier Evangelisten umgeben ist. Unmittelbar über dem Mittelportale stehen in Nischen die Bildnisse der Patrone des Domes: Maria mit dem Kinde, Stephanus und Bernhard von Clairveaux.

Die Vorhalle bereitet auf die geschichtliche Bedeutung des Domes vor: vier Reliefbilder, drei Scenen aus dem Leben Rudolfs von Habsburg, eines die Gründung des Domes durch Conrad II. vorstellend, und die Statuen der acht hier begrabenen Kaiser empfangen den Eintretenden.

Durch die große Pforte thun wir nun den Schritt über die Schwelle ins Innere des Gotteshauses. Mit der ganzen Majestät eines solchen grüßt es uns. Das Auge schaut durch die hohen Gewölbe, an den mächtigen Pfeilern vorüber, hinauf zum Königschor, über diesen zum Hochaltar und weiter bis zum fernen Ende, in das Stiftschor, in große, weite, gewaltige Räume; allein überall gewahrt es eine erhabene Einfachheit, nichts Belastendes bei aller dieser Größe. Der Blick wird nicht verwirrt, er bewahrt eine Fülle von Einzelheiten, aber immer wieder ruht er aus in ihrer wunderbar zusammenstimmenden Harmonie. Und nun dringt er höher, zu den Pfeilerflächen des Langhauses, zu den Chören empor; eine Welt des Lichts leuchtet ihm entgegen, Bild an Bild sieht auf uns nieder, aber auch in diesem den Eintretenden auf einmal umfassenden Glanze ist nichts Betäubendes, auch hier wieder ist Einfalt das höhere Gesetz. Kein überflüssiger Schmuck, nichts von der Gold- und Edelgesteinverschwendung anderer Kirchen ist hier zu gewahren, dafür aber zieht ein Gruß aus einer andern Welt durch diese majestät'schen Hallen und unwiderstehlich in das Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(„O du lieber Augustin.") Die W. Theaterchronik schreibt aus Wien: Der bekannteste Bänkelsänger war der lustige Schelm Augustin, der im 17. Jahrhundert lebte und sich schon in jungen Jahren dem Studium der edlen Musika widmete. Mit dem Dudelsack unter dem Arm und einigen Dutzend Liedern im Gedächtnisse, zog Augustin zu den Kirchentagen in den Vorstädten, auch in die umliegenden Dörfer, und zur Faschingszeit besuchte er nach der Art der heutigen Harfenisten regelmäßig an bestimmten Tagen gewisse Schenken und Kneipen. Augustin war der Amphion seiner Zeit. Seine Volksgesänge, namentlich das berühmte Lied „vom Einerlei", erfreuten sich in der damaligen Zeit großer Beliebtheit. Bekannt ist es ferner, daß Augustin i. J. 1679, als die große Pest wüthete, im trunkenen Zustande bei Nacht und Nebel in eine halbgefüllte Pestgrube vor dem Burgthore fiel, dort fest einschlief, und erst am nächsten Morgen durch die Pestknechte aus der unheimlichen Höhle gezogen wurde. Augustin kam, Dank seiner starken Nerven, ohne weiteren Schaden mit dem bloßen Schrecken davon; sein Tod erfolgte erst am 17. Februar 1702, und zwar nach einem abermals zu schlimm durchschwelgten Abend. Dieser Umstand scheint nicht ohne Einfluß auf die späteren Volkssänger geblieben zu sein. Wie dem sei, auf den obbenannten Bänkelsänger bezieht sich das bekannte Volkslied: „O du lieber Augustin!"

* Logogryph.

Um dir es rund heraus zu sagen,
Ich werd' bis an mein End' getragen;
Kopf ab, und ich bin freudenleer und Pein;
Streich noch ein' Kopf, muß heilig ich dir sein;
Fällt vollends auch mein Schwanz noch in die Brüche,
Bleib unentbehrlich ich dir in der Küche.

k.

Auflösung der Charade in № 3:

Regenbogen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Mittwoch 18. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott", sagte sie mit erheucheltem Erstaunen, „bist du noch da?" — „Ja", antwortete er, „und da du meinst, ich versteh' nichts, so sage mir doch, was du in der Stadt sollst und willst?" — „Was kümmert's dich, was ich soll?" äußerte sie. „Aber was ich dort will, kann ich dir sagen", und lächelnd setzte sie hinzu: „Eine Dame will ich werden." — „Du und eine Dame!" zuckte er die Achseln. — „So?" versetzte sie. „Meinst du, ich könnte nicht auch wie sie trippeln und mich winden und schmiegen und lispeln und zimperlich thun und doch mit den Augen herumwerfen?" — „O ja, das kannst du schon", gab er lachend zu. „Aber mit solchen breiten Händen, wie die deinigen, und einem solchen Mohrengesicht sah ich noch mein Lebtag keine Dame!" — „O dafür gibt's Handschuhe in der Welt, und was das Mohrengesicht anlangt", rief sie schnippisch, „was kümmert es dich und was gaffst du es an, wenn's dir nicht gefällt?" — „Ich gaff' dich gar nicht an." — „Ist mir auch gleichgültig, ob du danach siehst oder nicht", fuhr sie fort, indem sich ihre Wangen rötheten. „Und für dich ist's um so besser; wirst es nicht vermissen!" — „Dir scheint es auch gar leicht zu werden, von all deinen alten Bekannten wegzugehen", sagte er unmuthig. „Und du kennst die Leute nicht einmal, zu denen du kommst." — „Ich soll wohl gar greinen, du Narr!" — „Nun, daß du dich darüber freuest, brauchst du den Leuten auch gerade nicht so offen zu sagen." — „Warum nicht? Was liegt mir an euch allen? Und siehst du, weil ich die Leute hier alle auswendig kenne, darum gehe ich eben weg. Ich will auch einmal andere sehen." — „Die werden auch 'was Recht's sein!" meinte er verächtlich. — „So gut wie du alle Tage", entgegnete sie scharf. „Und daß du es weißt, so grob, wie du, sind sie gewiß nicht"

Sie nahm ihre Arbeit zusammen und ging weg. Er stampfte zornig mit dem Fuße, und nachdem er einige Augenblicke gewartet, ob sie nicht wiederkäme, entfernte auch er sich. „Gut", grollte er vor sich hin, „wenn ihr nichts an uns liegt, mir ist's auch recht!" — Er ließ sich auch die beiden folgenden Tage, die letzten, welche Margot unter dem väterlichen Dache zubrachte, nicht wieder im weißen Kreuze sehen.

Es war ausgemacht worden, daß die Tante Gautier Margot in Grion erwarten sollte, und so brach diese denn in der Frühe des festgesetzten Tages, von der Schwester ihrer seligen Mutter begleitet, dahin auf. Ein Hirtenbube trug in ein Tuch geknüpft, ihr nöthigstes Gepäck. Ihre andern Sachen sollten mit der ersten Gelegenheit über Aigle nachkommen. Vater Gautier gab ihnen noch das Geleit durch's Thal. Dann stiegen sie rechts vom Chatelet die frischgrünende Alm im Zickzack, Einer hinter dem Andern, hinan. Da lag nicht weit von ihnen abwärts der moosige Stein unter den Tannen, auf den Margot mit François geklettert, um den Vögeln ins Nest zu schauen, und sie richtete die Blicke auf ihn und nach ihm zurück, als ob sie etwas erwartete oder suchte. Es war ein klarer Frühlingsmorgen. Die Sonne ging über dem Thalrande auf. Die Föhren erfüllten die Luft mit ihrem harzigen Wohlgeruch, die Finken schlugen

Digitized by Google

in den Büschen, der Bach murmelte und rauschte zur Seite der Wanderer, und hinein klang das Geläute des auf den Abhängen weidenden Viehs. Margot schritt stumm hinter ihren beiden Gefährten her. Sie schaute oft zurück und in den Tann, aus dem zuweilen eine Kuh mit großen glänzenden Augen sie anſah und dann den Kopf schüttelte, daß die Glocke an ihrem Halse leise klang. Es war doch nicht so leicht von Hause fortzugehen, wie Margot gedacht, und mit jedem Schritt weiter ward ihr das Herz schwerer. Sie blickte nicht mehr rückwärts, noch seitwärts, nicht mehr hinab nach dem schäumenden Bach, auf dessen Uferſteinen hier und dort eine Ziege stand, noch hinauf nach den Sennhütten, aus deren Kaminen der Rauch in leichten Wölkchen aufwirbelte. Ihr Auge hing an dem schmalen Fußpfade vor ihr. Sie hätte weinen mögen, aber sie schämte sich.

Eine schroff aufsteigende Gebirgswand, welche im Bogen vom Chamossaire kommt und diesen mit den Vorbergen der Diablerets verbindet, durchschnitt jetzt quer das Thal. Sie scheidet die hochgelegene Wiege der Grione von der Grande-Eau und heißt das Kreuz. Der Weg führte jenseits des Baches zwischen dunkeln Föhren und schimmernden Kalkblöcken jäh zur Höhe, wenn man die unregelmäßigen Stufen und schmalen Ränder, welche das Vieh mit seinen Hufen in den Boden geprägt, und ein verworrenes Spalier bloßgelegter Baumwurzeln und Regenfurchen einen Weg nennen will. Die Wanderer stiegen zum Bache hinunter, den sie überschreiten mußten. Aber zu ihrem Schreck fanden sie ihn noch von dem geschmolzenen Schnee geschwollen, und die Schrittſteine lagen tief in dem wirbelnden Waſſer begraben. Ihr Suchen nach einem andern Uebergange war vergebens, und rathlos standen sie da.

„Wir müſſen ihn durchwaten", sagte endlich Margot entschlossen und setzte sich auf den Boden, um sich ihrer Schuhe und Strümpfe zu entledigen. — „Es geht nicht", entgegnete Frau Rabut, „wir können auf den schlüpfrigen Steinen nicht feststehen und das Waſſer würde uns umreißen. Ich habe nicht Lust zu ertrinken!" — „Zurück gehe ich nicht!" rief Margot. — „Ahoi, dort ist jemand!" schrie plötzlich der Bube und wies über den Bach, wo in diesem Augenblicke eine männliche Gestalt hinter den Büschen auftauchte. — „Und schau, Margot", rief die Tante verwundert und erfreut, „es ist François!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

In dem Maße, als wir den Chören näher treten, wird der Durchblick reicher und mannigfaltiger. 24 Arkadenpfeiler, aus Halbsäulen und Pilastern componirt, tragen das Mittelschiff, welches, wie die zwei parallelen Seitenschiffe, die mit ihm das Langhaus bilden, mit Kreuzgewölben im Rundbogenstyl überdeckt ist. Von den Pfeilern tritt je der zweite in der Reihe etwas mehr hervor und wird Hauptpfeiler, und je zwei dieser Hauptpfeiler wieder, die einander gegenüberstehen, tragen die Querbögen des Gewölbes, während zwischen je zweien, die in der Reihe auf einander folgen, jedesmal zwei zu den Seitenschiffen führende Arkaden sich befinden. Das Verhältniß der Breite zu der Höhe im Mittelschiffe ist mit der Hauptgrund des erhabenen Eindruckes, den das Innere des Domes macht, denn vor allem dadurch ist dem Ganzen jene Leichtigkeit und das kräftige, nach oben gipfelnde Emporstreben gegeben, das hier selbst so hinanziehend wirkt und das wir eben in keiner andern Kirche dieser Bauart wieder gewahren.

Ehe wir aber nun die zehn Stufen zu dem geschichtlichen Mittelpunkte des Domes, dem Königschor, hinaufsteigen und dann seine künstlerische Herrlichkeit betrachten, gehen wir aus einem der Seitenschiffe hinab in die Krypta. Hier stehen wir auf dem, freilich auch durchwühlten, doch im Ganzen am meisten noch ursprünglichen Boden des alten Domes. Von starken, gedrängten Pilastern gestützt, dehnt sie sich in Kreuzes-

Digitized by Google

form, eine weite Grabeskirche, unter den Chören aus. Hinter einer dicken Mauer stehen, 12 Fuß tief eingesenkt, die Kaisersärge. Kaiser Rudolfs alter Sarkophag mit seinem halbverwitterten Bilde ist das einzig Merkenswerthe in der Krypta, die nun auch zu gottesdienstlichem Gebrauche wieder hergestellt worden ist.

Letzteres ist bereits auch geschehen mit einem andern merkwürdigen Theile des Domes, der ihm auf der Nordseite, in der Ecke zwischen Querschiff und Langhaus, angebauten St. Afrakapelle. Heinrich IV. war ihr Gründer und in ihr der Gründer seiner Todtenkapelle, wie freilich der stolze, hochfahrende Kaiser keine sich zu bauen vermeint hatte. Die Afrakapelle ward dem Todten, was Canossa dem Lebenden war: wie er dort im Büßerhemde draußen vor der Burg der Lösung des Bannspruches wartete, stand er hier in der von ihm erbauten Kapelle neben dem von ihm vollendeten Dome, in elendem Sarge fünf Jahre lang unbegraben, bis endlich der Fluch von dem auch als Leichnam noch Unglückseligen genommen ward.

Von hier, wo uns unsere Erinnerungen schon in die Kaisergeschichte versetzt haben, treten wir nun an die Stätte, die dieser besonders angehört, in das Königschor. — Wir stehen über den Gräbern der deutschen Kaiser.

Welche Geschichte wird vor uns lebendig! Die mächtigsten und die gewaltigsten, die am höchsten gestiegenen und die am tiefsten gebeugten, die glücklichsten und doch wieder die unglücklichsten Kaiser ruhen hier. Ein ganzes Geschlecht, die Salier, vom ersten, dem tapfern Konrad, bis zum letzten, der seines Vaters Fluch geerntet und gesühnt, dem fünften Heinrich. Die Hohenstaufen konnten nicht nach Speyer kommen: die Größten ihres Hauses haben sich im Süden schlafen gelegt und sind auch dort begraben; aber Einen, und zwar nicht der Geringsten einen, ihren Philipp, haben sie doch auch gesendet. Und dann der, der das über den Gräbern seines größten Kaisergeschlechtes zerfallene und zerspaltene Reich mit mächtiger Hand wieder ordnete, der Habsburger Rudolf, ist mit seinem Sohne hier gebettet.

Die Könige und Kaiser der spätern Jahrhunderte ruhen nicht mehr hier. Es dünkt uns fast, sie würden sich nicht recht mit den Todten hier vertragen. Nur Heinrich VII. und den letzten Ritter wünschten wir noch herzu. Die Andern hatten kein rechtes Herz für Deutschland mehr. Als die Todtengruft zu Speyer sich schloß, war es auch mit den eigentlich deutschen Kaisern zu Ende.

Wir sind allein im Dom. Die Geister der Vergangenheit treten uns nahe; die Zeiten schwinden vorüber. Die Todtenglocken hallen, die Kirchenpforten springen auf. Welche Trauerzüge schreiten in drittehalb hundert Jahren durch sie ein!

Da dieser Sarg: er birgt des Domes Gründer, den starken Konrad, der Burgund dem deutschen Reiche gewonnen, Deutschlands Ehre und Macht bis zum Mittelmeere ausgedehnt, den Gottesfrieden gestiftet hat; — und in diesem hier: in ihm liegt jenes großer Sohn; auf keinem Kaiserhaupte hat die Krone Karls des Großen fester gesessen; von der Rhone bis zur Oder, von der Eider bis zur Tiber hat ihm sein Volk gehorcht; die Päpste haben sich seiner Oberhoheit gebeugt; zu früh für sein Reich ist er hierher getragen worden, Heinrich III. — Und da wird still und furchtsam fast ein Sarg herangeführt, treue Bürger empfangen ihn, allein sie wagen nicht mit ihm des Domes Schwelle zu überschreiten; wie er auf der Insel der Maas verfehmt, verflucht über der Erde gestanden, so steht er auch hier in St. Afras Kapelle. Der Büßer von Canossa, der Kaiser und Bettler in Einer Person, der Gefangene seines Sohnes, der unglückseligste der Kaiser, Heinrich IV., schläft in ihm den Schlaf, der ihn von allem Leid erlöst. Wie der Bann von ihm genommen ist, steht Heinrich V. reuevoll an seinem Grabe, legt ihn mit kaiserlicher Pracht zu seinen Ahnen, ruhelos dann für Gleiches, wie der Vater, kämpfend, Größeres als er erringend und doch bald zur Ruhe neben ihn sich bettend.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

* Zur pfälzischen Literatur.

Von Friedrich Aulenbach ist unlängst unter dem Titel „Rhapsodieen“ als Festgabe zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier der Gründung des Zweibrücker Gymnasiums ein Werkchen erschienen, das wir mit Vergnügen und Interesse gelesen haben. Dasselbe läßt uns einen tiefen Blick in die Innigkeit eines reichbegabten Dichtergemüthes werfen, das durch die Stürme und Schicksale des Lebens zwar gebeugt, aber nicht niedergedrückt werden konnte. Der Verfasser schildert uns — diene es auch, wie er sagt, nur dazu, ihn hinsichtlich der Wege seiner Bildung und geistigen Entwickelung milder zu beurtheilen — die goldenen Träume des einsamen Knaben, die stolzen Ideale des Jünglings, geläutert und geklärt durch Reisen und klassische Studien, aber auch die mannigfachen Enttäuschungen des Mannes, denen eine energischere und practischere Natur vielleicht weniger ausgesetzt gewesen wäre. Der Dichter suchte und fand Zuflucht, Trost und Erholung bei seinem Genius, der Poesie, „diesem heiligen Hort, der ihn frühe vor dem Schmutz der Erde geschützet.“ Bald flüchtete er zu ihr von den Geschäften des Tages, bald erschien sie ihm ungerufen, vornehmlich beim Spazierengehen. Schön und sinnig ist seine Antwort auf die Frage einer Freundin, wie man denn eigentlich Gedichte mache. Er schrieb ihr:

„Deine Kleider
Kann der Schneider,
Hauben, Hüte, Bänder
Kann der Modenhändler
Und der Juwelier
Dein Geschmeide Dir
Und ein Andrer andre Sachen,
Die Du wünschest, machen.
Aber ein Gedicht,
Nein, das macht man nicht;
Das entstehet, das gestaltet
Im Gemüth sich, am Gemüthe,
Wie am Licht die Frühlingsblüthe
Sich erschließet und entfaltet.
Werf ein liebevolles Wort
Hoffnungsreich als Samen fort,
Leuchte dann mit süßen Blicken
Und in wenig Augenblicken
Wird sogleich aus sel'gen Träumen
Mir ein Zauberlied entkeimen,
Und voll Liebe und voll Leben
Aus der Dichtung Heiligthume
Eine würzig bunte Blume
Dankbar Dir entgegenschweben.“

Die freundliche Muse der Dichtkunst scheint heimisch zu sein in der Familie des Verfassers. Derselbe theilt uns in den „Rhapsodieen“ Proben der poetischen Begabung seines Vaters und Bruders mit. Beiden, sowie seinen zahlreichen Freunden und Gönnern, die ihm hauptsächlich sein dichterisches Wirken gewann, setzt er in dem Werkchen ein ehrendes Denkmal der Liebe und Hochachtung. Unter letztern befinden sich der Verfasser der Stunden der Andacht, Zschokke, die Dichter Kerner, Tiedge, Geibel, der Rechtslehrer Zachariä, ja selbst der berühmteste der Deutschen, Alexander v. Humboldt. Die Zuneigung und Anerkennung solch edler Geister der Nation möge dem Dichter ein erwünschter Lohn sein für sein so laut bekanntes Streben nach dem Guten und Schönen, den er von anderer Seite oftmals vermißt; sie möge ihm manche Last des täglichen Lebens und Berufes erleichtern und ihm noch reichliche und hübsche Blüthen seiner seltenen Gabe erwecken, von denen die Palatina schon manche mitgetheilt hat.

Aus dem Werkchen aber wollen wir, mit des Verfassers Erlaubniß, in den nächsten Nummern der Palatina einen Abschnitt mittheilen, welcher auch für ein größeres Publikum von Interesse ist, da er eine Episode aus unserer heimathlichen Geschichte behandelt, nämlich die Gründung und baldige Zerstörung des Schlosses Karlsberg bei Homburg.

Auflösung des Logogryphs in № 4:
Kleid. Leid. Eid. Ei.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Samstag 21. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Er war es wirklich. Schon seit einer Stunde erwartete er sie hier, Jagdtasche und Stutzen auf dem Rücken und in der Hand den langen Alpstock. „Was schafft ihr denn da?“ rief er mit verstelltem Erstaunen, an das Ufer kommend, wo er stehen blieb und sich mit beiden Händen auf seinen Stab lehnte. „Wollt ihr herüber?“ — Margot war auf ihre Füße gesprungen, während einen Augenblick das Blut lebhafter in ihre Wangen trat. Alle Bangigkeit und Traurigkeit war damit auf einmal hinweg geschwemmt und sie rief: „Nein, Dickkopf, wir wollen nur fischen!“ — „Thorheit!“ eiferte die Tante und bittend setzte sie hinzu: „Komm, lieber François, und hilf uns hinüber.“ — Er winkt ihnen weiter am Bache hinabzugehen, bis sie an eine Stelle kamen, die allerdings breiter war, an der aber das Wasser sanfter floß. Dort streifte er die Schuhe von den Füßen, schlug die leinenen Beinkleider bis über die Kniee hinauf und watete dann zu den Reisenden hinüber.

„Nun“, sagte er, nachdem er zuerst die Tante hinüber getragen, zu Margot, welche nachdenklich dastand, „was läßt du mich warten?“ — Statt zu antworten, schrie diese aber der Frau zu: „Nicht wahr, Tante, es schickt sich nicht für eine Dirne, sich von einem Buben auf den Arm nehmen zu lassen?“ — „Freilich nicht“, lachte die Tante. „O du Querkopf!“ — „So flieg' denn hinüber!“ murrte François ungeduldig. — „Ja das will ich!“ entgegnete sie und rannte mit ausgebreiteten Armen gegen das Wasser. Da faßte er sie und hob sie leicht auf, und ihre Arme fielen um seinen Nacken zusammen. — Der Bube wartete nicht, bis man ihn holte, sondern ahmte François Beispiel nach. Alle Vier klommen nun zu dem Kreuze hinan, François dicht hinter Margot, die er hinaufhob und stützte, wo es gar zu jähe und beschwerlich war, während die Tante sich mit Hülfe seines Alpstocks wacker emporarbeitete.

„Gelt, Margot,“ sagte er einmal, „die Leute von Ormont sind doch zu 'was gut. Wirst lange warten können, bis sich deine Leute in Bex die Füße um deinetwillen naß machen.“ — „Sie sollen's auch nicht, François“, meinte sie, sich auf ihn stützend, „sie möchten den Schnupfen davon kriegen!“ — Weiter sprachen sie nichts. Als sie aber oben auf dem Kreuze angelangt waren und athmend still standen, da wies François zurück nach der Heimath, deren äußerster Thalrand den fernen Horizont begrenzte, und sagte: „Es kann doch nirgend schöner sein als daheim! Du wirst doch oft nach Hause denken müssen, an die alten, bekannten Gesichter! Sie sind Einem doch die liebsten auf der weiten Welt, Margot!“ — Margot antwortete nicht. Die Hände vor sich gefaltet, folgte ihr Blick der Richtung, nach der sein Finger deutete. Lange stand sie so und schaute, und ihre junge Brust hob sich höher, und als sie ihr Auge endlich abwandte und zu dem Gespielen ihrer Kindheit aufschlug, da war's feucht und ein tiefes Gefühl überschauerte ihn aus demselben.

Sie schieden. Er blieb und sah ihnen nach, bis sie in dem tiefer liegenden Gehölz verschwunden waren, und auch dann stand er noch lange droben auf seinen Bergstock

Digitized by Google

gelehnt, das Herz voll Traurigkeit und Glück

3.

„Muß doch auch einmal hin und sehen, wie weit sie mit dem Straßenbau sind!“ äußerte der Kreuzwirth einige Tage nach Margots Abreise. — Frau Rabut war eine kluge Frau; aber das Gesicht, das sie jetzt in ihrer Ueberraschung machte, war so dumm als möglich. Hätte ihr jemand gesagt, die Sonne stehe still und die Erde bewege sich um dieselbe, sie hätte nicht überraschter dareinschauen können. So lange sie das Regiment im weißen Kreuz führte, hatte ihr Schwager das Haus nicht verlassen, außer Sonntags zum Kirchengang. Nun wollte er gar nach Unter-Ormont und vielleicht noch weiter hinaus. „Herr, du meine Güte!“ rief sie, als sie wieder ein wenig zu sich gekommen war. Mehr sagte sie nicht. Sie kannte ihren Schwager; er brauchte Zeit, sehr viel Zeit, um mit einem Entschluß ins Reine zu kommen, doch einmal entschieden, führte er ihn aus, die breite Stirn voran, geradeaus, vorwärts. Auch redete er von seinem Vorhaben nie eher, als im Augenblick der Ausführung, und dann galt ihm kein Einwurf. Ebenso war's jetzt. Er hatte ein reines Hemde angelegt, dessen steifer Kragen bis über die Ohren hinaufstand, so daß sein Kopf darin wie ein Kohlkopf in einer Papiertüte stack; den Sonntagsfrack von dunkelblauem Wollenzeuge an, den Sonntagshut auf dem Kopfe, und vor der Thüre stand bereits das berner Bauchwägelein mit dem stattlichen Braunen, den der Knecht kurz am Zügel hielt. — „Habt wohl auf das Haus acht, alte Frau!“ rief er noch der Schwägerin zu, als er schon auf dem Wagen saß. „Weiß noch nicht genau, wann ich wiederkomme!“ Und fort trabte der stattliche Braune mit dem stattlichen Kreuzwirth. Der Knecht starrte dem Roß, Frau Rabut dem Schwager nach. Die Verwunderung der guten Frau verwandelte sich allmählig in Besorgniß. Sie hatte immer gehört, daß es nichts Gutes zu bedeuten habe, wenn Leute, die ihr ganzes Leben ruhig gesessen hätten, in ihrem Alter sich zu regen anfingen. Sie stürben dann gewöhnlich bald.

Vater Gautier dachte indessen an alles Mögliche, nur nicht ans Sterben, und wohlgemuth fuhr er in das Land hinunter. Jetzt sollte das rechte Leben erst anfangen. Er nickte immer zufriedener mit dem Kopfe, je weiter er der neuen Straße in ihren vielfachen Windungen an den Felsenwänden hin folgte. Er hatte den ersten Anstoß zu ihrem Bau gegeben; ob aber wirklich zu seinem eigenen Glück, wie er wähnte, wer mochte das jetzt sagen? In jedem Falle war sie es, die ihn jetzt aus seinem Lehnstuhl und seinem Hause heraustrieb. Einen Brunnen hatte er sich in ihr eröffnet, und nun hatte er nichts als ein Glas der reichströmenden Röhre unterzuhalten. Er hatte nicht gedacht, daß sie so reich strömen würde, und gewaltig sprudelte ihm das Wasser über die Hand. Das weiße Kreuz war für den vermehrten Fremdenverkehr viel zu klein geworden. Das war ihm lange im Kopfe herumgegangen. Er mußte bauen, sah er wohl ein; allein es ward ihm nicht leicht, sich dazu zu entschließen. Die angeborne bäuerische Zähigkeit rang lange mit der Habsucht und dem Hochmuth. Aber die Straße stieß ihn fort. Sollte er warten, bis ihm ein Anderer zuvorkam und das Wasser, welches er nicht auffangen konnte, zu sich leitete? Freilich gab es in Ormont nur eine Schenkgerechtigkeit, und die besaß er; allein ein Hotel konnte man ihm hinstellen, zu einem solchen würde die Regierung die Erlaubniß nicht verweigern, das wußte er. Selber ein solches Hotel hinzusetzen, davor erschrack er anfänglich. Aber die Habsucht söhnte ihn allmählig mit der Vorstellung aus, und der Hochmuth flüsterte ihm zu: was Andere können, könne er auch. Hatte er die Straße ersonnen, so könne er auch ein solches Haus hinstellen. Er wolle den Leuten in Ormont zeigen, was sie an ihm hätten.

So fuhr er auf der Straße dahin, und mit seinem Braunen vor einige der ersten Hotels am See, um sich das Wesen einmal anzusehen. Es kostete ihn ein schmachvolles Geld; aber die Lehre war an ihm nicht verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Kaiserdom zu Speyer.

Von

Friedrich Lampert.

(Schluß.)

Woher naht nun dieser Leichenzug? Eine Trauerklage geht ihm vorau, zieht um ihn her. Er kommt aus Franken, von Bambergs Burg, wo der Mörder das blühende Kaiserleben, Philipp von Schwaben, zu Tode getroffen hat. — Und dort reitet lebensmüd und matt, getäuscht in seinen Hoffnungen, heim zu den Kaisern sich sehnend, der große Rudolf nach Speyer heran. — Und diese beiden letzten Särge, an Einem Tage, nur eine Spanne weit von einander, werden sie in die Kaisergruft gelassen — die, die im Leben Gegner, von denen der Eine durch des Andern Hand gefallen, umschließen sie: Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich. Wie war ihr Todesloos verschieden, der Eine im ritterlichen Kampfe auf dem Wahlfelde von Göllheim gefallen, der Andere das Opfer meuchlerischen Mordes, dort am Ufer der Reuß, „die alte Veste Habsburg im Gesicht, wo seines Stammes Hoheit ausgegangen.“ Er selbst, der ritterliche Luxemburger, Heinrich VII., der beide Gegenkönige gleich nach Albrechts Ermordung hier einzesenkt, schläft nicht mehr in der Kaisergruft: in seiner treuen Stadt Pisa ist sein Grab.

Aber zu den acht Kaisern gesellen sich drei Kaiserinnen und zwei Königstöchter in der Fürstengruft. An der Seite Konrads II. ruht seine edle Gemahlin Gisela; dann haben Bertha, Heinrichs IV., und Beatrix, Barbarossa's Gattinnen und beider Kaiser Töchter, Agnes und Adelheid, hier ihre letzte Statt gefunden.

In zwei Reihen liegen die Kaisergräber. Einst standen die prächtigen Sarkophage über ihnen und zwischen diesen die Stühle der Stuhlbrüder, einer besondern, Speyer allein eigenthümlichen Bruderschaft, welche Heinrich III. gleichsam als Todtenwacht für die Kaiser gestiftet und die, zwölf an der Zahl, über ihren Gräbern täglich siebenmal Gebete für der Entschlafenen Seelenruhe zu halten hatten. Das alles ist freilich nun verschwunden, allein dafür hat die Neuzeit doch zwei sichtbare Zeichen der geweihten Stätte, zwei Kaiserdenkmale, das eine rechts, das andere links im Königschore aufgestellt.

Das eine ließ der Herzog Wilhelm von Nassau seinem Ahnherrn, Adolf von Nassau, errichten. Vier geflügelte Löwen tragen einen großen Sarkophag von schwarzem Marmor, auf welchem, dem Hochaltar zugewendet, der ritterliche König in voller Rüstung, mit übergeworfenem Königsmantel, entblößten Hauptes, mit zum Gebet gefalteten Händen kniet.

Das andere ist Schwanthalers Werk: Rudolf von Habsburg. Der Helm ist hinter dem Stuhle, auf dem der Kaiser sitzt, niedergestellt: ein Zeichen, daß es der Rudolf ist, der des Reiches Kämpfe zu Ende gebracht hat und nun im Frieden herrscht; allein die Reichskrone auf dem Haupte, den Reichsapfel in der Linken, das Reichsschwert in der Rechten sind die Deutung, daß auch der Friede ein machtgeschützter und festverwahrter ist, und so hat Rudolfs Doppelstellung für das Reich eine rechte, meisterhaft ausgeführte Darstellung gewonnen.

Wir verlassen nun das Königschor und treten auf neun Stufen hinauf in das Hauptchor. Hier wird das Hauptschiff vom Querschiff gekreuzt; vier sehr starke Pfeiler begrenzen diese Kreuzung und tragen, durch Rundbogen mit einander verbunden, die 160 Fuß hohe, kühn sich aufwölbende Kuppel. Rechts und links der letzteren bildet das Querschiff die beiden Seitenchöre, deren jedes eine große Altarnische und in den Seitenmauern zwei kapellenähnliche Blenden mit kleineren Altären enthält, während in dem Hauptchor der doppelseitige, in einer edlen Architektur ausgeführte Hochaltar steht. — Auf der Ostseite der Kuppel setzt sich das Mittelschiff im Stiftschor fort, ist jedoch hier im Tonnengewölbe überdeckt und schließt mit der halbzirkelförmigen Apsis. Hier steht im Hintergrunde auch der bischöfliche Stuhl unter dem Baldachin, umreiht von den Sitzen des Domkapitels und des Klerus.

Hier wäre nun unsere erste Wanderung durch die Kathedrale, die Betrachtung ihres architektonischen und geschichtlichen Theiles abgeschlossen. Noch einmal fassen wir ihren Eindruck in dem Durchblick aus dem Stifts-

Digitized by Google

chore, durch die Säulenreihe des Langhauses hindurch, bis vor zum großen Portale zusammen und wenden nun unsere ganze Aufmerksamkeit dem zu, was dem Dome seine Hauptbedeutung für die Gegenwart sichert, — den Freskogemälden, welche im Langhaus in kleineren Bildern die Pfeiler, in den Chören aber Decke und Wand bedecken und dort alles mit Licht und Farbe füllen.

* Neue antiquarische Funde in Rheinzabern.

Zu den vor kurzem durch Herrn Professor Jos. v. Hefner aufgezählten antiquarischen Funden in den Jahren 1858 und 1859 sind bereits wieder einige neue gekommen, die der öffentlichen Erwähnung in hohem Grade werth sind. Der Finder ist abermals der rastlose Maurer-Michel (Michael Kaufmann), dessen Thätigkeit wir schon so viele Antiquitäten aus dem Boden verdanken, auf dem die alte römische Töpfernieder-lassung Tabernae stand. Drei Gegenstände sind es, die wir als die zuletzt aufgefundenen namhaft zu machen haben, und zwar

1. eine ungewöhnlich große Amphora von Thon, die etwa 25 Litres faßt und, einige kleine Sprünge oder Brüche abgerechnet, noch ganz wohl erhalten ist. Dieser große, weitbauchige Doppelhenkelkrug trägt natürlich nicht die zierliche Form der kleineren und schlankeren Gefäße dieser Gattung, erregt aber eben durch seine Größe und Seltenheit besonderes Interesse, das schon durch die technische Schwierigkeit der Fabrikation erhöht wird.

2. Der zweite der aufgefundenen Gegenstände ist ein kurzes zweischneidiges Schwert von Bronce mit spiralförmig geriptem Griffe, der in einen Adlerkopf ausgeht.

3. Das interessanteste Stück ist aber ein römisches Feldzeichen von Bronce gegen zwei Fuß lang und einen halben Fuß breit, blattartig ausgeschnitten und kaum anderthalbe Linien dick. Ueber dem hohlen Ohr, in welches die Tragstange gesteckt wurde, befindet sich ein hervorstehender Adlerkopf, der einen beweglichen Ring im Schnabel trägt. Von dort gehen zwei spitze Blätter kelchartig auseinander, zu ihnen krümmen sich zwei andere herab, während sich ein drittes Paar von etwas minderem Maaße aufwärts biegt. Zwischen diesen vier volutenförmig gebogenen Blättern befinden sich die zwei durchbrochenen Buchstaben L G (legio gemina) und darüber in herzschildförmigem Raume die ebenfalls durchbrochene Zahl IIII. Das ganze Zeichen läuft oben in eine dolchartige Klinge aus, die in der Mitte eine etwas erhöhte Rippe hat und an das Herzschild mit Nieten befestigt ist. — Wir haben also hier ein interessantes Seitenstück zu dem im vorigen Jahre aufgefundenen, viel besprochenen Adler der vierten Doppellegion, der die nämlichen Buchstaben und dieselbe Zahl an seinem Fußgestelle trägt.

Der Auffindungsort ist indeß nicht derselbe, nämlich das Bett des Erlenbachs, sondern der Keller oder vielmehr Unterbau eines verschwundenen Hauses, etwa zwei Schritte von der alten Römerstraße entfernt. Schwert und Feldzeichen lagen hinter der Amphora. So haben wir denn zu den vielen vorhergegangenen hier wieder einen Beweis, daß eine furchtbare Katastrophe plötzlich über diese römische Niederlassung gekommen sein und sie geradezu vernichtet haben muß.

Das Comite, das Herr v. Hefner in Rheinzabern gegründet hat, wird fortwährend für Auffindung und Erhaltung römischer Alterthümer thätig sein und sich dadurch den Dank aller Freunde der Geschichts- und Alterthumskunde verdienen

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes, Leser! bringt dir alle Nahrung zu.
Wenn du mein Zweites bist, so hat mein Erstes Ruh'.
Wenn du mein Ganzes bist, und laut dafür erklärt,
So schäm' ich deiner mich, du hast dich selbst entehrt.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Mittwoch 25. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen kehrte er von seiner Rundschau heim. Den Baumeister brachte er gleich mit. Der machte nun Risse und Planz und zeichnete endlich ein Haus, so groß wie ein Schloß, mit einer Veranda und Terrassen So sollte das neue weiße Kreuz werden. Vater Gautier gefiel das Ding schon; allein so hoch und vornehm hinaus wollte er doch nicht. Das könne am Ende doch über die Kräfte gehen, meinte er. Aber der Baumeister schlug seine Bedenklichkeiten durch die Kostenberechnungen aus dem Felde, und Vater Gautier baute auf den Kostenanschlag wie auf das Evangelium. Zahlen, das waren seine Sachen. Frau Rabut schüttelte den Kopf und die Leute in Ormont deßgleichen.

Das Gebäude sollte dem Chatelet gerade gegenüber auf der ersten Anschwellung des Thalrandes aus der Ebene, neben einer kleinen von Birken umstandenen Felsengruppe zu stehen kommen, so daß man von den Fenstern aus das ganze Thal mit seinen sanften Höhen und braunen Hütten, die Wasserfälle der Grande-Eau und darüber die Spitzen und Hörner der Diablerets übersehen könnte. Der Platz war vortrefflich gewählt, allein Vater Gautier mußte denselben erst kaufen, und da der Eigenthümer seinen Mann kannte, so kam er ihm ziemlich hoch zu stehen. Auch ging darüber viel Zeit verloren, denn es pressirte dem Steinmartin, dem er gehörte, gar nicht. Das Geld ließ derselbe gegen die üblichen Zinsen und auf beliebige Kündigung stehen. Er brauchte es vorläufig nicht, denn er war selbst ein wohlhabender Mann, dem an die fünfzig Stück Vieh auf den Almen weideten. So konnten die Erdarbeiten zum Bau erst im August beginnen. Da stellte sich aber ein anderer Uebelstand heraus: es fehlte an Arbeitern. Die neue Straße nahm alle verfügbaren Kräfte in Anspruch, und wollte Vater Gautier sein Unternehmen nicht bis zur Vollendung jener hinausschieben, so mußte er den Arbeitslohn der Regierung überbieten. — Er that's. Nun begann denn der Bau und erfüllte Thal und Höhen mit regem Leben Da wurde gegraben, gekarrt und gemauert, Steine gebrochen und Bäume gefällt. Die Berge hallten von dem Krachen der niederstürzenden Stämme und dem Sprengen der Felsen. Auf den schmalen Gebirgspfaden knarrten und ächzten die Räder der Fuhrwerke, welche mit kräftigen Zugkühen bespannt, das Material zur Stelle schafften, und im Thale klang der Spitzhammer des Steinmetzen und das Schnauben der Sägmühle unaufhörlich von Sonnenaufgang bis Abend. Und jeder niederfallende Arm, jeder Fußtritt von Vieh und Menschen pochte an die Geldkiste des Kreuzwirths. Da schwellte ihm doch mancher heimliche Seufzer die Brust, wenn er sah, wie das Geld in Strömen davonging, welches er bei Tropfen gesammelt hatte. Auch fehlte es nicht an manchem tüchtigen Verdruß und Aerger.

Frau Rabut hatte dabei natürlicher Weise auch ihre Leiden. Der Bau vermehrte ihre Arbeiten in Küche und Wirthschaft, daß sie oft kaum wußte, wo ihr der Kopf stand, und des Zankens mit den Mägden, denen durchaus keine Flügel wachsen wollten, war kein Ende. Da war's

Digitized by Google

für sie jedesmal wie ein Sonnenstrahl durch Nebel, wenn von Onkel oder Tante in Bex ein Bericht über Margot einlief. Margot selbst schrieb aus sehr einfachen Gründen nicht. Sie hatte es wohl in der Schule so weit gebracht, Buchstaben ziemlich ähnlich nachzumalen, daß man aber die Buchstaben dazu anwenden könnte, die eigenen Gedanken auszudrücken, war weder ihr, noch sonst einem in Ormont in den Sinn gekommen. Dazu war ja der Schulmeister da, und hätte der die Kinder alles lehren sollen, was er selbst wußte, so hätte ihm kein Mensch weiter nachgefragt und er ruhig verhungern können.

Die gute Frau Rabut vergaß indessen nicht, daß auch noch andere Leute in Ormont sich freuten, etwas von Margot zu hören, und das Lob, welches in jenen Briefen ihrem Liebling gespendet wurde, hätte ihr die Seele abgedrückt, wenn sie es für sich allein hätte behalten müssen. Sobald sie deßhalb nach Empfang einer solchen Botschaft von Hause abkommen konnte, strich sie das Haar unter ihrer schwarzen Seidenhaube glatt, band eine reine Schürze vor und eilte zu ihrer Freundin, Françoïs' Mutter, hinüber.

Das kleine Heimwesen der Frau Roland lag höher am Berge hinauf. Das Haus war an zwei lebensgroßen hölzernen Figuren, einem rothjackigen Soldaten und einem Türken erkenntlich, die, von unzähligen Kugeln durchbohrt, unter dem vorspringenden Dache hingen. Françoïs hatte nämlich auf den beiden letzten Schützenfesten den Meisterschuß gethan und war in Folge dessen seit zwei Jahren König, oder wie man in der französischen Schweiz sagt, Abt von Ober-Ormont. Die'en äußern Ehrenzeichen entsprach in der saubern Küche manches blecherne und kupferne Geräth, welches seine sichere Kugel bei ähnlichen Gelegenheiten erworben hatte. Die Küche der Frau Roland war überhaupt mit dergleichen Geschirr reichlicher ausgestattet, als die meisten Haushaltungen des Ortes, und die kleine, rastlos thätige Frau rühmte gern, daß sie das alles keinen Rappen gekostet habe. Es waren Schützenpreise, die ihr seliger Mann nach und nach davongetragen. So auch der schöne silberne Pokal auf silberner Platte und das halbe Dutzend Löffeln und Gabeln von demselben edlen Metalle, welche in dem Schranke in der Stube prangten. Von ihnen sprach jedoch Frau Roland nicht gern. Nicht als ob sie nicht stolz auf sie gewesen, wenn sie gleich, wie sie sagte, zu nichts zu brauchen seien, sondern weil aus dem Pokale die gekrümmten schwarzen Spitzen einer Anzahl Gemshörner herausschauten, deren Anblick ihr jedesmal das Herz umkehrte. Denn eben auf der Gemsjagd hatte ihr Mann vor etwa fünf Jahren das Leben verloren, und sein Leichnam ward nimmer aufgefunden.

Unter solchen Trophäen aufgewachsen und mit der Geschichte einer jeden von Kindheit an vertraut, wäre es in der That ein Wunder gewesen, wenn nicht auch bei François der Stutzen den Sieg über den Pflug und Milcheimer davongetragen hätte. Er wollte ein Schütze wie sein Vater werden. Allein sein Ehrgeiz blieb nicht bei den silbernen Ehrenpreisen der cantonalen und eidgenössischen Schützenfeste stehen. Schon als Knabe hatte ihn sein Vater einigemal mit sich auf die Gemsen genommen, um ihm als Zutreiber zu dienen, und dadurch auch in ihm jene Jagdlust erweckt, deren Opfer er selbst geworden. Das Geheimniß, welches trotz aller Nachforschungen dieses unglückselige Ereigniß und dessen Schauplatz umgab, quälte und reizte François unaufhörlich. Es trieb ihn zu Unternehmungen, vor denen selbst der unerschrockenste Gemsjäger zurückgescheut wäre. Wie schroff und verwittert der Felszahn, wie schwindelnd der Grat, wie klaffend oder unzugänglich die Schlucht — er mußte hinauf, hinüber, hinunter. Jede fliehende Gemse dünkte ihm ein Führer zu den bleichenden Gebeinen seines Vaters. Er mußte ihr folgen. Einmal in den Bergen, war er wie verzaubert. Diese Tollkühnheit machte ihn zu einem der glücklichsten Jäger, ebenso angesehen unter der Jugend, wie der Kreuzwirth unter den Vätern.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Sylvesternachtvision.

Es ist ein alter, schöner Brauch, gäng und gäb in aller Welt, in der Sylvester-

Digitized by Google

nacht um die Stunde, da das Jahr sich wendet, seine Freunde mit einem Glückwunsch zu begrüßen und ihnen so, wie man sagt, das Neujahr abzugewinnen. Wir haben der alten Sitte schon so oft gefröhnt, warum hätten wir es in der verwichenen Nacht unterlassen sollen? Je älter wir werden, desto lebendiger wird ja dabei auch der Dank gegen Gott, daß er unserm Leben noch ein Jährchen zugelegt hat. Kurzum, wir waren wieder beisammen in trautem Kreis und erhoben mit einem herzlichen „Prosit Neujahr!" die Gläser, als der erste Glockenschlag den letzten Athemzug des alten und den ersten des neuen Jahrs verkündete. Was wir dabei nicht vergessen haben, das war das deutsche Vaterland. Ihm galten die lautesten und herzlichsten Wünsche und ohne den Ruf: „Barbarossa, wach' auf!" ist es in der alten Hohenstaufenstadt Lautern, aus der ich schreibe, diesmal nicht abgegangen.

Haltet mich nicht für einen jungen Seladon, noch für einen Nachtschwärmer, wenn ich sage, daß ich kurz nach Mitternacht die Gesellschaft verließ, um einen Gang durch die Straßen zu machen und noch einigen Bekannten das Neujahr abzugewinnen. Es galt nun einmal das Prävenire zu spielen. Was liegt auch daran? Die Hauptsache ist, daß ich euch berichte, was mir Seltsames begegnet ist in dieser Nacht.

Die lebhafte Bewegung, die mit dem Schlage zwölf in den Straßen zu entstehen pflegt, war schon verrauscht. Sturm und Regen trieben die Leute schnell in die Häuser zurück. Nur aus der Ferne hallten von Zeit zu Zeit einzelne Schüsse. Ich lenkte von der Hauptstraße in die Seitengasse ein, die zum Seminar führt. Da war's todesstill. Als ich aber um die nächste Ecke bog, um dem Rittersberge zuzusteuern, sah ich in der Ferne lichten Glanz. „Wem sollte da ein Fackelständchen gelten?" dacht' ich. „Oder haben Wächters Stammgäste sich und ihm ein Exirafest bereitet?"

Meine beschleunigten Schritte hallten in der stillen Gasse wider und auch aus der Ferne war kein Laut hörbar, dort aber, wo ich jeden Tag die Gefängnißmauern und Wächters Haus zu sehen gewohnt bin, stand ein wunderlich Gebäu mit hohen Thürmen, Zinnen und Erkern, und aus den Bogenfenstern desselben strahlte mir der blendende Lichtglanz entgegen. Wie eingewurzelt blieb ich stehen, und selbst die Frage: „Was ist das?" erstarb mir auf der Zunge, als ich einen Zug dunkler Gestalten in der hohen Thorhalle des mittelalterlichen Schlosses verschwinden sah.

„Träum' ich oder wach' ich?" So hätt' ich fragen mögen, aber ich hatte ja die Augen weit offen, stand mitten in der Straße, die da heißt der Rittersberg, und fühlte nur zu gut die Regentropfen, die mir ins Gesicht fielen. Ja das seltsame Bild verschwand auch nicht, als ich vorwärts ging. Je näher ich kam, desto heller wurde der Lichtglanz, desto klarer traten mir die hohen Mauern entgegen. Keine Spur von allem dem, was heute dort sich zeigt. Alles anders, alles alterthümlich.

„Und wenn's das Leben kostet, wissen muß ich, was das ist." — Keck schritt ich mit diesem Gedanken geradewegs der offenen Thorhalle zu. Rechts und links stand je ein bärtiger Krieger mit blankem Schwert und Schild, aber keiner derselben rührte sich. Unangefochten ging ich zwischen ihnen durch und trat in einen weiten Hof. Auch da Reihen solcher Gewappneten, gleich regungslos, gleich unbekümmert um mich armes Menschenkind. So durchschritt ich denn den Hof bis zum Hauptgebäude, der eigentlichen Pfalz des Schlosses, zu der eine breite Freitreppe führte. Auch hier wieder stumme, regungslose Gestalten, die mich nicht zu bemerken schienen. Endlich stand ich vor der offenen Pforte eines weiten, glänzend erleuchteten Saales und in demselben sah ich eine große prächtige Versammlung stattlicher Männer, Fürsten, Bischöfe und Edle alt und jung. Der Pforte gegenüber aber im Grunde des Saales saß auf reich geschmücktem Throne ein hoher Greis im weiten Königsmantel, auf dem Haupte die mir wohlbekannte Krone des weiland deutschen Reiches, in der Rechten ein Scepter von Elfenbein und Gold, an der Seite ein mächtig Schwert. Das greise Haar wallte unter der Krone herab bis auf die Schultern und der Bart, wie Gold und Feuer

Digitized by Google

glänzend, floß in üppiger Fülle nieder bis auf den Schooß und stach wundersam ab von der weißen Seide des Untergewandes, das der purpurne Königsmantel nur zum Theil verdeckte.

„Ha! das ist der alte Barbarossa!" So hätt' ich rufen mögen, aber ich unterdrückte den Ruf in tiefer Scheu vor der ganzen Erscheinung. Ich fürchtete die Blicke der Fürsten, Bischöfe und Ritter, die rechts und links den Thron umstanden, auf mich zu ziehen und als frecher Eindringling übel zu fahren. Hinter eine Säule wollt' ich mich schleichen, aber noch ehe ich den bleischwer gewordenen Fuß zu rühren vermochte, hob der alte Rothbart das gesenkte Haupt, sein Auge ruhte auf mir und mit einer Stimme, die wie ferner Donner klang, rief er mir zu: „Tritt näher, Sterblicher!"

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Die Letzte „von Trenk." Am 9. Jänner starb in Wien der letzte directe Sprößling des freiherrlichen Stammes von der Trenk, preußischer Linie, die Nichte des unglücklichen Abenteurers, der im Beginne der großen französischen Revolution unter der Guillotine sein Leben verlor, und somit auch eine Verwandte des österreichischen Pandurenführers, der auf dem Spielberg starb — Frau Edle v. Kuschiele, geborene Freiin von der Trenk, im 87. Lebensjahre und in solch' tiefer Armuth, daß ihr Leichnam von der protestantischen Gemeinde A. K., deren Pfründnerin die Verstorbene auch gewesen, gratis zur Erde bestattet werden mußte. Ihre Lebensgeschichte ist eines der ergreifendsten Beispiele von den Wandlungen menschlichen Geschicks, von der Vergänglichkeit stolzester Geschlechter. Karoline Freiin von der Trenk war in der Lausitz geboren, vermählte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem preußischen Schiffskapitän v. Kuschiele, der aber im Jahre 1807 von den Franzosen zu Stettin wegen patriotischer Widersetzlichkeit verhaftet und von ihnen an einen Ort geschafft wurde, wo er gänzlich verscholl, ohne daß seine Gattin je wieder etwas von ihm gehört hätte. Sie zog sich in ihre Vaterstadt Breslau zurück, begab sich später nach Prag und ließ sich endlich 1809 in Wien nieder, wo sie sich durch Spitzenfertigung auf maschinenmäßigem Wege ihren Unterhalt zu erwerben suchte. Im Jahre 1830 verlor sie durch die Ueberschwemmung den größten Theil ihrer Habe und das ganze Repositorium ihrer Familienpapiere. Sie versank bald dadurch in Noth und mußte ihre Existenz auf Gnadengaben stützen. Im Jahre 1848, wo diese Quelle plötzlich versiegte, sehen wir die 75jährige Freiin von der Trenk mit dem Schubkarren auf den öffentlichen Arbeitsplätzen tagwerken, um sich, gleich den Aermsten der Armen, einige Groschen für den Unterhalt ihres Lebens zu erwerben. Einige Jahre später gerieth sie ganz in die Kategorie der Unterstützungsbedürftigsten der Residenz. Die protestantische Gemeinde gewährte ihr eine Pfründe von jährlich 12 Gulden. Die Pfarre der Leopoldstadt bemühte sich, die alte Frau in den Genuß wohlthätiger Stiftungen zu versetzen und erwirkte ihr den Mitgenuß der Aspremont'schen Stiftung mit 6½ kr. WW., der Mareut'schen mit 15½ kr. ö. W. und — der Trenk'schen mit 4½ kr. ö. W. täglicher Alimente, so daß sie monatlich gegen 10 Gulden aus Wohlthätigkeitsanstalten und nebenbei auch noch von Zeit zu Zeit Gnadengaben der Kaiserin-Mutter und anderer Mitglieder des kaiserlichen Hofes erhielt — bis sie endlich nach sechswöchentlicher Krankheit an Altersschwäche in den Armen ihrer Pflegetochter mit dem tiefen Seufzer verschied; „Wir haben keinen Kreuzer im Hause, was wirst Du machen, wenn ich nun sterben sollte?"

Logogryph.

Wie groß ich sei, du mußt beschränkt mich denken;
Ein Zeichen mehr, so kann mich nichts beschränken.

Auflösung der Charade in № 6:

Mundtodt.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Samstag 28. Januar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Indessen drängte doch das erwachende Gefühl für seine muntere Jungendfreundin jenen dämonischen Trieb in seiner Seele zurück. Er dachte auf seinen Gebirgsstreifereien öfter an das Geheimniß, welches für jeden Liebenden in den Augen seines Mädchens liegt, als an das, welches das Grab seines Vaters verhüllte. Der Blick, mit dem ihn Margot auf dem Kreuze angeschaut, wich ihm nicht aus der Seele. Es durchschauerte ihn jedesmal, wenn er sich ihr dunkles Auge lebhaft vorstellte, und einigemale erklomm er den Wilden-Stein, eines der Diablerethörner, in keiner andern Absicht, als um einen Blick auf Bex zu werfen. Mit seinem Fernrohr konnte er die einzelnen Häuser unterscheiden und fragte sich, in welchem sie wohl wohnen mochte? Er wäre gern einmal nach Bex hinabgestiegen, aber er schämte sich, daß es ihm alle Leute ansehen müßten, warum er käme, und die Vorstellung, darum ausgespottet zu werden, ballte seine Fäuste. Die Berichte der Frau Rabut verringerten seine Sehnsucht nicht. Sie waren wohl schön und glühten ihm tief ins Herz, aber ein Wort von Margots dunkelrothen Lippen wäre doch etwas anderes gewesen. Ach, wenn er nur einen Vorwand gewußt hätte! Da dachte er, es müßte Margot doch auch freuen, wenn sie einmal von Hause einen Brief erhielte, und den könnte er ja hinabtragen. Was in dem Briefe stehen sollte, darüber grübelte er nicht. Das würde der Schulmeister schon wissen, meinte er, der ihm denselben aufsetzen sollte. Er mußte bei sich selbst über seine Schlauheit lachen. Glücklicher Weise fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß die Sache doch nicht ganz richtig sei. Es seien doch wohl nicht seine eigenen Briefe, welche der Postbote bei den Leuten herumtrüge. Dann dachte er, er könne wohl einmal zum Markt nach Bex gehen. Allein die Bewohner von Ormont besuchten denselben nie.

Endlich, da es wieder Frühling geworden, glaubte er das Rechte gefunden zu haben. Er hatte oberhalb Anzeindas, bei den Quellen des Avançon, eine Gemse geschossen, und als er sich niederbeugte, um sich nach der anstrengenden Jagd mit einem Trunk zu erquicken, da war's ihm, als flüsterte ihm das von den Schneefeldern herabsickernde Wasser zu: „Folge mir! Folge mir!" Mit strahlendem Gesicht sprang er auf und stieß einen Jauchzer aus, daß die Felsen weithin widerhallten. Lag doch Bex kaum fünf Stunden davon am Ausfluß des Avançon ins Rhonethal. Die Gemse wollte er der Margot bringen, und das mit den Hörnern und Füßen zusammengehackte Thier auf den Kopf schwingend, begann er mit der Sicherheit und Leichtigkeit einer Ziege die Felsen hinabzuspringen. Er dachte auch nichts weiter, als bis er auf der Brücke stand, die in der Nähe von Charnemay über den Avançon führt. Da fragte er sich, was Margot für Augen machen würde, wenn er so plötzlich, wie aus der Luft gefallen, vor sie hinträte mit seinem Geschenk. Er hörte sie lachen und ihn fragen, was sie denn damit anfangen solle? Wie sie ihn mit seinem Gratthier hänseln würde! Und in der That, was sollte sie auch damit? Er pfiff zwischen den Zähnen hinaus und seine Hand fuhr unter die Kappe ver-

Digitized by Google

legen ins Haar. O, das war doch dumm! Aber konnte er die Gemse nicht ihrem Oheim bringen? Das ging schon. Und ihm sagen, sein Bruder, der Kreuzwirth, schicke sie ihm? Nein, das ging nicht. Lügen konnte er nicht, und vor Margot am wenigsten; ihr Lachen würde ihn verrathen, selbst wenn er es versuchte. Er meinte, sie müße ihn kennen bis ins tiefste Herz hinein, und er ward feuerroth vor ihr lügen zu wollen. Dem Oheim aber geradeaus zu sagen, es sei ein Geschenk von ihm, das er brächte, das ging gar nicht; da mußte der Mann gleich weg haben, warum er käme, und der brauchte es besonders nicht zu wissen.

Es war eine verteufelte Geschichte, von welcher Seite er sie auch ansehen mochte, und wieder pfiff er halblaut und langsam. Allein der Pfiff blies die Verlegenheit nicht fort. Da machte er rechtsum, und statt nach Grion hinabzugehen, stieg er nach Tavevannaz hinauf und über das Kreuz nach Ormont hinunter, wo er gegen Abend nicht in der heitersten Stimmung anlangte.

Vater Gautier, dem er wie gewöhnlich seine Beute brachte, äußerte, die käme ihm gerade recht, er erwarte Gäste. Und Frau Rabut begleitete diese Worte mit einem schlauen Blick von der Seite. Dann sagte sie draußen in der Küche; „Du, François, ich weiß was!" und sich neben dem schlanken, breitschultrigen Burschen auf die Fußspitzen erhebend, daß sie sein Ohr erreichte, flüsterte sie: „Die Margot kommt!" Darauf gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen in die Seite und lachte. Er starrte sie mit weit offenen Augen an, und sie berichtete, daß der Oheim geschrieben hätte, während er in den Bergen gewesen sei, und sie Margot noch diesen Abend erwarteten. Die Tante und deren ältester Sohn kämen mit. Da hätte er fast einen Jauchzer ausgestoßen, wie am Morgen im Gebirge. Rundum drehte er sich auf dem Absatz und es fehlte nicht viel, so hätte er die Großmagd, die ihm zu nah kam, abgeküßt. Beim Kopfe hatte er sie schon. Die schrie auf, Frau Rabut lachte, und der Knecht, welcher eben das Holz zum Abendfeuer brachte, murrte, er möchte das sein lassen.

„Hast recht, Hans!" rief er, ihm mit der flachen Hand derb auf den Rücken schlagend, „jedem das Seine!" Und um sein Unrecht gut zu machen, zog er ihn mit sich in die Schenkstube und bestellte einen Schoppen. Aber es litt ihn nicht lange beim Wein. Es litt ihn nirgends. Als es zu dunkeln begann, wagte er es endlich, der Erwarteten entgegen zu gehen. Nur sehen wollte er, nicht gesehen werden. Er ging eine tüchtige Strecke auf dem Wege nach Unter-Ormont hinaus. Es wurde dunkler und dunkler. Endlich kam ein Wagen schnell dahergerollt. Sein Herz sagte ihm, daß sie es sei, aber es war bereits zu finster, um sie zu erkennen. Er folgte dem Gefährte so schnell er vermochte, und als er vor das weiße Kreuz kam, da stand richtig der Wagen, und der Knecht, welcher das Pferd eben ausgespannt hatte, bestätigte seine Ahnung. Ja, sie war da; aber sich mit seinem sehnsüchtigen Herzen in die Familie des reichen Wirths einzudrängen, das wagte er nicht. So mußte er sich wohl oder übel bis morgen gedulden.

4

Der folgende Tag war ein Sonntag. Schon das erste Geläute fand François an der Kirchthüre; in seiner Ungeduld hatte er selbst auf seine Mutter nicht warten mögen Er war allein und es dünkte ihn eine Ewigkeit, bis man zum zweitenmale zu läuten begann Nun ward es allmählig lebendig. Aus allen Häusern traten Menschen heraus und schritten gegen die Kirche heran, kamen hier die Halde herab, traten dort aus dem Tann und wandelten dort die Hecken entlang neben dem Wasser, die Gebetbücher in den Händen, an François vorüber in das Gotteshaus. Manche Dirne blickte seitwärts nach dem hübschen Burschen, Andere stießen sich im Vorbeigehen an und kicherten verstohlen. Er merkte es nicht; er schaute nur nach der Straße, woher Margot kommen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Sylvesternachtvision.

(Schluß.)

Durch alle meine Glieder fuhr ein Beben und noch weiß ich nicht, woher der Muth

Digitized by Google

mir kam, mitten durch den Saal zu schreiten und in einiger Entfernung von dem Throne, wo alle Augen auf mich gerichtet waren, stehen zu bleiben.

„Warum habt ihr mich wachgerufen?“ hob der Kaiser wieder an. „Was wollt ihr von mir?“

Jetzt erst fiel es mir ein, daß gerade ich beim zwölften Glockenschlage gerufen hatte: „Barbarossa, wach auf!“ Ich sah dem Alten in das große blaue Auge und sagte fest: „Großer Kaiser, dem Vaterlande droht Gefahr, es bedarf eines Armes, stark wie der deine.“

„Was ist's?“

„Das heilige Reich ist längst dahin —“

„Ich weiß es“, sagte der Rothbart dumpf und senkte das Auge.

„Sie haben ihm ein Stück um's andere abgerissen“, fuhr ich fort: „und das Land der Lombarden mit dem treulosen Mailand ist jetzt auch der deutschen Hand entwunden.“

Bei dem Namen Mailand blitzte des Kaisers Auge auf. Es war das Wetterleuchten des Zornes. Das Scepter zitterte in seiner Rechten und mit der Linken stieß er das Schwert auf, daß es durch die ganze weite Halle dröhnte. „Und ihr habt es nicht zu erhalten, nicht wieder zu gewinnen gesucht?“

„Nein!“ sagte ich kleinlaut.

„Und warum nicht?“ fragte der alte Held streng.

„Weil unsere Fürsten nicht einig werden konnten und einzelne derselben nicht das deutsche Vaterland und seine Macht und Ehre, sondern nur die Vergrößerung der eigenen Macht im Auge hatten.“

„Die alte deutsche Erbsünde!“ murmelte der Rothbart und sein Auge wandte sich seitwärts. Ich folgte ihm und sah es haften auf einer hohen, kräftigen Gestalt in glänzendem Harnisch mit einem Helm, auf dem ein goldner Löwe glänzte. Ach! das war Heinrich der Welfe. Der aber wandte sein Haupt seitwärts und schaute trotzig vor sich nieder.

„Ja großer Kaiser“, sprach ich: „es klingt in unsern Tagen ganz ähnlich, wie zu deiner Zeit Hie Welf! hie Gibeling! das waren in deiner Zeit die Losungen, heute lauten sie: hie Habsburg! hie Hohenzollern! und zwischen beiden steht noch eine Schaar mit dem Rufe: Weder dieser noch jener! Ueber die Grenze aber schaut lauernd der Erbfeind und freut sich dieser unheiligen Dreispaltigkeit.“

„Und keiner, der sie zusammenbrächte?“

„Keiner!“

Da neigte Barbarossa das greise Haupt, ich sah seine Augenlider mit den langen Wimpersäumen sinken. Eine fieberhafte Angst ergriff mich. „Bleibe wach, Barbarossa!“ rief ich laut: „bleibe wach und hilf!“

„Gnad' euch Gott!“ sprach der Alte langsam und dumpf. „Wo die Lebenden sich selbst nicht helfen wollen, was können da die Todten? Geh, Sterblicher, und rufe nach den vier Winden: Seid einig!“

„Sie werden mich armes Menschenkind nicht hören. Hören sie ja die Posanne der Weltgeschichte nicht.“

„Dann werden sie auch nicht hören, wenn einer von den Todten aufersteht. — Hören sie nicht, dann rufe nach den vier Winden ein lautes Wehe!“

Das letzte Wort war noch nicht verhallt, als von der Stiftskirche herüber vernehmlich der Glockenschlag Eins erklang. Ein furchtbarer Donnerschlag dröhnte durch den Saal, alles Licht war plötzlich erloschen, und betäubt stürzte ich zu Boden und blieb bewußtlos liegen. —

Ich bin diesen Morgen in meinem Bett erwacht und weiß nicht, wie ich hinein gekommen. Rasch hab' ich mich in die Kleider geworfen und bin nach dem Rittersberg gegangen, aber da war alles wie alltäglich. Da und dort rief mir eine Stimme zu: „Prost Neujahr!“ ich aber antwortete in der Zerstreuung immer: „Wehe!“ Ich konnt' es nicht los werden dieses letzte Wort des alten Helden. Ich habe meinen Freunden erzählt, was mir in der Geisterstunde begegnet, sie haben ungläubig gelächelt, ich aber lasse mir nicht einreden, daß ich nur geträumt. Ich weiß, daß dieses Nachtgesicht kein Traum war, da ich es mit hellen, wachen Sinnen erlebt. Jedes Wort klingt mir noch deutlich in den Ohren, vor allen das letzte, das furchtbare Wehe, das mir

Digitized by Google

die Seele durchdonnert. Es würde mich erdrücken, hätte es nicht am Morgen noch ein Gegengewicht gefunden. Ich ging nämlich an dem lenzartig lauen Neujahrsmorgen um das Centralgefängniß und als ich der Kapelle nahe kam, hörte ich sie da drinnen eben singen: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen!“ und leise sprach ich zu dem tröstenden Wort mein Amen.

Miscellen.

* Speyer, 25. Januar. Es ist erfreulich, wenn in Zeiten, wie die jetzige, deren Ernst sich von Tag zu Tage drohender gestaltet, die höheren Kunstbestrebungen dennoch nicht verkümmert werden. So hat die Nachricht in weitern Kreisen rege Theilnahme gefunden, daß unser verdienstvoller Bildhauer Renn zu Speyer mit seinem für das Marienbenkmal zu Düsseldorf eingesendeten Modelle den Preis davon getragen hat. Außer der namhaften Summe des Krönungspreises von 30 Friedrichsd'or steht dem wackern Meister nun auch die dankbare Arbeit bevor, seinen plastischen Gedanken auszuführen zu können. Es ist das zweite Mal, daß dieser Künstler bei solchem Concurse einen Preis davonträgt. Den ersten empfing er vor einigen Jahren bei der Bewerbung um die Ausführung der Marienſäule von Puy. Wer das Atelier des Künstlers besucht, oder seine Arbeit kennt, wird diese ehrende Anerkennung nur gerechtfertigt finden. Mit einer innigen, tiefgedachten Auffassung seines Gegenstandes verbindet er eine seltene Leichtigkeit der plastischen Disposition. Sein Styl vermeidet in glücklicher Weise bei aller Naturwahrheit das Naturalistische und schließt sich den großen Vorbildern der mittelalterlichen Kunst würdig an, ohne sclavischer Nachahmer zu sein. Sicherlich zählt Renn — was auch sein weit verbreiteter Ruf beweist — zu den bedeutendsten Meistern, welche der neuen, von König Ludwig in's Leben gerufenen Kunstära angehören.

Bonnland in Unterfranken den 12. Jan. Auf die in öffentlichen Blättern ausgesprochene Bitte der einzig noch lebenden Tochter Schillers, Freifrau Emilie v. Gleichen-Rußwurm, um Einsendung der auf die Schillerfeier bezüglichen Schriften sind bei derselben über 2000 Nummern eingetroffen, in Briefen, Programmen, Festbeschreibungen, Gedichten, Reden, Compositionen, Blumensträußen, Kränzen, Bändern, Bildern, Büchern und Medaillons bestehend. Dieselben kamen von mehr als 400 Städten aus nächster Nähe und weitester Ferne, von den äußersten Enden Europa's und aus dem tiefsten Innern von Nordamerika. Aus Lissabon, Malaga, Neapel und Malta, aus Astrachan und Petersburg sind Briefe eingetroffen, und die neue Welt hat nicht blos aus New-York, Cincinnati u. s. w., sondern auch aus dem entlegenen Jowa heraus Nachrichten gesendet. Neben den großen Weltstädten sind von kleineren Flecken und Dörfern, ja sogar von einzelnen Häusern Berichte über sinnige Feste eingelaufen, aus denen allen dieselbe wohlthuende Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit uns anweht, und die alle ein lebendiges Zeugniß dafür ablegen, daß Schiller wie kein Dichter mehr verstanden hat, alle Herzen zu erobern.

* Räthsel.

Ich bin von jeder Größ', bald groß, bald klein,
Gebaut bin ich von Holz, von Stein und Bein,
Auch von Metall, dem edelsten sogar,
Wirst du im feinsten Salon mich gewahr.
Je größer du mich siehst, je größer meine Zierde,
Und komm' ich gar in's Spiel, brennst du wohl voll Begierde
Zu nehmen bald mich in Besitz,
Weil ich dir, wenn gesangen, nütz'.
Nie eine Burg entsteht ohn' mich,
Das glaube mir ganz sicherlich.
Noch mehr, ich will dir's offenbaren,
Ich kann auch Schelm' und Dieb verwahren.

k.

Auflösung des Logogryphs in № 7:

Raum — Traum.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletriſtiſches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 9. Speyer, Mittwoch 1. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortſetzung.)

Aber ſie kam immer nicht. Sie putzte ſich noch in ihrer Kammer, und Frau Rabut ſtand dabei und ſchaute ihr zu. Sie war heraufgekommen, um ihr beim Ankleiden behülflich zu ſein, wie ſie früher an den Sonntagsmorgen gethan. Allein Margot hatte ihre Dienſte abgelehnt, und die gute Frau war faſt böſe darüber, daß ſie ihr nicht einmal die Zöpfe flechten ſollte. Das war immer ihre Freude geweſen, und ſie bildete ſich etwas darauf ein, daß es niemand ſo gut verſtände wie ſie. Als ſie jedoch ſah, welch zierliches Geflecht Margot zu Wege brachte, ſchloß ihr Bewunderung den Mund. Sie hätte ihre Nichte deſſen nimmer fähig geglaubt und noch weniger dieſer Sorgfalt, welche ſie auf jedes Stück ihres Anzuges verwandte. Sie mußte unwillkürlich lachen, denn ihr kam die Margot von früher in den Sinn, die nimmer unter ihren Händen hatte ſtill halten oder ruhig ſitzen wollen, und ſie erinnerte ihre Nichte an jene wilde Zeit der zerriſſenen Röcke, verlorenen Schuhe und zerzausten Haare. Margot lachte herzlich mit, aber zugleich erröthete ſie und ſah auf einige Augenblicke von ihrem Bilde im Spiegel weg, bis Vater Gautier, der bereits vor dem Hauſe ungeduldig auf- und abſtampfte, murrend heraufrief, ob ſie denn noch nicht fertig ſei.

„Gleich, gleich!“ ſcholl es aus beider Munde zur Antwort durch das offene Fenſter. Ein ſolches: Gleich, gleich! der Frauen bedeutet aber gewöhnlich ein doppeltes Warte! und das Warten war trotz ſeines Phlegmas des Kreuzwirths Sache nicht, am wenigſten auf Leute, welche von ihm abhingen. Wahrſcheinlich würde ſich ſeine üble Laune derb ausgelaſſen haben, wenn er ſich nicht in der Geſellſchaft ſeiner Frau Schwägerin und deren Sohnes Louis, eines jungen Menſchen von etwa dreiundzwanzig Jahren, befunden hätte. Er that ſich Zwang an, um ihnen zu beweiſen, daß man auch auf dem Lande Art haben könne. Die Frau Schwägerin meinte beſchwichtigend, es eile ja nicht. Die Leute würden heut alle nur Augen für Margot haben, da müßte ſie doppelten Fleiß auf ihr Aeußeres verwenden, um den Bauern zu beweiſen, daß des reichen Kreuzwirths Tochter etwas Anderes ſei, als ſo eine Landdirne in kurzem Mieder und ſchwarzem Filzhut, welche nie über ihre Dorfberge hinausgeſchaut hätte. „Und ich denke, ich habe etwas aus ihr gemacht!“ ſchloß die Dame, indem ſie mit wohlgefälligem Stolze zuerſt auf ihren Schwager, dann an ihrer eigenen kleinen, wohlbeleibten Geſtalt niederſah, den brennendrothen Shawl etwas von den fleiſchigen Schultern zurückſchob und die Falten ihres grünſeidenen Kleides mit der beringten Hand glattſtrich. — „Wollen ſehen!“ murrte Vater Gautier und ſeine Stimme klang wie das Knurren eines gereizten Hundes, den man ſtreichelt.

„Uebrigens“, nahm die Schwägerin nach einer Weile wieder das Wort, „muß man es einem hübſchen Mädchen ſchon verzeihen, wenn es ein wenig eitel iſt. In Bez hießen ſie das Kind immer nur die Alpenroſe. Ich glaube, mein Louis war's, der den Namen aufbrachte. — Aber nun ſcheint es mir doch, ſie ſollte endlich fertig ſein.“ Damit warf ſie den Kopf in den Nacken und rief mit etwas fetter Stimme: „Margot! Margot!“ — „Gleich, gleich!“ tönte es zurück.

Digitized by Google

Endlich, als das Geläute in Vers l'Eglise zum drittenmal anhub, öffnete sich droben die Thüre und Margot trat heraus auf die Treppe; Frau Rabut folgte ihr. Wie sich das Mädchen in dem einen Jahr entwickelt hatte! Sie war größer geworden und voller wölbte sich die Brust; doch um den Leib war sie schlank und die ganze Gestalt biegsam wie eine Elfe. Purpurn schimmerte das Blut durch die bräunlichen Wangen, kirschroth glühte der Mund. In den schwarzen Augen loderte das alte Feuer; aber es flackerte nicht wie sonst wild umher: es brannte stetiger und klarer hinter den langen dunkeln Wimpern. Daß sich die geschwungenen Brauen über der feinen, ganz leise abgestumpften Nase fast vereinigten, gab dem blühenden Gesichte einen entschlossenen Ausdruck, doch mäßigte ihn das Grübchen in der rechten Wange, in dem wohl noch der alte Schalk wohnte und lachte. Sie trug ein vielgefälteltes Kleid von schwarzem Wollenzeuge, das wie Atlaß glänzte. Eng umspannte es den Oberkörper und weitgepufft bis zum Handgelenk die Arme. Das spiegelnde Haar bedeckte zur Hälfte ein breiträndiger italienischer Strohhut mit blauen, lang herabflatternden Bändern und künstlichen Blumen. Weiße, baumwollene Handschuhe bekleideten die Hände, in denen sie das Gebetbuch mit goldenem Schnitte und das sauber gefaltete Taschentuch hielt. Als sie die Treppe herunterstieg, knarrte und ächzte es bei jedem Schritte. Aber das waren nicht die Stiegen, sondern Margots Schuhe.

„Seid nicht böse, Vater", sagte sie, ihm die Wange reichend, „daß ich Euch habe warten lassen." Der Vetter trat herzu und bot ihr einen Blumenstrauß, den er während des Wartens von den Beeten am Hause gepflückt hatte. Sie dankte ihm mit einem freundlichen Blicke. — „Seht", flüsterte Frau Gautier ihrem Schwager zu, indem sie ihn lauernd von der Seite ansah, „unsere Kinder bilden doch ein hübsches Paar. Was meint Ihr?" — „Ja", murmelte er, sich in Bewegung setzend, „sie gleicht ihrer Mutter; die galt ihrer Zeit auch für das schönste Mädchen in Ormont."

Frau Rabut war, die Arme in ihre Schürze gewickelt, oben auf der Treppe stehen geblieben und aus allen Zügen ihres runzligen, gutmüthigen Gesichtes leuchtete der Stolz der Liebe. Sie war bei sich so ziemlich der Meinung der Schwägerin, ohne deren Aeußerung gehört zu haben. Der Vetter gefiel ihr ganz wohl. Es war ein gewandter, hübscher, blonder Bursche. Nur däuchte es ihr, für einen Krämergehilfen, der Louis war, schicke sich ein Schnauzbart ebenso wenig, wie für einen Pfarrer. Dazu trug er den seinigen so steif und spitz zugedreht, wie eine Nadel, daß sie ihm anfangs nicht ohne Lachen ins Gesicht hatte sehen können. Er hatte sie immer an Mignon, ihre Katze, erinnert.

Die Frau Schwägerin hatte dagegen keinen so günstigen Eindruck auf sie gemacht. Dieselbe hatte gar keine Notiz von ihr genommen, sie gar nicht als zur Verwandtschaft gehörig betrachtet. Die Verwandtschaft aller fiel bei Frau Gautier nicht ins Gewicht. Wer nichts hatte, war in ihren Augen ein Lump, verwandt oder fremd. Sie selbst stammte aus einer wohlhabenden Familie und hatte ihrem Manne ein hübsches Vermögen zugebracht. Darum befahl sie auch im Haus und in der Backstube. Sie hatte das Heft fest in der Hand, und selbst der wüsteste Geselle zitterte vor der rothbebänderten Haube der dicken Frau Meisterin. — Mehr jedoch als die Zurücksetzung hatte Frau Rabut der Tadel gekränkt, den die Schwägerin über ihre Betttücher ausgesprochen. Sie sei an so grobe Bettwäsche nicht gewöhnt. „Ei sieh doch, nicht gewöhnt an so grobe Bettwäsche!" hatte es da in der guten Frau aufgeschrieen, doch hatte sie nichts gesagt, „und ist doch manche Dame zufrieden gewesen, die wohl in ihrem Leben nicht daran gedacht hat, daß es auch solche Wesen wie Frau Gautier in der Welt geben könne."

Doch nun fiel ihr ein, daß es die höchste Zeit sei, an den Mittag zu denken, wenn sie mit Ehren bestehen wollte. Und das wollte sie gerade vor der hochmüthigen Frau Schwägerin; sie wollte ihr beweisen, daß sie auch ihre Sache verstehe, wie es in Ormont der Brauch ist, und hinab eilte sie in die Küche.

Digitized by Google

5.

In der Kirche hatte der Gesang der Gemeinde bereits begonnen, als Vater Gautier mit den Seinen erschien. Langsam und breit schritt er an ihrer Spitze durch den Mittelgang. Ihm zunächst folgte die Frau Schwägerin und ihr rothes Tuch zuckte wie eine Feuerflamme durch das Gotteshaus, schlug in alle Köpfe und Herzen hinein und brannte die Andacht in denselben aus. Der Gesang flatterte hin und her wie ein Schiff im plötzlich umspringenden Winde, und es fehlte nicht viel, so wäre das Steuer dem Schulmeister entschlüpft. Mannhaft kämpfte er jedoch gegen Wind und Wogen der Neugierde, und glücklich gelang es ihm endlich, obgleich mit unsäglicher Noth, das Fahrzeug des Gesanges in den Hafen des letzten Accordes zu bugsiren. Allein die Andacht kehrte nicht wieder, und während der ganzen Predigt drehten und reckten sich die Hälse unaufhörlich, um einen Blick auf das rothe Tuch, Margots blaue Bänder und des Vetters spitzen Schnurrbart zu gewinnen. Und wem es gelungen, der mußte in der nächsten Minute wieder hinsehen, ob auch alles noch da sei. Es war ein ununterbrochenes Rücken und Rühren, Scharren, Flüstern und Rauschen.

Vater Gautier achtete alles dessen nicht. Er hatte seinen gewohnten Sitz der Kanzel gegenüber, den man ihm auch heute frei gelassen. Dort saß er unerschütterlich wie ein Fels im bewegten Meere und seine grauen Augen schauten unter den buschigen Brauen unverwandt auf den Pfarrer. Kein Wort desselben entging ihm, und von Zeit zu Zeit nickte er unmerklich mit dem Kopfe und schnaufte leise, als wollte er sagen: „so ist es; wir beide verstehen uns!“ Das war in der That seine Meinung und sein Stolz, die Predigt zu fassen wie keiner Auch sprach er nach der Kirche noch gern mit seinen Bekannten über den gehörten Vortrag, legte ihn in seiner Weise aus und zeigte seine Ueberlegenheit. Es wollte ihn fast bedünken, als redete der Pfarrer eigentlich immer nur zu ihm, und heute hatte er dieses Gefühl mehr als je. Wirklich verließ ihn das Auge des Geistlichen kaum eine Sekunde, aber die Ursache war die allgemeine Unruhe und Unaufmerksamkeit und Frau Gautier an ihres Schwagers Seite. Der schüchterne Mann war nicht gewohnt, vor Stadtleuten zu predigen, und Frau Gautier, welche so majestätisch dasaß, als es ihre kleine korpulente Gestalt erlaubte, starrte ihn beinahe aus dem Concept. In ihren Mienen war indessen wenig von frommer Sammlung zu lesen, und eine alte Bäuerin meinte gegen ihre Nachbarin: „die sieht auch aus, als wollte sie sagen: da sitz' ich, nun bewundert mich!“ — „Aber schwer reich muß sie sein!“ flüsterte die Andere. „O die Gautiers, die haben's alle gepachtet.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehen der Vögel.

Die „Maje“ in Wiesbaden bringt einen äußerst interessanten Aufsatz von Pfarrer Snell in Hohenstein (Nassau) über diese merkwürdige Erscheinung, welche erst in neuerer Zeit allgemeiner erkannt worden ist. Danach leben alle Vögel mit wenigen Ausnahmen in fester lebenslänglicher Ehe (Monogamie), wie man dieß an Raben, Elstern, Tauben, u. s. w. leicht beobachten kann.

Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln gehören die Lerchenfalken, trotz ihrer sonstigen Wildheit. Wenn man im Herbste, wo sie wandern, einen dieser Schnellsegler in den Lüften seine wundervollen Schwenkungen machen sieht, so wird man in der Regel auch bald den andern Gatten gewahr werden.

Sehr viele Vögel schaaren sich regelmäßig im Herbste zu größeren oder kleineren Heerden zusammen, aber auch hier hat man gefunden, daß die einzelnen Paare sich zusammenhalten. Doch gibt es auch Zugvögel, von welchen die Männchen, wie die Weibchen im Herbste sich in besondere Schaaren vereinigen und so getreunt von einander ihre Wanderungen machen. Dies ist z. B. bei den Buchfinken der Fall. Im Frühling finden sich aber dieselben Paare wieder zusammen. Das Nachtigallmännchen schlägt in den ersten Tagen seiner Ankunft im Frühling so lebhaft, Tag und Nacht

Digitized by Google

ohne Unterbrechung, um sein Weibchen, welches etwas später ankommt, an sich zu locken, oder vielmehr um demselben, das ja ohnehin seine Heimath kennt, seine Anwesenheit kund zu thun. Der Sperber findet sich, nachdem er den Winter über einsam mancherlei Kreuz- und Querzüge gemacht und zur Abwechselung vielleicht auch einmal den Palmenhainen Afrika's einen Besuch abgestattet hat, im Frühling mit seinem Weibchen wieder auf demselben Baume ein, wo er ein Jahr vorher von demselben Abschied genommen hatte, und bezieht wieder denselben Horst, (wofern er noch vorhanden), den er vorher bewohnt hatte.

In Vielweiberei leben nur wenige Vögel, die Auerhühner, die Haushühner, die zahmen Enten und Gänse und einige andere. Die Ehen werden meistens im Frühjahr nach dem Geburtsjahr geschlossen und es findet dabei eine ganz bestimmte Wahl statt, deren Gründe eben so wenig wie bei den Menschen zu enträthseln sind, wenn nicht die gewöhnlichen Rücksichten des Lebens obwalten. Oft entscheidet der bloße Zufall, oder wenn mehrere Bewerber sich um Eine Braut drängen, das „Recht des Stärkern." Selbst wenn die Ueberzahl auf Seiten der Weibchen ist (was aber selten der Fall ist, da es bei den Vögeln mehr Männchen als Weibchen gibt), entstehen oft heftige Kämpfe der Eifersucht.

In der Ehe kommen Streitigkeiten nicht vor, das Weibchen ordnet sich dem Männchen unter. Die Wahl des Nestes z. B. trifft immer das Männchen und Herr Snell beobachtete bei Spatzen und Tauben Fälle, wo das Männchen aus Dummheit und Aengstlichkeit einen ganz unpassenden Platz wählte und das Weibchen sofort Material herbeischleppte, obwohl dasselbe gar nicht anzubringen war. Nur bei den Lerchenfalken kommen manchmal Streitigkeiten über eine Beute vor, die aber nie zu Thätlichkeiten führen.

Die Tugend der ehelichen Treue muß man im Allgemeinen allen in Einweiberei oder Monogamie lebenden Vögeln zuerkennen. Doch ist ein Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern zu machen. Von Seiten des Weibchens habe ich, sagt Snell, so lange und sorgfältig ich auch die Vögel beobachtet habe, niemals einen Fall von Untreue erlebt; bei dem Männchen hingegen kommen, wenn auch nur ausnahmsweise, solche Fälle vor. Wenn man erwägt, daß dem Weibchen von Natur eine größere Zurückhaltung und Schüchternheit eigen ist, so wird man diesen Unterschied erklärlich finden.

(Schluß folgt.)

* Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
Unter meiner dicken Hülle
Berg' ich edeln Saft in Fülle.
1. 2. 5. 3. 4.
Kreischend werd' ich immer stören,
Weich wirst du mich gerne hören.
2. 3. 4. 5. 6.
Nichts gilt der in deinen Augen,
Gegen den du mich wirst brauchen.
3. 2. 4. 1.
In Italiens Sumpfesstrecken
Wirst du mich als Fluß entdecken.
4. 3. 2. 2.
Einst durft' ich bei Hof es wagen,
Wahres Königen zu sagen.
4. 1. 4. 4. 6.
Um mein Leben zu vertrauern,
Leb' ich hinter düstern Mauern.
4. 6. 2. 1.
Wie die Geschichte referirt,
Hab' ich grausam einst regiert.
4. 6. 5. 6. 2.
Mag ich auch mit Seif' mich reiben,
Dennoch werd' ich schwarz stets bleiben.
2. 1. 5. 6. 2.
Sänger bin ich, wohl verstanden,
Aber nicht in deutschen Landen.
5. 3. 2. 4.
Willst du, was ich bin, erfinnen,
Such', wo fleiß'ge Hände spinnen.

H. G.

Auflösung des Räthsels in № 8:
Der Thurm, und als solcher im Schachspiel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 10. Speyer, Samstag 4. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Margot hatte die Blicke züchtig niedergeschlagen, aber sie konnte es doch nicht lassen, von Zeit zu Zeit verstohlen umzuschauen. Es war ihr so wohlig: das Gotteshaus, der Gesang, der Pfarrer, der Schulmeister, das alles heimelte sie an und sie mußte nun sehen, ob auch die Andern noch die Alten wären, die altbekannten Gesichter. Wo ihr Auge einem andern begegnete, da hätte sie gern ein Zeichen des Wiedererkennens gegeben, wenn es sich nur an der heiligen Stätte geschickt hätte In ihrem frühern unstäten Wesen hatte sie im Grunde niemand besonders nahe gestanden, und die Zeit, wo ein süßes Geheimniß die Mädchen eng aneinander schließt, war für sie noch nicht dagewesen; allein in dem Gefühl wieder daheim zu sein, dachte sie weder daran, noch daß sie oder die Andern sich innerlich verändert haben könnten. Manche äußerliche Veränderung entging ihr nicht und verwunderte sie.

Den François sah sie nicht. Der saß hinter dem Steinmartin und dessen Ehehälfte und er verwünschte den breiten Rücken des Einen und den Bienenkorbhut der Andern, die ihm Margot verdeckten. Sie war nicht weit von ihm vorübergegangen und ihre Erscheinung hatte ihn durchzuckt wie ein Blitzstrahl. Einen Augenblick war alles vor seinen Augen verschwommen, siedend hatte es ihn überlaufen und vor seinen Ohren war ein gewaltiges Brausen gewesen. Seine Mutter hatte die ganze Zeit über fast nichts zu thun, als ihn an den Schößen seines Leibrocks auf die Bank zurückzuziehen. Er wollte immer aufstehen.

Das war ein Gottesdienst, wie die ältesten Leute in Ormont keines ähnlichen sich zu erinnern wußten! — Endlich scholl das Amen durch die Kirche. Was es bestätigte, die wenigsten wüßten es; fast allen klang es wie eine Erlösung. Frau Gaittier äußerte trotzdem zu ihrem Schwager, sie hätten da einen vortrefflichen Pfarrer, der verstünde es, Einem das Herz zu rühren! Der Kreuzwirth aber schüttelte den Kopf und sagte: „Er hat schon recht, es ist alles eitel und mitnehmen können wir nichts; aber wie die Lilien leben, das können wir auch nicht."

François war einer der Ersten vor der Kirchthür. „Grüß Gott, Margot!" rief er mit freudestrahlendem Gesicht, als diese kam, ergriff ihre Hand und preßte sie so gewaltig, daß das Mädchen vor Schmerz aufschrie. Er lachte verlegen und wandte sich zu dem Vetter, dem er fast den Arm aus dem Gelenk schüttelte Louis hielt indessen den Druck seiner eisernen Faust mannhaft aus. Auch der Tante reichte er die Hand in seiner Freude. Die aber betrachtete ihn mit hochmüthiger Verwunderung von Kopf bis Fuß und drehte ihm den Rücken zu. „Mußt Handschuhe anziehen, wenn du die anfassen willst!" höhnte eine Stimme aus der Menge.

François machte ein verblüfftes Gesicht. Margot mußte darüber lachen, auch der Vetter, und sie lachten unverhohlen und es lachten alle Umstehenden Der gehänselte Bursche ward roth bis unter das Haar. Sein dunkles Auge blitzte zornig auf und mit gewaltigem Griff packte er Charles, den Sohn des Steinmartin, der ihm zunächst stand und ihm ein Gesicht schnitt. Dieser war gleichfalls kein Schwächling. Mit einem Ruck schüttelte er den Gegner ab und beide

Digitized by Google

umfaßten nun einander wie mit ehernen Klammern zum Ringkampf. Einige ältere Männer eilten hinzu und suchten sie zu trennen. Der Platz vor der Kirche schien ihnen zu einem solchen Kampfe doch nicht passend. Allein ihr Friedenswerk wäre ihnen ohne die Erscheinung des Geistlichen wohl nicht gelungen. Erst der wiederholte Zuruf, daß der Pfarrer käme, brachte die Ringer auseinander.

Frau Gautier hatte die spöttische Bemerkung über sich wohl gehört; verächtlich warf sie den Kopf in den Nacken und wollte ihren Arm in den des Schwagers legen Der aber sagte, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte: „Geht nur voraus, Frau Schwägerin, ich komme schon langsam nach. Und sagt der Alten — er meinte Frau Rabut — sie solle das Essen bereit halten; die Predigt hat mir einen rechtschaffenen Hunger gemacht"

Frau Gautier entfernte sich etwas eilig und ihre Hutbänder flatterten hinter ihr her im Winde. Sie hätte vor Wuth weinen mögen. Endlich brach der in ihr kochende Zorn in einer Fluth bitterer Bemerkungen über die Armaßung und Ungeschliffenheit des Bauernpöbels aus. Margot suchte sie vergebens zu beschwichtigen, Louis aber machte ein spöttisches Gesicht und sagte: „Laß es gut sein, Base! Du weißt ja, die Mutter muß täglich ihren Aerger haben, sonst ist ihr nicht wohl und seit unserer Abreise von Bex hat sie pausiren müssen!" — „Und wer ist an dem täglichen Aerger schuld", schrie die Frau, „wenn nicht meine eigenen Kinder? Und auch du, Margot! Sich mit einem Tölpel so gemein zu machen! Habe ich mir darum all' die Mühe gegeben, dich aus deinen bäuerischen Kleidern und Manieren herauszuschälen? Du solltest dich schämen! Aber freilich, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!" — Margot ward roth, Louis zuckte mit verächtlichem Mitleid die Achsel und summte ein Lied vor sich hin, wobei er von Zeit zu Zeit verstohlen einen finstern Seitenblick auf die Mutter warf, die sich immer tiefer in den Zorn hineinredete. Sie wollte keine Stunde länger in einem Hause bleiben, wo man nicht die geringste Achtung für sie hätte — „Die Luft weht scharf bei euch, Margot", bemerkte Louis trocken. „Ich glaube wirklich, sie ist der Mutter nicht zuträglich und es ist daher ein wahres Glück, daß sie schon morgen nach der Stadt zurück muß."

Als er aber im weißen Kreuz einen Augenblick mit Frau Gautier allein war, trat er dicht vor diese hin und sagte mit leiser, drohender Stimme: „Jetzt ist's genug mit dergleichen Narrenpossen. Glaubt Ihr, ich hätte Lust, mir das schöne Vermögen durch die Finger schlüpfen zu lassen, weil Euch der Hochmuthsteufel blind und dumm macht? Fahrt nur mit Eurer eingebildeten Beleidigung gegen den Oheim heraus und Ihr könnt sicher sein, daß er uns beiden die Thure weist. Seid Ihr hochmüthig, er ist es noch mehr Und darum habt Ihr der Margot doch nicht ein Jahr lang geschmeichelt und ihr den Kopf verdreht, weil Ihr an ihr einen Narren gefressen habt?" — Frau Gautiers kleine Augen funkelten wie Dolche, doch der Wiedereintritt ihrer Nichte schnitt ihr die Entgegnung ab. Indessen verfehlten die Worte des Sohnes ihre Wirkung nicht, und sie zeigte dem heimkehrenden Schwager wieder sonnige Mienen.

Doch es schien, daß Mars den Tag regiere. Als Frau Gautier sah, wie vortrefflich ihrem Schwager die Fleischsuppe mit dem eingeschnittenen Brode und namentlich der rosige Speck und die Schnitz schmeckten, äußerte sie, er möge nur einmal zu ihnen nach Bex kommen, da solle er erst gewahren, was eine gute Küche sei. Die gute Frau Rabut wurde blaß wie das Tischtuch und wieder roth, als ob alle Herdfeuer der Welt in ihr brannten. Sie legte den Löffel weg und negte die Lippen mit der Zunge. Ein gewaltiger Zorn brauste in ihr auf und wäre ungeachtet Margots bittenden Blicken ausgebrochen, wenn Louis nicht gerufen hätte: „Um Gotteswillen, glaubt ihr nicht, Tante! Ihr ganzer Küchenzettel besteht aus sechsmal Grünkraut mit Rindfleisch und Sonntags Rindfleisch mit Grünkraut." — Man lachte, und Margot wußte in ihrem Herzen dem Vetter Dank für seinen Scherz. Frau Gautier hätte sich wohl zur Vertheidigung ihrer Ehre erhoben, denn sie war trotz allem eine gute Wirthin,

Digitized by Google

und Margot hatte bei ihr in der That etwas Tüchtiges gelernt, wenn nicht der Fuß ihres Sohnes den ihrigen mit bedeutungsvollem Drucke berührt hätte. Louis bewies durch seinen Appetit, daß er keineswegs die mütterliche Küche vermisse, und Frau Rabut schaute ihm mit Wohlgefallen zu.

Später führte Vater Gautier seine Tochter und Louis nach dem Bauplatze, wo sich bald um den stattlichen Mann eine Art Hofstaat bildete. Es behagte dem Kreuzwirth sichtlich, daß dieser sein Unternehmen pries, und er blickte geringschätzend zu denjenigen hinüber, die sich vorsätzlich von ihm fern hielten oder bei seinem Kommen davongingen. Der Neubau war manchem im Dorfe nicht recht, den Einen wegen des Lärmens und mancherlei Unfug, an denen es die fremden Arbeiter Sonntags nicht fehlen ließen; den Andern, weil deren Anwesenheit Brod und Wein vertheuerte, Andern endlich, weil der Einfluß des Wirths in der Gemeinde ihnen schon jetzt zu hochgewachsen war. Bei diesem und jenem kamen denn auch schwerere Sorgen in Betracht. Zum Bauen braucht man Geld, und Vater Gautier gehörte nicht zu den langmüthigen Gläubigern.

Besonders angenehm klang diesem das Lob des reichen Steinmartin. Denn der Mann hatte etwas in der Gemeinde zu bedeuten und war für gewöhnlich mit seiner Anerkennung mehr als zurückhaltend. Er selbst war für Lob und Tadel gleich unempfänglich, eine zähe Natur, die sich eher verbärtete, als weich wurde, und voll Pfiffigkeit. Vermöge dieser Eigenschaften hatte er sich vom armen Geissbuben zu einem der wohlhabendsten Heerdenbesitzer Ormonts aufgeschwungen und rühmte sich dessen gern. Auch Margot sagte er einiges Angenehme, und mit seinen kleinen stechenden Augen auf Louis deutend, fragte er sie scherzend, ob sie sich auch gleich den Bräutigam mitgebracht habe. Es lag dabei ein eigenthümlich lauernder Ausdruck in seinen Blicken. Doch achtete Margot darauf nicht, und als sie seine Frage verneinte, lachte er und meinte: „Auf unsern Bergen wachsen doch andere Burschen. Sollst nur sehen, was mein Charles für ein Bub' geworden ist. Dort ist er auf dem Stand." Er forderte Vater Gautier auf, dorthin mitzukommen, und dieser war's zufrieden. — Es entging Margot nicht, daß die jungen Burschen daselbst alle nach ihr schielten; sie aber nahm eine Miene an, als kümmerte sie sich um alle Burschen der Welt nicht und nickte vertraulich den auf- und abspazierenden Mädchen zu, welche ihre Grüße mit erröthender Befangenheit erwiderten, als wären sie auf schlimmen Gedanken ertappt, und hinterher die Köpfe zusammensteckten, flüsterten und kicherten.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Moriz Arndt,

dessen Tod am 29. Januar erfolgte, war der Sohn eines damals noch leibeigenen Bauern in Schoritz auf der Insel Rügen, sein Geburtstag der zweite Weihnachtstag des Jahres 1769. Seine Jugendgeschichte ist eine Dorfgeschichte derben Schlages; in den Jahren, wo andere Kinder schon in die Schule gehen, hat er noch Kühe und Pferde gehütet „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", wie er später sang, bescheerte dem zu Weihnachten geborenen Bauernsohne eine harte, eiserne Erziehung, damit er in der Folge einer jener Männer von Stahl werde, welche unter dem Druck der Fremdherrschaft nur um so elastischer aufsprangen. Erst in seinem 17. Jahre bezog er das Gymnasium in Greifswalde, studirte dann Theologie von 1791 an auf der dortigen Universität und von 1793 an in Jena. Zwischen seinem Abgange von der Universität und seinem Antreten als akademischer Lehrer in Greifswalde erstrecken sich weite Fußreisen durch Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich, um fremde Länder und Leute kennen zu lernen, die er später, nachdem noch eine Reise durch Schweden dazu gekommen, in einem Dutzend von Bänden beschrieben hat. Das offene Auge, besonders für die Eigenheiten des Volkscharakters, blickt schon aus diesen Büchern; alle Sitten und Gebräuche stellen sich darin lebendig und anschaulich vor. Nach der Eroberung Deutschlands durch Napoleon wirkte er besonders durch

Digitized by Google

seinen „Geist der Zeit“ gegen das einbrechende Franzosenthum. Das Buch war eine That. Es galt ihm vor allen Dingen, das Germanenthum, das alte, treue Deutschthum in schlagenden Gegensätzen zu Frankreich und der Revolution zu versüngen. In seinen „Zeichen der Zeit“ ermaß er mit einem durch die Geschichte geschärften Seherblick die tiefe Kluft zwischen Deutschthum und Franzosenthum. Vor dem damals weit reichenden Arm der Fremdherrschaft suchte er erst eine Zuflucht in Stockholm, später in Petersburg, wo er mit dem geächteten Freiherrn v. Stein zusammentraf. Seine letzte Schrift: „Erinnerungen an den Freiherrn v. Stein“ erzählt davon. Seine Kriegs- und Wehrlieder, die er während der Befreiungskriege sang, schürten wie die v. Scheukendorf's und Körner's mächtig die Flamme der Begeisterung. „An die Spitze dieser Vaterlands-Dichter“, schreibt Vilmar in seiner Geschichte der Deutschen National-Literatur, „stellt sich der Sängerheld von der Insel Rügen, der alte Arndt, dessen kräftige Lieder zu ihrer Zeit alle Herzen erhoben und entflammten, und hoffentlich auch noch in der Zukunft manches deutsche Herz erheben und entzünden werden. Zeitlieder, wie Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was schmettern die Trompeten? Husaren heraus“, haben wir seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder, und selbst in jener Zeit, kaum gehabt; ihr unsterbliches Verdienst ist das, daß sie die beste Stimmung der Zeit in voller Wahrheit, ohne Uebertreibung und Phrase, poetisch aussprachen — die beste Stimmung einer großen Zeit, wie sie auch Deutschland seit dem 16. Jahrhundert nicht wieder gesehen hat. Seit den Liedern von der Pavierschlacht waren mit so freudigen starken Herzen und mit so hellen Siegestimmen keine Kriegslieder wieder durch ganz Deutschland erklungen, als die Lieder des alten Arndt; seit drei Jahrhunderten war Deutschlands Siegesehre und Siegesgröße nicht mehr besungen worden: Ernst Moriz Arndt hat sie gesungen, und so lange das Andenken an den Sieg und die Ehre und die Freude von 1813 dauern wird, so lange wird man auch der Siegs- und Freudenlieder gedenken, die damals sind gesungen worden, so lange wird auch das Gedächtniß und die Ehre des alten Sängers von Rügen dauern.“ — Seine späteren Schicksale schildert er selbst in der Selbstbiographie: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ und in dem „Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben.“ Seit 1820 von seinem Lehrstuhl in Bonn suspendirt, erhielt er 1840 durch Se. Maj. den König Friedrich Wilhelm IV. die Lehrfreiheit wieder. Im Jahre 1848 Mitglied der National-Versammlung in Frankfurt, schloß er sich bekanntlich der Gagern'schen Partei an und schwärmte mit ihr für eine Kaiserkrone, die eher ein neuer Keil, als ein zusammenhaltender Reif für das gespaltene Deutschland geworden wäre. Dem greisen Sänger wird diese Schwärmerei vergessen werden; aber was das deutsche Volk ihm nimmermehr vergessen wird, das sind die Kriegs- und Wehrlieder des „Sängerhelden von der Insel Rügen.“

Charade.

(Zweisylbig.)

An Flüssen, Klavieren und Geigen
Kann man das Erste dir zeigen.
Und wo sich das Andere findet,
Da hält es zusammen und bindet.
Den Redner, der gut aus dem Ganzen spricht,
Den Ehrenwerthen, verachte nicht.

Auflösung des Logogryphs in № 9:

Orange, Organ, Range, Arno, Narr, Nonne, Nero, Neger, Roger, Garn.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 11. Speyer, Mittwoch 8. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

„Nun Louis", sagte Vater Gautier, nachdem man eine Weile den Schützen zugeschaut hatte, „laß doch auch einmal sehen, was du kannst. Ein ächter Schweizer darf seinen Stutzen nicht über Gewürz und Kaffee vergessen." — Dieser meinte, wenn es erlaubt sei, möchte er wohl einen Schuß thun. Man gestattete es gern, denn man hoffte sich über die Städter lustig machen zu können. François, welcher auch dort war, lieh ihm seine Büchse, und Margot rief ihm neckend nach, er möchte nur der armen Luft nichts zu Leide thun. Bald darauf feuerte er und die Kugel schlug in das Centrum. Eine allgemeine Stille folgte dem Knall. Der Kreuzwirth aber rief: „Ei, was der nicht kann! Könntest dir auch einen Preis am Schützenfeste über drei Wochen heraussstechen, wenn du mithieltest. — He, was meint ihr, wenn er Mitglied würde?" wandte er sich an die Versammelten. Niemand antwortete. Es war offenbar keinem recht, auch Louis nicht, der nicht gern den Daumen von dem Knopf seines Geldbeutels rückte. Doch zeigte er sich sehr bereitwillig, auf den Vorschlag des Oheims einzugehen, bei sich hoffend, die Abgeneigtheit der Schützen würde denselben hintertreiben. Der Oheim aber, voll Verdruß über das Schweigen, rief in fast herrischem Tone: „Weigern könnt ihr's ihm nicht, denn er ist von wegen seines Vaters so gut Bürger von Ormont wie ihr."

Da unterbrach Charles das noch fortdauernde Schweigen und vor den anmaßenden Mann tretend, sagte er, er wisse nicht, ob es so sei, wie der Herr Gautier behaupte, das aber wisse dieser wohl selbst, daß die Aufnahme nicht auf dem Stande, sondern in allgemeiner Versammlung vorgenommen werden müsse. — „Unsinn!" murrte der Wirth mit glühenden Wangen, und der Steinmartin gebot seinem Sohne den Mund zu halten; allein dieser achtete nicht darauf. „So ist es der Brauch!" rief er bestimmt. „Und Euer Neffe weiß jetzt, was er zu thun hat." Ein beifälliges Gemurmel dankte dem Sprecher, dem der Steinmartin seinerseits mit einem wüthenden Blick die Faust in die Rippen drückte. „Was geht's dich an, du Dummkopf?" murrte er, während Vater Gautier sich voll Groll entfernte. Er wußte es ganz wohl, daß es die Statuten der Gesellschaft so vorschrieben, wie Charles gesagt, und doch ärgerte den hochmüthigen Mann der Widerspruch. Der Steinmartin eilte ihm nach, um das Benehmen seines Sohnes zu entschuldigen.

Margot war das Zwischenspiel zwischen Vater und Sohn entgangen. Sie mußte über den Ausbruch der väterlichen Zärtlichkeit, die ihr eben nur den Sohn zerühmt hatte, herzlich lachen, und dieses Lachen klang bezaubernd in François Ohr. Wie lange hatte er dieses Lachen nicht mehr gehört! „Hast es noch immer nicht verlernt, dich über die Leute lustig zu machen?" redete er sie an und aus seinen Mienen leuchtete die Freude, daß es so war. — „Freilich", rief er, „aber da klang dein Lachen ganz anders. Das warst du nicht." — Sie ward roth und reichte ihm die Hand. Er drückte sie innig und kräftig, indem er ihr tief in die schönen schwarzen Augen schaute. Margot vergaß dem Vater nachzugehen, und er achtete

Digitized by Google

nicht darauf, daß der Vetter unterdessen mit seiner Büchse sein Pulver und Blei verpuffte. Dennoch hätte er hinterher nicht sagen können, wovon sie eigentlich miteinander geredet. Louis brachte endlich die Büchse zurück und alle Drei verließen den Stand.

Voll innerer Glückseligkeit ging François neben beiden her und schaute leuchtenden Auges bald in den Himmel, bald auf die reizende Mädchengestalt an seiner Seite. Margots Versuche, ihn in das Gespräch zu ziehen, lockten meist nur verkehrte Antworten aus ihm heraus. Der Weg vom Herzen zum Munde ist gar weit, zumal bei Menschen, denen die Rede von Natur nicht leicht zu Gebot steht, und wo das Herz voll Liebe ist, spielt der Verstand meistens eine klägliche Rolle. Wer ihn dann sucht, findet ihn nicht. Wie mancher, selbst in anderer Lebensstellung als François, der allgemein und mit Recht für geistreich galt, hat diesen Ruhm durch die Liebe eingebüßt! Geistvoll aber, das macht die Liebe. Vor dem beseelten Auge sinkt es wie Schleier hinweg und Tiefen öffnen sich, welche dem profanen Blicke ewig verschlossen bleiben. Hätten es seine Gefährten verstanden, François die Zunge zu lösen, er hätte ihnen wohl auch Dinge verkünden können, daß sie gerufen hätten: „Er ist des süßen Weines voll!"

Louis war dagegen um so gesprächiger. Er trieb allerlei Späße, so daß Margot kaum aus dem Lachen kam. Dazwischen half er ihr Blumen pflücken und sagte ihr Schmeicheleien, die den Eindruck weniger verfehlten, als die stumme Huldigung in François' glücklichen Mienen. Der letztere war fast versucht, den Vetter für närrisch oder seine Komplimente für Spott zu halten. Margot war's wie ihm ergangen, als sie zuerst in die Stadt gekommen war; allein ihr Ohr hatte sich leider gar zu bald zum Glauben gewöhnt und das Gift mit Wohlgefallen in sich aufgenommen. Louis hatte es sich vor allem angelegen sein lassen, sich ihr angenehm zu machen, und es gefiel ihr an ihm, daß er den Geldstolz seiner Mutter nicht theilte. Zudem war er meistens so drollig! Es kam ihm nicht darauf an, Possen zu treiben und über sich selbst zu spotten, um Andere zu belustigen. Daß einem solchen Benehmen Mangel an Selbstachtung zu Grunde liege und er das Letztere vielleicht nur that, um gutmüthig zu scheinen, das fiel Margot nicht bei. So trieb er's auch jetzt; allein er gab sich selbst nur dem Gelächter preis, um auch der Andern spotten zu dürfen und dem arglosen François Fallen zu stellen. Seiner gewandten Zunge fiel es nicht schwer, den Aeußerungen desselben den Charakter der Tölpelhaftigkeit aufzudrücken, nicht schwer, die Schmeicheleien, die Margot jenem in ihrer muntern Laune nahe legte, selbst auszusprechen und ihn dadurch noch ungelenkiger und plumper hinzustellen, als er in der Wirklichkeit war. Dazu spielte er die Unterhaltung allmählig auf Gegenstände, die François fern lagen, auf Personen und Beziehungen, die dieser nicht kennen konnte, und veranlaßte dadurch auch Margot, leicht erregbar, wie sie war, in ihrem städtischen Firniß vor François zu flittern. Das Gefühl, wieder daheim zu sein, hatte bisher wie ein verhüllender Schleier darüber gelegen, der sank nun und sie wußte es kaum.

François verstummte endlich ganz. Ein Weh schnitt in seine Seligkeit hinein. Das war die alte Margot nicht mehr! — In der Nähe des Wirthshauses verabschiedete er sich, doch grüßte er nur Margot. Der Vetter erschien ihm als ein gar verächtlicher Geselle. Er hatte es wohl gemerkt, wie sich derselbe auf seine Kosten vor dem Mädchen groß zu machen gesucht, sich erst zum Spaßmacher hergegeben und dann sich überhoben hatte. Wenn Margot Den lieben könnte — aber nein, es war nicht möglich! —

Daheim verflog Margots gute Laune seltsam schnell. Sie ward still; sie fühlte sich abgespannt und mißgestimmt. Als sie sich auf ihrer Kammer zur Nacht entkleidete, ganz sie nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit war. Sie versuchte es wohl, aber sie brach schnell ab. Es war ihr, als ob Wort und Ton nicht zu einander paßten. Auf einem Tischchen unter dem Spiegel standen in einem Glase die Blumen, welche ihr der Vetter auf dem Spaziergange gepflückt hatte. Sie nahm und betrachtete sie; sinnend sog sie den Duft ein. Plötzlich stellte sie das

Digitized by Google

Glas mit einer hastigen Geberde weg; der Geruch war ihr zu streng; er benahm ihr den Kopf. Es war überhaupt so schwül in der Kammer und ihr dieselbe nie so niedrig vorgekommen. Ihr Stübchen in Bex war hübscher und zierlicher gewesen. Manche artige Spielerei, Geschenke ihrer Verwandten, hatten dasselbe nach Mädchenart geschmückt. Die lagen noch unausgepackt in ihrem Kasten. Sie öffnete denselben, aber sie blieb unschlüssig davor stehen. Endlich warf sie den Deckel wieder zu und trat an das Fenster, das sie aufstieß. Es war eine sternenklare Nacht, frisch und voll Wohlgeruch der Matten. Das Rauschen der Grande-Eau tönte wie eine Geisterstimme durch die Stille. Mit tiefen Zügen athmete sie die erquickende Kühle ein; doch ihr Herz erweiterte sich nicht wie am Morgen, da sie wieder den ersten Blick auf die heimathlichen Berge geworfen hatte. Die Dunkelheit lag jetzt wie ein Abgrund zwischen diesen und ihr, und traurig und beklommen suchte sie ihr Lager.

6.

So war denn Margot wieder in der Heimath! Das waren dieselben Berge, dieselben Menschen, dieselben Sitten und Gebräuche, unter denen sie aufgewachsen war; aber sie selbst trat als eine Veränderte in die alte Umgebung zurück. Freilich waren die Bemühungen, deren Frau Gautier sich selbst gerühmt hatte, nicht von einem vollständigen Erfolge gekrönt worden, doch hatten sie in Margots Wesen wie in ihre Kleidung genug des Städtischen gemischt, das nun zu den alten Verhältnissen nicht passen wollte. Zudem hatte Margot durch ihre Entfernung den Faden der Interessen verloren, an dem die Dorfbewohner und ihre Jugendfreundinnen insbesondere unter sich so lustig fortspannen. Sie wußte nicht, welchen Hans man meinte, mit dem man Käthe neckte, nicht warum ein Wort, welches für sie nichts Außerordentliches hatte, allgemeines Lachen erregte, sobald es ausgesprochen wurde, und die Mädchen waren nicht sehr geneigt, sie in ihre kleinen Geheimnisse einzuweihen. Sie betrachteten sie nicht mehr als eine der Ihrigen und fürchteten von ihr denselben Spott zu erfahren, mit dem sie unter sich über alles sich belustigten, was Margot anders sagte oder that, als es in Ormont Gebrauch war. Denn mit demselben Rechte, mit dem man in Bex das Ländliche in Margots Tracht, Ausdrucksweise und Manieren naiv und reizend gefunden, legten ihr die Ormonter das Städtische, das sie angenommen, als einen Abfall von der Gesinnung ihres Standes und somit als Ueberhebung aus. Sich aufzudrängen, war Margot zu stolz; auch lag es nicht in ihrem Charakter, viel zu fragen, oder sich mit halben oder ausweichenden Antworten zu begnügen. Wollte man sie nicht, gut, so blieb sie fort. Das, wofür sie sich in der Stadt interessirt hatte, fand auf dem Dorfe doch kein Echo. Allein engere Berührungen lassen sich auf dem Lande, selbst bei gegenseitiger Abneigung nicht vermeiden, und so fehlte es nicht an Gelegenheiten, bei denen Margot ihrer Ueberlegenheit sich bewußt werden mußte, und durch den Widerstand gereizt, den man ihr entgegensetzte, eine Geringschätzung gegen die Andern an den Tag legte, die man weder ruhig, noch ohne Rache hinnahm. Anfänglich versuchte sie wohl noch wie früher und wie es in ihrer ehrlichen Natur lag, den Feind durch ein unbefangenes Entgegenkommen nach dem Streite zu versöhnen; allein es versing jetzt noch weniger als früher, und sie unterließ es.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehen der Vögel.

(Schluß.)

Wohl zu unterscheiden ist die förmliche Auflösung der Ehe. Diese kommt bisweilen vor, und wird auch manchmal von Seiten des weiblichen Theils vollzogen. Bei den Tauben finden solche freiwillige Ehescheidungen nur dann statt, wenn sie sich von Anfang an nicht nach Neigung und freiwillig, sondern infolge eines Zwanges mit einander verbunden hatten. In solchen Fällen war also von Anfang an eine „Mißehe“ (eine wahre Mesalliance) vorhanden und die Trennung derselben findet auch oft gerade deßhalb statt, weil einer der Gatten seinen

Digitized by Google

früheren Ehegatten, von welchem er durch die Laune seines Herrn gewaltsam getrennt worden war, wieder aufsucht. Bei den wilden Vögeln kommen wohl solche Ehescheidungen noch viel seltener vor, weil bei der Schließung ihrer Ehen aller Zwang wegfällt.

In der Brütezeit werden die Weibchen von den Männchen treulich unterstützt; bei den meisten Vögeln brüten sie sogar mit und tragen Nahrung zu. Sobald die Jungen ausgebrütet sind, bekommt das Männchen alle Hände voll Arbeit; denn bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müssen, nimmt dasselbe an dem Aetzungsgeschäft Antheil, ja wenn die Jungen herangewachsen, liegt dieses, sowie das Erziehungsgeschäft, ihm vorzugsweise ob. Bei denjenigen Vögeln aber, deren Junge sogleich davon laufen und allein fressen, wie z. B. die Rebhühner, hat sie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen, bei Gefahr zu warnen und zu schützen.

Bei den Rebhühnern bleibt die ganze Famile den Winter über beisammen und erst im Frühjahre trennen sich die beiden Gatten von den Kindern. Wer es beobachtet hat, wie so zwei Ehegatten stets beisammen sind, stets einander zurufen, Freud' und Leid' mit einander theilen; bei hartem Frost auf ihrer Schlafstätte sich dicht an einander drängen, um sich gegenseitig warm zu halten, — und dies Alles zu einer Zeit, wo die sinnlichen Triebe in der Vogelbrust so tief schlafen, wie die ganze Natur unter der Decke von Schnee und Eis schläft, der wird damit übereinstimmen, daß eine solche Ehe keine gewöhnliche, sondern eine ächte, auf wahrer Freundschaft beruhende Ehe ist.

Miscelle.

Nürnberg, 30. Jan. Ueber den gegenwärtigen Stand unseres Germanischen Nationalmuseums mögen folgende Zahlen sprechenden Aufschluß geben. Die Bibliothek ist jetzt bis zu 30,000 Bänden, das Archiv zu 14,000 Nummern an Originalurkunden und Aktenfascikeln angewachsen; die Münz- und Medaillensammlung enthält 7000, die Siegel- und Wappensammlung mehr als 12,500 Stücke; die Gemälde- und Miniaturensammlung zählt an Originalen und Copien 2000, an Handzeichnungen, Kupferstichen und Holzschnitten gegen 6000 Blätter vorzüglichster Meister; die historischen Abbildungen mannichfachster Art zählen wenigstens 7000 Blätter, die Sculpturen und Schnitzwerke 650 Stücke, die Waffen, Kriegsgeräthschaften, Kirchen- und Hausgeräthe 3400 Stücke. Zur deutsch-historischen Literatur zählen 65,000 Nummern; an Urkunden sind 150,000, an Kunst- und Alterthümern 68,000 Nummern vorhanden; das Bilderrepertorium umfaßt 20,000 in leichten, aber correcten Skizzen gefertigte Abbildungen, während das Generalrepertorium 81,000 Blätter enthält; zum Handgebrauch sind im Ganzen 450,000 Blätter vorhanden. Nach der jährlichen Rente repräsentiren die Unterstützungen 400,000 fl.; das Grundeigenthum hat einen Werth von 100,000 fl., und die Sammlungen mit den Vorräthen schätzt man auf 150,000 fl. Bis jetzt zählt man 3000 ständige Beitragende; ein neulicher Aufruf sucht zu erweiterter Theilnahme anzuregen, welche wir auch einem so erfreulich aufblühenden Nationalinstitut nur wünschen können.

Aus mehrfach in Paris angestellten Experimenten ergab sich, daß das Eis auf zugefrorenen Flüssen je nach seiner Dicke folgende Tragkraft hat: Mit 4 Centimetern Dicke trägt es einen einzelnen Mann; mit 9 Centimetern können Infanterieabtheilungen, wenn man die Glieder der Soldaten in gehöriger Entfernung von einander hält, darüber marschiren; mit zwölf Centimetern trägt es Achtpfünder auf Schlitten; mit vierzehn Centimetern Vierzehnpfünder; mit sechzehn Centimetern bespannte Feldgeschütze und Wagen mit einer gewöhnlichen Ladung; mit zwanzig Centimetern Achtundzwanzigpfünder und mit dreißig Centimetern die schwersten Lasten.

Homonyme.

An Köpfen, Füßen, Tafeln, Würfeln, Bäumen
Sieht man mich glänzen, sitzen, schwimmen,
fallen, keimen.

Auflösung der Charade in № 10:
Stegreif.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Samstag 11. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Margot hatte in Bex doch so manches gesehen, gehört und gelernt, wovon man in Ormont keine Vorstellung hatte. Allein die Leute wollten sich von ihr nicht eines Bessern überzeugen lassen. Selbst Frau Rabut sträubte sich gegen jede Aenderung. „Es mag wohl gut sein", meinte sie, „aber so wie es ist, ist es auch gut, und ich bin zu alt, um zu lernen." Margots Händen das Hausregiment zu übergeben, davon wollte sie gar nichts wissen. „Laß du mir die Kochtöpfe in Ruh", rief sie, „du verdirbst dir nur die hübschen Kleider mit ihnen. Lauf' und mach' dich lustig!" Und Margot blieb kaum etwas anderes übrig, als diesem Rathe zu folgen; denn die Arbeiten waren einmal nach den vorhandenen Kräften eingetheilt und die Reisezeit hatte noch nicht begonnen. Ihre Thätigkeit in der Wirthschaft lief deßhalb nur so nebenher, und sie blieb damit wie überflüssig außerhalb des allgemeinen Verbandes stehen.

Vollends aber verschüttete sie es bei Jung und Alt durch ihren Spott über manchen abergläubischen Gebrauch. So spottete sie über die alten Weiber mit ihren sympathetischen Mitteln, zu denen die Dorfbewohner in Krankheitsfällen gewöhnlich ihre Zuflucht nahmen und die ihnen oft zehnmal so theuer zu stehen kamen, als ein Arzt sammt der Medicin. Doch über die singenden Geister in den Schloßruinen von Aigremont, über die Gnomen, Elfen und Feen, welche Nachts auf den Bergen ihre Reigen halten, spöttelte sie nicht. Sie selbst hatte ja, wie unzählige Leute, ihre duftigen Gestalten, ihre Gewänder und Schleier im Mondlicht auf den Höhen schweben und wallen gesehen, und noch stand ja in Ormont die Hütte, in welcher die Fahi (Fee) mit einem Sennen, den sie liebte, ein glückliches Leben geführt, bis ihr derselbe um einer irdischen Schönheit willen untreu geworden und sie wehklagend in ihr Geisterreich zurückgekehrt war. Als Kind war sie oft mit François nach der morschen Hütte geschlichen, allein sie zu betreten hatten beide nicht gewagt.

So wollte sich nirgends ein rechtes Verhältniß herstellen und am wenigsten das alte. Um so verlangender wandten sich Margots Gedanken ihrem Aufenthalt in Bex zu. Frau Gautier, welche keineswegs dumm und blind war, wenn ihr Geldstolz nicht ins Spiel kam, hatte gleich den Plan entworfen, das reiche Mädchen durch noch engere Bande an ihre Familie zu fesseln. Darum hatte sie alles aufgeboten, ihr die Anwesenheit in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen und sie die Vergnügungen des Stadtlebens kennen zu lehren, und Margot hatte mit der Lebhaftigkeit ihrer Jahre und ihres Temperaments von den Verlockungen sich fortreißen lassen. Es waren allerdings nur die Vergnügungen eines kleinen Ortes, die ihr Bex geboten hatte, allein die Neuheit und der Wechsel ließen sie den unerfahrenen Augen außerordentlich glänzend erscheinen. Und jetzt verlieh ihnen die Erinnerung einen neuen Zauber, der ihr die Zähigkeit und Starrheit, Beschränktheit und Ungelenkigkeit ihrer gegenwärtigen Umgebung wie in einem Hohlspiegel zeigte.

Frau Gautier, auf deren Schultern die Leitung der Bäckerei lag, seitdem ihr Mann den Weinhandel angefangen, war schon am

Digitized by Google

Montage nach Hause zurückgekehrt, ihr Sohn jedoch geblieben. Des Oheims Aufforderung, sich an dem Schützenfeste zu betheiligen, bot ihm einen willkommenen Vorwand für den Urlaub, den er sich schon vorher von seinem Principal ausgewirkt hatte. Es ist ein Unglück der Rechenkünstler, daß sie selbst die einfachsten Dinge nicht einfach thun können, zu allem müssen sie erst einen Ansatz machen. Louis war entschlossen, Ormont nicht eher zu verlassen, als bis er Margots Hand erhalten Ob dieser auch die Neigung folge, war ihm nur insofern nicht gleichgültig, als Margot schon bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, daß sie ihren eigenen Willen habe. Ihr Unbehagen in den heimathlichen Verhältnissen kam seinen Bewerbungen vortrefflich zu statten. War er doch der Einzige, mit dem sie von Bex und ihrem dortigen Leben sprechen konnte, und wie unterschied sich sein zuvorkommendes Benehmen von dem der Ormonter Bursche! Auch Frau Rabut förderte unwissentlich seine Zwecke durch manches ihm ertheilte Lob. Er hatte ihr schnell ihre kleinen Schwächen abgelauscht und war zutraulich und derb gegen sie, wie sie es liebte. Er kam oft zu ihr in die Küche, um mit ihr zu plaudern und zu scherzen, und die gute Dame plauderte gar gern. Nicht minder geschickt bewies er sich gegen den Oheim. Sein praktischer Verstand, seine Gewandtheit mit der Feder und im Rechnen gewährten demselben bei seinem Bau vielfachen Nutzen, und so erntete er auch von ihm manches anerkennende Wort, welches ihn in der guten Meinung Margots befestigte. Er legte allmählig eine größere Wärme und Herzlichkeit in den ungezwungenen Ton, der immer zwischen ihm und der Base geherrscht hatte.

Am schlimmsten fuhr dabei der arme François. Margot neckte ihn nicht mehr wie sonst, wenn sie mit ihm zusammentraf. Dafür hatte er um so mehr von ihrer üblen Laune zu leiden. Ihr war in ihrer gereizten Stimmung nichts recht, was er auch sagte und that. Ging er, so sollte er bleiben, blieb er, so schickte sie ihn fort, kam er, so zankte sie mit ihm so lange er da war, und er trug's, denn er liebte sie. Ihr verändertes Wesen schmerzte ihn, doch mehr noch, daß sie just ihre Neigung auf den Vetter gewandt hatte. Er zweifelte nicht daran, daß sie den liebe, denn gegen diesen war sie meist munter und neckisch, wie sie einst gegen ihn gewesen. Hundertmal ging er mit dem Vorsatz von ih., nicht wieder zu kommen, und er schaffte dann wohl zwei, drei Tage lang mit der größten Thätigkeit in seinem kleinen Heimwesen, um sich die Gedanken an sie aus dem Kopfe zu arbeiten; doch es war vergebens, und er kam immer wieder. Früher war Margot oft zu seiner Mutter gekommen und es schien ihr damals nirgends so gut als bei ihr zu gefallen; seit ihrer Heimkunft hatte sie sie noch nicht besucht. Als er sie eines Tages fragte, ob sie denn nicht einmal kommen würde, die Mutter würde sich freuen, entgegnete sie heftig: „Freuen? Nicht wahr, wie sich die Andern auch freuen, daß ich zurückgekommen bin? Es wäre euch allen am liebsten, wenn ich gar nicht wieder gekommen wäre. Ihr seid alle falsch gegen mich, und ich habe euch doch nichts zu Leide gethan." — „Du thust dir selber mehr zu Leid, als alle Andern", entgegnete er, sie voll Traurigkeit und Mitleiden ansehend. — Sie ward roth und wandte den Blick von ihm ab, aber zu seiner Mutter kam sie nicht.

Hatte er auch recht, daß sie sich selbst das größte Leid anthat, so vertheidigte er sie doch gegen die Angriffe der Dörfler auf's äußerste. „Die dicke, hochmüthige Frau, die Tante, ist an allem schuld", behauptete er immer, wenn man sie in seiner Gegenwart schalt. „Die hat ihr den Kopf verdreht; — Margot selbst ist brav!" und ein Fluch und ein zorniger Faustschlag auf den Tisch ergänzten und bekräftigten seinen mangelhaften Beweis. Wenn er nur selbst mit voller, ganzer Seele an ihre Bravheit hätte glauben können! Es ward ihm schwerer und schwerer. Ein braves Mädchen, darauf kam er immer wieder zurück, könnte einen Menschen wie den Vetter nicht lieben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Karlsberg. *)

„Dort, wo jetzt des Landmanns Pflugschaar wühlet,
Mit dem Schlehdorn Ros' und Hagebutt'
Friedlich wuchern, an des Berges Hange
Schafe weiden, Knaben mit Gesange
Erdbeer'n suchen unter Gras und Schutt —

Sah man, auf des Berges Stirn erhöhet,
Schimmernd, als ob ew'ger Freudenschein
Es umspielte, in vergang'nen Zeiten
Feenhaft ein Schloß voll Herrlichkeiten
Ragen in das Ländchen weit hinein.

Doch wie bald verstummt' das rege Leben!
Wie so bald entschwand das heit're Bild!
Sieh', auf wild bewegten Kriegeswogen
Kam von Westen her der Sturm gezogen,
In das Grau'n manch blut'ger That gehüllt!

Unheildräuend in der Freude Mitte
Nahte Mavors, schleuderte den Blitz,
Und die kühn gethürmten Mauern sanken
Unterm Jubel freiheitstrunk'ner Franken,
Und in Asche lag der Freudensitz. —

Liegt zertrümmert, wie vom Fluch getroffen;
Durch zerborst'ne Fensterbögen stürmt
Frei, entfesselt jetzt der Herbstwind; Nattern
Kriechen am Gesteine, Raben flattern,
Wo einst Prunksucht ihren Thron gethürmt.

Was besteht und dauert in den Fluthen
Dieses Lebens? wehrt dem Arn der Zeit?
Graun'voll schwebt um diese wüsten Trümmer
Bleicher Schrecken; was in eitlem Schimmer
Strahlte, sank in Nacht und Dunkelheit."

*) Aus den „Rhapsodieen" von Friedrich Aulenbach.

Wenn der Wanderer von dem heiteren Bergstädtchen Homburg, an dem jetzt in geringer Entfernung der große Schienenweg von Ludwigshafen nach Paris vorüberzieht und das hierdurch, gleichsam wie zurückgeschoben, wieder auf seinen früheren Gewerbfleiß und Feldbau angewiesen ist, auf der nun vereinsamten Kaiserstraße nach Landstuhl, etwa eine viertel Wegstunde zurückgelegt hat, und seine Blicke rechts über die schöne ausgedehnte Wiesenfläche nach den am Saum derselben liegenden, theilweise hinter Pappelbäumen versteckten, weißschimmernden Gebäuden schweifen läßt, so wird er auf dem Kamm eines ziemlich hohen, den halben Bliesgau beherrschenden, im Hintergrund von herrlichen Buchen- und Lärchtannenwaldungen gekrönten Sandsteingebirgs, das, als der letzte südwestliche Ausläufer des Sickinger Höhezuges, in der Richtung nach besagter Heerstraße, in größtentheils unfruchtbare Sandhügel und torferzeugende Moore sich allmählig abflacht, hin und wieder, inmitten sorgfältig bebauter Getreide- und Kartoffelder, Reste alter Mauerwerke wahrnehmen. Es sind dies die trauernden Ueberreste des vormals so prächtigen Karlsbergs, der kurzdauernden Residenz des letztregierenden Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, Karl Augusts, die mit ihren zahlreichen Gebäuden und umfangreichen Gartenanlagen das Ansehen einer kleinen Stadt hatte.

Früher hieß der Berg Buchenberg und auf der Stelle, wo das herzogliche Schloß sich ausdehnte, stand ein dem Freiherrn von Closen gehöriges Gebäude, eine Art Hofgut, umgeben von kaum vierzig Jucherten angebauten Landes. Die mehrmaligen in Gesellschaft von Closen hierher gemachten Ausflüge des jagdliebenden Herzogs, als er noch Erbprinz war, die ungestörte Einsamkeit der hochgelegenen wald- und wildreichen Gegend und die jedesmal günstig ausgefallenen Resultate der Jagd in den beträchtlichen Forsten mögen wohl die erste Idee zur Gründung des Karlsbergs im Herzoge erregt haben. Die nachherigen Zerwürfnisse mit der Stadt Zweibrücken haben sonach nur dazu gedient, ihm einen einigermaßen triftigen und entschuldbaren Beweggrund für die endliche Verwirklichung dieses seines stets genährten Lieblingswunsches an die Hand zu geben.

Die Zeit der Erbauung des Karlsberges — eines wahren Thränenberges für die guten Zweibrücker, denn er kostete nahezu vierzehn Millionen Gulden — fällt in das Jahr 1777. Als dessen Baumeister nennt man Hauth und Grudhofer. Letzterer führte denselben bereits 1783 zu Ende, so daß noch in demselben Jahre — der Herzog bewohnte schon seit drei Jahren mit einem Theile seines Hofes das im großartigen Style zuerst erbaute Schloß — die seither im nahen,

Digitized by Google

eine gute halbe Stunde entfernten, Homburg in Garnison gelegene, fünfzehnhundert Mann starke herzogliche Garde zu Fuß und ein Detachement Husaren und mit ihnen das übrige Hofgefolge, unter klingendem Spiel, die neue Residenz bezogen.

Zum Karlsberge führte von Homburg aus eine herrliche, mit Quadersteinen belegte und zu beiden Seiten mit einem vier Fuß hohen Gelände versehene Straße, welche bis an den Fuß des Berges mit Pappelbäumen, und von da zur Höhe, mit wilden Kastanien eingefaßt war. Mit ihr in Verbindung liefen oben vom Schlosse zwei gleichchaussirte Wege in entgegengesetzten Richtungen aus, der eine links durch mehrere Parforce-Parks nach der Fasanerie und dem Jagdschlosse Jägersburg, der andere, mit den seltensten Obstbäumen besäumt, rechts nach der romantisch gelegenen Karlslust. *)

Dieser großartige, im Wörlitzer Styl angelegte, damals mit Terrassen, Bassins, Pavillons, Lustschlössern en miniature vielfach ausgeschmückte Park, durch dessen weite Laubgänge jetzt des Sonntags ungestört das Volk lustwandelnd sich ergeht, birgt ein sich von Norden nach Süden ziehendes, allerliebstes schmales Wiesenthälchen voll des köstlichsten Schattens, an dessen südlich sich erweiterndem Ausgange die jetzt versumpften Schwanenweiher sich befinden. In der Nähe derselben, am Terrassenhange des mählig ansteigenden Buchenwaldes, waren die Menagerien — worin unter anderen zoologischen Seltenheiten Enten mit vier Flügeln —, die Bärenbehälter und Wolfsställe, nebst den Grotten angebracht. Gegenüber auf der Seite, wo mit genanntem Thälchen nordwärts parallel laufend und dasselbe durch Vereinigung mit dem jenseitigen Buchenwalde gleichsam hermetisch einschließend, die steilen Abhänge des düsteren Fichtenwaldes anheben, trieb, an der südlichen Grenzscheide desselben, neben anderen Wasserkünsten, ein kleiner Staubbach, über Felsblöcke herabstürzend, sein plätscherndes Spiel. Und hier war es, wo am 30. September 1783 bei dem Zusammenfluß einer unzähligen Menschenmenge das Feuerwerk, welches den Ausbruch des Vesuvs vorstellen und zu Ehren der an diesem Tage stattgehabten Vermählung des Prinzen Maximilian Joseph, der damals Maréchal de camp im Elsaß und selbst zugegen war, mit Maria Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt gegeben werden sollte, verunglückte, — jenes verhängnißvolle Nachtstück, das im Nu den Werksteller, einen gewissen Major Manier in churpfälzischen Diensten, nebst fünfzehn Arbeitern zu Kohlen verbrannte.

Der ganze Karlsberg war, mit Einschluß der Karlslust, der Fasanerie und seiner übrigen nicht unbeträchtlichen Parforce-Parks, umzäunt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es lag in dem Plane des Herzogs, den Karlsberg mit Homburg vermittelst einer großartigen Häuserstraße mit Trottoirs zu verbinden. Man ging bereits an's Werk und ein Haus (am Ende der deutschen Straße) stand schon fertig da, als der Einfall der Franzosen in's Ländchen die weitere Ausführung vereitelte.

* Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Ich bin in grobes Kleid gehüllt,
Dir wohl sehr gut bekannt:
Doch ist mein Inn're's stets gefüllt
Sehr süß, trotz dem Gewand.

7. 1. 1. 3.
Ich bin als Flüßchen dir bekannt,
Nicht weit entfernt von hier,
Trag wohl kein großes Schiff in's Land.
Wie heiß ich? sag es mir.

6. 1. 7. 8.
Ich lieg als eine Insel fern
In mancher Wüstenei,
Es sehnet sich wohl mancher gern
Nach mir, wo ich auch sei.

6. 2. 8. 3.
Ich werde oft und viel gesucht,
Zur Freude nur allein.
Du hast mich auch wohl schon besucht
Im großen Hause mein.

B . . . . . heim. P. E.

Auflösung der Homonyme in № 11:
A u g e n.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Mittwoch 15. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Doch welchen üblen Einfluß der Aufenthalt in der Stadt, die Anwesenheit des Vetters und die offenen und versteckten Angriffe, die sie von den Dorfgenossen erfuhr, auf Margot ausübten, es gab doch Augenblicke genug, in denen ihr innerstes Wesen durch den städtischen Abputz hervorbrach, wie die Farben eines alten Freskogemäldes durch die Tünche, mit der es moderne Geschmacklosigkeit überpinselt und auszulöschen gesucht hat. Solche Augenblicke überkamen sie, wenn sie allein oder mit dem Vetter in den Bergen herumschweifte. Da lag in Quell und Busch, in Stein und Wald ihre glückliche, fröhliche Kinderzeit verborgen. Wo sie hinschaute, lachte sie ihr entgegen, wo sie hinlauschte, flüsterte und klang es: „Weißt du noch, Margot?“ O ja, sie wußte noch und fühlte, daß sie, obgleich von den Menschen in der Heimath abgelöst, noch mit tausend Fasern der Erinnerung in dem heimathlichen Boden wurzelte. Wenn sie dann irgendwo im Schatten saßen, so langte sie wohl etwas von ihrem Schatze hervor und ließ es vor des Vetters Augen blinken. Dieser fand jedoch nichts Besonderes daran: es schien ihm eben nur Quarz und Katzenglimmer. Ihm fehlte das Kinderauge, welches sie für ächtes Gold und Silber hält, das Kinderauge des Gemüthes, welches sich erst mit dem Tode schließt, wenn es einmal geöffnet ward. Indessen war er klug genug, nichts dergleichen zu äußern, und Margot nahm sein Schweigen für Mitempfindung. Hier ward auch François sein Recht, das sie ihm sonst, von ihrer falschen Stellung beklemmt und gereizt, verweigerte. War er doch ihr steter Gefährte gewesen und hatten sie doch gemeinschaftlich die hübschesten kleinen Abenteuer auf ihren kindlichen Entdeckungsreisen bestanden. So tauchte seine Gestalt immer häufiger und bestimmter in ihren Erzählungen auf. Ihre Laune hatte ihn zu manchem waghalsigen Streich veranlaßt und wiederum seine Tollkühnheit sie mit in Wagnisse gerissen, aus denen sie beide dann nur durch seine Besonnenheit glücklich entkommen waren. Wie hell leuchtete ihr Auge dabei auf, wie hob sich ihre Gestalt elastisch empor! Und als sie ihrem Vetter eines Tages einen überhängenden Felsblock zeigte, auf den sie mit François, ohne an die Rückkehr zu denken, geklettert war, schloß sie die ausführliche und lebendige Schilderung ihrer Erlösung von dort durch ihres Begleiters kaltblütige Umsicht und Kühnheit mit dem Ausruf: „Das war eine That!“ Wie von Begeisterung durchglüht und getragen erschien sie, und die strahlenden Augen auf Louis wendend, fragte sie: „Getraust du dir das auch, Vetter?“

Ihn dünkte, er hätte sie nie schöner gesehen, und es war ihm, als könnte er sich wohl entschließen, sie auch ohne Mitgift zu heirathen. Statt zu antworten, küßte er ihr die Hand. Das war allerdings eine gar seltsame Antwort auf eine solche Frage, und Margot brach in ein helles Gelächter aus.

7.

Nun kam das Schützenfest. Schon am Tage vorher hallte das Thal von Böllerschüssen. Ein Platz wurde von den jungen Burschen zum Tanze ebengestampft und leicht eingezäunt, und die Mädchen brachten Tannengeflechte und bekleideten damit die Einfassung und die Musikbühne. Einige Schritte

Digitized by Google

davon ward die Schenke aufgerichtet: ein leichtes Bretterdach auf Fichtenstämmen ruhend, unter dem an langen, roh zusammengeschlagenen Tischen und Bänken das Festmahl stattfinden sollte. Es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit alle diese Arbeiten ihrer Vollendung entgegenrückten, und Scherzen, Lachen und Jauchzen übertönten fast das Stampfen, Hämmern und Sägen.

Ein heller, milder Sonntagsmorgen blaute über dem Thal. Im weißen Kreuz versammelten sich die Schützen, um von hier in geordnetem Zuge nach dem Stande zu marschiren. Die der Miliz angehörten, hatten ihre Paradeuniform angelegt, die andern ihren besten Staat, und in den Knopflöchern oder an den niedrigen, breiträndigen Hüten trugen sie Blumensträuße von ihren Mädchen. Louis war unter ihnen. Sein Oheim hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, und so war er wirklich in die Gesellschaft aufgenommen worden. Er hatte sich täglich in der Stille geübt und war nun sicher und entschlossen, wenigstens die Kosten herauszuschießen. Auch an seinem Hute prangte ein Strauß: ein Geschenk Margots. Alle waren mit der schweren, aber sichern Kugelbüchse bewaffnet und voll freudiger Aufregung. Mancher Schoppen ward bereits jetzt auf gutes Glück geleert; die Freude macht immer durstig. François Roland war der Einzige, der still umherging. Der arme Bursche dachte mehr an Margot, als an das Fest und blickte verstohlen nach allen Fenstern, ob er ihrer nicht ansichtig würde.

Jetzt kam des Steinmartin Sohn, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir haben unsern Span von neulich noch nicht ausgefochten. Wollen's auch nicht, oder in Freundschaft! Es war dumm von mir damals — du weißt schon. Darum keinen Groll mehr. Komm und trink einen Schoppen mit mir." — François schüttelte die dargebotene Hand herzlich und entgegnete: „Abgemacht! Nachgetragen hab' ich's dir nicht. Aber trinken kann ich nicht. Ich bin es nicht gewohnt so früh am Morgen, und dann geht's ins Blut; das gibt keinen sichern Schuß." Der Andere wollte in seiner versöhnlichen Feststimmung die Entschuldigung nicht gelten lassen, und François mußte endlich nachgeben, wenn der eben geschlossene Frieden nicht sofort wieder gebrochen werden sollte.

Als Frau Rabut den Wein brachte, stieß sie François wie von ungefähr an und als er aufschaute, winkte sie ihm mit den Augen hinaus. Unter dem Vorwande, sich eine Kohle für seine Pfeife zu holen, folgte er ihr bald darauf. In dem schmalen Gang nach der Küche kam ihm Margot entgegengelaufen. Sie hatte ein heißes Bügeleisen in der Hand, und dasselbe gegen ihn schwingend, rief sie munter: „Plag! Plag! — Heute zeig', was du kannst; heute gilt's!" Vorüber war sie und verschwunden und er stand noch mit lautklopfendem Herzen, als Frau Rabut ihn am Aermel zupfte. — „Sie hat recht," flüsterte sie, „heute gilt's! Sie hat auch einen Preis gegeben: eine silberne Cylinderuhr für den besten Schuß in die Stichscheibe. Brauchst es aber niemand zu sagen, daß die Uhr von ihr ist. Außer dir und dem Vetter weiß es keiner. Ich weiß doch, wen's am meisten freut, wenn du sie kriegst, obgleich man's nicht wahr haben will."

Damit schlüpfte sie in die Küche und François kehrte mit unangezündeter Pfeife zu seinem Kameraden zurück. Die erhaltene Nachricht versetzte ihn in die größte Aufregung. Konnte sie, Margot, es wirklich wünschen, daß er diesen Preis gewänne? Und wenn auch nicht, wenn auch Frau Rabut in ihrer Vorliebe für ihn sich darin täuschte, so behielt der Preis als ein Andenken an Margot für ihn doch immer einen unschätzbaren Werth. Und die Tante täuschte sich doch wohl nicht; hatte ihm Margot doch selber zugerufen, er möge heute zeigen, was er könne! So wogte und stürmte es in seinem Kopfe und unachtsam leerte er sein stets wieder gefülltes Glas.

(Fortsetzung folgt.)

Der Karlsberg.

(Fortsetzung.)

Welch ein Leben nun hier oben der Herzog führte und die Hunderte von, zum Theil auch wohl ersonnenen, Anekdoten, die über ihn in Umlauf sind, worunter ich blos herausheben will: daß Jeder nur mit ent-

Digitized by Google

bloßtem Haupte sich dem Schlosse nähern durfte; daß der Herzog oft Stundenlang auf einer bedeckten Terrasse, von welcher aus er alle Wachtposten sehen konnte, zubrachte, das Auge mit einem Fernglase bewaffnet, und Alles beobachtete, was um ihn her vorging und dann oft einen Lakayen zu dieser oder jener Schildwache mit dem Befehl abschickte, einen Knopf mehr oder weniger aufzuknöpfen, das Gewehr höher oder niedriger zu tragen, mehr oder weniger Schritte um das Schilderhaus zu machen, — dies aufzuzeichnen überlasse ich Andern. Karl ahmte in allen Stücken Ludwig dem Fünfzehnten nach und war, wie dieser, ganz dem Vergnügen hingegeben. Schauspiele, Soldaten, üppige Hof- und Jagdfeste und schimmernde Aufzüge füllten seine Zeit aus und bildeten die Hauptgeschichte des Karlsberges während der kurzen Glanzperiode und machten diesen zu einem zweiten Versailles des Pfalz-Zweibrückischen Hofes. Karl bekümmerte sich wenig oder gar nicht um die Geschäfte, welche in großen Verfall gerathen waren.

Vierzehn Jahre hatte der Karlsberg in seinem Vollendungsglanze gestanden und die herzogliche Regierung auf ihm gewährt, da fielen am 9. Februar 1793 die Söhne der ungetheilten französischen Republik, deren prunkender Wahlspruch war: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten!“ wenngleich sie auch die letzteren nicht schonten, unter dem Marschall Destournelles ins Herzogthum Zweibrücken ein, besetzten Zweibrücken, Homburg und den Karlsberg mit ihren Truppen und legten letzteren, nachdem sie zuvor mit roher, an Melac, den Mordbrenner der Pfalz, erinnernden Gewalt allen Schmuck daselbst von den Wänden gerissen, alle Meubles, Spiegel, Statuen und Bilder, die kostbarsten Ledertapeten und Webereien muthwillig zerschlagen und zerschnitten hatten, in Asche. Drei Tage und drei Nächte wüthete das verheerende Element und das Flammenmeer röthete, wie Augenzeugen versicherten, auf Meilenweite die dunkle Nacht. Der Herzog entkam nur mit Mühe seinen Verfolgern und flüchtete, als bereits die unerwarteten Gäste über Blieskastel in Homburg eingetroffen waren, noch rechtzeitig durch einen Eilboten benachrichtigt, über die Sickinger Höhe nach Mannheim, wo er bald darauf, am 1. April 1795, starb, ohne je wieder sein väterliches Erbe betreten zu haben.

Und so liegt nun auch, bis auf wenige Trümmermale zusammengesunken, Karls feenartige Schöpfung. Beinahe vergessen im Munde des Volkes, mag sie nach zweimal fünfzig Jahren nur noch als Märchen der Enkelwelt dienen. Klingen doch jetzt schon fast sagenhaft die Berichte, welche uns ein glaubwürdiger Augenzeuge der damaligen Zweibrückischen Staatswirthschaft, Freiherr von Gagern, und der bekannte Verfasser des „Umgangs mit den Menschen“, von Knigge, in seinen Reisebriefen von der verschwenderischen Pracht des Karlsberges mittheilen. „Der Herzog“ — so lautet es in einem von Zweibrücken aus unterm 11. Mai 1792 datirten Briefe Knigge's — „war gerade abwesend und wir hatten daher volle Muse, den Karlsberg zu besehen. In der That ist die Pracht, welche da im Schlosse, dessen Eingänge von hundert Gardisten bewacht werden, herrscht, unglaublich; man sagte mir, der Kaiser Joseph II. selbst sei, als er auf seiner Reise nach Paris hier einkehrte, darüber erstaunt gewesen. Der Reichthum der mit dem seltensten Geschmack angebrachten Vergoldungen, Spiegel, Kronleuchter und dergleichen blendet die Augen. Man sieht da Sachen, wovon, wie man mich versichert hat, das Stück fünfzig neue Louisd'or kostet. Was man sonst nur als Seltenheit einzeln in Kabinetten aufgestellt sieht, findet man hier zu Meubles verwendet. Kostbare Sammlungen von ausländischen Vögeln sind für viele tausend Gulden gekauft worden; dann hat man den Vögeln die Federn ausgezogen und diese Federn in atlassenen Tapeten eingewirkt mit Beibehaltung der Vorstellung von den Thieren, denen sie angehört haben. Nach diesem Verhältnisse ist alles Uebrige dort groß und prachtvoll. Man rechnet die Anzahl der Pferde, welche der Herzog hält, auf fünfzehnhundert. Eine Menagerie sah ich auf dem Karlsberge von mehr als achthundert Jagdhunden aller Gattungen, Katzen, Fasanen, Truthähne und Tauben nicht mitgerechnet, deren Anzahl allen Glauben übersteigt. Wildfremde Familien

Digitized by Google

hausen hier im Kostüme ihres Landes, unter Bäumen und Thieren ihres Landes. Ein vor einigen Tagen gefeiertes Dianenfest war das non plus ultra der Zügellosigkeit der Höflinge und Jäger. Das Unschuldigste noch ist ein Kabinet, worin eine Sammlung von mehr als tausend seltenen Pfeifenköpfen verwahrt wird. Kurz, es ist der Mühe werth, dies Feenschloß mit seinen Schätzen und Anlagen zu sehen."

Und von allen jenen Schätzen und Wunderwerken, was hat sich erhalten? Von all den Prachtgebäuden, dem imponirend prunkenden Schlosse, den Kasernen, Marställen bis hinab zu den Bären- und Hundszwingern, den Falken-, Fasanen- und Taubenbehältern; von dem palastähnlichen Orangerie-Hause, den geschmackvollen großen Gärten und Parkanlagen; von den Tempeln und Pavillons mit ihren vergoldeten Dächern, gestützt auf hohe Porphyrsäulen, bis hinab zu dem niedlichen Rosengärtchen der Herzogin mit seinen Wezen von buntfarbigen Kieseln; von den grandiosen kunstreichen Bauten, die meilenweit über Thal und Berg aus verschiedenen Quellen das Wasser herleiteten, bis hinab zu den zierlichen Fontainen, Muschelgrotten und Bassins voller Schwäne und Lachsforellen — was, der Bewunderung werth, blieb noch übrig? Hinweg getilgt sind fast alle Spuren ihres einstigen Vorhandenseins und was damals das Feuer nicht fraß, was die verwüstende Hand einer rohen Soldateska nicht völlig zerschlug, hat längst die Zeit und des Landmannes friedliche Pflugschaar geebnet und hinweggeräumt. Selbst von der, in der Richtung nach dem Jagdschlosse Jägersburg unfern gelegenen, von einem mit Kunst und Geschmack angelegten Park anmuthig umgebenen Fasanerie, dem Monrepos der Herzogin, ist keine Spur mehr vorhanden. Fruchttragendes Ackerland, das zum Theil die Eisenbahn durchschneidet, hat Alles verdrängt.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Seit dem vorigen Jahr hatte sich in den Elisefischen Feldern in Paris ein Mann aus der Provinz niedergelassen, in seinen Salons reiche und vornehme Welt gesehen, und obwohl sein Manieren etwas derb waren, fehlte es ihm doch nicht an Gästen. Auch für dieses Jahr hatte er ein prachtvolles Ballfest arrangirt. Alle Einladungen waren gemacht, die Salons glänzend hergerichtet, ein ausgesuchtes Buffet, bestimmt die Feinschmecker zu locken, war veranstaltet. Das Orchester stimmte seine Instrumente, aber kein Gast erschien. Stunde vergeht um Stunde, Niemand erscheint. Die Mitternachtsstunde schlägt und noch ist kein Gast eingetroffen; um 2 Uhr Morgens ist der Festgeber noch allein. Endlich erschien um 3 Uhr ein Diener und überreichte ein Schreiben, dessen Hülle schwarz gerändert ist. Der Herr des Hauses erbricht in fieberhafter Stimmung das Siegel. Der Brief entsinkt seiner Hand, er selbst fällt ohnmächtig nieder. Schnell herbeigerufene ärztliche Hilfe bringt ihn wieder ins Leben zurück. Nach einigen Tagen ist er wieder hergestellt; aber er verkauft sein Haus, macht seine Mobilien zu Geld und geht mit seiner Familie nach Amerika. Der fatale Brief aber enthielt blos die wenigen Worte: „Erinnern Sie sich an den 18. Oct. 1838." An diesem Tage wurde zu Thionville eine gewisse Margaretha Roebere enthauptet. Der Henker fand keinen Gehilfen, und schon sollte die Execution verschoben werden, als sich ein wohlgekleideter junger Mann beim Staatsanwalte einfand und sich als Mithelfer anbot. In Folge dessen fand der Strafvollzug statt. Der improvisirte Gehilfe war ein Kaufmannssohn aus Metz, der die Leidenschaft hatte, Hinrichtungen beizuwohnen; sonst war er wohlhabend, eifrig und emsig im Geschäft, gelangte auch bald zu großen Reichthümern, und ließ sich endlich in Paris nieder. Sein Unstern wollte, daß er auch den ehemaligen Procurator von Thionville einlud, der seitdem einen hohen Rang in der Justiz eingenommen. Diesem fiel die Physiognomie auf, und ein charakteristisches Zeichen am linken Ohr ließ ihm keinen Zweifel mehr, daß der Henker aus Liebhaberei vor ihm stehe. Er erzählte die Geschichte weiter, und kein Mensch erschien mehr in seinen Salons. Der fürchterliche Brief enthüllte ihm den Grund seiner Isolirung.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 14. Speyer, Samstag 18. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Die Böller donnerten und ein Trompetenstoß gab das Zeichen zum Saumeln. Unter dem Hurrah und Jubelruf der Ormonter Bevölkerung, dem Schwenken der Hüte und Tücher und fortwährendem Krachen der Böller, in welches die Trompete ihre Fanfaren fröhlich hineinschmetterte, setzte sich endlich der Schützenzug nach dem Stande in Bewegung. Drei Schreibenzeiger in weißen Beinkleidern und rothen Blousen und aufgeputzten Strohhüten eröffneten ihn. Ihnen folgte die Musik von Ormont, die allerdings nur aus einem Clarinettisten und dem Trompeter bestand, aber reichlich durch die Kraft ihrer Lungen ersetzte, was ihr an Zahl und Harmonie abging. Dann kam der Bannerträger mit der grünen und weißen Schützenfahne, welche in goldenem Lorbeerkranze den Wahlspruch des Waadtlandes: Freiheit und Vaterland — wies. Lustig flatterte sie in der Morgenluft, und stolz und fest, die Linke auf die Hüfte gestemmt, schritt Charles, ihr Träger, einher. François eröffnete als noch nicht entsetzter Abt die Reihe der paarweis folgenden Schützen. Ihm zu jeder Seite gingen Vater Gautier und der Steinmartin als Abgeordnete des Gemeinderathes und als solche an grün und weißen Armbändern kenntlich. François war es heute unmöglich, Schritt zu halten. Bald war er, den Kopf hoch aufrichtend, seinen beiden Begleitern voraus, bald blieb er in sich zusammensinkend hinter ihnen zurück, bis ihn ein freundschaftlicher Rippenstoß der Folgenden daran erinnerte, wo er sei. Vater Gautier murrte über diesen Mangel an äußerer Würde, namentlich der Fremden wegen, deren schon mehrere eingetroffen waren und theils aus den Fenstern des weißen Kreuzes zuschauten, theils sich am Wege aufgestellt hatten, und der Steinmartin stimmte ihm bei. „Da ist mein Charles doch ein anderer Bub", sagte er, „seht nur, wie der stramm einherschreitet! Und wie die Mädchen nach ihm blinzeln! Nun er kann sich schon unter den reichsten und hübschesten umthun; ich hab's ja dazu!" Und er fuhr fort, ihn während des Ganges herauszustreichen, seine Thätigkeit und Kraft und seine Kenntnisse in der Viehzucht zu loben.

Auf dem Schießplatze angekommen, löste sich die Ordnung und alle drängten sich um die Pyramide, auf deren Stufen die Preise zierlich geordnet waren. Sie bestanden wie gewöhnlich aus allerlei Haus- und Küchengeräth von Blech, Kupfer, Zinn, Eisen und Messing. Man suchte sich im Stillen aus, was man wohl zu gewinnen wünschte, und neckte einander, indem man sich unter Scherzen und Lachen solche Gegenstände anpries, von denen man vermuthete, daß sie für den Andern ohne Nutzen seien. Die meisten Wünsche erweckte die silberne Uhr, als deren Geber allgemein der Kreuzwirth genannt wurde, und François sah unter allen Gaben nur sie. Ein so köstlicher Preis war seit langem in Ormont nicht ausgesetzt gewesen und verursachte daher eine ungewöhnliche Aufregung unter den Schützen. Vetter Louis war vielleicht der Einzige, dessen Pulse heute um kein Atom schneller schlugen als sonst. Er stand auf seine Büchse gelehnt außerhalb des lauten, muntern Gewühls — ihn suchte niemand und niemand hatte für ihn einen Scherz oder eine Neckerei — und seine

Digitized by Google

Blicke beobachteten verstohlen François. Die Aufregung desselben entging ihm nicht und ein hämisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

Drei Schüsse verkündeten jetzt den Anfang des Kampfspiels. Die Schreiber waren auf ihren Plätzen, die Weiser bei den Scheiben. Die Klingeln wurden gezogen und der erste Büchsenschuß hallte durch das Thal, Schuß auf Schuß folgte.

Unterdessen fanden sich auch die Bewohner der nächsten Ortschaften allmählig auf dem Kampfplatze ein. Mancher und manche, die in Ormont besondere Freunde oder Verwandte hatten, brachten noch ein Geschenk, das sie heimlich auf der Gabenpyramide niederlegten, welche auf einem niedrigen, mit Tannengirlanden und Blumen geschmückten Wagen ruhte. Plötzlich entstand in dem Geknatter der Büchsen eine ungewöhnliche lange Pause. Die Zuschauer eilten nach dem Stande und die Schützen verließen die Kehrscheiben und drängten um den mittelsten Stand, vor welchem die Stichscheibe aufgepflanzt war. François stand dort. Während die Andern zunächst an den Kehrscheiben ihre Geschicklichkeit versucht, war er auf und ab gegangen, um seiner Erregung Herr zu werden. Jetzt glaubte er sich ruhig genug, um die drei entscheidenden Schüsse wagen zu können.

Schon zweimal hatte er die Büchse erhoben und nach einigen Sekunden wieder sinken lassen. Seine Pulse klopften fieberhaft. Die Scheibenkreise flossen vor seinen Blicken ineinander. Er, dessen Auge auf dem schmalsten Grat fest und klar blieb und der selbst da, wo sich für den ganzen Fuß kaum Raum genug bot und links und rechts die Abgründe gähnten, einen Stutzen mit unbewegter Sicherheit handhabte, bebte hier und fühlte sich wie von einem Schwindel ergriffen. Dennoch trat er nicht zurück. Er schämte sich vor den Zuschauern. Ein athemloses Schweigen breitete sich über die Menge

Abermals hob er die Büchse und zielte lange. Die hinter ihm standen, bemerkten, daß der Lauf derselben einige Augenblicke hin- und herschwankte. Jetzt krachte es. Der Wind trieb das blaue Pulverwölkchen hinweg. Die Zuschauer athmeten tief auf, aber ihr Schweigen dauerte fort, und schweigend zerstreuten sie sich. Die Kugel hatte nur den Rand des innersten Centrums getroffen. François ward bleich wie der Tod. Ihm standen freilich noch zwei Schüsse um den so heiß ersehnten Preis frei; aber sie konnten nimmer gut machen, was der eine gefehlt. Dazu war die Geschicklichkeit der Mitbewerber zu groß. — Wieder zogen die Schreiber die Klingeln und wieder knatterten die Büchsen.

François stand wie vernichtet. Ihm war wie dem Spieler, der sein Alles auf eine Karte gesetzt und verloren. Die Blässe seiner Wangen wich einer ebenso plötzlichen Röthe. Er zuckte zusammen, schaute verstört um sich und verließ den Stand. Man sah ihm erstaunt nach, aber niemand hielt ihn zurück. Jeder hatte genug mit sich zu thun, und begriff man auch, daß den gewandten Schützen der mißlungene Schuß kränken mußte, so ahnte doch keiner, was in ihm vorging. Wie ein Trunkener schwankend stieg er den Thalrand empor. Dort warf er sich zu Boden, das Gesicht in das noch thaufeuchte Gras drückend. So lag er lange regungslos und als er das Gesicht wieder erhob, war es naß. War es vom Thau der Gräser oder von Thränen? Er wußte es selber nicht.

Die Sonne schien heißer und heißer. Sie trocknete die blitzenden Tropfen an den Halmen und das Naß auf François' Wangen. Er erhob sich und ging einem nahen Föhrenwalde zu, an dessen Rand er sich von neuem niederwarf. Der Schmerz über den unwiederbringlich verlornen Preis hatte sich für den Augenblick wenigstens erschöpft. Um so brennender überfiel ihn die Scham, und er verbarg das Gesicht mit beiden Händen. Selbst der Sonne wollte er den Anblick seiner flammenden Wangen entziehen.

Die Glocken läuteten zur Kirche Von Kindheit an gewöhnt, ihrem Rufe zu folgen, erhob er sich auch jetzt; aber die Scheu vor den Blicken der Menschen, die Scheu vor Margot zog ihn wieder auf seinen Platz zurück. Er wähnte nicht anders, als daß alle über seine Ungeschicklichkeit spotten müßten. Zorn überkam ihn. Er faßte seine Büchse und schmetterte sie gewaltig mit dem

Digitized by Google

Kolben gegen den Boden. Er wollte sie zerbrechen, als trüge sie und nicht seine Gemüthsaufregung und der unachtsam genossene Wein die Schuld. Allein der trefflich gearbeitete Schaft widerstand, und mit den Zähnen knirschend schleuderte er das alte treue Gewehr von sich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Karlsberg.

(Schluß.)

Einige Souterrains, wildverschlungenes Gebüsch von Rosen und Syringen, um welche sich schmarotzerisch die stachlichte Brombeere schlingt; hin und wieder ein dem Einsturz nahes Brunnengewölbe; auf Kunstwerke deutende Marmorstücke, die hier gestanden haben und in Trümmer zerschlagen worden sind; eine etwa sechszehn Fuß hohe Eckmauer vom Spitalgebäude und drei ins Thal niederragende luftige Fenstergesimse der Orangerie, deren Anblick unwillkürlich an die Worte Uhlands erinnert:

„Auch diese Hand voll Trümmer kann stürzen über Nacht"

abgerechnet, hat sich bis auf die Jetztzeit nichts weiter erhalten, als das zu friedlichem Stillleben einladende gastliche Forsthaus, das einsame Luisenhöfchen mit seinem vielfach neckenden Echo, die am Fuße des Berges zu beiden Seiten der Straße befindlichen Hofwirthschaftsgebäude und die Karlslust mit ihren schönen unverwüstlichen Baumgruppen, ihren befiederten Sängern und ihren versteckten schattenreichen Gründen voll frischer, nie versiegender Quellen. Wohl ist viel darin gelichtet worden seit damals und neuer Anwachs ist hinzu gekommen; doch die meisten Bäume, die dastehen, haben jene glänzenden Zeiten noch erlebt, nur daß jetzt, statt des borstigen Wildebers und stattlichen Edelhirsches, das scheue Geschlecht der Hasen oder holzfrevelnde Dörfler unter ihrem weiten Schatten sich lagern.

Was nun noch schließlich den Karlsbergerhof nebst Magazin anlangt, so wurden diese gleichzeitig mit dem Karlsberg angelegt. Der erste und zugleich auch letzte herzogliche Gutsverwalter daselbst hieß Schneider. Dieser betrieb auf des Herzogs Rechnung die Hofwirthschaft und hatte sonach die Verpflichtung auf sich, den Karlsberg mit Schlachtvieh, Geflügel, Getreide, Milch und andern Produkten zu versorgen. Nachdem 1793 die Besitznahme des vom Herzoge quittirten Ländchens durch die Franzosen erfolgte, wurde der gesammte Karlsberg und somit auch das Hofgut, Frankreich einverleibt, welches letztere man dann an den damaligen Lieferanten beim Heere, einen gewissen Deslanoy, dem die Regierung wegen gelieferten Victualienbedarfs noch beträchtliche Gelder schuldete, um eine äußerst geringe Summe, so zu sagen, schenkweise abtrat. Unter der Herrschaft des sorgenlosen, der Agronomie unkundigen neuen Eigenthümers, verlor jedoch das Gut beträchtlich an Werth. Nach Deslanoy's Tode führte eine Zeit lang dessen Frau das Regiment und die Oberherrschaft; aber nicht mit besserem Erfolg. Sie verschönerte zwar den Hof mit Anlagen, Bellevues und Lauben, legte Spargelbeeten, Terrassen u. s. w. an, jedoch das Wesentliche, die der Nahrung bedürftigen, so beträchtlichen Ländereien blieben fast alle brach liegen und den meisten Ställen mangelte die Blume der Landwirthschaft, der Stolz des Landwirthes: schönes Hornvieh. Nur von kurzer Dauer war ihr Hiersein. Sie vertauschte das einsame Landleben mit dem gewohnten Salonleben in der geräuschvollen Seinestadt, und das Ganze — Immobile wie Mobile — verkaufte sie an einige Privaten von Zweibrücken.

Unter diesen schien nun eine neue Aera, eine neues Morgenroth voll glänzender Aussichten für den Karlsberg hereinzubrechen. Im Magazin nämlich wurde, unter den Augen der erstaunten Nachbarschaft, mit bedeutendem Kostenaufwande ein stolzes, viel besprochenes und viel versprechendes Werk errichtet — eine Zuckersiederei, welche aber nach Verlauf weniger Jahre, wegen nicht erzielter Vortheile, die man sich davon erwartete, wieder eben so rasch einging, als sie aufgeführt wurde.

Gleiches Loos mit ihr theilte eine bald darauf unter dem Gutsherrn, Hofrath Gerbel von Mannheim, angelegte Bier-

Digitized by Google

brauerei und Essigsiederei. Es hatte sonach das Ansehen, als ob sich das ganze schöne Gut zersplittern oder gar versanden wolle — denn nicht nur, daß das meiste Land unbebaut und öde dalag, auch Wohnhaus, Scheunen und Ställe befanden sich in einem mißlichen Zustande, gerade auf dem Punkte, wo man, unschlüssig zwischen Erhalten und Neuaufrichten, zweifelhaft das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können — bis es noch zur rechten Zeit dem verdienstvollen Gelehrten, Geheimrath Zachariae von Heidelberg, zu eigen wurde, und unter seinem Beständer, dem geachteten, in der Landwirthschaft praktisch gebildeten Mennoniten Stalter, sich eines seltenen Aufschwunges erfreute. Und so haben sich demnach jene prophetischen Worte unseres unvergeßlichen Maximilians bewahrheitet, welche er seinem Bruder, dem regierenden Herzoge, zur Antwort gegeben haben soll, als dieser einstmal (es war kurz nach der Vollendung des Karlsbergs) unter andern die Frage an ihn richtete: wie ihm der Karlsberg gefiele? die Worte nämlich: „es kann in der Folge einmal ein guter Meierhof geben." *)

*) Des beschränkten Raumes wegen konnten wir in Obigem die aus den „Rhapsodieen" von Friedr. Aulenbach entnommene Skizze nur gleichsam auszugsweise mittheilen, indem wir alles mehr allgemein Geschichtliche, namentlich aber auch einige sehr hübsche, in die Darstellung eingeflochtene Gedichte weglassen mußten. Wer sich dafür mehr interessirt, den verweisen wir auf das Werkchen selbst. Dasselbe ist indeß, wie wir vernehmen, in seiner ersten Auflage vergriffen. Der Verfasser bereitet aber eine zweite ansehnlich vermehrte und wesentlich verbesserte Auflage vor, die später wahrscheinlich in den Buchhandel kommen wird. Die Red.

Miscelle.

Theures Hirschfleisch. Im Dorfe Szöd nahe bei Waitzen, schreibt die Pest-Ofner-Ztg., hatte der herrschaftliche Verwalter ein zahmes Schmalthier, das nicht nur im Hof und auf dem Feld frei herumlief, sondern auch manchmal in die Zimmer hineinspazierte und dort manchen Streich verübte, welcher dem Liebling jedoch gern nachgesehen wurde. Vorigen Monat nun geht der Schaffner zum Verwalter, um sich eine Instruction zu holen; das Schmalthier folgt ihm durch die geöffnete Thüre und verläßt hinter ihm das Zimmer. Gleich darauf bemerkt der Verwalter, daß ihm von seinem Tische eine Hunderter-Banknote abhanden gekommen, nach der in allen Winkeln vergebens gesucht wird, so daß nur die Annahme übrig blieb, der Hirsch müsse sie verschuckt haben, womit denn auch sein Todesurtheil ausgesprochen war, das mittelst Pulver und Blei vollzogen wurde. Mittlerweile waren indessen schon 29 Minuten verstrichen. Das Schmalthier hatte auch inzwischen Wasser gesoffen, und als man den Magen ausweidete, fand sich darin zwar wirklich das corpus delicti, aber in einem sehr lädirten und geweichten Zustande; die Serien-Nummer war noch ganz zu erkennen, die Werthziffer aber nur zum Theil; die Fragmente wurden der Nationalbank zur Documentirung eingesandt, mit welchem Resultat ist noch unbekannt; sollte es nicht günstig ausfallen, so wäre das Fleisch, welches der Eigenthümer an seine Bekannten vertheilte, in der That ein theures Hirschfleisch gewesen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste ist verpönt
Fast in der ganzen Welt.
Das Zweite jeder hat,
Doch nicht gekauft für Geld.
Das Ganze ist verachtet
Von Jedermann mit Recht;
Denn wer es ist, der ist und bleibt
Des Ersten armer Knecht.

B.....heim. P. E.

Auflösung des Logogryphs in № 12:

Apritose, Saar, Oase, Oper.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Mittwoch 22. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Im Thale tönten die Glocken fort und fort. Seltener und seltener fielen die Schüsse. Eine Böllersalve verkündete den Schluß des Kampfspiels. Von der Stelle, wo er saß, konnte François das ganze Thal überblicken, und er sah, wie der Festzug nach der Kirche zu sich in Bewegung setzte. Den Mittelpunkt desselben bildete jetzt der mit Blumen bekränzte Wagen, welcher die blinkenden Gabenpyramide trug. Mit grellen Bändern aufgeputzte Pferde zogen ihn und weißgekleidete Mädchen gingen zu seinen Seiten und hinter ihm her. Hoch flatterte die Fahne und von Zeit zu Zeit trug der Wind einige Klänge der Clarinette und Trompete zu dem Einsamen empor. Wie eine bunte Schlange wand sich der Zug um das aufwachsende Hotel, dessen Gerüststangen mit Birkenreisern und Tannen geschmückt waren, zur Thalsohle hinab und zwischen den braunen Hütten hindurch. Als er an dem weißen Kreuz vorbeikam, löste sich eine männliche Gestalt von ihm ab und sprang in das Haus Nach ihrer Kleidung und Bewegung konnte es nur der Vetter sein. „Sollte der die Uhr gewonnen haben?" durchzuckte es François mit eifersüchtigen Qualen.

Es war wirklich Louis, der in das Haus lief, um seine schwere Büchse abzusetzen und Margot nach der Kirche zu begleiten; doch nicht er, sondern Charles hatte die besten Schüsse in die Stichscheibe gethan. Die Preisrichter waren noch mit der Berechnung der Nummern beschäftigt. Eine Wolke des Unmuths flog über Margots Stirn, als der Vetter ihr den glücklichen Gewinner nannte. „Und François ist wieder König geworden?" fragte sie nach einer Weile in gleichgültigem Tone. — „Der?" entgegnete er gedehnt. „Ach, Margot, den Spaß hättest du sehen sollen!" Und nun entwarf er von François' Benehmen auf dem Stande eine so boshaft komische Schilderung, daß Margot lachen mußte. Ach! die Gedanken der Mädchen sind wie die Fluth, die der Wind bewegt. Darunter geht der Strom freilich stät seinen Weg, wenn droben auch die Wellen rückwärts fließen. Leider sind es aber diese Rückströmungen, welche die Ufer überschwemmen und die blühenden Fluren verheeren.

Louis selbst war bei dem Schießen nicht leer ausgegangen. Während die Andern um der Ehre willen mit einander gewetteifert und den Charakter des Festes nicht verleugnet, hatte er das Schießen wie ein Geschäft betrieben, sich durch nichts irre machen lassen und den letzten Schuß mit derselben scharfblickenden Kaltblütigkeit wie den ersten abgefeuert. Da er zudem keine Zeit mit der Unterhaltung verloren, so hatte er am Ende eine ziemlich hohe Nummer zusammengeschossen und war eines guten Preises sicher. Aber eben dieser geschäftsmäßige Betrieb eines Vergnügens war von allen Mitgliedern der Gesellschaft höchst unangenehm bemerkt worden Es fehlte deßhalb bei dem schlichten Festmahle, welches nach dem Gottesdienste seinen Anfang nahm, nicht an Sticheleien darüber; Louis achtete ihrer aber nicht. Auch wurde seine Aufmerksamkeit von etwas Anderem mehr und mehr in Anspruch genommen. Er hätte gern gewußt, was der Steinmartin so angelegentlich mit Vater Gautier zu verhandeln habe. Die beiden hatten ihre Plätze nebeneinander und der Erstere sprach an-

Digitized by Google

haltend in den Kreuzwirth hinein, welcher von Zeit zu Zeit beistimmend mit dem Kopfe nickte. Sie waren in ihrer Unterhaltung so vertieft, daß sie die Toaste, welche auf der Rednerbühne ausgebracht wurden, unbeachtet ließen. Es war Louis nicht entgangen, daß der Steinmartin geflissentlich die Gesellschaft seines Oheims suchte, und er strebte unbemerkt in die Nähe der beiden Männer zu kommen, um sie zu belauschen. Allein das Summen und Brausen der Versammlung machte es ihm unmöglich, die leise gesprochenen Worte des Steinmartin zu verstehen. Dieser, dessen kleine Augen fortwährend umherwanderten, während er sprach, bemerkte ihn überdies und abbrechend rief er laut: „Da ist Euer Neffe, Gautier. Das ist ein Hauptkerl, den solltet Ihr festhalten!“ — Vater Gautier hielt Louis sein Glas entgegen, um mit ihm anzustoßen und lud ihn ein, sich zu ihnen zu setzen. Ihm schien es angenehm, das Gespräch mit dem Steinmartin nicht weiter fortsetzen zu dürfen, während dieser einige vergebliche Versuche machte, Louis zu entfernen.

Endlich ward zur Vertheilung der Preise geschritten. Die Richter riefen die Sieger auf, indessen weißgekleidete Mädchen den Ehrenwein in immer frisch gefüllten Gläsern im Kreise umherreichten. Der Wein war gut und die Köpfe braunten heller auf. Glückwünsche, Scherze und Vivats empfingen und begleiteten die Preisgekrönten. — Nun fanden sich auch die Frauen und Mädchen allmählig ein. Zum Tanze aufgeputzt, harrten sie voll Ungeduld, daß die Passagen, die der Clarinettenbläser, dem der Schuhmacher aus Sezey mit seiner Violine zu Hilfe gekommen war, bereits dann und wann seinem Instrumente entlockte, in irgend einen Walzer übergingen; Margot war unter ihnen. Auch ihr währte die Preisvertheilung zu lang und einen Tanz vor sich hinsummend, umschritt sie, sich nach dem Takte desselben wiegend, den Kreis. Von Zeit zu Zeit blieb sie hier und dort stehen, musterte die Anwesenden, hörte einen Augenblick auf den Namensaufruf, oder mit halbem Ohr auf das Geplauder der Mädchen und setzte dann ihre einsame Promenade fort. Dieselbe entfernte sie allmählig weiter und weiter. Der Festplatz blieb hinter ihr. Der Tanz verstummte auf ihren Lippen, wie das Summen einer sich entfernenden Biene, ihr Köpfchen senkte sich, und sinnend die Hände vor sich gefaltet, verlor sie sich zwischen die eingezäunten Flachsfelder und Wiesen. Ihr Auge schaute vor sich nieder, Licht und Schatten wechselten in demselben, wie in einem Seespiegel, über den hin und wieder Wolken laufen. Bald leuchtete es hell in ihm auf, bald ward's dunkel, tief und still darin. Achtlos schritt sie weiter, und der Wind wühlte in ihrem weiten weißen Gewande, das wie leichter Wellenschaum um ihre schlank kräftigen Glieder spielte. Plötzlich stand jemand dicht vor ihr. Es war François, der jetzt erst von den Bergen zurückkehrte. Ein wenig erschrocken trat sie bei Seite, denn sie hatte eben an ihn gedacht. Er blieb jedoch stehen und schaute ihr mit einem tiefen Blick in das schöne Antlitz. Sie erschien ihm in ihrem Tanzputze noch viel reizender als an jenem ersten Sonntage.

Da bemerkte sie, daß in seinem braunen, lockigen Haar und an seinen Sonntagskleidern allerlei Grashalme, Föhrennadeln und Blätter hingen und der alte Dämon kam über sie. Sie lachte laut auf. — „Was lachst du?“ fragte er finster werdend. — „Ist's nicht erlaubt?“ spöttelte sie. — „Hast wohl das Gras wachsen hören, oder bist auf Heuschrecken ausgewesen mit dem Stutzen?“ — „Spotte jetzt nicht, Margot!“ bat er halb, halb drohte er. — „Du verdienst es wohl nicht?“ fuhr sie dadurch gereizt fort. „Geh nur hinunter zu den Andern, da wirst du's hören, was du verdienst.“ — Sein Herz zog sich zusammen. „Margot“, stammelte er, „wenn du wüßtest —!“ — „Daß du gependelt hast und wie ein Schulbube davongelaufen bist“, rief sie unbarmherzig und in ihrem Lachen lag eine schneidende Bitterkeit. Aus welcher Quelle diese entsprang, ahnte er aber ebensowenig, wie sie ihrer sich bewußt war. Er ward feuerroth. „Margot“, sagte er, mühsam nach Athem ringend, „das ist schlecht von dir. Du hast mich immer gehänselt und ich hab's ertragen, weil ich dir gut war und wußte,

Digitized by Google

daß du es nicht böse meinst. Aus Dummheit geschah es nicht von mir. Aber nun ist es anders, denn du bist anders geworden."

Sie schaute ihn mit großen Augen voll an. Es lag ein muthwilliges, kokettes Erstaunen darin, etwas von dem alten Blick, mit dem sie früher wohl seine Empörung gegen ihre despotischen Launen aufgenommen hatte. Er aber erkannte ihn in seiner Verletzung nicht und fuhr fort: „Wenn du noch die alte Margot wärst, die damals auf dem Kreuz von mir Abschied nahm, so würdest du verstehen, warum ich schlecht geschossen habe, und mich nicht noch obendrein ausspotten. Ich habe mich vor mir selber geschämt, wie ich mich vor keiner Menschenseele hätte schämen können, und hätte ich dich nicht so lieb gehabt, Margot, ich hätte die Uhr schon bekommen. Aber dein Spott zeigt mir, daß ich ein Narr war, daß du dir nie etwas aus mir gemacht. Du bist ja eine Dame, freilich nur eine halbe, und das ist schlimmer als eine ganze. Du gehörst nicht mehr zu uns und gehörst auch nicht zu jenen, zu denen du gehören möchtest. Ich und wir alle sind dir zu schlecht, und du verachtest uns, weil wir nicht flittern und schön thun mögen, sondern bei dem bleiben, was unsere Art ist und uns geziemt. Ja, Margot, wir sind rauh, plump und ungeschlacht, aber ein Herz haben wir doch. Du putzest und zierst dich und bist darum nicht besser. Du schnürst dich, um recht schlank zu sein, und hast damit dein Herz verschnürt, daß du nicht weißt, wie einem zu Muthe ist, der dir die Hände unter die Füße legen möchte und dem du zum Dank dafür das Herz zertrittst. Schmeicheln soll ich dir, aber das kann ich nicht, und da läßt du dir lieber von dem Vetter den Kopf voll Narrheiten schwatzen, als daß du auf einen hörst, der die Worte nicht drechseln kann, obgleich er es redlich meint."

(Fortsetzung folgt.)

* Aus Italien.

(Aus dem Briefe eines Arztes, eines gebornen Pfälzers.)

Es war, lieber Freund! in den letzten Tagen des Monates August v. J., als ich mich zum Besuche der österreichischen und italienischen Spitäler anschickte. In Rathholz in Tyrol begann ich meine ärztlichen Besuche. Daselbst fand ich in einem Spitale noch über 200 Verwundete, dieselben standen unter einem österreichischen Regimentsarzte in Pflege der bayerischen barmherzigen Schwestern. Von da begab ich mich in die Spitäler nach Schwaz, Veicht, Hall und Innsbruck. Hier fand ich ein so reichhaltiges Material, daß ich acht Tage weilte. Welch ein Elend! Junge, bartlose Leute, dem einen das Auge ausgeschossen, der andere ohne Arm, ohne Fuß, mit durchschossener Brust, zerschmetterten Gliedern, zerschlagenem Kopfe mit Wunden, die bis auf das Gehirn drangen, so daß man dieses pulsiren sah.

Welche Feder wäre im Stande das Elend zu beschreiben, das sich hier dem Auge und den Händen des Arztes bot! Von hier begab ich mich über Brixen nach Botzen, Trient und Roveredo, in welchen Städten alle Spitäler noch voll Unglücklicher waren, setzte dann meinen Weg fort nach Riva, den Gardasee hinab nach Peschiera, Solferino, wo die für Oesterreich so unglückliche Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, Villafranka, Mantua und von da herauf nach Verona, woselbst ich mich über drei Wochen aufhielt und mich dann nach Vizenza, Padua und Venedig begab.

Verona bot viel von großer Wichtigkeit. Noch waren mehr denn 3000 Kranke in den Spitälern. Wahrlich ein großartiges Feld für den Arzt! In dem Garnisonsspital hatte ich Gelegenheit, jeden Tag höchst interessante Operationen zu sehen, drei, vier bis fünf. Ueberdies boten die Civilspitäler überaus merkwürdige Fälle. In Venedig, dieser einzig schönen Stadt, die alleinige, die ich schöner in der Natur fand, als sie die Künstler zu malen pflegen, fanden sich ebenfalls viele Kranke. Wollte ich Ihnen berichten von den schönen Palästen, den prachtvollen Kirchen, den Marmorarbeiten, den Denkmälern und Resten früherer Größe, den Sitten und Gebräuchen der einzelnen Städte, ich müßte Ihnen viele Bögen schreiben. Von Venedig, in dessen Nähe auf einer Insel ich eine sehr merkwürdige

Digitized by Google

Irrenanstalt besuchte und auf einer andern Insel ein großes armenisches Kloster, kehrte ich wieder zurück nach Verona, woselbst ich noch einige Notizen machte über früher beobachtete Fälle, und begab mich dann in die Lombardei.

Als ich die erste lombardische Stadt betrat, war es mir in der That etwas unheimlich. Ueberall fremde Gesichter, fremdes Volk, kein einziges deutsches Wort. Im Venetianischen kam ich doch jeden Tag mit deutschen, d. i. österreichischen Aerzten zusammen, dies hatte jetzt ein Ende. Ich hatte es ausschließlich mit Franzosen und Italienern zu thun. Ohne ihrer Sprachen mächtig zu sein, hätte ich mich jetzt nicht mehr orientiren können; dieser jedoch kundig, that ich mir leicht, fand freundliche Aufnahme bei den Aerzten und überaus viel Gefälligkeit. Ueberhaupt hat sich meine große Antipathie gegen die Italiener in eine ebenso große Sympathie verwandelt. Um ein Volk richtig beurtheilen zu können, muß man mit ihm verkehrt, seine Verhältnisse, seine Sitten und Gebräuche kennen gelernt haben. Die Italiener sind bei weitem das Banditengesindel nicht, welches so oft von partheiischem Standpunkte aus ihnen gemacht wird. Es ist wie bei uns, man findet höfliche, artige, gebildete Menschen, man findet Reiche und Arme, Rechtschaffene und Lumpen, wie dies bei andern Völkern auch der Fall ist. Dieses Volk ist unglücklich, verführt, betrogen, ins Elend gestürzt durch ebendenselben Napoleon, welchem früher gewisse Blätter in thörichter Verblendung und Kurzsichtigkeit begeistert zuriefen: „Es lebe der Mann der Vorsehung, der Versöhnung, des Friedens! Auf seiner Seite ist der Sieg!“ Schämen aber muß man sich heute über solche, mindestens gesagt, höchst voreilige Lobeserhebungen. In Bergamo lernte ich mehrere Aerzte kennen, welche sich fast den ganzen Tag mit mir beschäftigten. Am Morgen zeigten sie mir die Spitäler, am Nachmittage die Merkwürdigkeiten der Stadt; sie wußten, daß ich ein Deutscher sei, ein Bayer noch dazu, denn für uns hat man gerade keine besondere Sympathie, und dennoch thaten sie mir jede mögliche Gefälligkeit.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Der Schalttag.) Der 24. Februar ist in den Schaltjahren der Schalttag. Julius Cäsar bestimmte als Dictator nach Berechnungen des Astronomen Sosigenes, daß das Jahr 45 vor Chr. Geb. der Anfang zu einer Zeitrechnung sei, nach welcher jedes Jahr 365 Tage 6 Stunden enthalte; der Anfang des Jahres dann stattfinde, wenn die Sonne ihren niedrigsten Stand habe und daß auf den Tag des Frühlingsanfangs der 24. März falle. Romulus hatte ein Jahr von 304 Tagen eingeführt und dieses in 10 gleiche Theile (Monate) getheilt. Numa fügte dem Jahre noch 51 Tage hinzu und theilte das Jahr in 12 Monate. 7 zu je 29 Tagen, 4 zu je 31 Tagen und den Februar zu 28 Tagen. Um dieses Mondenjahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen, schaltete man später zwischen dem 23. Februar (Ende des römischen Festes Terminalia und Lohntag) und dem 24. Februar ein Jahr um das andere unter dem Namen „Mercedonius“ abwechselnd 22 und 23 Tage (also in acht Jahren in Summe 90 Tage) ein. Julius Cäsar behielt bei seiner Kalenderverbesserung den Tag nach dem 23. Februar für seinen Schalttag bei. Daher ist nicht der 29. Februar, sondern der 24. Februar der Schalttag.

Wie doch die Zeiten sich ändern! Ganz verwundert und erstaunt las dieser Tage ein Vater zwei Briefe, die ihm der Briefträger von seinen in auswärtigen Erziehungsanstalten lebenden Kindern, einem Sohn und einer Tochter gebracht hatte. Die Tochter erbat sich zum Weihnachtsgeschenk Hosen und der Sohn einen Shawl.

Homonyme

Ein geistig Bild pfleg' ich in wachem Traum
Dem innern Auge vorzuschweben,
Doch geb' ich auch in kunstgerechtem Raum
Dem Geist der Dichtung Form und Leben.

Auflösung der Charade in № 14:
Geizhals.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Samstag 25. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Ihre Wangen flammten, ihre Brust wogte und ihre Augen sprühten zornige Blitze. Dieser Zorn machte sie taub gegen die Liebe und die Wahrheit, die aus seinen Vorwürfen herausklangen. Ihre Lippen öffneten sich ein paarmal zu einer Entgegnung, aber sie konnte kein Wort hervorbringen, und er rief: „Und siehst du, Margot, ich hab's nimmer geglaubt, wenn die Leute dich schlecht nannten. Ich wußte ja, daß du sie durch dein Obenhinaus verfeindet hattest; und daß Eine, die der liebe Gott so schön wie dich geschaffen, schlecht sein könne, das konnte ich nimmer begreifen und denken. Daraus aber, wie du mich die letzte Zeit und jetzt behandelt, der aus Liebe zu dir zum allgemeinen Gelächter geworden ist, daraus sehe ich, daß die Leute recht haben. Du hast kein Herz." Damit schwang er sich über den Zaun und schritt quer über die ihm gehörige Wiese nach seiner am untern Ende derselben gelegenen Hütte.

Sie stand noch einen Augenblick regungslos von dem eben Gehörten. Einzelne große Thränen rollten ihr unbeachtet über die Wangen herab. Dann durchzuckte es sie mit heißen Schmerzen. Von ihm, von François, hatte sie solches nicht erwartet, um ihn am wenigsten verdient, meinte sie, und strömweise stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie faltete die Hände über dem Zaunpfahl neben sich, lehnte die Stirn auf diese und schluchzte wie ein Kind. — Was hatte sie ihm denn gethan, daß er sie so hart anließ? Ihr war's am wenigsten recht gewesen, daß er ihren Preis nicht errungen hatte. Ja, sie hatte ihm denselben gewünscht und ihn eben, als sie ihm begegnete, von Herzen wegen seines Mißgeschickes bedauert. Aber nun war es ihr recht, wie es war: er verdiente ihn auch nicht. Er war auch wie die Andern, ein beschränkter, grober Geselle. Was er nicht begriff, das mußte schlecht sein. Und wer gab ihm das Recht, sie so gröblich zu beleidigen? Was ging er sie überhaupt an? Sie war eine Närrin, sich dergleichen Gerede zu Herzen zu nehmen.

Ihre Thränen versiegten allmählig; sie richtete sich auf und warf den Kopf trotzig in den Nacken. Er sollte nicht den Triumph genießen, ihr den schönen Tag und den Tanz verdorben zu haben. Es war ja klar, die Eifersucht auf den Vetter war der Grund seines ungeschlachten Ausfalles gegen sie. Ja, dachte sie fast laut, an den möchtet ihr alle, weil er hübsch, klug und geschickt ist und es versteht mit Frauen umzugehen; aber ich will's ihnen zeigen, wenn sie es noch nicht wissen, daß mir an ihnen allen nichts liegt! — Die Musik schlug im Walzertakt an ihr Ohr, sie hörte das Brausen und Jubeln der Menge und preßte das Taschentuch auf die gerötheten Augen, um die letzten Thränenspuren wegzuwischen, strich die Haare glatt und zupfte den verschobenen Gürtel zurecht.

„Margot! Margot!" rief's. Es war Louis, der sie suchte. Sie eilte ihm entgegen. — „Laß uns tanzen!" sagte sie, ihn mit sich fort drängend, und sie stürzten in den wogenden Kreis. Sie tanzten rechts und links, vorwärts und rückwärts, und er verstand es, die ihnen unter dem Schein der Ungeschicktheit und des Zufalls zugedachten Stöße geschickt zu vermeiden. Allen

Digitized by Google

konnte er freilich nicht ausweichen. Er machte indessen gute Miene zum bösen Spiel und rächte sich gelegentlich, indem er seinen Gegnern beim Vorbeikreisen den Ellenbogen so nachdrücklich in die Weichen setzte, daß sie mit ihren Mädchen weit wegflogen. Einmal ward ihm der Fuß vorgehalten. Er stolperte wohl darüber, doch gewann er, Dank seiner Geschicklichkeit, das verlorene Gleichgewicht schnell wieder. Er war überhaupt ein gar gewandter Tänzer, und von den anwesenden Burschen konnte es keiner mit ihm aufnehmen. Er und Margot waren unermüdlich, und unter den unparteiischen Zuschauern fand das hübsche Paar großen Beifall.

Vom Tanze heiß gingen sie in die Schenke, Louis ließ Wein bringen und Margot trank in Durst und Aufregung ein großes Glas davon. Er leerte auf Vergeltung sinnend den übrigen Theil der Flasche. Er hatte sich denjenigen, der ihm den Fuß vorgehalten, wohl gemerkt. Sein zu voreiliges Hohngelächter hatte ihn verrathen.

Von neuem begann die Musik, und abermals wirbelten beide nach ihrem Takte dahin. Margot war es, als ob sich das Blut in ihren Adern in Feuer verwandelte. Es loderte in zündenden, verzehrenden Flammen aus ihren Blicken. Eine fast bachantische Raserei ergriff sie, und der Vetter preßte sie immer fester an sich. Da drehte sein Gegner an ihm vorüber. Wie ein Blitz war sein Bein zwischen denen des Andern. Der drehte sich wie ein Kreisel; die Dirne flog aus seinem Arm, und auf das nächste Paar stürzend, fiel er, dasselbe mitreißend, zu Boden. Die Nachfolgenden stolperten und fielen auf ihn. Eine dicke Staubwolke verhüllte alle. Die Gefallenen schrieen und schimpften, die Unbetheiligten und die Zuschauer lachten. Louis und Margot schlüpften in der Verwirrung aus dem Kreise hinaus. Der von Louis zu Boden Geworfene raffte sich fluchend auf und blickte nach dem Thäter um. Da er ihn nicht sah, fiel er über einen Andern her, der sich an seine Beine geklammert hatte, um sich an diesen von der Erde aufzuhelfen. Der Schlag, den er nun empfing, wirkte mehr als die ergriffene Stütze. Mit einem Satz war er auf den Füßen, und von beiden Seiten regnete es nun Faustschläge, während die Andern wohl oder übel um sie herumtanzten, bis die Ordner von ihrem Stricke Gebrauch machten, dessen eines Ende an einem der Ausgangspfosten befestigt war, während sie das andere fest in der Hand hielten. Dieses zogen sie hinter den Tanzenden an und fegten so, langsam an der Peripherie des Kreises fortschreitend, Tänzer und Faustkämpfer hinaus, während hinter ihnen neue Paare den leer gewordenen Raum durch den Eingang füllten.

Louis zog Margot mit sich fort. Sie hatte den Strohhut vom Haupte gelöst und das Haar aus der heißen Stirn zurückgestrichen. Sie sah reizend wild aus. Schwer hing sie an seinem Arm. Heiß klopften die Herzen.

Die Sonne sank hinter dem Chamossaire hinweg, die Zinnen des Chatelet glühten, ein leichter bläulicher Nebel schwamm über dem Thal. Mit wohlthuender Kühle wehte die beginnende Dämmerung um die glühenden Schläfen des Paares, welches sich in die dunkleren Schatten der Felsblöcke verlor, die neben dem entstehenden Hotel auftragten. Louis warf sich auf einen der rings zerstreuten kleinern Steine, deren Mooseberzug einen gar weichen Sitz bot. Er zog Margot neben sich nieder. Sie athmete tief auf, und es zitterte der Luftstrom unter der schnellen Bewegung ihres Herzens. Er legte den Arm um sie, zog sie zu sich, drückte sie kräftiger an sich; ein Lächeln irrte um ihre glühenden Lippen und hingebend empfing sie seinen heißen Kuß. — Da rauschte es in den Büschen und ein lautes Hohngelächter scheuchte Margot empor. Eine männliche Gestalt schritt zwischen den Steinblöcken davon.

„Es ist François!" flüsterte Margot, welche aufgesprungen war. — „Meinetwegen auch der Teufel", grollte Louis, gleichfalls aufstehend — Er wollte Margot von neuem umfassen. Sie entwand sich ihm jedoch und griff nach ihrem Hute. „Komm nur, komm!" bat sie beklommen. — Sie gingen. Margot hatte keine Lust mehr zu tanzen, sie wollte nach Hause. Louis war's recht, wenn auch aus andern naheliegenden Gründen. Er hatte heute viel, sehr viel Glück gehabt.

Digitized by Google

8.

Das neue Hotel wuchs schnell empor, aber auch manches Unkraut, dessen Samen mit dem Fundamente in die Erde gelegt worden war. Mit Ausnahme eines Kapitals von zwanzigtausend Franken, welches bei einem Banquier in Vevey stand, hatte Vater Gautier alle ausgethanen Gelder gekündigt. Nun ging hier eine Summe nicht zur Zeit ein, dort eine andere ganz verloren. Daraus entstanden Streitigkeiten und Rechtshändel, neue Kosten und neuer Aerger. Manchem guten Freund und Gevatter in Ormont mußte der Gerichtsbote ins Haus. Mit der Freundschaft war es da natürlich vorbei; die frühere Süßigkeit verwandelte sich in Galle, und Vater Gautier wurde weit und breit verschrieen und verlästert. Nachsicht mit dem Schuldner war freilich dessen Sache nie gewesen und jetzt konnte er keine üben. Ein Keil trieb den andern. Natürlich fehlte es nicht an solchen, die sich ein Geschäft daraus machten, ihm getreulich wieder zu berichten, was man hier und dort über ihn redete, und somit Oel ins Feuer gossen.

Schreien nun die Einen gegen ihn, daß er sein Geld eintrieb, so war's den Andern nicht recht, daß er das ihrige nicht als Hypothek nehmen wollte. Auch der Steinmartin wollte ihm fast mit Gewalt noch ein Kapital aufdringen. Dann kamen Leute, die gern dieses oder jenes geliefert hätten, Meister, Agenten und Spekulanten, die hinter einem Bauherrn her sind, wie die Vögel hinter dem Sämann. Andere wieder wollten kaufen, oder hatten schon einen Käufer für das neue Haus in der Tasche. Unter diesen letztern befand sich auch Herr Charançon aus Aigle, ein in Ormont wohlbekannter Agent, derb und grob in seinen Manieren, wie in seinen Kleidern, die ihm wie Säcke um die magern, knochigen Glieder hingen. Seine Praxis hätte ihm schon einen Rock von feinerem Tuche erlaubt; allein das Vertrauen seiner ländlichen Klienten haftete einmal an dem groben, wie das Anderer an feiner Wäsche und goldenen Ketten. Er wußte einen Käufer, der das Hotelwesen aus dem Grunde verstand und Mittel besaß. (Fortsetzung folgt.)

* Aus Italien.

(Aus dem Briefe eines Arztes, eines gebornen Pfälzers.)

(Schluß.)

Ein eigenthümliches Gefühl wandelte mich an, als ich nach Mailand kam, in diese Riesenstadt, ohne einen einzigen Menschen zu kennen! Es war mir ähnlich zu Muth, wie jenem Renzo, den uns Manzoni in seiner promessi sposi so vortrefflich schildert. Es war Abends gegen 6 Uhr, als ich ankam. Nachdem ich mir einen Gasthof gesucht hatte, war mein erster Gang zum Dome. Großes hatte ich mir erwartet, doch keine Idee von dem, was ich fand und anstaunte. Denken Sie sich ein Gebäude, das vom Pflaster bis zur heil. Jungfrau, welche die höchste Thurmspitze krönt, über 160 Meter hoch, im reinsten gothischen Styl aus weißem Marmor, ohne Ziegel, ohne Holzwerke aufgebaut ist, und Sie können sich einen Begriff machen von dem, was man hier bewundert. Ich weilte oft und lange in diesem Gebäude, bestieg den hohen Thurm, von welchem aus man einen sehr großen Theil der Lombardei, wie einen wunderschönen Riesengarten vor sich ausgebreitet sieht. Am folgenden Tage begab ich mich in das größte Militärspital St. Ambragio, wo ich einen sehr gefälligen italienischen Arzt fand, welcher mir dann Empfehlungsbillete an andere Aerzte gab. In Mailand fand ich in den Spitälern über 2500 Kranke; ein schrecklicher Anblick für den Menschenfreund! Hätte ich ebensoviele Monate dort weilen können, als Wochen, ich wäre nicht im Stande gewesen, von allen Fällen von Wichtigkeit Notiz zu nehmen. Einer ganz besondern Aufmerksamkeit hatte ich mich von Seite des piemontesischen Stabsarztes Cavaliere Dr. Francesco Cortese, früheren Professors der Anatomie in Padua, zu erfreuen. Er begleitete mich persönlich in seine Spitäler, zu jeder wichtigen Operation wurde ich eingeladen oder von ihm selbst in meinem Gasthof abgeholt, zudem nahm er mich mit in seine Wohnung und machte mich bekannt mit seinen Arbeiten. Der Raum eines Briefes gestattet mir nicht, mich in Details einzulassen über die herr-

Digitized by Google

lichen Gemäldesammlungen und sonstigen Kunstschätze, unter denen besonders die Gemäldegallerie Brera und die bibliotheca Ambrosiana mit ihren Raphaelischen Bildern hervorragen. In der chiesa Madonna della Grazie sah ich jenes herrliche Abendmahl von Leonardo da Vinci, welches im Refectorium des Klosters auf die Wand gemalt ist und trotz seiner großen Schadhaftigkeit Gegenstand steter Bewunderung ist. Nachdem ich in Mailand, wo ich keine unangenehme Stunden verlebte, gegen drei Wochen zugebracht hatte, begab ich mich, reich an Erfahrungen und Erlebnissen, über Como durch die Schweiz wieder in das liebe Vaterland zurück.

Miscellen.

Der Oesterr. Ztg. wird aus Venedig folgender Zug von Nächstenliebe mitgetheilt: „Der Patriarch von Venedig pflegt in später Abendstunde die verschiedenen Stadtviertel zu durchstreifen und in vorkommenden Fällen Hilfe und Trost zu spenden. Nach Hause zurückkehrend, traf Se. Eminenz vor der Thür einer ärmlichen Hütte in Canareggio einen Mann, welcher bitterlich weinte und wehklagte. Auf die Frage des Patriarchen, was ihm fehle, erzählte der Mann unter Schluchzen, daß sein Weib todtkrank darniederliege und er nicht die Mittel habe, ihr die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, da er nicht einmal so viel Geld besitze, Oel zu kaufen und deßhalb die Kranke im Finstern allein mit ihrem Schmerze ohne Hilfe darniederliege. „Führe mich zu der Kranken", sprach der Patriarch, „ich werde ihr nach meinen Kräften geistige und körperliche Hilfe leisten." Auf die verzagte Antwort des Mannes, daß er und sein Weib der jüdischen Religion angehörten, erwiederte der Patriarch: „Jude oder Christ, wir sind Alle Kinder Eines Gottes, und ich werde Euch als Bruder beistehen." In der That folgte der Kirchenfürst dem Gatten zum Krankenlager seiner Frau, der er Trost zusprach und ihr versicherte, daß er für sie sorgen werde. So geschah es auch; eine Geldspende setzte den betrübten Gatten in die Lage, die Pflege seiner Frau zu besorgen, und der auf Befehl des Patriarchen sogleich erschienene Hausarzt desselben verordnete die nöthigen Arzneien. Kurz am 8. Februar erschien der glückliche Gatte mit seiner vollkommen genesenen Frau bei seinem Wohlthäter, um seinen Dank auszusprechen, und wurde mit wahrhaft väterlicher Güte empfangen und über sein künftiges Loos beruhigt, da der Patriarch ihm eine seinen Verhältnissen angemessene Anstellung versprach."

„Ja wohl, Herr Ziegler! wie ich Ihnen sage, ich verdanke meine jetzige Wohlbeleibtheit nur der Revalenta arabica!" — „Das ist mir wirklich unerklärlich! Mich hat dies Zeug nur noch magerer gemacht." — „Da haben Sie's wahrscheinlich falsch angewandt. Die richtige Methode ist so: man nehme vier Loth Revalenta arabica auf ein Beefsteak und sechs Eier, begieße das Ganze mit zwei Flaschen Rothwein. Dasselbe wiederhole man fünf oder sechs Mal täglich und nach kaum sechs Monaten wird man über die Wirkung staunen."

Die practische Sparbüchse. Ein Husar steckte all' seine Löhnung immer in die Säbelscheide und sagte zu seinem Kamerad: „Sieh, das ist die schönste Sparbüchse." „Wie so?" fragte ihn dieser. „Will ich dir erklären. Wenn Leute kommen, denen ich Geld schuldig bin und mahnen mich, so sage ich: „Gleich werds abmachen" und greife nach meinem Säbel; aber ehe ich die Klinge heraus habe und nur den Griff anfasse, da reißen's aus, was sie können, und Mancher kommt vor Schreck gar nicht wieder."

---

* Charade.

(Zweisylbig.)

Des Ersten Nam' in der Geschichte
Ist groß, so klein sein Vater war.
Das Zweite, eine gute Gabe,
Stellt sich als sehr behaglich dar.
Das Ganze wird als Stadt genannt,
Die wohl den Meisten ist bekannt.

B.....heim. P. E.

Auflösung der Homonyme in № 15:
Vorstellung.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 17. Speyer, Mittwoch 29. Februar 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Mit Vater Gautier hatte er schon manches Geschäft gemacht, und derselbe war an seine Grobheit gewöhnt. Auch diesmal nahm er kein Blatt vor den Mund, und nachdem sie den neuen Bau zusammen in Augenschein genommen und nun in der Mittelstube bei der Flasche saßen, sagte er jenem gerade ins Gesicht, daß er ein Thor sei, das schöne Geld, von dem er in Frieden wie ein Fürst hätte leben können, in ein Unternehmen zu stecken, von dem er nichts verstünde. Zum Schoppenwirth wäre er wohl gut, doch ein Gasthaus zu führen, wie es heute verlangt würde, dazu gehörte doch noch etwas mehr; dazu hätte er weder die Manieren, noch den Verstand. Das war dem Vater Gautier doch zu stark. So etwas hatte ihm noch keiner geboten, und er fühlte es wie einen Stich ins Herz. Die Zornader auf der Stirn schwoll ihm fingerdick an und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und die Weinflasche umstürzte. Herr Charançon war indessen nicht der Mann, der sich durch einen Faustschlag einschüchtern ließ, wenn es ein vortheilhaftes Geschäft galt. Er bearbeitete den Wirth mit seiner Grobheit wie mit einem Schmiedehammer und als ob Vater Gautier ein Stück Eisen gewesen wäre. Als er endlich dennoch von dem halsstarrigen Manne ablassen mußte, da rief er ihm noch zu: „Geld ist eine schöne Sache; aber Geld ist nicht alles. Wer sich damit sein Unglück über den Kopf baut, der gehört in das Narrenhaus. Daß Ihr in Euer Verderben rennt, ist klar. Denkt an mich, wenn Ihr darin seid! Der Mann, von dem ich Euch sagte, kann warten. Lange wird es ja nicht mehr dauern.“ Damit schüttelte er den Staub von den Füßen, bestieg sein Wägelein und fuhr davon, Vater Gautier sprachlos und regungslos auf seinem Stuhle zurücklassend. Der Zorn hätte ihm fast einen Schlaganfall zugezogen, und es dauerte lange, bis er sich erholte. Ihm schien es, als ob sich die ganze Welt gegen ihn verschworen habe; um so mehr wollte er den Leuten beweisen, daß er der Mann sei zu zwingen, was er zwingen wollte. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß er bei sich selbst die fortdauernde Unruhe und die Widerwärtigkeiten des Baues allmählig drückender zu empfinden begann. Die Gleichmäßigkeit, in der er bisher gelebt, und seine körperliche Schwerfälligkeit, trugen dazu das ihrige bei.

Unter solchen Umständen war es ihm sehr erwünscht, daß sein Neffe sich nicht lange bitten ließ, auch nach dem Feste noch in Ormont zu bleiben. Louis war jung, unermüdlich und praktisch in allem, was er dachte und that. Seinen jungen Schultern ließ sich schon etwas aufbürden, und je mehr er zu tragen hatte, desto munterer wurde er. Ganz unentbehrlich aber ward er dem Oheim, als nun die Reisezeit wieder da war und das weiße Kreuz gleichsam in einen Taubenschlag verwandelte. Auch an Margot kam jetzt die Reihe, zu zeigen, was sie könne. Und sie bewies es.

War das jetzt ein Leben draußen und drinnen! Des Scheltens und Keifens der Frau Rabut ward mit jedem Tage weniger. Ohne daß sie selbst es recht merkte, sank sie vom commandirenden General allmählig

Digitized by Google

zu Margots Adjutanten herab. Bisher hatte die Küche der Frau Rabut zugleich als Plauderstube gedient. Da gab's immer alte Männer und Frauen, die daheim nichts zu thun hatten und nun hier die Zeit verschwatzten, und die Mägde machten es wohl wie die Meisterin. Das litt Margot nicht. Wer in der Küche nichts zu thun hatte, wurde ein- für allemal hinausgewiesen. Stillstehen durfte ihr keiner; ein Wink, ein Wort von ihr und die Mägde flogen. Es war eben zu merken, daß die rechte Herrin am Ruder stand. Alles griff schneller und energischer ineinander. Margot selbst gönnte sich keine Ruhe und zeigte den Leuten, daß man sich trotz Kochtopf und Kessel im Aeußern sauber und nett halten könne. Sie bewies es indessen nicht nur durch sich selbst, sondern sie forderte es auch von dem ganzen Küchenpersonal und setzte es nach hartnäckigem Kampfe endlich durch. Da der Weg zu den Fremdenzimmern durch die Küche führte, so entging auch den Gästen die Ordnung und Reinlichkeit nicht, die in dieser herrschte. Die muntere, flinke und hübsche Herrin bei dem hellen, prasselnden Feuer, das sich in den blinkenden Geräthen wie in ebensovielen Spiegeln brach, war allen eine gar angenehme Erscheinung, und darum schmeckte es ihnen auch um so besser. Die diesjährigen Gäste fühlten sich überhaupt behaglicher in dem alten kleinen Hause, als ihre Vorgänger. Die frühern Uebelstände waren wohl noch vorhanden, allein der Neubau ließ die Klagen und Beschwerden darüber als überflüssig erscheinen. Der Mensch ist gewöhnlich schon zufrieden, wenn er nur ernstliche Anstalten zur Abhilfe alter Uebel wahrnimmt.

Das neue Unternehmen Vater Gautiers fand allgemeinen Beifall und die Kunde davon flog mit den Reisenden in die Weite. Die Last desselben ruhte jetzt ganz auf Louis. Er war es zufrieden, aber er verstand es auch den Oheim fühlen zu lassen, welche wesentlichen Dienste er ihm leistete. Mit jedem Tage gewann er mehr Gewalt über den halsstarrigen Mann, und als ihm dieser eines Sonntags Nachmittags auf der Baustelle seine Anerkennung aussprach, nahm er den Augenblick wahr und erklärte ihm, welchen Lohn er für seine Mühe von ihm hoffe. — Auf einem Stück Bauholz sitzend, hörte ihn Vater Gautier ruhig an. Dann sagte er: „Also die Margot wüllst? Glaub's dir schon, bist nicht dumm!“ Und er brach in ein kurzes Lachen aus, das in einem Fetthusten endete. — „Und warum nicht?“ fragte Louis trocken. „Heirathen muß sie doch einmal, und da sie nichts gegen mich hat, so bin ich wohl ebenso gut für sie, wie jeder Andere!“

Der Kreuzwirth schüttelte den Kopf. „Daraus wird nichts“, sagte er endlich. „Glaubst du, ich hätte den Bau da für Gott weiß wen unternommen? Hätte mir alle die Mühe gemacht, damit hinterher irgend Einer sich den Mund wische, ohne einmal schön Dank zu sagen? Mein Vater selig hat das weiße Kreuz dort gebaut und heraufgewirth chaftet, und ich nach ihm, und so soll's auch hier sein. Das Ding bleibt bei den Meinigen.“ Er hatte lange nicht so viel in einem Zuge geredet, und er schnaufte nun von der Anstrengung aus. — Louis ging einigemale sinnend auf und ab, dann blieb er vor dem Oheim stehen, spreizte die Beine auseinander und das Kinn in die flache Hand stützend, sagte er: „Hm, Geschäft ist Geschäft, Oheim, und ich denke, so ein Hotel ist ein gutes. Einem von diesen Bauerntölpeln könnt Ihr die Margot doch nicht geben. Wie?“ Er hielt inne und sah den Kreuzwirth mit seinen blauen, kalten Augen forschend an. — „Möchte sie wohl mancher“, entgegnete dieser, „mancher, der ein anderer Kerl ist als du mit deinem pomadisirten Schurrbart.“ — „So!“ meinte Louis, den geschmähten Bart zwischen den Fingerspitzen drehend. „Wohl des Steinmartins Charles? Der geht übrigens des Schneidemüllers Jeannette nach.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine geschichtliche Erinnerung.

Napoleon III. hat die Geschichte seines großen Vorgängers gewiß sehr genau studirt, und sie ist ihm bisher in auffallender Weise eine Lehrerin gewesen für seine großen gewaltigen Unternehmungen; in Betreff der

Digitized by Google

Unterlassungen jedoch ist ein gleicher Einfluß noch nicht bemerkbar geworden. Gerade jetzt in dem verhängnißvollen Kampfe, den der Kaiser der Franzosen mit dem römischen Stuhl begonnen hat, dürfte ein aufmerksamer historischer Rückblick sehr zu empfehlen sein

Napoleon I. befand sich nach der Geburt seines Sohnes (20. März 1811) auf dem Gipfel der Macht und des Glückes, während Pius VII. als Gefangener Napoleons in Savona lebte. Die weltliche Herrschaft des Papstes hatte factisch aufgehört; Rom hatte einen neugeborenen König. Napoleon verlangte von Pius die Anerkennung der Einverleibung des Kirchenstaates in das Kaiserreich und bot ihm Paris oder Avignon zur Residenz an, wo er in fürstlichen Ehren leben und eine jährliche Dotation von zwei Millionen Francs genießen sollte. Der gefangene Papst wies diese Versuchung von sich, und sein Ansehen war selbst in Frankreich so groß, daß es den mächtigen Imperator beunruhigte. Siebenundzwanzig Diözesen des Kaiserreiches hatten Bischöfe, welche Napoleon ernannt, denen aber der Papst die kanonische Bestätigung verweigerte. Von der Mehrzahl der Capitel wurden daher diese Bischöfe nicht anerkannt, und selbst die fügsameren ließen dieselben nur als Bisthumsverweser gelten.

Daraus entstanden so viele tiefgreifende kirchliche Störungen und Conflikte, daß Napoleon sich bewogen fühlte, zwei Kardinäle nach Savona zu senden, um den Papst durch gütliche Unterhandlungen willfährig zu machen. Pius empfing die Kardinäle Spina und Caselli, welche dem gefangenen Oberhaupt der Kirche knieend ihre Verehrung erwiesen, sehr wohlwollend, erklärte aber mit Bestimmtheit, daß er die Einsetzung der Bischöfe und überhaupt päpstliche Functionen erst nach wiedererlangter Freiheit vornehmen könnte. Er wies alle glänzenden Anträge Napoleons zurück, er verlangte nicht die Wiedereinsetzung in die weltliche Herrschaft, aber unbedingt die Wiederkehr nach Rom. Dort wollte er in den Katakomben residiren, alle weltliche Erniedrigung erdulden und mit seinen getreuen Kardinälen die Kirche regieren.

Diese Standhaftigkeit des Papstes versetzte den Kaiser Napoleon in heftigsten Zorn. Er beschloß den Widerstand durch Maßregeln der Strenge zu brechen. Päpstlich gesinnte Staatsräthe erhielten mit Schimpf und Schande ihre Entlassung; der Abbé d'Astros, welcher ein päpstliches Breve verbreitet, wurde in Haft genommen, ebenso mehrere Priester, welche einen geistlichen Klubb gebildet. An die widerspenstigen Capitel erging die Weisung, die kaiserlich ernannten Bischöfe sofort anzuerkennen, widrigenfalls die Capitel aufgelöst und die Canonici in's Gefängniß geworfen werden würden.

Die Strenge Napoleons wendete sich auch gegen den Papst. Pius wurde von nun an buchstäblich wie ein Arrestant behandelt. Seine Einkünfte wurden auf ein Minimum beschränkt, alle seine vertrauten Diener mußten sich entfernen, alles Schreibmaterial wurde ihm genommen und ein Gendarmerie-Offizier hatte den Auftrag, ihn Tag und Nacht zu bewachen. Dabei wurde ihm bedeutet, daß er durch seine Widerspenstigkeit sich in die Gefahr brächte, durch eine Kirchenversammlung gerichtet und abgesetzt zu werden.

Wirklich faßte Napoleon den stolzen Entschluß, durch ein von ihm beherrschtes Concilium die Kirchenangelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen. Um die Tendenz dieser Kirchenversammlung gleich im Voraus klar zu machen, sollte sie unmittelbar nach der Taufe des Königs von Rom, die auf den Monat Juni 1811 festgesetzt war, eröffnet werden.

In der Zwischenzeit vom März bis Juni 1811 verwickelten sich die äußeren Verhältnisse so sehr, daß ein Bruch mit Rußland als gewiß erscheinen mußte. Inmitten kühner politischer und kirchlicher Plane wurde am 9. Juni die Taufe des Königs von Rom mit unerhörter Pracht und Feierlichkeit vollzogen. Es war das glänzendste, aber auch das letzte Fest, welches Napoleon in Paris gefeiert

Am 17. Juni sollte das Concil eröffnet werden, aber so mächtig wirkte der Einfluß des päpstlichen Ansehens, daß Napoleon sich entschloß, vorerst noch eine Deputation an den Papst zu senden, um die Genehmigung

Digitized by Google

des Concils und wo möglich günstige Erklärungen zu erlangen. Der Erzbischof von Tours und die Bischöfe von Nantes und Trier eilten nach Savona und wurden von Pius VII. freudig empfangen, da es, wie er sagte, seinem Herzen wohl that, wieder mit Apostelbrüdern zu verhandeln. Er beklagte sich schmerzlich über die strenge Haft und erklärte, nach den Satzungen der Kirche ohne den Beirath von Kardinälen nichts verfügen zu können. Durch die dringendsten Bitten der drei Prälaten ließ er sich endlich herbei, des Kirchenfriedens wegen die vom Kaiser ernannten Bischöfe ausnahmsweise bestätigen zu wollen, zu einer diesfälligen bleibenden Aenderung der kanonischen Vorschriften aber war er nicht zu bewegen. Die glänzenden Anerbietungen Napoleons in Betreff der äußern Stellung des Papstthums wies Pius abermals auf's Entschiedenste zurück, indem er sprach: „Der Kaiser will aus dem Nachfolger der Apostel seinen ersten Almosenier machen, aber von mir wird er niemals diese Erniedrigung des heiligen Stuhles erlangen. Er glaubt das Papstthum besiegt, weil er mich unter seinen Riegeln hält. Aber er täuscht sich. Ich bin alt, und bald wird er nur noch die Leiche eines in seinen Ketten gestorbenen armen Priesters in seinen Händen haben."

Am 17. Juni wurde das Concilium in der Kirche Notre Dame eröffnet. Es bestand aus mehr als hundert Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen Frankreichs, Italiens und der Rheinbundstaaten. Der erste Act der Versammlung war die Leistung des päpstlichen Eides, den das Tridentinische Concil allen Provinzial-, National- und allgemeinen Concilien vorschreibt. Der Präsident der Versammlung, Kardinal Fesch, Oheim und Werkzeug des Kaisers, bestieg nach der Messe den kirchlichen Thron und schwur „wahrhaften Gehorsam dem römischen Pontifex, dem Nachfolger Peters, Fürsten der Apostel und Statthalter Christi."

Umsonst tobte Napoleon, vergeblich waren alle seine freundlichen und schreckenden Einwirkungen auf die Kirchenversammlung; sie beschloß nichts Anderes, als was der gefangene Papst im Voraus genehmigt hatte.

Der Münchner „Punsch" enthält eine köstliche Travestirung des Göthe'schen Erlkönigs, unter der Ueberschrift **„Erlkaiser."** Auf der erläuternden Vignette reitet Victor Emanuel auf einem Steckenpferd, mit der Inschrift: „Großmacht-Stellung;" im Arm hält er ein Kind — Savoyen — nach welchem der nachfliegende „Erlkaiser" in bekannten Zügen, die mit spitzen Krallen bewaffneten Hände ausstreckt. Die Travestie lautet:

Wer reitet so spät durch politische Nacht und macht so viel Wind?
Es ist ein Landesvater mit seinem Kind.
Er hat das Kind wohl noch im Arm,
Aber er hält's nicht mehr sicher und hält's nicht mehr warm!

Mein Sohn, was birgst Du so protestirend Dein Gesicht?
Siehst, Vater, Du den Erlkaiser nicht?
Den Erlkaiser mit Stimmrechtskrron und Pamphletistenschweif?
Mein Sohn, es ist ein vergänglicher Nebelstreif!

„Du liebe Provinz, komm', gehör' zu mir,
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir.
„Manch' bunte Uniformen und Bändchen gibt's am Seinestrand,
„Auch der größte Jammer hat bei mir ein güldenes Gewand."

Mein Landesvater, und höreſt Du nicht,
Was Erlkaiser mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In Pariser Blättern säuselte schon mancher Wind.

„Willst, feines Ländchen, Du mit mir geh'n?
„Meine Presse soll Dir schmeicheln recht schön.
„Unsere Phrasen führen den glänzendsten Reih'n,
„Und singen und wiegen die Skrupel Dir ein."

Mein Landesvater, und siehst Du nicht dort
Erlkaisers Truppen im benachbarten Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die englischen Diplomaten so grau!

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine bergige Gestalt,
„Und fügst Du Dich nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an,
Erlkaiser hat mir eine Thatsache angethan!

Dem Vater grauset's, er anreitet geschwind,
Und gibt preis sein armes, ächzendes Kind.
Erhält sich und seinen Hof mit Mühe und Noth,
Und abermals ein Wiener Vertragsartikel — war todt.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Samstag 3. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Es verhielt sich in der That so und darum lachte Vater Gautier mit einiger Schadenfreude in sich hinein. Schon manchmal hatte der Steinmartin gegen ihn darauf angespielt, daß ihm ein engeres Verhältniß wohl recht wäre. Deutlich ausgesprochen hatte er sich jedoch nicht, und so hatte sich auch der Kreuzwirth nicht veranlaßt gesehen, sich deutlich dagegen zu erklären. Seine Tochter einem Sennen zu geben, ja, das wäre dem stolzen Manne genehm gewesen!

„Und also", nahm Louis wieder das Wort, „wenn ein Anderer nach Euch die Wirthschaft mit der Margot führen kann, so kann ich es auch." — Vater Gautier öffnete die Augen so weit er vermochte. „Bist doch ein schlauer Bursche", murmelte er. Dann drehte er die Daumen um einander, sah vor sich nieder, in den Himmel, auf Louis und wieder auf seine Hände und wieder auf seinen Neffen. In seinen Mienen zuckte es immer heller auf. Endlich erhob er sich und sagte: „Nun, wollen sehen! Morgen ist ja noch ein Tag." — „Und übermorgen auch einer und so in alle Ewigkeit", rief Louis. „Was wollt Ihr denn noch sehen, Oheim? Es ist Euer Vortheil wie meiner. Sagt mir nur gleich, woran ich bin. Ihr wißt schon, daß ich mich nicht an der Nase herumführen lasse. Wollt Ihr nicht, nun, so geh ich, und Ihr mögt sehen, wie Ihr mit dem Bau da fertig werdet. Denn für so dumm werdet Ihr mich doch nicht halten, daß ich für Andere die Kastanien aus dem Feuer holen werde." — „Potz Wetter!" brummte der Oheim und legte ihm seine breite fleischige Hand auf die Schulter. „Hätt' es mir nimmer träumen lassen", fuhr er fort, nachdem er ihn kopfschüttelnd von Kopf bis zu Fuß mit den Augen gemessen hatte, „daß ein solcher Knirps mein Eidam werden würde. Bist fast zu klein für die Margot." Er lachte. — „Abgemacht, Oheim! Aber wenn sie die Krone dort auf's Dach setzen, ist die Hochzeit." — Sie schüttelten sich die Hände, und Louis strich sich vergnügt den spitzen Bart.

Vater Gautier war gleichfalls guter Laune. Alle Schwierigkeiten seines Unternehmens schienen ihm damit beseitigt, und zugleich war ihm ein Wunsch erfüllt, den er seit dem Beginn des Baues öfter und öfter gehegt hatte und der wohl auf seine schnelle Einwilligung einigen Einfluß ausgeübt hatte. Er hätte viel darum gegeben, wenn Margot ein Knabe gewesen wäre, um das Geschlecht der Gautier im Orte zu erhalten. Jetzt hatte er einen Sohn, und nicht nur sein Werk, sondern auch sein Namen sollten in Ormont glänzend fortblühen.

Auf dem Heimwege begegneten sie dem Steinmartin, welcher nach der Baustelle gehen wollte. Als ihm Vater Gautier bemerkte, daß er niemand finden würde — denn die Leute benutzten jetzt den Sonntag, um nach ihren Heerden zu sehen, die auf dem Ollon und den Höhen des Pays d'Enhaut weideten — kehrte er mit ihnen um. Louis eilte ihnen voll Ungeduld nach dem weißen Kreuze voraus. Von dem Wetter, dem Stand des Flachses, ihren Kühen redend, folgten die beiden Männer langsam nach. Dieses Thema gab auch heute wieder dem Steinmartin Veranlassung, sich seines wachsenden Wohlstandes zu rühmen.

Digitized by Google

Auch heute, wie am jüngsten Schützenfeste, rechnete er dem Kreuzwirth den Ertrag seiner Heerden wohlgefällig her. „Ja, ja", warf Vater Gautier ein, „Ihr habt es weit gebracht. Ich seh Euch noch vor mir, wie Ihr ein halbnackter, halbverhungerter Geissbub im Frühling mit den Ziegen zu Berg fuhrt. Ihr seid ein glücklicher Mann!" — Der Steinmartin rieb sich vergnügt die Hände. „Und das alles bleibt ungetheilt bei meinem Charles, und wird sich mehren und wachsen."

Vater Gautier nickte beistimmend und der Andere meinte, es sei nun auch Zeit, daß sein Sohn weibe. Auch dem pflichtete der Kreuzwirth bei, während seine grauen Augen zwinkerten. „Aber", räusperte jener sich, „es hält schwer, 'was Braves zu finden. Wenn Ihr wollet, freilich dann ließe sich die Sache wohl machen." — Er sah seinen Gefährten, welcher schnaufte und hustete, um das Lachen, das ihm in der Kehle saß, zu unterdrücken, lauernd von der Seite an. „Was kann ich denn dazu thun?" fragte der Kreuzwirth endlich so unbefangen als möglich. — „O Ihr könnt viel", entgegnete jener, „und wenn ich weiß, daß es Euch recht ist, so sprechen wir wohl nächsten Sonntag weiter darüber, wie es der Brauch ist. Was der Charles davon denkt, weiß ich nicht genau; aber so viel kann ich sagen, wenn er auf Eure Margot zu sprechen kommt, da weiß er des Lobes kein Ende." — „Ihr meint auf des Schneidemüllers Jeannette, meine Pathe!" stichelte Vater Gautier und lachte laut auf.

Der Steinmartin schnitt ein grämliches Gesicht, und der Andere rief: „Das Mädchen ist brav und Euer Sohn hat ganz recht; denn mit der Margot ist es doch nichts. Daß die nicht für ihn paßt, werdet Ihr wohl einsehen. Euren Antrag in Ehren; aber für Euren Sohn, den Kuher, denk' ich, hab' ich mein Kind doch nicht in die Stadt geschickt. Und dann kommt Ihr auch zu spät." Er theilte ihm mit, was eben zwischen ihm und seinem Neffen verhandelt worden war. Als ob ihn eine Schlange gestochen hätte, so prallte der Steinmartin bei dem Bericht zurück. Er ließ den Kopf sinken und blieb einige Sekunden lang stumm. „So hätten wir wohl nichts weiter zu reden", sagte er endlich trocken und blieb stehen. — „Nicht, daß ich wüßte", entgegnete Vater Gautier kühl. — „Außer von wegen des Geldes", fuhr der Andere gedehnt fort und schlug seine stechenden Augen schnell zu ihm auf. „Ihr werdet das Geld des Kühers wohl nicht weiter brauchen." — In den Mienen des Kreuzwirths malte sich einige Betroffenheit, die dem Steinmartin nicht entging, und ein giftig höhnisches Lächeln umzuckte seinen dünnlippigen Mund. Vater Gautier zog die Brauen finster zusammen und hochmüthig rief er: „Weder Eures, noch aller Kuhgyger der Welt. In vier Wochen sollt Ihr es haben, wie es verabredet ist." Damit schritt er ohne Gruß davon.

„Aber ist's denn wahr?" fragte Frau Rabut am Abend ihre Nichte, der sie auf ihre Kammer gefolgt war. „Ich kann's noch immer nicht glauben." — „Weßhalb denn nicht?" erwiederte diese munter „Gefällt dir der Vetter etwa nicht? Du hast ihm ja sonst das Wort geredet." Und ein Liedchen summend, begann sie ihr prachtvolles schwarzes Haar für die Nacht zu ordnen. — „Das wohl", antwortete Frau Rabut, „aber —." — „Nun, aber, Tantchen?" scherzte Margot. — „Aber", seufzte die gute Frau, „was soll denn nun aus dem François werden?" — „Was ihm beliebt!" entgegnete sie schnippisch. „Wüßte nicht, was ich mit dem zu theilen hätte!" — „Aber Kind, Kind!" — „Er ist ein grober, unverschämter Bursche", rief Margot gereizt. „Ein Mensch, der ein Mädchen so beleidigen kann, der verdient wohl, daß eine rechtschaffene Dirne an ihn denkt?" — Frau Rabut ging traurig davon, und Margot zerriß ungeduldig das Schnürband ihres Mieders, mit dessen Auflösung sie nicht gleich zurecht kommen konnte.

Vater Gautier saß indessen noch sorgenvoll in seinem Lehnstuhle. Die Kündigung des Steinmartin kam ihm sehr ungelegen. Er hatte sich doch zu fest auf die geschriebenen Zahlen der Anschläge verlassen. Nun überschritt der Bau, wie alle solche Unternehmungen, mit jedem Tage mehr die angesetzten Kosten, und die Forderung des

Digitized by Google

Steinmartin nöthigte ihn, seine dazu flüssig gemachten Capitalien noch zu schmälern. Hätten sich die Anschläge als stichhaltig erwiesen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, den Mann abzufinden. Freilich hatte er noch zwanzigtausend Franken in Vevey stehen, allein dieselben standen auf dreimonatliche Kündigung, und er hatte sie im Nothfall auf das Mobiliar zu verwenden gedacht. Vor einer Hypothek auf den neuen Gasthof, deren Aufnahme ihm keine Schwierigkeit gemacht hätte, wenn sich am Ende seine eigenen Mittel als unzulänglich erweisen sollten, scheute sein Hochmuth zurück. Sollte er den Ormontern, welche immer den Kopf zu dem großartigen Bau geschüttelt hatten, eingestehen, daß er sich übernommen habe? Nimmermehr! Triumphiren sollten sie nicht über ihn. Und die Erinnerung an Charançon stieg unheimlich vor seinem beunruhigten Geiste auf. Doch wie er auch sann, es blieb ihm kein anderer Ausweg, als auf alle Fälle jene Summe in Vevey flüssig zu machen. Louis mußte am folgenden Tage einen Kündigungsbrief dorthin schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Invasionsversuch.

Bei der in letzter Zeit so lebhaft geführten Controverse über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Landung an der englischen Küste wird die Thatsache, daß eine solche allerdings im Jahre 1797 ausgeführt worden, nur Wenigen erinnerlich gewesen sein. In Büchern und Zeitungen trifft man nur gelegentlich auf kurze Andeutungen darüber und so dürfte der Bericht eines Augenzeugen, der den Hergang etwas ausführlicher schildert, auch jetzt noch, wo die Verhältnisse zwischen den beiden Ländern sich freundlicher gestalten zu wollen scheinen, mit Interesse gelesen werden. Wir theilen ihn daher nachstehend der Hauptsache nach mit.

Das Städtchen Fishguard, in dessen Hafen die Franzosen landeten, ist nur 249 englische Meilen von London entfernt. Erst sieben Tage hernach findet sich in einer Londoner Zeitung ein Artikel, der mit den Worten anfängt: „Wir werden es nicht versuchen den Schrecken und die Bestürzung zu beschreiben, in welche die Hauptstadt durch die so eben angelangte Nachricht versetzt ist, daß eine Anzahl französischer Fregatten an der Küste von Südwales erschienen sind und mit Erfolg eine bedeutende Truppenmacht gelandet haben ꝛc." Die Bestürzung war gewaltig. Die Regierung, eine allgemeine Invasion befürchtend, ermächtigte die Bank von England, ihre Baarzahlungen einzustellen und in Folge dessen wurden nicht wenige Banken in der Provinz zu Grunde gerichtet. Die rasche und unbedingte Ergebung der „Banditen", welche diese Unfälle verursacht hatten, stellte eine Weile die Ruhe wieder her und die Zeitungen, die Anfangs den panischen Schrecken vergrößert hatten, wurden auf Kosten der besiegten Feinde witzig und stellten sie als Galeerensclaven, den Auswurf der Forçats von Brest dar. „Die Engländer", äußerte sich die Times, „schicken ihre Verbrecher nach Neu-Süd-Wales, die Franzosen landen die ihren in dem alten Süd-Wales." Die Gründe, welche das französische Directorium zu diesem ganz nutzlosen Versuche veranlaßten, einige 1400 Mann in einem wilden, abgelegenen Theile der Insel ohne Vorräthe und ohne eine einzige Kanone zu landen, wurden damals vielfach besprochen. Viele hielten es für bloße Prahlerei, um den Beweis zu liefern, daß trotz der mächtigen Kanalflotte jeder Zeit eine Truppenmacht auf englischem Boden gelandet werden könne; Andere waren der Ansicht, man habe jenes Gesindels sich entledigen wollen, damit sie als Kriegsgefangene den Engländern zu schaffen machten und im Falle einer Invasion losbrächen und Verwirrung anstifteten. Die folgende Stelle aus den Instructionen, die man bei dem Anführer und seinen Genossen, dem berüchtigten „Governor Wall" fand, lassen darüber keinen Zweifel:

„In den Bristol-Kanal einlaufend, segeln Sie den Avon hinauf und landen auf dem rechten Ufer; nachdem die Truppen mit brennbaren Stoffen versehen sind, nähern sie sich vorsichtig der Stadt Bristol von der Windseite und zünden sie an. Wird die

Digitized by Google

Unternehmung geschickt geleitet, so muß sie den gänzlichen Untergang der Stadt, ihres Hafens, der Docks und Schiffe nach sich ziehen und wird die Hauptstadt Englands mit Schrecken erfüllen. Die Expedition unter Ihrer Führung hat 3 besondere Zwecke: eine Erhebung zu veranlassen, den Handel des Feindes zu stören und zu lähmen und dadurch, daß die Aufmerksamkeit der Regierung abgezogen wird, eine großartige Landung an der Küste von Essex zu erleichtern. Der innere Verkehr des Feindes ist zu vernichten durch Abbruch der Brücken, den Durchstich der Deiche, Demolirung der Landstraßen, Plünderung aller Zufuhren, das Abschneiden der Lebensmittel, das Verbrennen von Schiffen und Böten auf Flüssen und Kanälen, die Vernichtung von Magazinen, Docks, Fabriken u. s. w. Um die Verwirrung möglichst allgemein zu machen, ist die Truppenmacht in Abtheilungen von je 300 Mann zu theilen, die sich in Zwischenräumen von vier, sechs oder acht Tagen an bestimmten Plätzen wieder treffen. Die Einwohner müssen gezwungen werden als Führer zu dienen; wer sich weigert, ist kahl zu scheeren, um ihn kenntlich zu machen, sollte er später mit den Waffen in der Hand ergriffen werden. Unterlassen die Gemeinden, in deren Nähe die Truppen oder eine Abtheilung derselben sich befinden, die Annäherung eines Feindes durch Läuten der Sturmglocke oder sonst zu melden, so sind ihre Dörfer mit Feuer und Schwert zu verwüsten." Da aber der beabsichtigte Angriff auf Bristol — damals die zweite Stadt des Reiches — durch die Anwesenheit mehrerer englischen Kriegsschiffe bei Ilfracombe vereitelt wurde, segelte die Expedition nach der gegenüberliegenden Küste und lief in Fishguard Bay ein.

Der Monat Februar war für die Westküste ungewöhnlich ruhig und heiter gewesen, so daß seit Menschengedenken die Aussaat des Hafers — der in Pembrokeshire viel gebraucht wird — nicht so früh beendet war. Am Dienstag — dem denkwürdigen 20. — schien die Sonne hell und klar, der Himmel war blau und wolkenlos; Jedermann war auf dem Felde beschäftigt und so waren die hie und da auf den felsigen Höhen zerstreuten Hütten wie auch das ganze Dorf Llanweda ganz verlassen. Ich war gerade ganz allein beschäftigt Stechginster zu schneiden, welcher hier sehr hoch und dick wächst und im Sommer ausschließlich zur Feuerung dient, da die heftigen Weststürme hier an der Küste kein Holz wachsen lassen. Während ich eine Pause machte, um mein Messer zu wetzen, blickte ich auf's Meer hinaus. Drei oder vier Fischerkähne lagen am Eingange des Hafens vor Anker und es überraschte mich, daß sie plötzlich die Anker lichteten und statt nach dem Landungsplatze zu fahren, alle Segel beisetzten und in See stachen. Gleich darauf kam das große Vorsegel eines fremden Schiffes am felsigen Eingang nahe bei Llanweda in Sicht, dann sein Hauptsegel und einen Augenblick darauf kam der schwarze Rumpf eines gewaltigen Schiffes um die Spitze und segelte geraden Wegs in die Bucht ein. Ein zweites und ein drittes folgte und schließlich ein Lugger von sehr beträchtlicher Größe. Nun war es für Fahrzeuge von Liverpool keine ungewöhnliche Sache in Fishguard einzulaufen, wenn sie auf ihrem Courje nach Süden von einer Windstille befallen waren oder auf den Eintritt der Fluth warten wollten. Da kamen die Fremden, was sie auch sein mochten, heran und näherten sich dem Lande weit mehr, als es gewöhnlich für Fahrzeuge von solchem Tiefgange für sicher gehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)

* Charade.

Mein Erstes ist erschrecklich wild,
Von Kraft und Muth das schönste Bild;
Mein Zweites braucht du alle Zeit,
Bei Tag und Nacht, in Freud und Leid.
Mein Ganzes aber, merk' dir's fein,
Kann gut und wohl auch übel sein.

H. G.

Auflösung der Charade in № 16:

Karlsruh.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 19. Speyer, Mittwoch 7. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

9.

Die Ormonter hielten mit ihren Heerden die Sommerweide auf den Gebirgen rings um das Thal. Viele waren mit ihren Familien ganz hinaufgezogen und hatten sich mit Weib und Kind in den Sennhütten droben eingerichtet, während ihre verlassenen Wohnungen in der Ebene den Sommer über von den Städtern eingenommen wurden, welche vor der Glut an den Ufern des Genfersees hieher geflohen waren. Unter den Fremden, die jetzt auf längere oder kürzere Zeit die schönen Ormontthäler belebten, zog namentlich einer die allgemeine Aufmerksamkeit der Landleute auf sich. In seiner Kleidung zeigte er nicht mehr geschmacklose Extravaganz, als einmal von einem englischen Touristen unzertrennlich ist; doch trug er gegen die Sitte seiner Landsleute einen bis auf die Brust herabfallenden Bart, und dieser Bart war brennend roth. Auch in seinem Benehmen unterschied er sich von dem steif zugeknöpften Wesen der Söhne Albions. Er lachte gutmüthig, wenn die Kinder vor seinem Bart die Flucht ergriffen, und wenn er ältere Leute traf, so redete er sie an und stand ihnen Rede. Oft genug war er auch ihr Gast in den Sennhütten und ließ sich die Milch mit dem eingebrockten Gatelet munden. Das Französisch sprach der Fremde vortrefflich und mit einer Weichheit und einem musikalischen Wohlklang, um den ihn die lispelnden Ladies Altenglands wohl beneidet haben würden, wenn es überhaupt in dem englischen Charakter läge, einen Irländer um etwas zu beneiden, und der Fremde war ein solcher. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, war nicht groß von Wuchs, aber kräftig. Sein rother Bart, sowie der Umstand, daß man in den Bergen überall auf ihn traf, erwarben ihm von den Ormontern bald im Scherze den Beinamen lo Toffrou, der, der immer draußen ist, eine von den vielen Bezeichnungen der Waadtländer für den Teufel, und unter dieser Bezeichnung führte auch Vater Gantier, bei dem er logirte und dem er durch seine vielen Fragen nach allen möglichen Dingen nicht wenig lästig fiel, seine Rechnung. Unzertrennlich von ihm schien ein großes Fernrohr, das er in einem ledernen Futteral an der Seite trug und durch das er häufige Beobachtungen der Schneefelder und Klippen der Diablerets anstellte. Was er dort beobachtete, war bald kein Geheimniß mehr, denn er selbst sprach immer davon. Er suchte Gemsen, und wenn er zu den Hirten hinauf kam, war gewöhnlich seine erste Frage, ob sie keine gesehen hätten. Gewöhnlich hatten sie kurz zuvor welche gesehen und wiesen ihn nach irgend einer Kuppe, von der aus er die Thiere wohl noch würde erblicken können. In seinem Eifer ging der Irländer auch meistens in die Falle, und sobald er auf der Höhe erschien, die fast immer so gewählt, daß sie weit umher sichtbar war, so klang es jauchzend von Matte zu Matte: „Ah! ah! ah! ah! liauba, liauba por aria!“ und alle Sennen schauten lachend nach dem rothbärtigen Toffrou empor, der mit seinem lang ausgeschobenen Rohre auf dem einsamen Bergkegel thronte. Die Ormonter lieben einen Spaß, aber bösartig sind sie nicht, und in keinem Sommer hatte man den Kuhreigen so oft und so fröhlich von den Bergen schallen hören, als in diesem.

Digitized by Google

Ein paarmal hatte der Irländer wirklich die Freunde, einige Gratthiere über die Gletscher des Oldenhorns hinschießen zu sehen, und dieser Anblick machte ihn nicht nur hartnäckiger im Verfolg seines Ausspähens, sondern steigerte auch seine Begierde, einmal eine Gemsjagd mitzumachen. François indessen, an den ihn der Kreuzwirth mit seinem Wunsche wies, weigerte sich lange ihn zu erfüllen. Der arme Bursche war wie ausgetauscht. Alle seine Hoffnungen lagen in Scherben. Er wußte kaum, wie er das Leben nur tragen sollte Es war ihm ein schlechter Trost, mit seinen Vorwürfen gegen Margot recht gehabt zu haben; er konnte sich hundertmal wiederholen: sie ist herzlos! — er liebte sie darum doch, und wenn er sich deßhalb im Grimm über seine Schwachheit anfiel, so fehlte es auf der andern Seite nicht an Augenblicken, in denen er sich hätte die Haare ausraufen mögen, daß er selbst seinem Glücke den ersten Stoß versetzt hatte. Er redete sich dann vor, daß wohl alles anders gekommen wäre, wenn er an dem Schützenfeste nicht den Fehlschuß gethan, und Margot sich wohl noch besonnen hätte, wenn er sie nicht zuerst verlassen. Das alles nagte an seinem Herzen. Das Klagen war seine Sache nicht, auch mochte er es nicht von seiner Mutter, welche immer gehofft hatte, Margot würde durch die Liebe ihren Sohn von der gefährlichen Gemsjagd abziehen und ihn dereinst als sein Weib an das Haus fesseln. Ebensowenig duldete er, daß sie in ihrem Unmuth über den gescheiterten Plan in Schmähungen sich Luft machte. „Durch das Reden und Schimpfen", sagte er, „wird die Sache nicht anders." Die Arbeit eckelte ihn an. Am liebsten wäre er vor Ormont für immer fortgegangen.

Indessen ließ der Irländer nicht ab, ihn zu bestürmen. Täglich kam er zu ihm, und seine gute Laune lüftete wenigstens in etwas die schwere Decke, welche der Liebesgram dem sonst so muntern Burschen über das Haupt geworfen hatte. Endlich gelang es ihm doch, von Frau Roland unterstützt, ihn umzustimmen. Lieber wollte die arme Frau ihren Sohn auf die gefährliche Jagd ziehen, als ihn die Tage in finsterem Hinbrüten verbringen sehen. Der Jammer zerriß ihr das Herz. Mit Widerwillen ging François endlich an seine Ausrüstung. Er setzte kein Vertrauen mehr in seine Geschicklichkeit.

Es war ein schöner warmer Morgen, als beide nach den Höhen der Diablerets sich auf den Weg machten. Lo Toffrou stieß manchen frohen Jauchzer aus, den er den Hirten abgelernt hatte, während François trübsinnig und stumm neben ihm her schritt. Doch die frische Luft, die heitere Sonne und die kräftige Bewegung trieben das Blut bald lebendiger und schneller durch seine Adern, und sein Auge ward glänzender und glänzender, je höher sie an dem Oldenhorn hinaufstiegen. Der Irländer erwies sich übrigens als ein gewandter Kletterer, kühner Springer und schwindelfreier Kopf. Und das war auch um so nöthiger, als eine Jagd in den Diablerets und den sich daranschließenden, bis schroff an die Rhone vordrängenden Zähnen des Morcles zu den gefährlichsten der ganzen Schweiz gehört. Auf dem Champ-Gletscher, welcher sich in die Felsen des Oldenhorns gen Ormont zu einsenkt, hielten sie Umschau. Vor ihnen dehnten sich die Felder bläulichen, grünen und violetten Eises, mit ihren hoch aufgeschobenen grauen Moränen. Blendende Schneefelder lagerten dazwischen. Hier und dort zog sich auch wohl ein schmales grünes Grasband an jäh abfallenden Felsen hin. Nackte Steinspitzen, zerklüftete Kuppen, verwitterte, dem Einsturz nahe Felsenschollen ragten überall aus der Gletscher- und Schneewüste hervor Die Firnen des Montblanc, des Monterosa und nordöstlich der Berner Alpenkette begrenzten den Horizont der gewaltigen, starren, lautlosen Einöde. Nichts Lebendiges regte sich in ihr.

Die Jäger wanderten weiter, hier eine Eisspalte umgehend, dort über eine minder breite hinwegspringend, oder über Schneebrücken sich wagend, deren manche bei dem vorsichtig zuvor angestellten Versuche zusammenbrachen und mit dumpfem Krachen in die thurmhohe Tiefe stürzten. Bald kletterten sie in schmale Schluchten und Thäler hinab, wandten sich auf kaum fußbreiten Vorsprüngen, wo unter ihnen der Abgrund

Digitized by Google

gähnte, um scharfe Felsenkanten, und klommen dann wieder an schroffen Wänden oder Quellbetten empor. — Mittag war längst vorüber.

Da schien es, als ob das Licht der Sonne leise gedämpft würde. Der Irländer schaute auf und um, ohne jedoch die Ursache entdecken zu können. Er fand die Luft ebenso rein und klar wie vorhin; François aber prophezeite Nebel. Sein Ausspruch begann sich bald zu erfüllen. Die fernen Spitzen und Höhen zeigten sich nur noch wie durch einen Flor. Von den Schneefeldern und von den Flanken der Felsen stieg es wie leichte Rauchwölkchen empor. Dünne, feuchte Schleier wehten den Jägern entgegen. Die Sonne verhüllte sich, die Gipfel verschwanden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Invasionsversuch.

(Fortsetzung.)

Ich hielt in meiner Arbeit an und betrachtete ihre Bewegungen. Mit dem bloßen Auge vermochte ich große Bewegung auf Deck zu bemerken. Die Segel wurden eingezogen. In das dumpfe Tosen der Wogen, die sich an dem Strande brachen, mischte sich jetzt das schrille Klirren der Ankerketten und der Ton von fallenden Ankern. Die Schiffe drehten sich und lagen nun etwa eine halbe Meile vom Lande.

Kaum zehn Minuten mochten vergangen sein, als wie auf ein vorher verabredetes Zeichen ein halbes Dutzend Böte von einem jeden der Schiffe herabgelassen wurde. Ihre für Kauffahrteischiffe so ungewöhnliche Zahl, wie eben dieses Herablassen mochte mich etwas stutzig. Kein Einwohner des Orts war zu sehen; so lief ich spornstreichs durch das Gestrüpp nach dem Dorfe zu, als ich plötzlich eben die Person erblickte, die ich hatte aufsuchen wollen — einen alten pensionirten Schiffsquartiermeister, der, in Llanweda zu Hause, der Einzige unter uns war, welcher ein Fernrohr besaß, das er denn jetzt auch in der Hand hatte. Ohne ein Wort auf meine Botschaft zu erwidern, eilte er an den Vorsprung des Felsens, warf sich auf den Rasen nieder und richtete sein Teleskop. — „Roth, weiß, blau!“ tönte plötzlich von seinen Lippen. „Französische Kriegsschiffe, hol mich der Henker! Ich sehe die Schildwachen an den Fallreepstreppen, und jetzt, wo ich wieder hinsehe, ist das Deck ganz schwarz von Soldaten.“ Daß dem so sei, davon wurden wir sofort überzeugt. Menschen strömten wie Ameisenschwärme in die Böte, ihre blanken Gewehre und die Verzierungen an den Wehrgehenken glitzerten im Schein der untergehenden Sonne. Dann stießen sie ab, indem ein Boot, das sich in der Mitte hielt und den Uebrigen als Führer diente, ein großes Signalfeuer hatte. Das einförmige Geräusch der Ruder war deutlich zu hören und bald sagte uns der Anschlag der Bootshaken auf dem felsigen Ufer zu unseren Füßen, welche Stelle sie zu ihrer Landung gewählt hatten. Sie war gut gewählt; keinen andern Landungsplatz gibt es und ein steiler Pfad führt in vielen Windungen auf die Spitze. Dann folgte das Knistern und Entwurzeln des Buschwerks und Flüche von vielen Stimmen, wie sie stolperten und den Pfad sich hinauf arbeiteten, der durch lange Dürre schlüpfrig und doppelt gefährlich geworden war. Ihre Annäherung trieb uns fort, da wir auch bedachten, wir könnten etwas Besseres thun, als im Versteck liegen, wo eine fremde Armee an unserer Küste laude. Das Städtchen Fishguard, von dem dieser Theil des Hafens nicht zu sehen war, wußte noch Nichts von dem Schicksal, das seiner wartete. Etwa achtzig Fischerböte lagen hoch und trocken auf Goodwich Sands und die bei ihren Familien abwesenden Besitzer ließen sich nicht träumen, daß im nächsten Augenblicke ihr Eigenthum ein Raub der Flammen sein mochte.

Mein Begleiter dachte zuerst daran, was zu thun sei „Ihr seid ein Jäger“, sagte er, „und könnt den ganzen Tag über diese Felsen hinter dem Ruf der Hifthörner herlaufen. Zeigt jetzt, wo es gilt, einmal, was Ihr könnt. Fort nach Mordaunt Hall und laßt den Obersten wissen, was wir gesehen haben; ich will nach Fishguard und sie da benachrichtigen.“

Ich flog über die Moore hin wie die

Digitized by Google

Krähe fliegt, stürzte mich durch manch schäumenden Bach und schöpfte nicht eher Athem, als bis ich auf der Anhöhe über dem Hause stand. Der Squire war auf der Jagd gewesen, denn als ich über die Mauer sprang, tönte der Schall eines Hornes, das Bellen von Hunden und laute Menschenstimmen durch die Fenster der Halle. Es war nämlich in jener Familie, wie in einigen anderen abgelegenen Distrikten von Wales, Brauch, daß man gleich nach dem Mittagessen die Reste der verschiedenen Gerichte auf den Boden warf und die Hunde hineinließ, welche beim Fressen von des Herrn Horn und Stimme angefeuert wurden.

Es war keine Zeit mit Förmlichkeiten zu verlieren; ich riß die Thüre auf und stürzte über die Hunde fallend hinein. Mein seltsames Aussehen — ohne Rock und Kopfbedeckung, im Schweiß gebadet und bis an die Brust mit nassen Kleidern, mit der Sichel noch in der Hand — wurde mit schweigendem Staunen betrachtet, da es mehr bedeuten mußte als ein bloßes Gesuch, mit den Hunden nach Llanweda zu kommen, um die guten Hausfrauen von einem Hühnerdiebe zu befreien. Ich erzählte die Neuigkeit. Ein mir unvergeßlicher Wechsel kam über ihre Gesichter und Haltung, als sie erfuhren, daß der „korsische Usurpator", wie Napoleon damals gewöhnlich bezeichnet wurde, vor ihren Thoren sei, seine Flotte in der Bucht vor Anker liege und Soldaten zu Tausenden landeten, denn die Furcht hatte meine Einbildungskraft erhitzt. Auf sprang der muntere Jäger, schleuderte das Glas, das er eben angesetzt, zur Erde, ergriff seinen gewaltigen Cavaleriesäbel, der über dem Kamine hing und rief mit lauter Stimme zur geöffneten Thür hinaus: „Holla, Jenkin, Davies, Gwatkin! Ihr Alle — sattelt mir den Glendower zum Kampfe mit Holstern, Pistolen und Allem. Ruft den Jagdhüter, laßt ihn das Dorf aufbieten, vertheilt alle Flinten und Pulver und Blei im Hause und im Kirchspiel, und trefft mich in der Stadt. Und Du, Owen, mein Bursche", sprach er zu seinem Sohne, „Du bist bekannt als guter Reiter. Spring rasch auf Dein Pferd und dann brauche Peitsche und Sporen, als ob der Böse hinter Dir wäre; bringe dem Lordlieutenant die Nachricht. Du wirst ohne Zweifel der Erste sein. Reite, sag ich Dir, wie Du noch nie geritten hast."

Der letzte Theil dieser Aufforderung erreichte kaum noch das Ohr Dessen, für den sie bestimmt war, da der junge Mann bereits im Sattel, über die Mauer hinweggesetzte und aus unseren Blicken war. Dann kam ich an die Reihe; ich sollte zu den Grubenarbeitern und Bergknappen von Prescelly Hells reiten und ihnen melden, daß diese verfluchten Franzosen gelandet seien, um ihre Häuser zu plündern und zu verbrennen, ihre Weiber und Kinder zu ermorden. „Sagt ihnen", rief der aufgeregte alte Herr, „sie sollten Sicheln, Hacken, Spaten und Heugabeln zur Hand nehmen und eingedenk dessen, daß sie Walliser sind, zeigen, daß der alte Geist der Cimbern noch nicht erstorben ist." Etwas Aehnliches, wenn nicht ganz dieselben Worte, sagte er; dann gab er seinem Glendower die Sporen und sprengte als stellvertretender Lordlieutenant von Pembrokeshire nach dem Meeresufer, um die Bewegungen der Franzosen zu recognosciren. Mit welchem Erfolge ich meinen Auftrag ausführte, wird sich in der Folge zeigen. Es war fast Mitternacht, als ich zurückkam, und als ich mich einmal im Sattel umdrehte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude jede Spitze der großen Prescelly-Hügelkette in lichtem Glanze.

(Fortsetzung folgt.)

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste wünschst du dir,
Das Zweite aber schwerlich.
Durch's Ganze wird gar Mancher hier
Gestachelt unaufhörlich.

B.....heim. P. E.

Auflösung der Charade in № 17:

Leumund.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 20. Speyer, Samstag 10. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

„Für heute ist unsere Jagd zu Ende", sagte François. „Denken wir an unser Nachtlager!" Nachdem sie noch etwa eine Stunde in dem mehr und mehr sich verdichtenden Nebel fortgewandert waren, erreichten sie den Rand eines kleinen flachen Thales von grauem verwittertem Gestein, mit Geröll und Blöcken angefüllt, in dessen Mitte eine verlassene Sennhütte stand. Dort hinein führte François seinen Gefährten. Glücklicherweise fand sich noch etwas Holz in derselben vor, und während der Irländer von dem Reisig ein Feuer anzündete, bereitete François aus dem in einer Ecke aufgestapelten Wildheu, welches des Winters harrte, um zu Thal geschlittet zu werden, ein Lager vor dem Herdsteine. Die Jagdtasche Lo Toffrou's war in jeder Beziehung vortrefflich und reichlich versehen, und so hielten sie denn, vor dem Feuer hingestreckt, ein kräftiges, wohlschmeckendes Mahl, das manch tüchtiger Schluck aus der Feldflasche würzte. Als Nachtisch wurden die Pfeifen angezündet, und der Irländer schwur, daß er sich über die Maßen behaglich fühle. Behaglich ließ er seinen rothen Bart ein paarmal durch die Finger gleiten, und die Pfeife aus dem Munde thuend, stieß er mit der ganzen Kraft seiner Lunge einen Jagdruf aus, daß die Hütte zitterte und bebte.

„Das Ding steht doch fester als ich glaubte", lachte er. „Bei mir daheim, wo man dergleichen aus Lehm und Strauch und Rasen zusammenbackt, wären die Wände wie die Mauern von Jericho eingestürzt und das Dach uns auf den Kopf gefallen. Aber ein gutes Torffeuer hat nach den Strapazen der Jagd auch sein Gutes, und wenn man von seinem Lager von Heidekraut aus trotz des Daches die Sterne über sich scheinen sieht, so ist das auch nicht ohne Reiz." Er nahm die Pfeife wieder in den Mund und blies dicke Rauchwolken, so daß er fast unsichtbar hinter denselben wurde. Erinnerungen an die Heimath kamen über ihn, und er erzählte seinem erstaunt aufhorchenden Gefährten von den braunen Mooren, in denen das Wasserhuhn pfeift und wo von den grauen Weidenstümpfen die Eule Nachts ihr unheimliches Lachen und Klagegeheul ertönen läßt; von gewaltigen einsamen Heiden, über welche der Wind haucht und seufzt, als schritten die Geister der in zahllosen wilden Schlachten gefallenen Krieger wehklagend darüber hin; von den stillen Seen, in welche das graue Gestein seine moosigen Bärte und die Weiden gleich trauernden Königstöchtern ihr aufgelöstes Gelock tauchen; von den rauschenden Wasserstürzen Irlands, die dahertönen wie zornig wehmüthiger Bardengesang. Und er selbst stimmte ein paar Lieder seines Volkes an.

Die Worte derselben verstand François nicht; aber das Wilde und doch wieder so melancholisch Klagende der Weise, die tiefen und doch so weichen, fast zitternden Kehllaute der Stimme ergriffen seine Seele mit wunderbarer Macht. Sie versenkten ihn wieder in seine unglückliche Liebe, und noch lange saß er traurig sinnend vor dem Feuer, während sein Gefährte schon in den Armen des Schlafes lag. Endlich übermannte auch ihn die Müdigkeit. Die sehnsüchtig klagenden Weisen tönten fort in ihm, und es war Margot, die sie sang. Sie saß auf einem Stein am rauschenden Bergstrom, den weißen

Digitized by Google

Brautkranz im Haar, das aufgelöst über ihr weißes Hochzeitskleid herabwallte. Ihre Thränen fielen in das vorbeifließende Wasser und sie klagte um ihn, daß er sie verlassen habe. Er wollte zu ihr, allein ein Abgrund trennte ihn von ihr. Da mischte sich in ihren Klagegesang der ferne Ton eines Horns, und wie er umschaute, stand auf dem Felsen über ihm eine Gemse. Da vergaß er die Geliebte im Thal und folgte der Gemse. Kaum zwanzig Schritte vor ihm blieb sie stehen und schaute ihn mit ihren klugen Augen an. Als er näher kam, sprang sie weiter, blieb wieder stehen, ließ ihn herankommen und floh dann wieder vor ihm her. So floh sie fort und fort vor ihm und lockte ihn von Fels zu Fels, über Abgründe und Klüfte, über Wasserstürze und Schneefelder, über Gletscher und Riffe.

Weiter und weiter lockte ihn das flüchtige Gratthier. Wilder und wüster wurde die Gegend. Schon tausendmal hätte er die Gemse schießen können, aber ein unerklärliches Etwas hielt ihn stets davon ab. Jetzt wollte er ihr nicht weiter folgen, bis in dieses unter jedem Fußtritt zerbröckelnde Trümmerchaos hatte er sich noch nicht gewagt; er griff nach dem Stutzen und schlug an. Aber in demselben Augenblick war die Gemse verschwunden, und statt ihrer sah er auf dem schwindelnden Grat einen Mann vor sich herschreiten. Er ließ die Büchse sinken und ein kalter Schweiß brach aus allen seinen Poren. Er kannte den Mann wohl, der dort in breiträndigem Hute und kurzem grauem Jagdwammse so langsam und sicher vor ihm herging — es war sein Vater. Mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen folgte er ihm. Derselbe hatte inzwischen das Ende des Grats erreicht und stieg nun einen Felskegel mit übergebogener Spitze, der fast einem Gemshorn glich, hinan. Jetzt hatte er die Spitze erreicht, jetzt stand er still, jetzt drehte er sich langsam um und winkte ihm mit der Hand. François schaute in ein geisterblasses Antlitz, mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen. Entsetzen ergriff ihn. Er erwachte.

Sein ganzer Körper war in kalten Schweiß gebadet, und sein Herz klopfte in schnellen, schweren Schlägen. Noch dauerte es einige Secunden, bis seine aufgeregten Sinne zur Ueberzeugung des Wachseins sich sammelten, bis er sich dann besann, wo er sei. Die Athemzüge seines Gefährten tönten tief und gleichmäßig durch die Stille. Das Feuer war bis auf einige wenige Kohlen verglommen. François stand auf und trat vor die Hütte. Die Sonne war im Nebel untergegangen; jetzt war der Himmel klar und die Sterne funkelten in gelbem, grünem und rothem Lichte. Nach ihrem Stande mochte es etwa zwei Uhr Morgens sein. Eine schimmernde Decke breitete sich über das Thal und die aufragenden Bergspitzen. Es hatte geschneit und war grimmig kalt. Die kalte Luft that François wohl und er wusch sich die pochenden Schläfen und das ganze Gesicht mit dem frisch gefallenen Schnee. Nachdem er einigemale auf- und abgegangen war, kehrte er in die Hütte zurück.

„Schließt die Thür fest hinter Euch", rief ihm sein Gefährte entgegen. „Der kalte Zug hat mir einen häßlichen Traum verursacht. Eine Todtenhand fuhr mir über das Gesicht und ich erwachte." — François that wie ihm geheißen, dann warf er frisches Holz auf die Kohlen und fachte das Feuer an. Der Traum des Irländers berührte ihn, trotz der natürlichen Erklärung eigenthümlich, und über den seinigen brütend, starrte er in die Flamme.

„Was ist Euch denn?" unterbrach der Irländer, der ihn fortwährend beobachtet hatte, endlich das Schweigen. „Ihr schaut ja drein, als hätte es Euch der Böse angethan!" — François hob den Kopf, und nachdem er seinen Gefährten eine Secunde lang prüfend angeschaut hatte, fragte er: „Glaubt Ihr an Träume?" — „Ich wohl nicht", lachte jener, „aber bei mir daheim würden Tausende schwören, daß es nicht der Wind, sondern wirklich eine Todtenhand gewesen sei, die mich geweckt hat." — „Und Ihr?" — „Mir scheint, Ihr hat auch geträumt. Was war es?" — François dachte einen Augenblick nach und als der Irländer von neuem in ihn drang, vertraute er ihm die in den Bergen so oft gehabte Traumerscheinung seines Vaters. Daß er diesmal auch Margot gesehen, verschwieg er.

Digitized by Google

Lo Toffron hörte ihm aufmerksam zu. „Das ist in der That seltsam", murmelte er. „Und nun wollt Ihr wieder auf die Entdeckung ausgehen? Meinetwegen! Ich begleite Euch." — François verneinte. „Es hat geschneit", sagte er, „und der frisch gefallene Schnee verdeckt die Spalten und Klüfte in den Schneefeldern und Gletschern, so daß man sie nicht erkennen kann. Und auf dem schlüpferigen Gestein ist es auch unmöglich festzustehen." — „Und unsere Jagd?" fragte der Andere. — „Die ist für diesmal vorbei", entgegegnete sein Gefährte. — Davon wollte der Irländer jedoch nichts wissen und erklärte, daß er nicht nach Ormont zurückkehren würde, ohne wenigstens noch einen Versuch gemacht zu haben. Als François dabei beharrte, daß ein solcher Versuch unter den gegenwärtigen Umständen zu gefährlich sei, rief er nach einem kurzen Nachdenken plötzlich: „Aber wie? Erzähltet Ihr mir nicht, daß Ihr auf Euren Entdeckungsreisen stets Gemsen getroffen habt?" Und da François es bestätigte, sprang er munter von seinem Lager auf. „Was wollt Ihr denn?" sagte er. „Da habt Ihr die Bedeutung Eurer Träume! Auf eine glückliche Jagd deuten sie und die werden wir auch diesmal haben. Also frisch auf!"

François schaute ihn überrascht an. Das war ihm noch nicht eingefallen. Aber die Auslegung entsprach so wenig den Gefühlen, mit denen er sonst den Mahnungen des Traumes gefolgt war, daß er sich mit ihr nicht aussöhnen konnte. Es war doch wohl der Geist seines Vaters, der ihn zu sich rief, damit er seine Gebeine in geweihter Erde bestatte und der wandernde Geist endlich Ruhe fände. Vielleicht war er heut nicht glücklicher. Es war ihm seltsam, daß der Irländer, trotz der Gefahren, so sehr auf die Fortsetzung der Jagd drang. Doch die Gefahr war in der That groß; er selbst fürchtete sie nicht, allein er fühlte sich für das Leben seines Gefährten verantwortlich, und die Versuchung gewaltsam zurückdrängend, stellte er dem Irländer noch einmal die Gefahren vor, die sie bedrohten. „Ho, ho!" rief der Irländer, indem er sich vollends rüstete, „ich weiß wohl, welchen Spitznamen mir Eure Landsleute beigelegt haben; sie sollen mich nicht umsonst Lo Toffron heißen." — François erwiderte nichts weiter. Er hing die Büchse über die Schulter und verließ mit seinem Begleiter die Hütte. Die Sterne und der frisch gefallene Schnee leuchteten ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Invasionsversuch.

(Fortsetzung.)

Der Schrecken hatte sich jetzt weit hin verbreitet. Die steile Straße von der Goodwich-Bucht war von Fuhrwerken, die mit Hausgeräthe hoch bepackt nach Fishguard flüchteten, vollständig gesperrt. Der Ton ängstlicher Stimmen, die Schläge und Verwünschungen, die auf die langsamen oder widerspenstigen Zugthiere herabfielen, und die Wehklagen von Frauen, Greisen und Kindern erschallten traurig in der Düsterheit jener bewölkten, sternenlosen Nacht.

Ohne ein Wort mit Jemandem zu wechseln, trieb ich mein ermattetes Pferd die Anhöhe hinauf und hier bot sich ein Schauspiel dem Blicke dar, das kein Walliser, der es gesehen, je vergessen wird. Ein gewaltiges Feuer war in der Mitte der Landstraße von den Hecken, den Balken, Thüren und sonstigem Holzwerk der zerstörten Häuser angemacht worden und wie die rothe Flamme hoch in die Luft züngelte, warf sie einen hellen Schein auf die glänzenden Waffen von Hunderten von Räubern, die sich daran wärmten und auf die Trikolore, welche über ihrer fast unzugänglichen Stellung flatterte — einem Plateau, etwa 300 Ellen im Umfange, das auf drei Seiten vom Meere und vorn von einer tiefen Schlucht geschützt wurde. Die rauhe Spitze, uneinnehmbarer als der Malakoff und Redan, beherrschte eine weite Aussicht auf Fishguard und die ganze Umgegend. Hunger allein konnte Diejenigen, welche es tapfer vertheidigten, davon vertreiben. Doch diese feste Stellung hatte Lord Cawdor beschlossen an dem Freitag nach der Landung zu stürmen, da es unmöglich war, die Wuth des Landvolks zu zügeln; glücklicherweise veranlaßten Umstände, die ich gleich näher berühren werde,

Digitized by Google

eine Ergebung und verhüteten ein Gemetzel, das die nothwendige Folge hätte sein müssen.

Ich näherte mich wieder der Klippe und legte mich nieder, um hinüber zu sehen. Die Böte mit ihrem Signalfeuer bewegten sich noch hin und her auf dem Spiegel des Meeres. Auf dem Felsen flackerten mächtige Feuer und Männer standen herum mit vielen Fackeln, während man andere in Zwischenräumen aufgestellt erblickte, um denen zu leuchten, welche die schweren Munitionskisten ohne alle Hilfe von Stricken hinaufschleppten. Oben saß auf einem großen Steine, der noch heutzutage „des Franzosen Stuhl" heißt, ein Offizier in seinem Mantel, ihre Bewegungen beobachtend. Er blieb da während der ganzen Nacht und war umgeben von einer Masse Fässern mit Branntwein und Munition, von denen einige sprangen und eine große Fläche des Rasens so versengten, daß Jahre lang kein grüner Halm sich zeigte und noch jetzt ruht nach der Behauptung der Leute ein Fluch auf dem Orte, der von den Tritten der Franzosen entweiht worden.

Auf den Feldern erglänzten lange Reihen von Lagerfeuern zum Kochen. In einem Umkreise von sechs Meilen war jeder Schweinestall und Hühnerhof ausgeplündert worden; ein Ochse und mehr als dreißig Schafe waren geschlachtet. Pembrokeshire treibt starke Viehzucht und jeder Landmann besitzt einen kleinern oder größern Buttervorrath zum Export, den er in großen kupfernen Pfannen aufbewahrt. Diese benutzten die Franzosen als Kochtöpfe und kochten die Gänse, Schweine u. s. w. recht eigentlich in Butter! Man kann sich denken, welche Wirkung dies auf Leute hatte, welche während der ganzen Reise von Brest auf einiges Zwieback und Wasser angewiesen waren. Aber nach der Meinung der Walliser zeigte sich das Walten der Vorsehung zu ihren Gunsten in fast wunderbarer Weise. Schiffbrüche sind an jener Küste nicht ungewöhnlich; die Leute sind eingefleischte Strandiebe und etwa drei Wochen vorher war ein spanisches Schiff mit einer Ladung Wein auf den Llanweda Klippen verloren gegangen. Fast in jedem Hause, in jeder Hütte fand sich ein Faß davon und dieses hatten die Räuber auf ihren Streifzügen bald ausfindig gemacht. Sie rollten die Fässer mit sich fort und stießen sie an ihren Feuern ein oder nahmen den Inhalt in Eimern und Milchgefäßen mit sich und bald betrunken und hilflos lagen sie zu Hunderten um ihre Feuer oder fielen, wenn sie mehr Beute holen wollten, in Gräben und Ackerfurchen, wo sie die Nacht liegen blieben. Viele sollten sich nie wieder erheben; die Dorfleute, welche beim ersten Lärm sich in Felsen und Gebüsch versteckt hatten, fanden jetzt ihren Muth wieder und spürten, mit allen möglichen Waffen ausgerüstet, ihre Feinde mit der Ausdauer und Wuth von Bluthunden auf. Dinge geschahen in jener Nacht, welche ihre Leidenschaften bis zur Wuth steigerten. Ein Landmann, den man gezwungen hatte, bei der Fortschaffung der Vorräthe zu helfen, versuchte zu entfliehen: er wurde von einem Unteroffizier sofort niedergeschossen. Zwei Frauen, die eine krank und bettlägerig, die andere alt und schwach, wurden brutal insultirt von einer Schaar, die dann die Hütte plünderte und anzündete. Der Gatte, halb rasend vor Wuth, ergriff seine Sense; dicht an der Klippe traf er einen Franzosen, spaltete ihm den Kopf mit einem Hiebe seiner Waffe und schleuderte den Leichnam in's Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Als Pflanze steig ich aus der Erde.
Du quälest mich zum harten Stein.
Und soll ich dir von Nutzen sein,
So sorgst du, daß ich flüssig werde.

Auflösung der Charade in № 19:

Ehrgeiz.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Mittwoch 14. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Stumm, in sich versunken schritt François voraus, und es war ein langwieriger, gefährlicher Weg, den er seinen Genossen führte. Der Schnee, welcher sich fortwährend unter den Sohlen und zwischen den Steigeisen festbackte, sowie das feuchte Gestein, machten ihn zu einem halsbrechenden. Das Verderben, welches unter ihnen lauerte, lag in schwarzer, undurchdringlicher Nacht begraben, und dies war für den Irländer vielleicht ein glücklicher Umstand. Er hätte sonst wohl manchen Schritt nicht ganz so sicher und kühn gewagt.

Die Sterne begannen allmählig zu erbleichen, und als sie jetzt den Gipfel einer ziemlich steilen Pyramide erklommen hatten, welche den Eckpfeiler einer weithin sich spannenden Wand bildete, dämmerte nordöstlich ein grauer fahler Schein auf. Die Sterne erloschen und ein bleiches, geisterhaftes Licht glitt über die höchsten Alpenspitzen hinweg. Und wo es einen der seltsam geformten Felsenblöcke berührte, da schien es, als höbe sich ein riesiges Todtenhaupt, von schimmernden Leichentüchern umwunden, aus dunkler Gruft. Graue Schatten, die länger und länger wurden, krochen über die Gletscher und Schneefelder und stürzten sich in die Abgründe voll Nacht. Und diese langsam in die finstere Tiefe zurückkriechenden Schatten, aus denen die Firnen und hier und da ein langgestreckter Bergrücken, wie die Mäler eines eingeschneiten ungeheuren Kirchhofes falb aufdämmerten, waren das einzige Lebendige in der eisigen Einöde und ihren vom Zwielicht geborenen Riesenphantomen.

Schauer ergriffen den Irländer. Noch stand er droben, als François schon an der Pyramide bis zur halben Höhe der Mauer hinabgeglitten war und längs derselben, nachdem er seine Fußeisen abgeschnallt hatte, auf einzeln aus ihr hervorragenden Steinen fortzuklettern und zu springen begann. Mancher dieser Steine bot kaum Raum für die große Zehe, und nur die unbiegsamen Schuhsohlen, wie sie die Gemsjäger auf ihren Jagdfahrten zu tragen pflegen und die vorn zuweilen noch mit einem scharfen Rande versehen sind, machten es möglich, daß François auf ihnen fußen, ja den Sprung auf einen so winzigen Vorsprung wagen konnte. Etwa zwanzig Fuß unter ihm bildete die Felswand einen schmalen, abschüssigen Vorsprung und senkte sich dann wieder jäh in die Tiefe hinab. Die Sicherheit und Kühnheit seines Gefährten erfüllten den Irländer mit Staunen und Verwunderung. Die Gefährlichkeit des Unternehmens erschreckte jedoch seine feste Seele nicht, und er folgte ihm, so gut er vermochte.

An dem zerklüfteten Uferrande eines Wassersturzes hinanklimmend, wobei mancher von ihrem Tritt gelöste Stein hinter ihnen in den Abgrund polterte, erreichten sie einen Gletscher von mäßiger Ausdehnung. Plötzlich stand François unbeweglich, als sei er selbst zu einem der seltsamen Gebilde erstarrt, welche die Sonne überall aus dem grünlichen Gletschereise herausgeschmolzen hatte. Auf einer Kuppe, welche östlich das Eisfeld überragte, zeigte sich ein wachehaltendes Gratthier. Allein der Wind wehte ihm von den Jägern entgegen; es hob den Kopf und wie ein Blitz war es verschwunden. Gleich darauf sahen es die Jäger am äußer-

Digitized by Google

sten Rande des Gletschers hinwegsetzen, drei andere Gemsen folgten ihm. Sie nahmen die Richtung nach der Walliser Grenze. „Nach! nach!“ rief der Irländer hitzig.

Er hatte nicht nöthig, François anzufeuern. Der Anblick des Wildes verbannte aus dessen Kopf auch den letzten Gedanken an die Gefahren, welche unter der frischen Schneedecke lauerten und dem Jäger namentlich in jenem wüsten, unaufhörlich zerbröckelnden und einstürzenden Theil der Gebirge drohen, welcher die Grenze des Wallis bildet. Es vergeht dort kaum eine Minute, in der man nicht das Poltern, Knallen und Krachen fallender Steine vernähme. François schritt schnell voran. Wo eine Gemse gegangen, da fühlte er sich sicher, wo sie sich hinaufgewagt, wagte er sich auch, wo sie unverfolgt über Risse, Spalten, Klüfte und Abgründe weggesprungen, traute auch er dem Sprung. Nach seinem Gefährten schaute er kaum mehr zurück. Der Irländer war jedoch stets hinter ihm. Höher und höher wand sich die Jagd hinauf, von Fels zu Fels, von Schneefeld zu Schneefeld, von Gletscher zu Gletscher, über Wasserstürze und Klüfte, am Rande der Abgründe und ewigen Firnen vorüber, über manchen schwindelnden Grat.

Inzwischen war es völlig Tag geworden und die Höhen funkelten in blendendem Silberlicht. Aber zugleich begannen auch die Nebel aus den Thälern aufzudampfen. Hinter den Jägern qualmten sie her, verhüllten die Eisgefilde und schlugen trügerische Brücken von Fels zu Fels. Wilder, wüster und schauerlicher wurde die Natur. Polarkälte hauchte die Jäger an; doch von ihren Stirnen tropfte der Schweiß. Jetzt hatte François eine Platte erklommen, vor ihm durch den Nebel zog sich der beschneite Streif eines Felsengrates und an dem äußersten Ende desselben zeigte sich die Gestalt einer Gemse: das Thier hatte sich offenbar versprungen und voll Unruhe wandte es sich von einer Seite zur andern. Die Abgründe, welche es umgaben, waren selbst für seine gewaltige Springkraft zu breit und den Rückweg versperrte ihm François. Die Büchse krachte und das Thier brach zusammen. Einige Augenblicke später erschien der Irländer auf der Platte. Er sah François, der sein Gewehr zurückgelassen, auf dem Grat fortschreiten, um sich in den Besitz seiner Beute zu setzen, sah plötzlich das Thier im Todeskampfe mit einem furchtbaren Satz emporschnellen, sah fast in demselben Augenblicke François die Arme ausbreiten, in die Luft greifen, und Wild und Jäger waren vor seinen Blicken verschwunden. Ein dumpfes Poltern scholl aus dem Nebel herauf.

10.

Es war gegen Mittag, als der Irländer hastig und aufgeregt das Dorf Taveyannaz erreichte. Die Nachricht von François' Verunglückung brachte die gesammte Einwohnerschaft in Bewegung, und im Augenblicke boten sich von allen Seiten die Männer zur Rettung an. Sie alle kannten François, allein sie hätten es auch für jeden Andern gethan, und der Irländer hätte in jedem Bergdorfe dieselbe menschenfreundliche Bereitwilligkeit gefunden. Die Alpenbewohner gleichen hierin den Fischern und Matrosen. Es ist die Bekanntschaft mit der Gefahr und die stete Möglichkeit, vielleicht schon morgen in einer ähnlichen traurigen Lage selbst der Hilfe bedürftig zu sein, die heute von ihnen ersteht wird, was sie so bereit zum Beistande macht. Eine halbe Stunde später war der Irländer schon wieder auf dem Rückwege. Acht kräftige Burschen begleiteten ihn, mit Leitern, Seilen und Aexten wohl ausgerüstet. Auch einige wollene Decken waren fürsorglich mitgenommen worden.

Noch immer hingen die Wolken schwer und tief an den Bergen und verhüllten auch jetzt noch den Abgrund, in den François gestürzt war. Nur die kleine Platte und der von dieser auslaufende, kaum einen Fuß breite Grat ragten etwas über denselben hervor. Von des Irländers Begleitern war noch keiner je an diesem Orte gewesen, und als sie die Beschaffenheit des Riffes vor sich untersuchten, erwies sich der Kamm desselben als völlig verwittert. Schon unter einem leichten Stoße des Alpenstockes zerbröckelte und zerstäubte die Masse vollends, und allen dünkte es beinahe ein Wunder, daß François nicht schon bei dem ersten Schritte hinabgestürzt war. Während dieser

Digitized by Google

Untersuchung hatte der Irländer mehreremale den Namen des Verunglückten mit der ganzen Kraft seiner Lunge hinabgeschrieen, allein vergebens. Keine Antwort, kein Laut tönte herauf. In der Luft aber erhob sich ein Rauschen und Brausen, wie von beginnendem Sturm. Ein Lämmergeier strich mit gewaltigem Flügelschlag dicht über den Köpfen der Männer hin.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Invasionsversuch.

(Fortsetzung.)

In Llanweda erblickte ein Pächter, da er seinem Hause sich näherte, einen Feind vor einem hellen Feuer, das von den Tischen und Bänken angemacht war, und an dem er sich ruhig mit Brod, Käse und Wein erquickte: der Pächter sprang auf ihn los, aber eben so hurtig hatte der Franzose sein Gewehr ergriffen und zückte das Bajonnet auf seinen Wirth. Dieser aber parirte den Stoß mit seiner Heugabel, durchbohrte den Soldaten und schleuderte ihn in's Feuer.

Als der Mittwoch Morgen anbrach, sah man Lord Cawdor an der Spitze seiner kleinen Schaar Landmiliz und etwa 300 Mann der Cardigan und Pembrokeshire Miliz über die Goodwick Sands ziehen. Ueber 2000 Grubenarbeiter, Bergknappen und Bauern mit allen Edelleuten von fast drei Grafschaften begrüßten ihre Ankunft mit einem Geschrei, das in dem Lager des Feindes vernommen werden mußte. Sie waren von jedem Hügel, jedem Thale zusammengekommen und waren in sehr primitiver Weise bewaffnet — Sensen, die man an lange Stangen befestigt hatte, Hacken, Spaten, Heugabeln, Aexte und Sichelhaken; sehr wenige hatten Flinten. Ein wilder Geist beseelte sie; die Sensenmänner schwangen ihre furchtbaren Waffen über ihren Köpfen und ließen die Luft von ihren ungeduldigen Ausrufen, sofort zum Angriff geführt zu werden, erschallen. „Wir wollen sie niedermähen", riefen sie, „wie einen Schwaden Gras." Nicht am wenigsten bemerkenswerth unter den neuen Ankömmlingen war ein Dissenter Geistlicher, Namens Jones, der mit einer doppelläufigen Vogelflinte an der Spitze seiner ganzen männlichen Gemeinde herbeizog. Die Nachricht war um sieben Uhr am Abend vorher nach Haverfordwest gekommen, während er eben in einer vollen Kapelle predigte. Bald drang sie bis zur Kanzel; da ermahnte er mit großer Geistesgegenwart seine Zuhörer, standhaft zu bleiben und an dem Tage des Kampfes nicht zu fliehen, und bot sich schließlich ihnen als Führer an. Dann erhob sich die ganze Gemeinde en masse und bezeugte jubelnd ihre Zustimmung. Man ergriff die ersten besten Waffen und setzte sich sofort in Bewegung. So groß war die Macht des Beispiels, daß ganz junge Burschen ihren Vätern folgten, wie diese mit Mistgabeln und Sensen bewaffnet.

Vor seinem beabsichtigten Angriff auf die feste Stellung der Franzosen ritt Lord Cawdor an der Spitze seiner Landmiliz bis etwa eine halbe Meile von ihrem Lager. Wäre der Feind mit Artillerie versehen gewesen, so wäre nicht ein Reiter mit dem Leben davon gekommen, da jener hohe Felsen die ganze Straße beherrschte; so aber trabten sie nach einer genauen Recognoscirung ruhig wieder zurück. Seltsam genug hatte dieser Streifzug die bedeutendsten Folgen. Die französischen Offiziere, getäuscht durch die prächtigen Pferde und die hübsche Uniform dieser vierzig Leute, hielten sie für einen englischen General mit seinem Stabe und indem man voraussetzte, daß eine verhältnißmäßige Streitmacht in der Nähe sein müsse, beschloß man, wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Da ihre Leute betrunken und rebellisch waren, konnte man auf keinen glücklichen Erfolg der Operationen rechnen, und dazu hatten die Schiffe am frühen Morgen die Anker gelichtet und sie so ihrem Schicksal überlassen. Noch ein und zwar ein noch komischeres Mißverständniß, welches den Wallisern noch jetzt Stoff zum Lachen bietet, bestärkte sie in diesem Entschlusse. Mehrere hundert Frauen, alte und junge, in ihrer nationalen Tracht, rothen Mänteln und Filzhüten, wie sie die Männer tragen, waren ihren Männern von den Bergen gefolgt.

Sobald Lord Cawdor sich mit seinen

Digitized by Google

Reitern auf den Weg gemacht, liefen sie mit der ihrem Geschlechte natürlichen Neugier einen Hügel hinauf, von dem man das französische Lager übersehen konnte und standen dort in einem dichten Haufen. Einer der anwesenden Herren, denen ihre Aehnlichkeit mit einer Abtheilung Soldaten aus der Ferne auffiel, ritt nun zu ihnen und ersuchte sie in geordneten Reihen den Hügel hinabzumarschiren und nachdem sie unten verschwunden waren, in derselben Weise wieder hinaufzusteigen und sich oben zu zeigen. Dies Manöver wiederholten sie ein Paar Stunden, bis die lustigen Weiber ganz matt waren; aber die List hatte den gewünschten Erfolg. General Tate und sein Stab, die wohl wußten, daß Scharlach die Uniform des englischen Militärs sei, aber nicht erkennen konnten, ob er von Männern oder Frauen getragen wurde, schlossen daraus, daß bedeutende Verstärkungen herangerückt sein müßten, zu denen auch die eben gesehenen Reiter als Officiere gehörten. Spät am Mittwoch Abend erschien daher ein französischer Officier mit einer Parlamentärflagge in Lord Cawdors Hauptquartier und übergab den nachstehenden Brief:

„Cardigan Bay, 5. Ventose, V. Jahr der Republik.

Mein Herr! Die Umstände, unter denen die Truppenmacht unter meinem Befehle an diesem Punkte gelandet wurde, machen es unnöthig, militärische Operationen zu unternehmen, da sie nur Blutvergießen und Plünderung nach sich ziehen würden. Die Officiere des genannten Corps haben daher ihren Wunsch ausgesprochen, nach den Principien der Humanität wegen einer Capitulation zu unterhandeln. Wenn Sie durch ähnliche Rücksichten geleitet werden, so mögen Sie es den Ueberbringer Dieses wissen lassen und sollen inzwischen Feindseligkeiten eingestellt bleiben. Gesundheit und Achtung.

Tate, Chef de Brigade."

Wenn der französische Officier auf dem Wege durch Fishguard durch eine Art Wunder der Gefahr, niedergemacht zu werden, entging, so konnte ihn auf dem Rückwege nur eine starke Escorte vor diesem Schicksal bewahren. Eine wahre Fluth von Verwünschungen, „Diawlddyn" (Teufel) und andere, Steine und Stöcke folgten ihm nach.

Mit Tagesanbruch am Donnerstag Morgen brachte Major Ackland folgendes Ultimatum ins Lager des Feindes:

„Fishguard, 23. Februar.

Mein Herr! Die Uebermacht der Truppen*) unter meinem Befehle, die sich stündlich steigert, muß mich verhindern auf andere Bedingungen zu unterhandeln, als daß sich Ihre ganze Macht kriegsgefangen gibt. Ich theile ganz Ihren Wunsch, ein unnöthiges Blutvergießen zu vermeiden, dies kann aber nur Ihre rasche Unterwerfung verhüten, wornach Sie auf die Rücksichten Anspruch haben werden, welche britische Truppen stets einem Feinde zu erweisen geneigt sind, der an Zahl geringer ist. Mein Major wird Ihnen diesen Brief übergeben und ich werde bis zehn Uhr eine Antwort durch Ihren Officier erwarten, dem ich eine Escorte gegeben habe, die ihn ohne Behelligung zu mir bringen wird. Ich bin ꝛc.

Cawdor.

An den Officier im Commando der französischen Truppen"

Mittlerweile wurden Marodeurs, zu Vieren oder Fünfen, an Händen und Füßen gebunden, beständig vom Landvolke eingebracht. Viele, zu betrunken, um gehen zu können, waren mit gebundenen Armen und Beinen auf ein Pferd gelegt und gingen Leute mit geschwungenen Sensen zu beiden Seiten, um beim geringsten Fluchtversuche den Gefangenen den Kopf abzuschneiden.

(Schluß folgt.)

*) In Wirklichkeit beliefen sie sich nicht auf die Hälfte.

* Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes ist dir unentbehrlich,
Mein Zweites muß dir dienstbar sein.
Das Ganze muß der Gastwirth haben,
Soll Jedermann zufrieden sein.

B.....heim. P. E.

Auflösung des Räthsels in № 20:

Zucker.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. Speyer, Samstag 17. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Auch der Hirtenruf der Taveyanner blieb unbeantwortet. „Er hat's überstanden!“ murmelte einer der Bursche. — „Dann laßt uns wenigstens Sorge tragen“, entgegnete der Irländer, „daß sein Leichnam nicht den Vögeln zum Raub wird.“ — Er selbst wollte die Fahrt in die Tiefe hinabwagen. Die Vorstellungen seiner Begleiter fruchteten nichts. „Bin ich doch nicht frei von Schuld an dem Unglück“, rief er. „So ist auch nicht mehr als billig, daß ich das meinige thue, sie wett zu machen.“

Man trieb nun zwei der stärksten Alpstöcke dicht neben einander in eine Spalte der Felsplatte und befestigte hieran das eine Ende eines Seiles. Das andere knüpfte sich der Irländer um den Leib. „Mit Gott denn!“ rief er. „Haltet fest!“ Langsam und stet glitt das Seil durch die kräftigen Hände der Bursche und langsam versank Lo Toffrou in den Wolken der Tiefe. —

Um dieselbe Stunde saßen Margot und Frau Rabut in dem weißen Kreuze schweigend und traurig bei einander, die Erstere auf dem Stuhl an ihrem Bett, die Tante auf der Wäsch- und Kleiderkiste, eine Nähterei in der Hand, die sie mit abwärts schweifenden Gedanken betrachtete. Es war ein feines Hemde, Louis' Hochzeitshemde, an welchem Margot schon seit einigen Wochen arbeitete und das wie Penelopes Gewand nimmer fertig werden wollte. Freilich trennte sie nicht, wie die Gattin des „vielerfahrenen Mannes“ in der Nacht wieder auf, was sie am Tage geschaffen; doch nicht minder schwere Gedanken begleiteten das Werk und machten ihre sonst so flinke Hand träg wie eine Schnecke.

Beide Frauen waren in ihrem Sonntagsstaate, denn an demselben Abende sollten zwischen den Angehörigen der Verlobten die Aussteuer und die sonstigen Punkte des Ehevertrages besprochen und festgestellt werden. Erst danach begibt sich dann das Brautpaar zum Pfarrer, um das kirchliche Aufgebot zu bestellen und ihn zum Besuche des Brauthauses einzuladen, welcher Höflichkeit er gewöhnlich am Sonntage des zweiten Aufgebotes zu entsprechen pflegt. Louis' Eltern waren zu dem Zwecke aus Bex herübergekommen, die wohlhabendsten Gevattern aus dem Dorfe mit ihren Weibern und erwachsenen Söhnen und Töchtern eingeladen und eine große Stube im weißen Kreuze zum Empfang der Gäste eingerichtet. Die Wände der letztern waren mit frischen duftenden Tannenreisern geschmückt, der Fußboden mit feinem weißem Sande bestreut und auf dem sauber gedeckten Tische standen mit zartem bräunlichem Gebäcke hoch aufgefüllte Teller und eingemachte Früchte, sowie in weißen Flaschen Wein von Yvorn und Lavaux zum vorläufigen Imbiß bereit.

Margot hatte heute den Beistand der Tante nicht abgelehnt. Sie wäre ohne denselben mit ihrem Anzuge wohl nimmer fertig geworden, und ihre Mienen straften die heitern hellen Farben des Gewandes Lügen. Kein bräutliches Sehnen und Verlangen schwellte ihre junge Brust; ihre Wangen waren blaß, ihr Auge trübe. Ein herbstlich kalter Hauch zitterte durch ihre Seele. Die Brautkrone war für sie zur Dornenkrone geworden und sie selbst hatte sie sich gewunden.

Frau Rabut legte die Nähterei bei Seite

Digitized by Google

und blickte nach Margot hinüber, welche den Kopf auf die Brust gesenkt, trübselig sinnend auf ihre im Schooße gefalteten Hände starrte. Der Anblick schnitt der guten Frau tief in die Seele. Sie hatte sich mit dieser Brautschaft nimmer versöhnen können, und Louis hatte es entgelten müssen. Seit der Verlobung hatte sie für seine Späße keine Zeit und kein Ohr mehr, und wenn er mit ihr von der Zukunft sprach, was das für ein Leben in dem neuen großen Hause geben würde, so erhielt er nur kurze oder gar keine Antworten, und eines Tages rief sie ihm mürrisch zu: „Na, na, das Haus ist noch nicht fertig und Ihr seid noch nicht darin. Nehmt Euch in acht, daß sie das Dach nicht für anderer Leute Köpfe bauen." — Auch mit ihrer Nichte war sie unzufrieden und hatte ihr lange kein gutes Wort gegönnt. Aber das Mitleid überwog zuletzt und so unterbrach sie jetzt das Stillschweigen mit den Worten: „Ich wollte, Margot, ich hätte diesen Tag nimmer erlebt. Ach, wie anders habe ich mir das alles gedacht. Und es hätte auch so kommen können, wenn du es gewollt hättest." — „Es ist gekommen, wie es kommen mußte!" entgegnete Margot leise.

Frau Rabut schüttelte den Kopf. „Ich trüg's nicht", sagte sie, „und ich weiß nicht, was aus dir geworden ist. Branntest gleich auf, wenn man dir ein Wort sagte, das dir nicht gefiel, und nun machst du dich mit sehenden Augen unglücklich. Meinst du, ich hätte es nicht bemerkt, wie du mit jedem Tage stiller und nachdenklicher geworden bist? Du liebst den Vetter nicht!" Sie hielt die Bestätigung ihrer Nichte erwartend inne; da diese jedoch nicht erfolgte, fuhr sie fort: „Warum sagst du denn dem Louis nicht, daß du ihn nicht magst, da es noch Zeit ist? Und er will auch von dir nichts als dein Geld."

Daß es ihm nur um dieses zu thun sei, war Margot schon lange klar geworden. Jeder Tag hatte sie tiefer in die Nüchternheit, Enge und Selbstsucht seines Herzens blicken lassen, und mit dieser Erkenntniß war auch von ihren eigenen seelischen Augen die Binde gefallen. Nein, sie liebte den Vetter nicht. Sie wußte es jetzt, wußte, daß sie ihn nie geliebt, sondern Empfindlichkeit und Trotz allein sie zu dieser Verbindung getrieben und gegen die Stimme der wahren Liebe taub gemacht hatten. Die Dünste der geschmeichelten Eitelkeit, welche bisher ihren Verstand und ihr Herz umnebelt hatten, waren vor ihrem Nachdenken über die Vergangenheit und François' Vorwürfen zergangen und ihr verirrtes Gefühl unter manchen heißen Thränen zu dem mißhandelten Jugendfreund zurückgekehrt. Aber nun war es zu spät. Die Reue konnte der Liebe nicht mehr zu ihrem Rechte helfen. Er hatte sie ja aufgegeben, und diese Demüthigung lähmte die Energie ihrer Seele, so daß sie die Schlingen nicht zu zerreißen vermochte, in denen fremde Berechnung und eigene Aufregung sie gefangen hatten. Eins aber war ihr deutlich! Ja, sie war eitel und leichtsinnig gewesen; aber schlecht und herzlos, wie er sie genannt, war sie nicht, und dieses trug nicht wenig dazu bei, daß sie die Fesseln duldete.

Daher fragte sie jetzt, indem sie den Kopf hob und die Tante voll ansah: „Und wenn ich es dem Vater sage, was dann?" — „Was dann?" wiederholte Frau Rabut. „Ach Margot, wie kannst du nur so reden. Du verstehst schon, wie ich es meine!" — Margot erröthete, und die Hände auf ihr aufschwellendes Herz pressend, sagte sie: „Du weißt ja, daß es zu Ende ist, und was folgt, ist gleichgültig." — „Gleichgültig?" rief Frau Rabut. „Mir ist's nicht, und ich wollte, ich könnte der hochmüthigen Frau Schwägerin und dem Louis und ihnen allen zeigen, wie ich es meine. Sie sollten mir nichts anrühren von meinem Gekoch und Gebäck!" — „Laß es gut sein!" beschwichtigte Margot die in Zorn gerathene Tante mit einem matten Lächeln. „Wenn es was nützte, würd' ich dir recht geben." Sie stand auf und trat ans Fenster. Ein trüber regnerischer Tag neigte sich zu Ende. Die Umrisse der Berge verschwanden allmählig in das Grau der Wolken, welche die Gipfel umhüllten.

Frau Rabut wurde von einer der Mägde abgerufen und Margot blieb in der Dämmerung allein mit ihren Gedanken, bis ihr Vetter sie zu den Gästen abholte, deren Stimmengesumme zu ihr heraufzuschallen begann. Es gönnt der Brauch den Verlobten

Digitized by Google

die Einsamkeit der weichen Dämmerstunde vor dem Geräusch des Festes, und wo die Liebe die Herzen eint, wird die Geduld der harrenden Gäste meist auf eine schwere Probe gestellt und derbe Neckereien begrüßen das endlich erscheinende Paar. Für Margot trug die Dämmerstunde kein holdes Glück im Schooße, und Louis eilte, um bei der Besprechung des Ehevertrags nicht zu fehlen. Ein beifälliges Gemurmel empfing die hübsche Braut und der Oheim Weinhändler brachte ein Hoch auf das junge Paar aus.

Unter Gläserklingen setzte man sich zu Tische, dessen Besatz unterdessen durch einen mächtigen geräucherten Schweineschinken und einen saftigen Rinderbraten nebst mehreren Schüsseln Salat vervollständigt war. Kaffee in riesigen, dreifüßigen Blechkannen und Milch in noch reichlicherer Quantität dampften zu der gebräunten Stubendecke empor. Butter und Käse und schneeweißes Brod waren dazwischen vertheilt. Den Mittelpunkt der Tafel aber bildete ein Obstkuchen, so groß wie ein Mühlrad.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Invasionsversuch.

(Schluß.)

Der französische General suchte beim Empfang von Lord Cawdors Brief über die Zeit und Bedingungen weiter zu unterhandeln, was Major Ackland indessen kurz mit der Bemerkung abbrach: „Nein, auch keine Stunde! — sofortige und unbedingte Ergebung kann Sie allein davor retten niedergemetzelt zu werden. Es ist unmöglich die Truppen zurückzuhalten.“ Damit drehte er sein Pferd und galoppirte zum Hauptquartier zurück

In Erwartung der sofortigen Capitulation stellte Lord Cawdor jetzt seine Truppen so auf, daß sie eine möglichst imposante Linie bildeten, denn die Franzosen zählten noch 1400 Marn und waren mit Waffen und Munition aufs Beste versehen. Die Cardigan- und Pembroke-Freiwilligen stellte er, um ihre geringe Anzahl zu verdecken, in einiger Entfernung auf, das nach einem Zusammenstoß begierige Landvolk pflanzte sich auf den mit Farrenkraut bewachsenen Abhängen hinter den Goodwick Sands auf, die Cavalerie mit dem General und seinem wirklichen Stabe nahm eine Stellung in der Mitte an dem Ufer ein und die weiblichen Rothröcke postirten sich wieder auf ihrem Hügel. Tiefe Stille herrschte, allein von dem Brausen der Brandung unterbrochen, und jedes Auge war auf die steile weiße Straße gerichtet, auf der die Feinde herankommen mußten. Mit dem Schlage Zwei kam uns die Spitze der Colonne zu Gesicht. Die Menge sprang auf, schwenkte die rohen Waffen über ihren Köpfen und empfing sie mit einem so furchtbaren Geheul, daß die erschreckten Franzosen Halt machten und anfingen zu laden und die Bajonnete aufzuschrauben, da sie wähnten, sie seien in einen Hinterhalt gelockt. Und ohne Zweifel wäre es zu einem blutigen Gemetzel gekommen, hätte man nicht die Vorsicht gehabt, auf allen Zugängen zum Ufer Posten aufzustellen; durch sie und das energische Zureden Lord Cawdors, der mit seinen Reitern an dem Landvolke entlang galloppirte und sie in wallisischer Sprache anredete, wurde die Katastrophe abgewandt und die Franzosen setzten ihren Marsch fort, bis sie in der Mitte von Goodwick anlangten. Hier nährte sich Lord Cawdor dem Officier und nach einem kurzen Zwiegespräch warf die ganze Schaar ihre Waffen von sich und zog rückwärts. Jetzt kam das Militär und während ein Theil die Flinten des Feindes in Sicherheit brachte, nahm der andere die Gefangenen in seine Mitte. Und jetzt liefen die Walliserinnen, unfähig ihre Neugier länger zu zügeln, von ihrem Hügel herbei, umgaben ihre gedemüthigten Feinde und griffen sie mit lautem Gelächter und einem Strome von Schmähungen an, von denen ihre Sprache eine solche Fülle besitzt. Wüthend vor Aerger, daß sie durch ihre Ausschweifungen die Gelegenheit verloren hatten, drei Grafschaften mit Feuer und Schwert zu verwüsten, stieg ihre Verzweiflung bei der Entdeckung, daß sich die furchtbare Streitmacht, welche sie zur Uebergabe gezwungen hatte, nur in eine Schaar von Weibern auflöste, aufs Höchste. Freilich ließen die Soldaten sich dieses nicht so offen merken, aber einige Frauen, die mit

Digitized by Google

ihnen gelandet waren, stürzten sich auf die lachenden Rothröcke mit dem Ausruf „Sang, sang!“ und rieben sich bedeutungsvoll die Hände, wie um zu zeigen, wie sie fühlen würden, hätte das Schicksal ihnen erlaubt, ihre Hände in dem Blute Jener zu baden. Eine Frau, die sich durch Kleidung und Aeußeres vor den Uebrigen auszeichnete, die Gemahlin oder Geliebte des Generals Tate, verlor so sehr die Herrschaft über sich, daß sie wie eine Tigerin auf ihn losstürzte und die weißen Haare büschelweise ihm vom Kopf riß.

Hier endete die letzte Scene dieser denkwürdigen Tragicomödie. Die Gefangenen wurden nach Haverfordwest geführt und dort in dem Schloß und der Kirche untergebracht. Das Innere der letztern zerstörten sie gänzlich, rissen den Altar nieder, entweihten die Gräber und verbrannten die Kirchenstühle, um sich Essen zu kochen. Bald darauf entschloß sich die Regierung, sie nach Frankreich zurückzuschicken, wozu verschiedene neutrale Schiffe verwandt wurden, während die Stimme des Volkes verlangte, sie sollten zuvor als „Spitzbuben und Vagabonden“ gebrandmarkt werden. — Um das Mißlingen dieser Unternehmung vollständig zu machen, fielen auch alle dazu verwandten Schiffe kurz nachher in die Hände eines englischen Geschwaders, das unter Admiral Lord Bridport auf der Höhe von Ushant kreuzte. Die Regierung entschädigte reichlich Alle, welche Schaden erlitten, und Mary Williams, das Opfer besonderer Rohheit, empfing eine Jahresrente von 50 Pfund Sterling, die sie noch bei meinem letzten Besuche in jener Gegend bezog. Aber Nichts vermochte die öffentliche Stimmung zu beruhigen. Noch Jahre nachher weckte der Anblick eines fremden Segels den frühern Schrecken und der Ruf „die Franzosen, die Franzosen“, bisweilen im Ernst, doch öfter im Scherz geäußert, genügte, den Gottesdienst zu unterbrechen und die ganze Gemeinde in wilder Bestürzung auf die Straße hinauszutreiben.

Ein Herbstlied 1859.

Ich glaubte an mein Vaterland,
Im Frühling, da man Kränze wand.
Da wand ich ihm den Siegeskranz,
Dem Vaterland gehört' ich ganz;
Nun schlich der böse Herbst herbei
Und riß mir meinen Kranz entzwei,
Den Kranz, den mir der Frühling gab,
Ich leg' ihn weinend auf ein Grab.

Der Vogel schickt zum Wandern sich,
Ob auch die Sonne jugendlich
Herabscheint auf das gelbe Laub,
Er weiß, es ist des Winters Raub.
Die Raben krächzen durch die Luft,
Sie wittern Tod und Leichenduft;
Mein Blick ist naß, mein Herz ist weh,
Der Vogel singt ade, ade!

Ich glaubte an mein Vaterland,
Und riß ein Schwert in meine Hand.
Nun hängt die Hand mir schlaff und matt
Zur Seite, wie ein welkes Blatt.
Im Thale zieht der Nebel weiß,
Bald kommt der Schnee, bald kommt das Eis;
Der Vogel schwingt sich in die Höh' —
O Vaterland, ade, ade! — r —

Räthsel

Wie sonderbar ist Alles gereiht in meinem Staat!
Der Herbst kommt vor dem Sommer, die Ernte vor der Saat;
Der Herzog geht dem Kaiser, und dem der Graf voran,
Und vor den stolzen Junker stellt sich der Bauersmann.
Das Hängen geht dem Stehlen, der Lohn der That voraus;
Erst hat man Freund und Gäste, dann erst hat man ein Haus;
Was hilft dem Vogel fliegen? Die Schnecke kommt zuvor;
Und bald folgt nach dem König der Laufer und der Mohr.
Und doch bin ich nichts minder als die verkehrte Welt;
Bei mir in schönster Ordnung ist Alles wohl gestellt.

Auflösung der Charade in № 21:
Hausrecht.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 23. Speyer, Mittwoch 21. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Vater Gautier führte wie billig den Vorsitz, doch überließ er es Frau Rabut, die Ehre seines Hauses durch Aufzählen und Rühmen jedes einzelnen Stückes von Margots Mitgift zu vertreten. Und Frau Rabut vergaß darüber für den Augenblick ihren Kummer. Jetzt konnte sie der Frau Schwägerin ihren beleidigenden Hochmuth heimgeben, und triumphirend rechnete sie den Inhalt der Leinwandkiste her, wies das feine Gewebe vor und sprach von den noch zu verwebenden Garnvorräthen, welche in großen Bündeln auf dem Boden des Hauses lagerten. Was die Möbel und das Küchengeräth anlangte, so würde man ja nächstes Frühjahr sehen, sie wolle jetzt nicht davon reden. Zu Frau Gautiers allerdings nur kurzem Verzeichniß setzte sie verächtlich den Mund auf, zuckte die Achseln und murmelte mehr als einmal vernehmlich genug: „Na, das ist auch was Rechtes!" Frau Gautiers Augen funkelten vor Zorn; doch Frau Rabut ließ sich dadurch nicht schrecken. Die Arme übereinandergeschlagen, schaute sie ihre Gegnerin mit spöttischer Herausforderung an und schmetterte deren Prahlen mit siegessicherer Geringschätzung nieder. Die Gäste aber machten ihre Anmerkungen über beide Parteien, und Verwunderung und Tadel in Scherz und Ernst unterhielten ein lebhaftes Kreuzfeuer. Da hinein platzte dann auch von hier und dort manche derbe Anspielung auf das, was nächstes Jahr sein würde, wie eine Lachbombe. Namentlich that sich Herr Gautier, der Weinhändler, hervor, der sich unter dem Schutz der Gesellschaft vor dem Despotismus seiner Frau sicher fühlte. Daß er über seine eigenen Späße und Neckereien zuerst selbst lachte, schadete ihnen nicht. Endlich stimmte er im Patois des Landes ein altes Hochzeitslied an, in dem ein Mädchen sich ihrer vielen Freier, der eigenen Schönheit und dessen, was sie alles kann, in der naivsten Weise rühmt. Die Kinder und deren Wartung bilden den derb natürlichen Schluß des Gesanges, welchen die Männer dreimal beklatschten, während die Mädchen mit höher gerötheten Wangen unter einander kicherten und die Frauen in erheuchelter Entrüstung auf den durchtriebenen Sänger schalten.

Mitten in dem Lachen, Klatschen und Schelten trat der Schneidemüller aus dem Dorfe herein, ein Mann, der wegen seiner frohen Laune und namentlich wegen seines Liederreichthums bei allen Festen gern gesehen war. Er war gleichfalls eingeladen, und Vater Gautier machte ihm Vorwürfe über sein so spätes Kommen. Er entschuldigte sich damit, daß ihn Geschäfte mit einem Manne aus Taveyarnaz so lange aufgehalten hätten. — „Und sie scheinen Euch nicht nur aufgehalten, sondern auch Eure gute Laune verdorben zu haben!" bemerkte einer der Gäste nach einer Weile, da der Schneidemüller sich gegen seine Gewohnheit ernst und schweigend verhielt. — „Ihr habt recht", entgegnete er, Messer und Gabel niederlegend. „Die Sache will mir nicht aus dem Kopfe. Es ist am Ende das Beste, ich sag's Euch. Erfahren müßt Ihr's doch, wenn Ihr's noch nicht wißt, und im Grunde geht's Euch ebenso wenig näher an als mich."

Die Blicke aller waren voll Erwartung auf ihn gerichtet. Er schaute Einen nach

Digitized by Google

dem Andern an, dann sagte er: „Es hat droben im Gebirg ein Unglück gegeben, der Roland —." — Ein gellender Schrei unterbrach ihn. Es war Margot. „Er ist todt!" schrie sie mit herzerschneidendem Tone. Frau Rabut rang laut jammernd die Hände. — — „Ob er todt ist, weiß man noch nicht, aber wahrscheinlich genug ist's", nahm der Schneidemüller wieder das Wort, während die Andern ergriffen vor sich hinschauten. Selbst Vater Gautier murmelte: „Schade um den Burschen!" — „Der Mann aus Taveyannaz wußte nur", berichtete der Schneidemüller weiter, „daß Euer Gast, Vater Gautier, der Irländer, im Laufe des Vormittags ins Dorf gekommen sei und Leute zu Rolands Rettung aufgeboten habe. Als der Mann hierher kam, waren sie noch nicht aus dem Gebirge zurück, und wo das Unglück geschehen, hatte der Fremde nicht anzugeben gewußt."

Margot stand auf und ging hinaus, in die Mittelstube, die leer und dunkel war. Dort verließ sie die Kraft, sie mußte niedersitzen; ihre Glieder bebten und ihre Zähne klappten wie im Fieber. In ihrem Kopfe tönte ewig das eine Wort: todt. Die Betäubung ließ sie in diesem Augenblicke die Schmerzen nicht empfinden, welche das Wort für sie in sich trug. Allein nur zu bald riefen sie dieselben ins Bewußtsein zurück. „Todt! todt!" wimmerte sie und preßte die Hände gegen die Stirn, als könnte sie damit den entsetzlichen Gedanken in ihrem Hirn ersticken. Aber war er denn todt? Ach, die Hoffnung war zu schwach, um sich an ihr aufrichten zu können! Dennoch kam sie immer wieder und mit ihr die folternde Qual der Ungewißheit. Ihr Herz hieß sie willkommen, ihr Kopf verstieß sie. — Da ward sie gerufen. Es war Frau Rabut, die ihren Namen durch das Haus gellte. „Margot! Margot!" schrie sie, „sie kommen!"

Margot flog empor, aber die Füße versagten ihr den Dienst. Sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen und ihr Herz stand still. — „Wo bist du? Wo bist du?" rief Frau Rabut wieder. „Sie kommen! O du barmherziger Gott!"

Da glitt Margot auf die Kniee nieder und ihre Seelenqual löste sich in Gebet. Sie betete das Vater unser. Voll ergebenen Muthes erhob sie sich wieder und eilte hinaus. Im Gange traf sie auf Louis, der sie gleichfalls suchte. Er wollte sie festhalten und mit Gewalt in die Stube zurückziehen. „Komm mit", rief er auch. „Du hast dich um den Burschen nicht zu kümmern und ich leid' es nicht." — Ohne ihn eines Wortes, eines Blickes zu würdigen, riß sie sich los und flog davon, dem Dorfe zu. Die Gäste aus Ormont und die Landleute, welche in der Trinkstube des weißen Kreuzes gesessen, eilten desselben Weges. Sie überholte sie alle.

Kienfackeln leuchteten blutroth durch die Nacht. Der Zug hatte bereits das Dorf erreicht. Der Irländer schritt ihm voraus; zahllose Neugierige begleiteten die Bahre, welche die Hirten aus Taveyannaz auf ihren Schultern trugen. Ueberall hatte man die Lampen in die Fenster gestellt und die Leute standen vor den Hausthüren. „Glück auf, Margot!" rief der Irländer, als er das athemlos heranstürzende Mädchen erkannte. „Glück auf, Margot, er lebt!" — Er lebte, Dank dem frisch gefallenen Schnee, welchen der Wind an dem Fuße des Felsengrates, von dem François gestürzt, hoch aufgethürmt hatte. Eine vorspringende Zacke, welche den Rock des Fallenden ergriffen, hatte zudem die Gewalt des Sturzes glücklich vermindert. So war er mit dem Bruche des rechten Armes davongekommen, während man die Gemse einige Schritte von ihm völlig zermalmt gefunden. Auch sie hatte der Irländer nicht vergessen. Sie lag auf der Bahre zu den Füßen des Jägers.

Sprachlos, mit hochklopfender Brust stand Margot vor dem Irländer und ihre Blicke wandten sich von ihm auf die Bahre. Todtenblaß, mit geschlossenen Liedern lag François da. Ihr Auge füllte sich mit Thränen. „Komm nur, Kind", beruhigte sie der Irländer, indem er sie freundlich an der Hand mit sich fortzog. „Er lebt und wird leben, aber je früher er auf seinem Bette zur Ruhe kommt, desto besser für ihn." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne oder, mit andern Worten gesagt, Alles wiederholt sich, in der Natur wie im Leben. Das hat Mancher schon erfahren, der auf offener Straße einem landfremden Menschen um den Hals fiel, weil er ihn, wegen überaus großer Aehnlichkeit, für einen fernen Freund oder Vetter nahm; das hat mancher ehrliche Hausvater schon geseufzt, wenn er den lieben Zwillingen, die ihm seine Ehehälfte zur Freude und Sorge geboren, farbige Bendel anhängte, um sie unterscheiden zu können; das machte schon manchem Poeten Herzenleid, der das Thema, welches er noch neu und unabgenutzt glaubte, worauf er seinen Ruf als Original-Genie zu bauen vermeinte, eines schönen Morgens, da er gerade an der letzten Scene des letzten Aufzugs schrieb, in einem vergilbten Meßkatalog von Anno Siebenzehnhundert und etliche, unter einem hochtrabenden Titel, fix und fertig, gestiefelt und gesporrt — und bereits verurtheilt und vergessen wiederfand. Und erst in der eigentlichen Geschichte! Da ist kein Held, dem nicht ein zweiter wundersam ähnelte, keine merkwürdige That, im Guten oder Bösen, der ein Contrefey abginge, keine Verrücktheit, die nicht in zahlreichen, verbesserten Auflagen vorlöge: ja, zu unserer Schande sei es gesagt, wir fanden da mehr Nachahmer der Narren, als der Weisen. Auch die Crenolinos sind schon einmal da gewesen und aus der Mode gekommen, und heute hat sich selbst meine sechszigjährige Gevattersfrau, der der letzte Zahn an Michaeli ausfiel, einen Extrareifrock zugelegt und meint darin, gleichsam als in einer Pöckeltonne, ihr dürres Fleisch frisch halten zu können.

Wer mit Fleiß in das Buch der Weltläufte und Welthändel hineinschaut, dem kommt das Alles vor, wie ein tausendmal abgesungenes und im Ganzen recht unerquickliches A-B-C — das, wie mir däucht, unser guter deutscher Michel eben wieder von vorn anfangen will. Da sitzt die Großmutter-Geschichte hinter dem Spinnrocken, eine hustende, pustende, geschwätzige Alte, aber mit hellen, beweglichen, grauen Augen: ohne Ermüden erzählt sie den bittenden horchenden Enkelchen aus dem reichen Schatzkästlein ihres Lebens, bringt zwar Alles zwei und mehrmals, aber das thut nichts, kann ja das Nützliche nicht oft genug gesagt werden; warnend hebt sie den dürren Finger an die Nase, wenn sie von dem schrecklichen Schinderhannes oder schwarzen Hiesel anfängt und die Raben im Sausen des Nachtwindes um das Hochgericht dort drüben auf dem Hügel flattern läßt. Und die Kindlein schauern zusammen, drücken sich mit ängstlichen Augen aneinander, und dann, wenn Großmütterlein der Athem ausgeht, springen sie mit ihren Butterstaden, ihren Trillern, ihren bunten Steinchen hinaus in's Freie — und Alles ist vergessen.

Oh, die Vergangenheit war immer die Lehrerin der Gegenwart und Zukunft, gewiß; ebenso gewiß aber ist, daß nie ein Schulmeister ungehorsamere Buben hatte, als sie!

Alles ist schon einmal dagewesen, sagt der kluge Rabbi in Uriel Akosta, und man könnte mit diesem Stücke Monotonie in der Welt höchlich zufrieden sein, wenn Alles, was geschieht, auch gut wäre. Das hieße eine Welt für Götter, ein Einerlei, das mehr erquickte, als das buntscheckige, wirblichte Durcheinander, durch das wir uns jetzt schieben müssen. Wir zingen dann auf jenen glückseligen Höhen voll ewigem Sonnenschein und unsterblichen Früchten, wornach es unsern theuern Meister Schiller so sehnlich verlangte. Auf den rechtschaffenen Vater folgte jedesmal ein rechtschaffener Sohn. Laster, Wahn, Verblendung wären ein graues Mährchen, das Vater Noah aus der Arche an's Land gebracht, und die ganze Menschheit wandelte unter der Sonne ihres Gottes als eine zärtliche Familie von Brüdern und Schwestern, als eine große Gemeinde staubgeborner Engel und könnte ohne weiters mit einstimmen in den Lobgesang der himmlischen Chöre. Ja, wenn dem so wäre!

Aber leider überwiegt heute noch, wie im Paradiese, das Böse das Gute auf dieser Welt, und das Liedchen, das der liebe Himmel seit sechstausend Jahren aus der

Digitized by Google

Tiefe singen hört, gleicht ungefähr dem englischen Gesang, wie Rabengekrächze den schmelzenden Flötentrillern der Nachtigall. Der Mensch ist ein hilfloses, schwaches, eitles Geschöpf und doppelt hilflos und schwach, weil er eitel ist. Hat ja selbst der weiseste König der Vorzeit, der nämliche, welcher es vor Jahrtausenden aussprach, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, sich nicht mit weniger als siebenhundert Frauen und dreihundert Kebsweibern begnügt und damit ein jämmerliches Exempel menschlicher Thorheit und Gottlosigkeit gegeben. Und wenn so die stärksten Eichen zum Falle kommen, wie wird es erst mit den andern armen Menschenbäumlein beschaffen sein? So kann es denn nicht fehlen, die Weltgeschichte ist mehr eine Wiederholung von Freveln und Irrthümern, als von gottseligen Thaten.

Auf solcherlei und ähnliche Gedanken ward ich gebracht, da ich jüngst vor einem Buche saß, nach guter alter Art in Schweinsleder gebunden, nicht zierlich aber unverwüstlich. Was es enthält, ist schon vor mehr als tausend Jahren geschrieben worden, und handelt von der deutschen Geschichte. Deutsche Geschichte! Ja, das Thema ist ganz dazu geschaffen, Einem zum Nachdenken über die Unverbesserlichkeit und Rückfälligkeit der Menschennatur zu verhelfen. Alle dummen Streiche sind schon einmal da gewesen, aber die deutschen gewiß am allerösfesten. Unser Volk ist, wenn es auch, im Einzelleben betrachtet, noch jetzt allen andern an Sitte und Tüchtigkeit voranstehen mag, nicht zu kurz gekommen, als der Himmel den Geschlechtern der Erdbewohner ihre Erbfehler austheilte. Unser ärgster aber ist unsere Uneinigkeit, unser Hadern und Geifern gegen uns selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

*Speyer, den 19. März. Am verflossenen Samstag hatten wir Gelegenheit, den 10jährigen Clavierspieler Beck, einen Schüler des Hrn. Prof. Hamma aus Karlsruhe, in einem Concerte zu hören, das derselbe unter Mitwirkung anderer Musikkräfte im hiesigen Lyceumssaale veranstaltete. Hatte sich schon vor 2 Jahren eine Schülerin desselben Lehrers, die noch im Kindesalter stehende Marie Trautmann durch ihr Clavierspiel zahlreiche Bewunderer erworben, so ist dies nicht weniger bei diesem jugendlichen Künstler der Fall. Seltene Reinheit des Anschlags, eine für diese Jahre außerordentliche technische Fertigkeit, verbunden mit einem abgerundeten, von eingehendem Verständniß zeugenden Vortrage der einzelnen Clavierpiecen, namentlich der so schwierigen Beethoven'schen Sonate in D-Moll, vereinigten sich, um für den kindlichen Concertgeber eine allseitige, lebhafte Anerkennung hervorzurufen.

Wir unsererseits können nur wünschen, daß der kleine Künstler auf der betretenen Bahn munter vorwärts schreite und daß ihm diese Anerkennung auch bei andern Musikern und Musikfreunden nicht vorenthalten werden möge.

Ein Musikfreund.

Charakteristisch für amerikanische Sitten ist folgender Bericht aus Richmond in Virginien: Capitän Witcher, ein Mann von 75 Jahren, stand vor Gericht, um die Ehescheidung seiner Enkelin von ihrem Manne zu betreiben. Letzterer, Namens Clemens, war mit seinem Bruder zugegen. Aergerlich über die Zeugenaussage des Großvaters, feuerten sie im Gerichtssaale ihre Pistolen auf ihn ab. Er wurde nur leicht verwundet, zog seinerseits einen Revolver aus der Tasche und schoß die Beiden nieder. Ein dritter Clemens feuerte nebenbei auf einen Enkel des Capitäns, fehlte, und wurde von diesem Enkel sofort mit einem Bowiemesser niedergestochen. Da lagen die drei Brüder Clemens todt im Gerichtshofe. Die Scheidung war vollzogen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Soll sich das Ganze in das Erste schwingen,
Muß meine Erste in die Zweite dringen.

Auflösung des Räthsels in № 22:
Deutsches Wörterbuch.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 24. Speyer, Samstag 24. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Margot schluchzte laut auf, doch schnell bemeisterte sie die nervöse Aufregung, und den Irländer mit einem dankbaren Lächeln anschauend, eilte sie davon. Wie ein dunkler Strom wallte das vom Winde und vom Laufe gelöste Haar hinter ihr her. „Wo willst du denn hin?“ rief er ihr verwundert nach. — Sie wieß, ohne umzuschauen, nach dem Thalrande hinauf und bald war sie aus seinen Blicken verschwunden.

Mit dem Ausrufe: „er lebt, er lebt!“ stürzte sie in die Hütte der Frau Roland. Die Trauerbotschaft hatte schnell genug den Weg dorthin gefunden, aber in der Freude hatte noch niemand an die Mutter gedacht. Der Uebergang von Verzweiflung und Schmerz zum Gegentheil war für sie zu plötzlich. Er überwältigte sie, und sie wäre zu Boden gesunken, wenn Margot sie nicht mit ihren Armen umschlungen und gehalten hätte. — „Er lebt?“ fragte sie endlich stotternd und schaute Margot in die strahlenden Augen. „Ach, mein Gott, mein Gott! — Laß mich nur einen Augenblick niedersitzen, die Freude macht mich ganz schwach.“ — Margot führte die Zitternde zu einem Stuhl und bei ihr stehen bleibend, streichelte sie deren harte, runzelige Hand sanft mit der ihrigen. — „Und du bringst mir die frohe Botschaft?“ begann Frau Roland nach einer Weile. „Aber wo ist er?“ fuhr sie fort, ehe noch Margot, deren Wangen wie Purpur glühten, antworten konnte, und sie erhob sich schnell von ihrem Stuhle. — „Horch, sie kommen!“ rief Margot, und schon vernahm man näher und näher das Summen und Brausen der Menschenmenge.

Einige Minuten später und der Zug hielt vor der Hütte. Während man den Verunglückten vorsichtig von der Bahre hob und in seine Kammer auf das Lager trug, deren Decken die beiden Frauen noch eilig an dem Herdfeuer durchwärmt hatten, brachte die Menge vor der Thür dem Irländer ein Hoch. Die Kunde von seinem muthigen Antheil an François' Rettung hatte sich durch die Leute aus Taveyannaz schnell verbreitet. Und als er wieder draußen erschien, nachdem er Frau Roland noch einige Verhaltungsregeln gegeben und die in die Hütte eingedrungenen Neugierigen daraus verjagt hatte, ergriffen ihn ein paar der kräftigsten Burschе, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn unter lautem Jubel nach dem weißen Kreuze. Er ließ es lachend geschehen, schwang jodelnd seine Kappe und stimmte selbst aus voller Kehle in den Ruf ein: „Hoch, lo Toffrou! Hoch, lo Toffrou!“

Ferner und ferner hallte das Geschrei der jubelnden Menge. Da schlug François mit einem Seufzer die Augen auf. Eine Sekunde starrte er die Mutter und Margot an. Jetzt erkannte er sie, sein mattes Auge erglänzte und ein Lächeln spielte um seinen bleichen Mund. „Margot!“ flüsterte er. — Glücklich weinend beugte sie sich zu ihm nieder und preßte ihr erglühendes Gesicht an seine Wange in die Kissen, während er sie mit seinem gesunden Arm umschlang und festhielt. Kein Wort ward zwischen ihnen laut. Frau Roland faltete die Hände, und ihre Blicke sandten ein Dankgebet gen Himmel.

11.

Noch zechten die Burschе aus Taveyannaz auf des Irländers Kosten im weißen Kreuze,

Digitized by Google

und Frau Rabut traktirte sie in freudiger Aufregung mit den Resten des unterbrochenen Festmahles, als Margot nach Hause kam. Der Druck, welcher so lange auf ihrer Seele gelastet und sie gegen ihr eigenes Geschick und die Zukunft gleichgültig gemacht hatte, war von ihr genommen. Ein heiliges Glück leuchtete von ihrer Stirn. In diesem Gefühl, das ihre ganze Seele erfüllte, hatte sie alles andere vergessen, selbst die Unordnung in ihrer Kleidung, und noch fielen ihr die Haare aufgelöst auf die Schultern herab. So trat sie zu den Ihrigen in die Stube. Finstere Blicke und ein unheilverkündendes Schweigen empfingen sie. Sie gewahrte es kaum, und zu ihrem Vater sich wendend, sagte sie mit einem seelenvollen Lächeln: „Ihr wißt es schon, daß er lebt?“

Da brach Frau Gautier in ein schallendes Hohngelächter aus und ihm nach folgte eine Fluth leidenschaftlicher Vorwürfe. Margot stand betroffen, ihre Blicke wandten sich von Einem zum Andern Ihr Vater erwiderte sie mit finsterem Zorn. Louis kehrte sich verächtlich von ihr ab, und der Weinhändler schlich sacht zur Stube hinaus. Margot legte die Hand an die Stirn. War denn das Glück, das sie eben genossen, nur ein Traum? Nein, nein, sie fühlte es lebendig in ihrem Herzen. Aber die Wolken, die ihr den Himmel vorgemalt, hatten sich verzogen und sie stand wieder auf der Erde. In welch trauriger, unglückselig verworrener Wirklichkeit fand sie sich wieder! Ihre eben noch so elastisch schwebende Gestalt sank zusammen. Aber die Zaghaftigkeit, mit der sie die zu lösende Verwirrung erfüllte, dauerte kaum einen Augenblick. Ihre Gestalt hob sich empor, sie richtete den Kopf auf, und sich dem Vetter nähernd, der ihr noch immer den Rücken wandte, sagte sie, ihn leise am Arm berührend: „Du hast ein Recht, von mir Rechenschaft zu fordern, Vetter. Zu entschuldigen brauche ich nicht, was ich gethan; denn ich kann es vor Gott verantworten, und du wirst verstehen, daß damit Alles zwischen uns zu Ende ist.“ — Erschrocken wandte sich Louis zu ihr und wollte ihr in das Wort fallen; sie aber fuhr nachdrücklich und mit festerer Stimme als bisher fort: „Schmerzen kann es dich nicht, denn du liebst mich nicht, du hast mich nie geliebt, und auch ich — ihre Wangen erglühten — habe mein Herz nicht gekannt. Zürne mir nicht, daß ich nicht eher gesprochen habe, es ist unrecht, allein ich konnte nicht. Ich war so elend! Und das würde unser beider Loos geworden sein!“

Bei diesen Worten zog sie den goldenen Reif, den ihr Louis geschenkt, vom Finger, legte ihn, da er ihn nicht nehmen wollte, auf den Tisch und verließ die Stube, ehe noch Vater Gautier oder die Tante, welche von der unerwarteten Wendung der Angelegenheit wie gelähmt dasaßen, ein Wort hervorbringen konnten. Louis war der Erste, welcher aus seiner Erstarrung zu sich kam, und er eilte Margot nach; allein sie hatte ihre Kammer bereits erreicht und sich eingeriegelt. Vergebens klopfte er und bat und beschwor sie, ihm zu öffnen. „Wozu denn?“ rief sie ihm von Innen zu. „Ich habe alles gesagt, deine Frau werde ich nie!“ — Unverrichteter Sache mußte er sich endlich entfernen, und sie betete, daß ihr Gott Kraft geben möge, ihren Entschluß vollends auszuführen und die Folgen zu ertragen.

(Fortsetzung folgt.)

* Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

(Fortsetzung.)

Dieser häßliche Uebelstand ist wie eine Krankheit mit unaufhörlichen Rückfällen, unter der das arme deutsche Land schon lange Jahrhunderte gesiecht und geächzt hat. Man darf diese Uneinigkeit nicht verwechseln mit der außerordentlich mannichfaltigen Entwicklung der deutschen Stämme in Sitte, Tracht und Mundart, denn diese widerstreitet einer vernünftigen Einheit und Einigkeit im Denken und Handeln so wenig, als der Unterschied der Stände, der Vermögen, der Talente einem geregelten Staatsleben. Zeigt sich das ja so klar an unsern herrlichen gothischen, oder, richtiger gesagt, deutschen Domen, in deren Bau sich unser nationales Wesen ganz getreu und unverbesserlich abspiegelt, freilich auch kein Wunder, da der ganze

Digitized by Google

Baustyl diesem Wesen, wie die Pflanze dem Boden entwachsen ist. Da ist, trotz der tausend durcheinander wimmelnden Blumen, Schnörkeln, Thürmchen und Spitzen, kein Widerstreit, kein Mißklang, kein Auseinanderfallen der einzelnen Theile. Der fühlende Geist, der sich in ihren Anblick versenkt, stößt bald in der scheinbaren Unordnung auf eine innere Nothwendigkeit, die jedem Dinge seinen Platz bestimmt hat und vor dem begeisterten Auge erhebt sich endlich eine einzige große, alles umfassende Idee, und schwebt schön und herrlich über dem Ganzen. Und dieser Mittelpunkt, dieser Zusammenhang, den hier in dem Gebäu von Stein der Schönheitsgedanke des Baumeisters bildet, ist, durch die bunte Mannichfaltigkeit des deutschen Volkes geschlungen, das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft, gemeinsamer Geschichte, nationaler Sinn, Vaterlandsliebe. Ach es ist nicht — es sollte es sein! Aber wenn dieses Band heute an vielen Stellen schadhaft, wenn es dem Zerreißen nahe ist, die natürlichen Verschiedenheiten der deutschen Stämme tragen nicht die Schuld daran, wohl aber jene alten Erbfehler des Haders, des Bruderneids, der Zankfucht, genährt von den tiefgehendsten Spaltungen der Ansichten über göttliche und menschliche Dinge. Da kreuzen sie sich mit tausend Träumen und Plänen, die bald gelehrt, bald närrisch, bald beides zugleich, in der Regel aber so unausführbar und verkehrt sind, daß das Ausland meinen mag, bei uns dauere die Fastnacht dreihundertfünfundsechszig Tage im Jahre. O ihr sorglosen Kinder mit euerm Drachen! Wenn nur ihre Drachen recht hoch fliegen, kümmert sie's wenig, auf dem Gedanken des gemeinsamen Vaterlands mit Füßen zu trampeln.

Der größte und bösartigste Keil, der in's deutsche Holz getrieben wurde, seine Einheit zu zerreißen, ist unsere religiöse Getheiltheit. Von dem Augenblick an, wo sich unser Volk in zwei Confessionen schied, hörte es auf das gewaltigste in der Welt zu sein, die es so lange beherrscht hatte. Die Thatsache steht fest, obwohl ich damit nichts wider den Protestantismus an und für sich gesagt haben will. Karl der Fünfte! Es mag sich mancher Vorwurf an seinen Namen hängen, aber er war der letzte deutsche Kaiser, vor dem Europa zitterte und der dem gallischen Hahn den anmaßenden Kamm beschnitt. Ihr stolzen Zeiten, wo seid ihr hin, da der edle Frundsberg den welschen Seigneurs bei Pavia die Federbüsche um den Kopf schlug, da der deutsche Landsknecht noch für alle Welt das Muster eines Soldaten, der Inbegriff kriegerischen Ruhmes war? Die an der Seine drüben marschirten noch nicht, „à la tête de la civilisation", wie sie heute sagen, denn wir traten ihnen noch tüchtig auf die Hühneraugen dazumalen, wenn sie vorwitzig aus der Reihe vorliefen. Das ist jetzt Alles anders. Wir sind seitdem ungeheuer gebildet, geistreich und gelehrt geworden, die Cultur hat uns gründlich beleckt, und von Frankfurt bis an die Memel sitzen sie in jeder Zeitungs-Redaction zu Dutzenden, die Koryphäen der Cultur, der Entwicklung, des Fortschritts, die weltverbessernden Genies — und doch will sich alle andere Welt für unsere Herrlichkeit bedanken. Und wir nehmen es ihr nicht übel, wissen ja selbst, daß wir mit der einen Hand gewonnen, mit der andern ebensoviel oder mehr verloren haben. Ueber dem Träumen, Meditiren und Disputiren vergaßen wir Eintracht, vergaßen wir das Handeln und Zugreifen. Seit dem seligen Frundsberg und seinen Landsknechten ist der gallische Kamm fort und fort geschwollen, aber es war Niemand mehr da, ihn zu stutzen. Wir hörten auf, die erste der Nationen zu sein und ach, wir gewöhnten uns daran, was das schlimmste ist. Das Bild des theuern deutschen Vaterlandes ward immer blässer und blässer vor den Augen seiner Söhne, das Bewußtsein, Glied einer edeln und großen Nation zu sein, verschrumpfte gleichsam zu einer todten, angenehmen Sage. Wie ein reicher Mann, der sich an einem schönen glänzenden Gebäude arm oder gar tief in Schulden hinein gebaut hat, so stehen wir lieben Deutschen da in unserm Tempel der Bildung und der Gelehrtheit. Innerlich reich, aber arm im Rathe der Nationen! Und wenn auch jetzt ein leiser Hauch durch die Herzen auf deutscher Erde geht, von einem Erwachen des stolzen, ritterlichen deutschen Geistes, von einer Frühlingswieder-

Digitized by Google

geburt Deutschlands sehe ich nichts, so lange noch eine ungeheuere Zahl deutscher Männer auf das Unglück des deutschen Kaiserstaates speculirt, so lange sie noch frohlocken, wenn der edle Doppelaar gelähmt am Boden liegt, der einst den Ruhm deutscher Nation zur Sonne emporgetragen. Ich sehe nichts von jener Wiedergeburt, so lange noch, wie jetzt, der Religionseifer, besser gesagt der Religionshaß in Cabinetten, wie in der öffentlichen Meinung eine Rolle spielt, gleichgültig darum, ob er Deutschland zu Grunde richtet oder nicht.

Und da wären wir denn wieder auf dem Punkte angelangt, von dem wir vorhin ausgingen. Daß der unabläßige, wenn auch unsichtbare und geräuschlose Kampf zwischen den verschiedenen confessionellen Elementen Deutschlands seit Jahrhunderten unsern Feinden in die Hände arbeitet, daß dieser Kampf, der schon seiner Natur nach Zwietracht, Haß und Schadenfreude mit sich führt, seinen Hauptantheil hat an jedem Unheil, jeder Schmach des Vaterlands nach Innen und Außen, das ließe sich leicht nachweisen, man müßte aber ein dickes Buch voll schreiben. Blicken wir daher nur auf die untröstliche deutsche Gegenwart. Sage mir doch einer ruhig und ehrlich, woher kömmt die feindselige Spaltung und Abschließung zwischen Norden und Süden? Ist sie etwa von den Regierungen aus politischen Gründen gemacht? Nein, denn die Stimmung eines Volkes, vorab eines so ruhigen, leidenschaftslosen Volkes wie das deutsche, läßt sich von keiner irdischen Gewalt nach Belieben drehen und modeln. Insbesondere, woher kömmt dieser leidenschaftliche Haß des Nordens gegen Oesterreich? Man sagt, daher, weil Oesterreich immer darauf aus war, den deutschen Geist zu knechten und zu verfinstern. Aber ist Oesterreich nicht seit einem halben Jahre bemüht, überall zu ändern, zu bessern, und dadurch dem deutschen Geist die Ehre zu geben, die ihm gebührt? Warum bleibt denn der Haß seiner Gegner unversöhnlich, ja warum wächst er in dem Maße, als er weniger gerechten Grund hat zu existiren? Ach, er wurzelt ganz wo anders, als in den politischen Sünden des deutschen Kaiserhauses. Es ist — nennen wir es beim rechten Namen — der Widerwillen des protestantischen Nordens gegen das katholische Oesterreich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Ein großartiger Schwindel.) Was doch nicht Alles in dem großen Seine-Babel ausgebrütet wird, um der leichtgläubigen Menge das Geld aus dem Beutel zu locken. Ein pomphafter Prospekt kündet jetzt in Quartposaunenton ein Unternehmen an, das von zwei Damen geleitet wird und nichts Anderes im Sinne hat, als Runzeln und Falten im Gesicht zu vertilgen, alle Spuren des Alters rein zu verwischen und wegzuwaschen. Das Verfahren besteht in drei Kuren, welche mit zwölf sogenannten Jugendbädern anfangen. Sie bilden gleichsam das erste Capitel und kosten jedes nur 60 Francs. Die zweiten zwölf Bäder sind bearbeitend, heißen Eucharis-Bäder und kosten jedes 600 Francs. Die letzten zwölf Bäder sind vollendend, heißen Kalypso-Bäder und kosten jedes 1200 Francs. Also 22,380 Francs, wofür sich Greis und Matrone zum Jüngling und jungscheinenden Mädchen kann umschaffen und umwaschen lassen.

* Charade.

(Vierfylbig.)

Mein Leser seh' in die blaue Ferne,
Meine Erste und Zweite sie kommen heran.
Sie sind so freundlich, du siehst sie so gerne,
Und kannst sie dennoch niemals umpfah'n.

Meine Dritte und Vierte ein großes Reich,
Auch du gehörst vielleicht bald dazu.
Sein Herrscher zeigt sich niemals feig,
Schafft Allen wohl sichere Ruh.

Die Ersten kommen in zahlreicher Schaar,
Geordnet am prächtigen zweiten Paar.
Will'st nun beides errathen, so sag ich dir nur:
Mein Ganzes gleicht einer Blumenflur.

G...

Auflösung der Charade in № 23:
Luftball.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 25. Speyer, Mittwoch 28. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Sie schlief die Nacht so sanft, wie seit langem nicht, und die Fassung, mit der sie sich niedergelegt, dauerte auch am Morgen fort. Wohl trieb sie die Liebe, das Verhältniß mit ihrem Vetter aufzulösen, allein der Gedanke, François eines Tages ganz anzugehören, hatte keinen Theil daran. Sie hatte mit der alten Spannkraft auch den moralischen Halt ihres Wesens wiedergefunden. Daß sie die Forderung der Moral nicht als eine solche, sondern nur als Unmöglichkeit empfand, den Vetter zu heirathen, war natürlich. Sich selbst erschien sie als ein ganz neuer Mensch und wie geheiligt durch die Liebe. Darum sollte auch äußerlich nichts Alles an ihr bleiben und sie wählte aus ihrer Kiste Wäsche und Röcke, die sie noch nicht getragen hatte. Sorgfältig, wie sie es in der letzten Zeit nicht mehr gethan, kleidete sie sich an, und sobald Frau Rabut sie benachrichtigte, daß der Vater in der Mittelstube allein sei, ging sie zu ihm hinunter. Es war ein ernster, schwerer Gang, und Frau Rabut folgte ihr mit beklommenem Herzen bis in die Küche, aus der sie die Mägde unter verschiedenen Vorwänden entfernte.

Vater Gautier empfing seine Tochter mit finstern Brauen. Ihr Morgengruß blieb von ihm unerwidert. „Was willst du?“ schnaufte er sie an. — „Ich wollte mit Euch reden, Vater“, entgegnete sie ruhig. — „Da ist nichts mehr zu reden“, schrie er. „Denkst wohl mit deinem Geschwätz von gestern ist alles abgemacht? Du selbst hast den Vetter gewollt und so bleibt es dabei.“ — „Es kann nicht so bleiben, Vater“, sagte sie fest, doch ohne Trotz, „und wenn Ihr mich hören wollt, will ich Euch sagen, warum ich dem Vetter damals mein Wort gegeben habe.“ — „Nein!“ schrie er.

„Ihr müßt!“ Den zornigen Blitzen, die er aus seinen grauen Augen auf sie schoß, muthig Stand haltend, trat sie dicht an seinen Stuhl, und während er ihrer nicht achtend von neuem zu seinen Papieren griff, mit deren Durchsicht er zuvor beschäftigt gewesen war, versuchte sie, so gut sie es vermochte, ihm von den Vorgängen in ihrem Herzen Rechenschaft zu geben. Mit leiser Stimme und mit glühenden Wangen berichtete sie ihm von ihrer mißverstandenen Neigung zu dem Jugendfreunde, dessen Vorwürfen an dem Schützenfeste und dem Trotze, der sie in Folge derselben dem Vetter in die Arme getrieben habe. Er schien sich nicht um sie zu kümmern, aber die dick anschwellenden Adern auf seiner Stirn und das Zittern des Blattes, welches er gerade in der Hand hielt, verriethen ihr deutlich genug, daß ihm keines ihrer Worte entging und jedes frische Kohlen in die Glut seines Zornes warf, die nun, da sie schwieg, in hellen Flammen hervorbrach.

„Unsinn!“ schrie er und erhob sich so ungestüm von seinem Stuhle, daß dieser hinter ihm zu Boden polterte. „Du wirst ihn heirathen!“ — „Nie!“ — „Dirne!“ donnerte er, „willst du mir trotzen?“ Sich selber vor Wuth nicht mehr kennend, trat er dicht vor sie hin und hob die athletischen Fäuste drohend gegen sie. — „Nein“, entgegnete sie zurückweichend, „trotzen will ich Euch nicht. Ohne Eure Einwilligung will ich ja den François nicht. Ich hab's Euch gesagt. Aber den Vetter nehm'

Digitized by Google

ich nicht, und seht, Vater, zwingen lasse ich mich nicht." — „Nicht zwingen?" lachte er wild. „Du? — Wurm! — Werden sehen!" — „Ihr werdet es nicht sehen!" entgegnete sie mit flammenden Augen. „Ihr könnt mich gebunden in die Kirche schleppen, Vater, aber Ja werde ich nicht sagen." — Zitternd und sprachlos vor Wuth lehnte er sich an die Wand, während sie die Hände faltend fortfuhr: „O gebt doch nach, Vater! Ihr seht ja, es kann nimmermehr sein. Laßt uns doch in Frieden auseinander gehen", bat sie mit Thränen in den Augen. „Wollt Ihr mich denn mit Gewalt elend machen? Ihr habt ja kein Kind mehr als mich!" — So bat und flehte sie unter heftiger strömenden Thränen, indem sie sich ihm von neuem näherte. Bittend wollte sie seine Hand fassen. Da stieß er sie mit derselben vor die Brust, daß sie lautschreiend zurücktaumelte und fiel.

Frau Rabut, welche an allen Gliedern bebend in der Küche Wache hielt, schnellte bei dem Schrei von ihrem Sitze auf und stürzte in die Stube. Margot hatte sich jedoch schon wieder erhoben. Blaß wie der Tod stand sie dem Vater gegenüber. Auch er war bleich geworden. Mit weitgeöffneten Augen starrten beide eine Secunde lang einander an. Dann wandte sich Margot und ging, die Hand auf die schmerzende Brust pressend. Noch lange, nachdem sie ihn verlassen, starrte er, an der Wand lehnend, auf die Stelle, wo sie vor ihm gestanden. Die Arme hingen ihm schlaff am Leibe nieder.

Mit Frau Rabut auf ihre Kammer zurückgekehrt, rang Margot gewaltsam, ihrer Aufregung Meisterin zu werden und ihre Gedanken auf das zu richten, was zunächst zu thun sei. Von des Vaters roher Handlungsweise sagte sie der Tante nichts. Endlich öffnete sie ihren Kasten und suchte einige Wäsche und Kleidungsstücke hervor, die sie in ein Tuch knüpfte. „Jesus!" rief Frau Rabut erschrocken, „was willst du denn thun?" — „Du weißt ja!" sagte Margot mit zuckender Lippe, „daß der Vater nicht nachgibt, und zwingen lasse ich mich nicht." Und mit neu hervorquellenden Thränen setzte sie hinzu: „Auch zwischen ihm und mir ist es aus. Er wird's schon verstehen, daß ich nicht länger im Hauf' bleiben kann."

Sie wollte zu Frau Roland und in der Frühe des folgenden Tages nach Aigle, um dort einen Dienst zu suchen. Frau Rabut schlug jammernd die Hände zusammen. Sie, des reichen Kreuzwirths einziges Kind, sollte bei fremden Leuten in Dienst treten. Es war ihr unfaßlich, obwohl sie schon begriff, daß Margot nicht im Hause bleiben konnte, wenn sie ihr Stück durchsetzen wollte. Nein, den Vetter sollte sie nicht heirathen, und doch bot sie alles auf, um sie im weißen Kreuze zurückzuhalten. Margot schüttelte traurig den Kopf und machte ihr Bündel fertig. Daß es so weit kommen würde, hatte sie, obgleich darauf gefaßt, doch nicht gefürchtet, und ihr Herz wurde schwerer und schwerer. Frau Rabut hatte nur noch Thränen, während ihre Nichte sich vollends bereit machte, das Dach, unter dem sie geboren und groß geworden war, auf immer vielleicht zu verlassen. Sie wollte in Aigle zunächst den Agenten Charançon aufsuchen, der sie kannte und ihr vielleicht gleich einen Dienst nachweisen konnte. Der Tante wollte sie sagen lassen, wohin sie ihr ihre Sachen nachschicken sollte. Noch einmal sah sie sich in ihrem Stübchen um — es war ein langer, schwerer Blick. Dann reichte sie der Tante die Hand zum Abschiede.

„Mein Gott", rief die gute Frau plötzlich, „daran haben wir ja beide nicht gedacht. Warte! warte!" Sie eilte davon und gleich darauf kam sie mit einem alten, schmutzigen Beutelchen zurück, das sie Margot in die Hand drückte. „Du mußt doch leben, bis du einen Dienst gefunden hast", rief sie, „und betteln kannst du doch nicht." — Margot nahm's dankbar an. „Ich will's treulich wiedergeben!" sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln. — Sie schieden. Lautauf weinte Frau Rabut. „Wir sehen uns ja noch heute Abend!" tröstete Margot, sich endlich losreißend.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

(Fortsetzung.)

Man muß stockblind sein, um nicht vor und während des letzten italienischen Krieges gesehen zu haben, wie die religiösen Confessionen für oder wider Oesterreich Partei nahmen. Konnte man ja oft genug hören, wie Leuten, welche Oesterreichs Sache für eine deutsche erklärten, die Frage gestellt wurde: Sie sind gewiß katholisch? Das Wunderlichste aber ist, daß gerade die Heiden, welche am lautesten nach deutscher Einigkeit jammern, gegen Himmel und Erde schimpfen, weil sie nicht kommen will, den Haß gegen die andere Religion am allermeisten schüren in sich selber und bei andern. Das sind armselige Schwindler; nach dem Plane, den ihr verrücktes Hirn ausgebrütet, bauen sie ihre Schlösser in die Wolken, und so lange dieselben dort droben bleiben, nehmen sie sich allerdings ganz solid und stattlich aus; wollen die Herren sie aber auf Gottes Erdboden stellen, dann fehlt ihnen Grundlage und Material dazu; ja das bischen, das da war, haben sie meistens zuvor selber zerstört. Ein einiges Deutschland zu fabriciren, einig, wiewohl von religiöser Zwietracht bis in die innersten Eingeweide zerrissen, das ist diesen tiefsinnigen „Patrioten" eine Kleinigkeit. Wenn's ja Noth thut, werden sie eines Morgens einfach dekretiren, daß alle religiösen Meinungsverschiedenheiten, alle Mißstimmung zwischen dem deutschen Süden und Norden nicht mehr existiren dürfen. Das ist den Herren wieder eine Kleinigkeit.

Tollkühn ist Phantasie. Bis in die Wolken
Treibt sie im Nu den fabelhaften Baum.
Der Mann, der nie der Arbeit Schweiß gekostet,
Verjüngt die Welt in einem Morgentraum.
Vom Sturm verlangt er Blüthen, der Aeonen
Errungenschaft vom raschen Augenblick.
Leicht baut der Thor. Zufrieden ist der Meister,
Krönt ihn im Sterben der Vollendung Glück.

Ja, Einheit, Einheit, Einheit ist das deutsche Loosungswort, aber von Tausend, die es ausrufen, wollen Neunhundert neunundneunzig auch nicht ein Jota von ihren undeutschen Auswüchsen und Affanzereien aufgeben, sondern die Einen verlangen ganz einfach und als verstünde es sich von selbst, daß die Andern sich nach ihrem Muster umhobeln lassen oder gar mit Haut und Haar in ihnen aufgehen. Die Zänkereien, die Vorurtheile gehen vom Größten bis in's Kleinste herab, eine gar erfreuliche Musterkarte. Da blickt der Preuße vornehm auf den Süddeutschen, weil das vaterländische Eichenholz an diesem etwas derber geschnitzt ist, weil es mit seiner Zunge nicht so geläufig will und dergleichen. Der Bayer hinwiederum kann den Norddeutschen nicht leiden, der ihm oft mit eiskalten, hochmüthigen Phrasen über's Herz fährt, wenn es sich gerade in aller Freundschaft öffnen will; er thut alles mit dem Schlag- und Stichwort „preußische Pfiffe" ab und denkt nicht daran, daß es gleichfalls ein preußischer Pfiff war, der Anno 13 den Franzosen lange Beine machte, und daß, was ihm an den nordischen Brüdern mißfällt, im Grunde doch nur ein Auswuchs ist, hinter dem sich der gute deutsche Kern nicht verläugnet. Und spöttelt denn nicht der Süddeutsche selber wieder, ich möchte sagen, gegen seine eigene Familie, wenn er zum Exempel den gemüthlichen Schwaben, den Braven unter den Braven, mit dem Mährchen von den „Schwabenstreichen" aufzieht. Die Esel, die das thuen, stellen sich unter den „Schwabenstreichen" der Wunder was vor, trotzdem daß jener schwäbische Rittersman dem Kaiser Rothbart so schön und wahr sagte, was die Schwabenstreiche eigentlich seien, nachdem er einen Türken mit einem Schwertstreich vom Schädel bis zum Sattelknopf gespalten hatte. Aber ich denke, das Uzen mit den „Schwabenstreichen" soll nun ein Ende haben, seit am zehnten November abhin im ganzen Vaterland und bis hinüber zu den Gegenfüßlern mit unsäglichem Pomp und Jubelklang ein Schwabenstreich gefeiert worden ist, zu dem wir allesammt wie demüthige Kindlein hinaufstammen.

Und will ich wieder auf das Büchlein kommen, von dem ich vorhin sprach und etwas daraus mittheilen, was ich d'rin gefunden habe. Meine lieben Pfälzer Landsleute können die Ohren spitzen, denn die

Digitized by Google

Sache betrifft sie selber und einen ihrer Erbfehler. Vor allem die stolzen Vorderpfälzer, die für den Westrich den Namen „Heckenland“ erfunden haben, in welchem sie nicht begraben sein möchten und so weiter. Dafür schilt der ächte Westricher die Vorderpfalz einen flachen Teller, der schrecklich langweilig sei, so voll er auch liege. Beim Lichte besehen hat keine Partie Grund, gegen die andere zu spotten. Die Vorderpfalz hat bei weitem den Vorzug an Klima, an Fruchtbarkeit, an Mannichfaltigkeit der Producte, aber der Westrich gibt Ersatz durch tausend Schönheiten der Natur, durch stolze, schattige, rauschende Wälder, darinnen des Waidmanns Freude lebt, durch seine glänzenden Schätze tief im Bergesschooße, durch grüne, lachende Wiesenthäler, darauf ein lebendiger Reichthum brüllender und blökender Heerden weidet.

Aber wer sollte denken, daß dieser Rangstreit zwischen Vorderpfalz und Westrich schon vor tausend Jahren bestand, da noch das Angesicht unserer deutschen Erde ein ganz anderes war. Das genannte Buch gibt Aufschluß darüber. Wenn einer meiner lieben Leser einmal gefragt werden sollte, welches Ding das zäheste Leben habe, so sage er ohne Weiters: das Vorurtheil, denn es erhält sich Tausende von Jahren frisch und gesund.

Der Mann, der das Büchlein schrieb, hieß Ermoldus Nigellus und lebte in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Er war Abt eines Klosters, dabei ein feiner, üppiger Hofmann, was sich zu jener Zeit leider öfters zusammenfand. Bei Pipin, dem Sohne Kaiser Ludwig's des Frommen, stand er in großer Gunst und es scheint nach allem, als habe er auf die Sitten des jungen Königs von Aquitanien keinen heilsamen Einfluß ausgeübt. Dies und vielleicht auch seine unvorsichtigen Witzeleien über die strenge asketische Lebensweise des frommen Ludwigs und seiner Umgebung, entzog ihm die Gnade des Kaisers, der ihn nach Straßburg in die Verbannung schickte.

(Schluß folgt.)

Frühlingsklänge.

I.

Schon ahnt die Erde neuen Flor,
Mit blauen Veilchen grüßt sie empor,
Mit blauem Auge der Himmel lacht:
„Willkommen, willkommen nach langer Nacht.

Willkommen, ich blieb dir hold und treu,
Die Liebe will dich erschaffen neu.“ —
O frisches Grün, o junges Licht!
Der Himmel läßt die Erde nicht.

II.

Es fliegt ein Vöglein an das Haus,
Am Fenster singt's: O komm heraus,
Du bleiches Menschenangesicht.
Die Liebe hält was sie verspricht.

Sie trug mich über's weite Meer,
Ich wußte nicht wohin, woher.
Und eh' ich mir's noch recht versah,
War schon der liebe Frühling da.

Die Liebe trägt uns wunderbar,
O komm heraus in's junge Jahr.
Und schwängen wir uns noch so hoch,
Sein schönster Sänger bist du doch!

III.

Im Frühling bin ich hinausgegangen,
Die Sonne lachte, die Knospen sprangen,
So voll ward mir das Herz davon,
Ich wollte singen und fand keinen Ton.

Zum grünen Walde bin ich gegangen,
Die lieben Vöglein saßen und sangen
So wundersüß, so wundergut —
Zum Singen verlor ich allen Muth.

Und als ich kam zu den grünen Gehägen,
Da sprang mir das Liebchen lachend entgegen.
Das schönste Frühlingslied zur Stund'
Küßt' ich auf ihren rothen Mund.

— r —

Logogryph.

Wie heißt das Wort, das mit demselben Zeichen
Bald anfängt und bald schließt,
Und doch in jeder Form, ein Name sonder Gleichen,
Dasselbe ist?

Auflösung der Charade in № 24:
Sternenhimmel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 26. Speyer, Samstag 31. März 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Frau Gautier, welche eben mit ihrem Manne von der Baustelle zurückgekommen war, sah sie mit ihrem kleinen Bündel am Hause vorübergehen und verwundert fragte sie ihren Schwager, was das zu bedeuten habe. „Fragt sie selbst!“ murrte er ihr entgegen. Mit schweren Schritten ging er in der Stube auf und ab, dann stieß er die Thür auf und schrie in die Küche hinaus, ob denn heute nimmer das Mittagessen fertig würde? Frau Rabut kam endlich und deckte den Tisch. Ihre Augen waren roth und geschwollen vom Weinen. „Was hat's denn gegeben?“ fragte Frau Gautier von neuem. „Der Schwager brummt und Ihr könnt kaum aus den Augen sehen!“ — „Was es gegeben hat?“ rief Frau Rabut, abermals in Thränen ausbrechend, „daß Ihr die Margot aus dem Hause getrieben habt, das hat es gegeben.“ — „Tragt auf!“ stampfte der Kreuzwirth mit dem Fuße. — „Nun, das muß ich sagen“, spöttelte Frau Gautier bei Tische, „Ihr habt Eure Tochter gut erzogen, Schwager. Nicht einmal mit einem solch albernen Trotzkopf von Mädchen fertig werden zu können!“

Der Wirth warf ihr einen bösen Blick zu, sagte aber nichts, sondern nahm sein Glas und trank. Er trank heut während des Essens auffallend viel — über eine Flasche von dem nervenaufregenden waadtländer Wein. Louis war noch nicht von der Baustelle zurück, und dem Weinhändler schmeckte es nicht. Er war ein schwacher Mann, aber er hatte Margot lieb, lieber als seine eigenen Kinder, die ihn offen verspotteten. Während Margot in seinem Hause gewesen, hatte sie oft den Zorn seiner Frau von ihm abgewehrt. Frau Rabut kam gar nicht zum Essen.

„Nun möcht' ich doch wissen, was aus der Heirath meines Sohnes werden soll?“ begann Frau Gautier wieder, nachdem sie die Suppe beendet. — „Was kümmert's mich?“ grollte ihr Schwager. „Macht's mit ihr selbst aus!“ — „Mit der weggelaufenen Dirne? Ha, ha, ha!“ lachte sie höhnisch. Kein Wort entgegnete der Kreuzwirth, aber dicke Schweißtropfen traten auf seine Stirn und der Löffel, den er eben zum Munde führte, schwankte. Sein Bruder schob den Stuhl zurück und stand auf. „Da wir hier nichts mehr zu thun haben, so werde ich anspannen lassen“, sagte er und ging hinaus — „So weit sind wir noch nicht“, bemerkte seine Frau. „Ernstlich, Schwager, Ihr werdet doch wohl Euer Ansehen brauchen und die Dirne zurückholen lassen?“ — „Nein“, sagte er mit rauher Bestimmtheit. „Nein und abermals nein!“

In diesem Augenblick trat Louis herein. Er hatte die Posttasche in der Hand, die eben der Bote von Sepey gebracht. Außer den Zeitungen war nur ein Brief für den Kreuzwirth darin. Louis reichte ihm denselben und er las. Er enthielt nur wenige Zeilen und doch schien Vater Gautier mit demselben nicht zu Ende zu kommen. Fort und fort starrte er in das Blatt. Louis sah ihm verwundert zu. „Ist's was Schlimmes, Oheim?“ fragte er endlich; aber er erhielt keine Antwort.

Röther und röther färbte sich das Gesicht des Wirthes, die Augen traten aus ihren Höhlen hervor, sein Athem keuchte. Plötzlich machte er eine Bewegung, um sich

Digitized by Google

zu erheben, und in demselben Augenblick fiel er röchelnd in seinen Stuhl zurück. Der Schlag hatte ihn gerührt. Während Frau Gautier entsetzt um Hilfe schrie, hob Louis den Brief auf, welcher auf den Boden geflattert war. Das Haus in Vevey, bei welchem der Wirth sein Geld stehen hatte, war fallit.

12.

Glücklicherweise war der Arzt, nach welchem der Irländer gleich bei seiner Rückkehr in das weiße Kreuz für François geschickt hatte, noch im Dorfe und konnte daher dem Wirthe schleunige Hilfe leisten. Der Anfall war nach seinem Ausspruche schwer, doch nicht lebensgefährlich.

Indessen saß Margot mit Frau Roland an François Bett. Frau Roland hätte das Mädchen gern gleich ganz bei sich behalten — auch ohne Aussteuer war sie ihr als Schwiegertochter willkommen, — allein Margot beharrte auf ihrem Plane, und François gab ihr, obgleich mit schwerem Herzen, recht. Es war wohl besser, vorerst dem Gerede der Leute aus dem Wege zu gehen, als ihm durch ihre Anwesenheit stets neuen Stoff zu geben, und dadurch auch Vater Gautier in seinem Zorn zu erhalten, statt ihn zu besänftigen. Welch ein schweres Schicksal diesen befallen, erfuhr Margot erst am späten Abend. Frau Rabut selbst, welche nicht eher hatte abkommen können, brachte ihr die traurige Nachricht. Da vergaß sie alles, was sich zwischen sie und ihren Vater gewälzt, und der Stimme der Kindespflicht folgend, eilte sie heim an das Krankenlager. Als sie von François Abschied nahm, zog er sie zu sich nieder, so daß sein Mund ihr Ohr erreichte, und flüsterte ihr zu: „Ich habe dir schwer, schwer Unrecht gethan, Margot; vergib mir!“ — Sie sah ihn mit einem tiefinnigen Blicke an und drückte seine Hand.

Fortan wich sie nicht mehr von dem Lager ihres Vaters. Frau Gautier war mit ihrem Manne noch an demselben Nachmittage nach Bex zurückgekehrt. Sie fühlte keinerlei Neigung, die Krankenpflegerin zu spielen, und Frau Rabut segnete ihre Entfernung von ganzem Herzen. Louis war geblieben. Die Macht, welche er allmählig über den Oheim gewonnen hatte, sowie die durch den Bankrott herbeigeführte Verwirrung erhielten seine Hoffnungen lebendig. Als nun Margot nach Hause zurückkehrte, verjuchte er, sich ihr wieder zu nähern. Sie vermied ihn so viel als möglich; daß sie ihm nicht ganz ausweichen konnte, erschwerte ihr die übernommene Pflicht nicht wenig. Sie verließ kaum die Krankenstube, und wenn sie den Vetter nach Hause kommen hörte, schloß sie dieselbe von innen ab.

Der Schlaganfall, welcher den Kreuzwirth niedergeworfen hatte, war in der That ein schwerer, und es dauerte lange, bis ihm das Bewußtsein zurückkehrte, bis sein Kopf wieder hell ward und noch länger, bis er den Gebrauch der Sprache wiedergewann. Sein erster, heller Blick begegnete dem seiner Tochter. Er sah sie lange forschend an, doch keine seiner Mienen verrieth ein Erstaunen, sie an seinem Bette zu finden. Er schien die Vergangenheit vergessen zu haben. Aber er hatte sie nicht vergessen, und je liebevoller ihn Margot pflegte, je öfter dachte er an sie. Der Gedanke war nicht frei von Bitterkeit und diese machte ihn oft unwirsch gegen die Sorgfalt seines Kindes. Er begann den Brand der feurigen Kohlen zu fürchten, die Margot auf sein Haupt sammelte, und er wollte die Liebe nicht dulden, die ihm Schmerz machte.

(Fortsetzung folgt.)

* Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

(Schluß.)

Von Straßburg aus schrieb Ermoldus Nigellus, ein fränkischer Ovidius, vier Bücher Elegieen, darin er die Thaten des frommen Ludwig und seines Sohnes Pipin bis in die Wolken erhebt. Darauf schickte er sein Buch an den Kaiser, in der Absicht, sich gutes Wetter zu machen, was ihm auch gelang. Die Verse des lustigen Vogels sind ohne poetischen Werth, aber es blickt doch ein gewisser schalker Humor daraus, der den Leser anmuthet. Es findet sich da insbesondere ein Wechselgesang zwischen dem Rhein, als dem Vertreter des ebenen Landes, und dem

Digitized by Google

Wasgau, als Vertreter des Gebirgslands, der recht wohl gelungen ist. In diesem Wechselgesang sucht der Rhein den Wasgau, der Wasgau den Rhein zu verkleinern. Da haben wir also den Rangstreit zwischen Vorderpfalz und dem zum Wasgau gehörigen Westrich in der schönsten Form! Man merkt es dem Gedicht an, daß der Gegenstand desselben nicht im Hirn des Poeten entstand, sondern er gab einfach wieder, was er in der Wirklichkeit erlebt und erfahren. Wie sich aber der Rhein und die Vogesen zu Leibe gehen, das will ich zum Frommen und Ergötzen der Leser hierhersetzen:

Rhein. Alt ist mein Land, gar mächtig, besessen
von fränkischen Männern,
Wasgau spendet das Holz, Felder erquicket
der Rhein.
Dort das Wasgaugebirg, hier strömen
meine Gewässer,
Zwischen beiden zu Haus ist ein gar muthiges Volk:
Bachus bewohnt die Hügel, es trift die
Traub' an dem Abhang,
Und in der Mitte zu Thal liegt mir das
fetteste Land.
Fett sind wahrlich die Felder, verrottetem
Dünger vergleichbar,
Welcher dem Bauer ja pflegt reichlich zu
füllen das Haus.
Wohl ist den Franken bekannt und den Sachsen
und Schwaben der Gaben
Reichthum, welchen in's Land ihnen geführet mein Kiel,
Zahllos liefernd die Waaren. Die größten
Flüsse bewohnet
Nimmer ein größerer Fisch; selber ja bin
ich der Rhein.
Doch der unselige Wasgau, gepeitscht von
Winden und Regen,
Gibt statt reichem Geschenk Hölzer nur
tauglich dem Herd.
Siehe der Wasgau verläuft am breiten
Busen des Rheinstroms.
Namen und Königes Dienst Nützliches
trag' ich hinab.

Wasgau. Meinen Eichen entnimmt man den Stoff
für die hehen Paläste,
Kirchen und Häuser, von mir kommt das
erlesne Gebölk.
Könige sind es gewohnt zu schweifen in
meinen Revieren,
Wildpret jeglicher Art scheuchend auf lustiger Jagd.
Siehe, da sieht zu dem Quell vom Pfeil
getroffen die Hirschkuh
Und zu dem Bache keucht dorten der Eber
voll Schaum.
Soll ich von Fischen denn reden? Ich strotze
von mancherlei Fischen,
Weil ich an Bächen und Au'n habe des
Reichthums genug.
Was du behauptest durch Handel und eigne
Schätze zu nützen,
Glaub, o Rhein, mir, es ist Alles der
Berge Geschenk.
Wärst du, Rheinstrom, nicht da, hier bliebe in
der Scheuer des Bauerns
Fülle, es bliebe im Land jeglicher Segen
der Flur.
Freilich, du trägst sie hinab und verkaufst sie
theuer dem Seemann,
Unsre Bauern, o weh, darben im Reichthum dafür.
Wärest, o Rhein, du nicht da, hier bliebe
der lust'ge Falerner
Und der erheiternde Wein spendete Segen
die Füll'.
Freilich du trägst ihn hinab und verkaufst
ihn theuer dem Seemann,
Selber der Winzer indeß dürstet, von
Reben umringt.

Rhein. Wenn zu dem eignen Gebrauche das Volk
dies Alles benützte,
Welches, mein Rheinthal, erzeugt deine so
liebliche Flur,
Läge das fröhliche Volk schon in Weinesfluthen begraben.
Kaum in der mächtigsten Stadt blieben
zwei Augen noch hell.
Wahrlich, es frommte der Rath, an Felsen
und Männer der Meer:
Wein zu verkaufen und dann Bess'res zu
kaufen dafür.
Kleider kaufen sie sich, gefärbt mit verschiedenen Farben,
Welche du, Wasgau, wohl nie hättest mit
Augen geseh'n.
Holz bleibt immer doch Holz, ich führe im
Sande den Goldstaub;
Statt des gewaltigen Baums sche.k' ich
ein schimmernd Juwel.
Wie der Nil überschwemmt Aegyptens
dürstendes Erdreich,
Und wie der Boden an Kraft mittelst der
Nässe gewinnt,
Gerade so werd ich benürmt von des Volks
inständigen Bitten,
Ueberfluthend geschwind Wiese zu laben
und Flur.

Wasgau. Mach dich von hinnen, o Rhein! Man dankt
für deine Bescheerung.
Thor! Willst tränken die Saat, aber ertränkest sie nur.
Hätt' ich den eignen Sitz nicht hoch und
mächtig gegründet,
Führte die rasende Fluth selber gefangen
mich fort.

Digitized by Google

Und in dieser Weise geht es fort, bis der Poet als unparteiischer Richter die Streitenden mit den Worten trennt: „Das Gute theilt miteinander. Laßt den unendlichen Streit!“ Alter Ermoldus Nigellus! das hast du mir aus der Seele gesprochen. Theilt euer Gutes mit einander! Das gilt für Vorderpfalz und Westrich, für Norden und Süden unsers lieben Vaterlandes, auch für seine zwei mächtigsten Kinder, Preußen und Oesterreich! Herrlich und kräftig sollen sie fortbestehen, neben einander und für einander, bis in's innerste Leben durchdrungen von dem Gefühle, daß sie Kinder einer Mutter sind. Eines leihe seine Kräfte dem andern, auf daß sie beide stark, auf daß sie zusammen unüberwindlich werden. Wenn Gott dazu seinen Segen gibt, dann kann auch wieder die Zeit kommen, wo der alte Frundsberg aufwacht und dem gallischen Hahn den Kamm stutzt. Oder nicht? Hat nicht der Stockfranzose Lamartine erst kürzlich gesagt: „Wenn dies Deutschland zusammenhielte, wäre Europa sein Vasall.“ Der Mann hat aus der Schule geschwätzt und der deutsche Michel wird es doch endlich seinen Feinden glauben, daß etwas an und in ihm ist. —r—.

* Dem Frühling 1860.

Geschmolzen ist der Erde eis'ge Rinde,
Aus langem Schlaf ist die Natur erwacht;
Die Sonne lacht, es säuseln sanfte Winde,
Die Fluren steh'n in neuverjüngter Pracht.
Ja wie aus Nacht und düst'rer Nebelhülle
Der gold'ne Strahl der Morgensonne bricht,
Brachst, holder Lenz, du mit der Blüthenfülle
Aus Winternacht hervor zum ros'gen Licht.

Der treue Gast, die Schwalbe, kehret wieder,
Das Veilchen blüht am silberklaren Quell,
Die Lerche singt auf's neue Jubellieder,
Der Himmel blickt so freundlich und so hell,
Die Knospe schwillt und alle Keimen regen
Auf's neue sich, von deinem Hauch belebt;
Jed' fühlend Herz schlägt freudig dir entgegen,
Du der einher im Blüthenkranze schwebt.

Die Flur, so öd', will wieder neu sich kleiden —
An starre Brust hielt lang der Winter sie —
Sie greifet sanft in unf'res Herzens Saiten,
Und stimmet es zur sel'gen Harmonie.
So fröhlich singt im Busch mit sanften Klängen
Ihr Liebeslied die kleine Nachtigall;
Doch, Frühling, sprich, wird sich mit ihm vermengen
In Bälde nicht der Kriegsposaune Schall?

Sag', wird, was jetzt der Landmann anvertrauet
Der Erde Schooß, er einstens ernten ein?
Wird nicht die Flur mit Menschenblut bethauet?
Die schönen Au'n bald eine Wüste sein?
Denn ach, es dämmert jetzt am Zeitenhimmel
Ein Tag so ernst und blutig wieder auf;
Schon nahe ist das wilde Kriegsgetümmel
Und Frühling, du beschleunigst seinen Lauf.

Doch, könntest du in alle Herzen dringen,
Du holder Lenz, und könntest jede Brust
Vermögen, sich von Ichsucht loszuringen,
Daß jeder Mensch wär' seiner Pflicht bewußt:
Der heil'gsten Pflicht des Menschen, Menschenliebe,
Die, der dich sandte, ja von uns verlangt;
Es käm' nie mehr die finst're Zeit, die trübe,
Vor der es jetzt so sehr den Völkern bangt.

Pirmasens, den 18. März 1860.

August Kurz.

Charade.

(Dreisylbig.)

Mein Erstes ist der Festen Schirm und Zier;
Schmerz oder Lust entlockt mein Zweites dir;
Mein Drittes such' im Stall, im Busch, im Sande;
Mein Ganzes nah' beim Ungarlande.

Auflösung des Logogryphs in № 25:

Lampe, Ampel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 27. Speyer, Mittwoch 4. April 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Fortsetzung.)

Margot ihrerseits sah in seiner zeitweiligen üblen Laune nur die Zeichen seines fortdauernden Zürnens gegen sie und ertrug sie geduldig, welchen innern Gram sie darüber auch empfand. Darum schüttelte sie auch traurig den Kopf, wenn Frau Rabut, welche ihre gute Laune vollständig wiedergefunden hatte, ihren ganzen Vorrath von Einbildungskraft verschwendete, um für ihre beiden Lieblinge Luftschlösser oder vielmehr Hütten in Ormont zu bauen. Es schien ja nichts gebessert, und wenn der Vater hergestellt, war auch ihre Rolle im weißen Kreuze zu Ende.

Aber diese Herstellung verzögerte sich von Tag zu Tag und endlich sah sich der Arzt zu erklären genöthigt, daß eine vollständige nimmer zu hoffen sei: die Beine würden gelähmt bleiben. Da begannen für die arme Margot die schweren Kämpfe von neuem. Konnte sie nun den Vater in seinem hilflosen Zustande verlassen, wenn er durchaus auf ihrer Verbindung mit dem Vetter bestand? Und würde er nicht um so mehr darauf bestehen, da er unfähig geworden war, der künftigen großen Wirthschaft selbst vorzustehen? Dennoch vergaß sie über dem eigenen Elend nicht das Mitgefühl mit dem ihres Vaters, und Wort und That wurden nur um so lebendiger in tröstender, hilfreicher Liebe.

Jetzt brannte sie ihn nicht mehr: sie kühlte den Brand. Sein Krankenlager bot ihm Muße genug, über vieles nachzudenken, und in solcher Lage, da das Herz noch unter dem Hauch des Todes bebt, der eben über dasselbe hingegangen, und doch ein ewiges Leiden unabwendbar bevorsteht, da denkt der Mensch über Manches anders. So dachte er über seinen Hochmuth und die Plane seines Ehrgeizes. Es lag darin Stoff genug zu bitteren Empfindungen, und schwere Sorgen um die Zukunft gesellten sich dazu. Unfähig, seinen Geschäften vorzustehen, hatte er nur die Wahl, das neue Hotel zu verkaufen, oder es gleich seinem Neffen und Margot abzutreten. Aber wie ihn die Selbstsucht früher diese Verbindung hatte wünschen lassen, so sprach sie jetzt, wenn auch in anderer Form, dagegen. Er wußte, daß sie den Vetter nicht liebte, daß sie nicht glücklich sein könne, und obgleich sie unter dem Unfegen seines Ehrgeizes und seiner Habsucht litt, so dachte sie doch nur an seine Pflege und Wartung. Würde das so bleiben, wenn er sie zwang, dem Vetter die Hand zu geben? Würde sie im Falle des Gehorsams in der neuen großen Wirthschaft auch nur Zeit finden, so ausschließlich für ihn zu sorgen? Und auf der andern Seite bot ihm seine Krankheit den besten Vorwand, sich ohne Demüthigung vor seinen Dorfgenossen aus allen Verlegenheiten zu ziehen.

Das alles lag ihm schwer im Sinne und verschlimmerte seinen Zustand. Doch Margots kindliche Liebe und Aufopferung half ihm auch über diese neue doppelte Krisis hinweg. Als die Krone auf dem fertigen Dachstuhle des Hotels prangte, an dem Tage, an dem Margots Hochzeit sein sollte, hatte er eine lange Unterredung unter vier Augen mit Louis, und noch am selben Abend verließ derselbe für immer das weiße Kreuz. Doch ging er, wenn auch im Zorne, so doch nicht ohne Lohn davon. In seiner Wuth hatte er dem Oheim freilich das reiche Geld-

Digitized by Google

geschenk vor die Füße geworfen, aber er hatte es dann doch der Mühe werth gefunden, es wieder aufzuheben, und als er später ein eigenes Geschäft gründete, unterstützte ihn der Wirth bereitwillig mit seinem Credite.

Als Margot nach seiner Entfernung wieder in die Krankenstube kam, winkte Vater Gautier sie zu sich. „Er ist fort", sagte er, „und wird nicht wiederkommen." — Margot ergriff seine Hand und küßte sie voll inniger Dankbarkeit und Rührung. — Frau Rabut stürmte sofort zu ihrer Freundin, der Frau Roland, um auch dort die Freudenbotschaft zu verkünden, und François, der an demselben Tage zum erstenmal das Bett verlassen, bewies durch seinen Freudenruf, daß die Krankheit seine Lungen nicht angegriffen. Statt Louis, ergriff nun wieder der Herr Perche, der Schulmeister, dessen Antikulturgezten trefflich gediehen waren, die Feder, und ihr erster Gebrauch führte den Agenten Charançon nach Ormont. Seine göttliche Grobheit schwieg diesmal vor dem Zustande des Kreuzwirthes. Aber die Bemerkung konnte er doch nicht unterdrücken, daß er es so vorausgesagt habe. — Das Hotel wurde verkauft.

Im weißen Kreuze ward's jetzt still. Auch der Irländer hatte dasselbe längst verlassen. Er hatte die Hörner der von ihm aus dem Abgrund geholten Gemse als Trophäe mitgenommen und dagegen seine vortreffliche Kugelbüchse François zum Andenken gelassen. Nun schloß der Winter das Thal mit seinen Schneewällen gegen die Welt ab und die Menschen enger aneinander. Während aber die Berge sich bis zu den Füßen in Weiß kleideten, blühten auf Margots Wangen die Rosen mit jedem Tage voller auf, und von Zeit zu Zeit klang's durch das Haus wie der verfrühte, abbrechende Gesang eines Vogels, dem ein warmer Februartag den Lenz vortäuscht. Ihre schönen schwarzen Augen blitzten wieder wie in alten Tagen und strahlten François wohlig bis in die tiefste Seele hinein. Er war schon lange wieder hergestellt, und wenn in der Dämmerung Frau Rabut an dem Bette des Kreuzwirthes saß, tönte hinter dem Hause ein seltsames Geflüster, das oft genug in ein helles Gelächter sich verwandelte, so daß Vater Gautier verwundert fragte, was denn seine Tochter stets um dieselbe Stunde draußen so Vergnügliches treibe. Frau Rabut wußte es ihm natürlich nicht zu sagen. Margot selbst fragte er nicht, aber ihre glühenden Wangen und leuchtenden Augen, mit denen sie nachher immer in die Stube kam, gaben ihm viel zu denken.

Endlich war auch er so weit genesen, daß er das Bett verlassen konnte. Die Beine aber blieben gelähmt. Da saß er nun den Tag über auf seinem Lehnstuhl in der Schenkstube, mit den Gästen im wechselnden Gespräch verkehrend. Er war jetzt mittheilsamer als früher, denn keine ehrgeizigen Entwürfe zogen seinen Geist mehr von der Unterhaltung ab, und seine Rathschläge und klugen Reden hüllten sich nicht mehr in die Anmaßung von Orakeln. Ja, er scherzte jetzt sogar und neckte sich mit den Gästen, und wenn Margots Schönheit ein Erbtheil der Mutter, so zeigte sich jetzt, daß sie ihre Schalkhaftigkeit von dem Vater hatte. Und von dieser hatte François auch jetzt wieder manches zu leiden. Aber er wußte nun, wie er sich rächen konnte. Da Margot den Tag über mit ihrer Arbeit meistens bei dem Vater saß, so besuchte auch er die Schenkstube des weißen Kreuzes sehr regelmäßig, und Vater Gautier hatte seine Gesellschaft gern. Eines Tages, als er der einzige Gast daselbst und Vater Gautier besonders guter Laune war, faßte er sich ein Herz und meinte, seinen Hut verlegen drehend, wenn er nichts dagegen hätte, so möchte er die Margot wohl zur Frau haben; ihr sei's recht und ihm auch.

(Schluß folgt.)

* Das Haus zum Riesen in Speyer.

Ziemlich in der Mitte der Hauptstraße von Speyer am Eingange des Riesengäßchens steht das Kaffeehaus des Herrn Schwefinger mit seinem durch zwei Stockwerke hindurch laufenden Erker. Der jetzige Besitzer hat es von außen wie im Innern recht hübsch herrichten lassen, aber einen

Digitized by Google

Schmuck sollte er ihm nach unserer Ansicht noch geben, nämlich das alte Schild oder doch den alten Namen „zum Riesen.“ Wo solche Bezeichnungen aus früherer Zeit noch vorhanden sind, da sollte man sie nicht untergehen lassen, denn es hängt nicht selten sogar ein Stück oder doch ein Stückchen Geschichte an solchen Gebäuden. Das hier in Rede stehende Haus hat einer Gasse den Namen gegeben, gerade wie das des Herrn Völker zur Rose und das Haus zum Greifen, von dem sogar zwei Gassen ihre Namen haben. Aber das Haus zum Riesen ist noch in einer andern Beziehung interessant, mindestens für die Speyerer. Ohne Zweifel war es eines von jenen, die nach dem großen Brande zuerst wieder aufgebaut worden sind, jedenfalls eines der stattlichsten, da es einst interimistisch als Rathhaus gebraucht wurde.

Wir wissen, daß nach der Einäscherung der Stadt durch die Franzosen bis zum Ryswicker Frieden, also von 1689 bis 1697 keinem Menschen gestattet war, auch nur eine Hütte auf den Trümmern wieder aufzubauen. Der Besitzer des Hauses, von dem hier die Rede ist, muß sich aber rasch an das Werk der Wiederherstellung gemacht haben, nachdem jener Friede dies wieder gestattet hatte. Schon zu Ende des Jahres 1697 muß das Gasthaus zum Riesen wieder wohnlich hergestellt gewesen sein, denn der Rath der Stadt, der bisher in Frankfurt gesessen war, hielt auf Dreikönigstag des Jahres 1698 wieder seine erste ordentliche Sitzung in der Stadt, und zwar gerade in dem Wirthshause zum Riesen, da ja die städtischen Gebäude alle noch in Trümmern lagen. Jene Rathssitzung im Riesen ist für die protestantische Gemeinde Speyers noch von besonderer Bedeutung geworden, denn einer der ersten Beschlüsse ging dahin, „den evangelischen Gottesdienst durch Aufrichtung einer Kirche und Berufung eines evangelischen Pfarrers auf's neue zu bestellen.“ In Folge dieses Beschlusses wurde vorerst die Gottesackerkirche nothdürftig hergestellt und Pollmann von Leichlingen im Bergischen als Pfarrer berufen. Die Grundsteinlegung zu der Dreieinigkeitskirche erfolgte erst am 22. April 1701. (Siehe Reformationsgeschichte der Stadt Speyer S. 100.)

Dies die Bedeutung des Hauses „zum Riesen“, so weit sie uns bekannt ist. Wir denken, Herr Schwesinger, der sie wohl auch kennt, wird dem Wunsche, seinem Hause den alten Namen wieder sichtbarlich gegeben zu sehen, um so weniger entgegen sein, als viele Bewohner von Speyer denselben mit uns theilen.

Miscellen.

Ein Salomonisches Urtheil. Es ist freilich schon etwas lange her — erzählt das „Szeg. Hirado“ — allein geschehen ist es doch an einem Orte unseres schönen großen Ungarlandes, daß ein Czismenmacher und ein Webermeister in möglichster Feindschaft mit einander lebten. Eines Tages war das Wirthshaus des Dorfes jener Ort, wo Freund Schuster und Weber, nach heftigem Wortwechsel sich gegenseitig das freundschaftliche Versprechen gegeben: der Eine werde den Andern so bald als möglich von den Lasten dieses irdischen Jammerthals befreien. Und so sollte es auch geschehen. Der blutgierige Schuhkünstler wußte, daß sein Antipode allabendlich eine gewisse Gasse zu passiren pflegte, wenn er von einem gewissen Orte, so man im gemeinen Leben „Wirthshaus“ nennt, nach Hause trollte. Hierher nun stellt sich der Schuster, bewaffnet mit einem mächtigen Stein, den er seinem alsbald einher schlendernden Gegner nach dem Kopf wirft; allein dieser bemerkt das feindliche Geschoß — duckt sich schnell nieder — und der Stein fliegt in ein Fenster, und durch dieses auf den Tisch und geraden Wegs in eine Schüssel mit gefülltem Sauerkraute, an welchem die Familie des Hauses sich eben zu erlaben beginnt. — Das Attentat kommt vor Gericht, der „Attentäter“ natürlich auch; und da fällt denn ein wohlweiser Rath folgendes Salomonische Urtheil: Sintemalen der Weber, dadurch, daß er sich „geduckt“, schuldig geworden, daß das Fenster zerschlagen, die Krautschüssel zertrümmert und das gefüllte Kraut namhaft beschädigt worden: also hat derselbe Fenster, Schüssel und Kraut sofort zu — bezahlen.

Digitized by Google

Selbstmord des Herrschers von Japan. Es hieß früher, der jüngst verstorbene Herrscher von Japan sei der Cholera erlegen; gewiß ist, daß sein Tod einige Wochen lang verheimlicht wurde. Jetzt heißt es, daß er, gemäß den japanischen Begriffen von Anstand und Ehrgefühl, sich selbst den Bauch aufgeschlitzt habe. Der Gedanke, von den Ausländern Zwang erfahren zu haben, war ihm unerträglich geworden, und er handelte, im Interesse seiner Ehre, und wie er meinte, auch seiner Pflicht, wie ein ächter Japaner. Bekanntlich ist es in Japan gar nicht selten, daß ein Mann von Ehre sich den Bauch aufschneidet; die überkommene Sitte will es so. Leute von Adel, Soldaten und Beamte bestrafen sich damit selbst, wenn sie sich eines Vergehens schuldig gemacht haben, gleichviel, ob dasselbe mit ihrem Wissen und Willen oder unvorsätzlich begangen ist; ja in manchen Fällen verübt der Vorgesetzte diese Strafe an sich für Verbrechen, die seinen Dienern oder Untergebenen zur Last fallen. Indem er sich den Bauch aufschneidet, begeht er eine ehrenvolle Handlung und lenkt jede Schmach von seiner Familie ab; sein Sohn kann Amtsnachfolger werden. Auch Trübsal im Privatleben verlangt diese gräuliche Sühne: die Untreue eines Freundes; die Lieblosigkeit eines Sohnes; ja sogar eine Beleidigung, die einem Höherstehenden von einem Niedrigeren zugefügt wird, wo dann beide sich „glückselig befördern", wie die japanesische Phrase lautet. Besonders lastet diese Verpflichtung auf dem dortigen Adel!

Kurioser Fall. Ein Blatt, das zu Dingne in Frankreich erscheint, berichtete kürzlich eine Begräbnißgeschichte aus Barcelonnette, die uns zu sonderbar erscheint, als daß wir sie nicht mittheilen sollten. Als dort kürzlich vier Todtengräber gegen die Zeit der Dämmerung einen Sarg in die Erde schaufelten, überfiel sie bei dieser Verrichtung ein so dichtes Schneegestöber, daß sie außer Stande waren, einander zu sehen. Ein furchtbarer Sturm, der sie zugleich heulend umtobte, ließ sie daneben auch nicht einmal ein gesprochenes Wort oder einen Zuruf hören. Als man mit der Einschaufelung fertig war, begab man sich zur Stadt zurück und hier erst wurde man gewahr, daß einer der Todtengräber fehlte. Nun begab man sich auf den Kirchhof zurück, rief und forschte, um den Verlornen zu suchen. Endlich ging man an das Grab, und hier sah man denn, daß ein Fuß aus der Erde ragte. Augenblicklich schaufelte man die Erde wieder auf und zog den Verschütteten hervor, der bald wieder ins Leben kam und erzählte, daß er während des Einschaufelns in die Grube gefallen und halb erfroren, wie er war, ohne daß die Andern sein Zappeln sahen oder sein Schreien hörten, mit Erde bedeckt ward.

* Ermunterung.

Verbanne doch in diesen Frühlingstagen
Den Gram, der dir umwölkt den freud'gen Geist!
Der all die tausend Stimmen jubeln heißt,
Er wollte: du allein sollst trostlos klagen?

Der hier des Feldes Eisgewand zerschlagen
Und dort die Quelle ihrem Bann entreißt,
Der sich als Freudenschöpfer rings erweist,
Er wollte: du sollst Trauerfarbe tragen?

O öffne doch dein Herz der Wonnefluth,
Die dich umströmt, vernimm's daraus erklingen:
Gott ist und bleibt doch ewig treu und gut!

Dann wird auch deines Grames Eis zerspringen,
Mit seinem Sang und Glanz und Lebensmuth
Wird in dein Herz der ganze Frühling dringen.

L. Maurer.

* Charade.

Mein Erstes nimmt und gibt;
Mein Zweites gibt, wer liebt;
Mein Ganzes gibt man auch
Und ist bei Hofe Brauch.

H. G.

Auflösung der Charade in № 26:
Wallachei.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 28. Speyer, Samstag 7. April 1860.

Das weiße Kreuz in Ormont.

Erzählung

von

Robert Schweichel.

(Schluß.)

Vater Gautier ließ ihn sein Anliegen ruhig zu Ende stottern, drehte die Daumen umeinander, wie es seine Gewohnheit war, und sah ihm voll in das erröthende Gesicht. Endlich sagte er trocken: „Einem Gemsjäger geb' ich mein Kind nicht." François ward blaß, und Margot, welche mit Frau Rabut draußen an der Thür lauschte, nicht minder. Frau Rabut aber schob ihre Nichte beiseite, trat in die Stube und rief: „Na, Schwager, was das Jagen anlangt, so wird's ihm die Margot schon abgewöhnen." — „Meint Ihr, alte Frau?" entgegnete er, und Margot, welche unterdessen auch hereingekommen war, flüsterte: „O gewiß, Vater!" — Er that, als ob er sie nicht sah noch hörte, doch um seine Augen und um seinen Mund zwinkerte ein mühsam unterdrücktes Lachen über die naive Versicherung, und zu Frau Rabut gewendet, fuhr er fort: „Und Ihr wißt noch immer nicht, alte Frau, was die Margot in der Dämmerstunde draußen zu flüstern und zu lachen hat?" — „Und ich möcht' doch wissen, Schwager", erwiderte sie achselzuckend, „wie die Leute darauf gekommen sind, Euch für so grausam klug zu halten?" — „Das will ich Euch sagen", rief er. „Weil ich das Gras wachsen höre und so kann ich auch prophezeien, daß wenn der Bursche dort seinen Stutzen an den Nagel hängen und ein rechtschaffener Kreuzwirth werden will, er gewiß und wahrhaftig unter den Pantoffel seiner Frau kommen wird."

Da schlang Margot ihre Arme um den Nacken des Vaters und bedeckte seine Wangen mit glücklichen Küssen, während François lachte, pfiff und jodelte und endlich, des Wirths Rechte schüttelnd, den Gemsen ewigen Frieden schwur. Er hielt sein Wort, wie schwer es ihm auch später manchmal wurde.

Diesmal wurde die Feststellung der Aussteuer von keinem traurigen Vorfall unterbrochen. Der Schneidemüller sang seine besten Lieder. Frau Rabut und Frau Roland kämpften wacker für die Ehre ihrer Kinder. Aber die Gäste mußten lange, sehr lange warten, bis das junge Paar unter ihnen erschien.

Einige Tage nach dem ersten kirchlichen Aufgebot, da das Brautpaar und die Angehörigen Abends glücklich bei einander saßen, erschienen drei Bursche als Deputation der Dorfjugend. Sie trugen grüne Sträuße an der Brust und ihre Hüte waren mit bunten Bändern und Rauschgold geschmückt. Der Eine überreichte dem Brautpaar ein Fäßchen Wein, der Andere einen Kuchen und einen Topf mit Honig, während der Dritte als Sprecher viel Glück und Segen wünschte und am Ende die Frage stellte, mit welcher Summe François und Margot von der Dorfjugend sich loszukaufen gedächten. Da ging es an ein scherzhaftes Feilschen und Dingen, worüber sich das dargebrachte Fäßchen zu Tode blutete und noch manche Flasche aus dem Keller des weißen Kreuzes leer wurde. Bis tief in die Nacht hinein dauerte der muntere Handel. François versprach hundert Franken zu zahlen und ein begeistertes Hoch lohnte seine Freigiebigkeit.

Von diesem Gelde wurden Tanzmusik und Wein bestritten, mit welchem die Jugend den Sonntag des zweiten Aufgebotes festlich beging, während in dem Brauthause die

Digitized by Google

Verwandten, Gevattern und wer sonst noch geladen, ein reichliches Vesperbrod einnahmen. — Die Höhe jenes Lösegeldes richtet sich nach den Vermögensumständen des Bräutigams und die Deputirten der Dorfjugend stellen oft eine ganz bestimmte Forderung. Weh aber dem Bräutigam, der sich bei dieser Gelegenheit auffallend knauserig beweist. In der ersten dunkeln Nacht erschallt plötzlich eine gräuliche Katzenmusik vor seinem Fenster. Geschrei und Peitschenknallen und Pfeifen verbinden sich mit gellenden Trompetenstößen zu einem Höllenlärm. Ketten werden rasselnd vor dem Hause hin- und hergeschleift, dazu läuten unaufhörlich die großen Kuhglocken und knallen Flinten und Böller und die Pausen füllen beißende Spottlieder aus. Und dieser wahnsinnig machende Lärm dauert einige Stunden lang, ja manchmal wiederholt er sich mehrere Nächte hinter einander.

Dank der Freigiebigkeit François' hatte man in Ormont seit undenklichen Zeiten keinen so glänzenden Brauttanz gefeiert, und an dem Hochzeitstage faßte die Kirche kaum die Menge. Ganz Ormont wollte Zeuge der Trauung sein. Das Hochzeitsmahl aber fand, aus Rücksicht für Vater Gautier, im weißen Kreuze statt und nicht, wie es der Brauch ist, in einem Wirthshause des nächsten Dorfes oder der nächsten Stadt.

Das neue Hotel steht vollendet da, ein Wunder der ganzen Umgegend, und wenn der Wanderer die Sennen im Gebirge nach dem Wege nach Ober-Ormont fragt, so erhält er zur Antwort sicher die Gegenfrage: „Ihr wollt wohl ins Hotel des Diablerets?" Das ist der Name, den Vater Gautiers Stiftung heute führt. Wem die Verhältnisse jedoch nicht gestatten, als Engländer zu reisen, der zieht wohl an dem stolzen Hotel vorüber und läßt sich's wohl sein in dem bescheidenen weißen Kreuze bei François und seiner jungen hübschen Frau. Dort kann er die vorstehende Geschichte mit eigenen Ohren aus dem Munde Vater Gautiers hören, wie sie der Verfasser daselbst an einem Regentage von ihm hörte, während Margots Spinnrad schnurrte und François eine hölzerne Flinte für seinen rosigen Buben zurecht schnitzte.

Rheinzabern und seine neuesten alterthümlichen Funde.

Bayerns Rheinpfalz ist ein herrliches Land! Ueppige Fruchtbarkeit breitet sich über seine gesegneten Fluren aus und sein classischer Boden birgt einen reichen Schatz alterthümlicher Denkmäler. Die Stürme der Zeit haben zwar die Bauwerke der Römer von der Oberfläche der Erde hinweggeweht, aber ihr mütterlicher Schoos bewahrt neben den Gräbern, in denen nun Germane und Römer, vergessend des blutigen Vertilgungskampfes, friedlich neben einander ruhen, die Grundfesten ihrer Wohnungen. Wie das lärmende Portici sich jetzt über das Herkulanum ausbreitet, so deckt das rührige Rheinzabern die einsamen Ueberreste von Tabernae, das ohne Unterlaß uns seine Schätze zu Tage sendet. Kaum hat Referent (siehe Palatina Nr 174, 21. Dec. 1859) Mittheilungen über die Auffindung von Alterthümern in Rheinzabern gemacht, so sieht er sich schon wieder veranlaßt, neue Entdeckungen kund zu geben.

Zu den bereits aufgefundenen 106 Brennöfen sind noch 7 neue hinzugekommen. In welche Verlegenheit werden jene Gelehrte kommen, die das Vorhandensein von 40 derselben bezweifelten, deren Referent vor einigen Jahren erwähnte, wenn sie nun von 113 hören! Diese Oefen, deren zweckmäßige Construction unsere Aufmerksamkeit auf sie lenkt, sind aber nicht die einzigen Fundgegenstände der neuesten Zeit; auch eine ganze Niederlage ihrer Fabricate wurde entdeckt. In ihr waren Trinkgefäße, Koch- und Tischgeschirre, Reibschüsseln und eine Formschüssel mit dem Stempel REGINVS vorhanden. Unter den eingedruckten Bildern dieser befand sich auch die Vorstellung des einen der Gladiatoren, die auf einem vor ein paar Jahren dort gefundenen Thonstempel vorkommen. Auch Lampen waren bei dem Funde vertreten. Zu den bisher entdeckten eindochtigen trat eine mit 6 Dochten versehene Hänglampe hinzu. Die bisher in Stempeln vorhandenen Töpfernamen wurden durch 2 neue

Digitized by Google

PASTOR und SODALIS vermehrt. Der Zahl der seitdem aufgefundenen 38 Brunnen haben sich 3 weitere angereiht. Ihre Mündung bildet, durch das Legen der Ziegelsteine, aus der sie, ohne Anwendung von Mörtel, aufgebaut sind, ein Sechzehneck. Ein merkwürdiger Fund ist ein aus 4 Thonplatten zusammengestelltes Behältniß, das auf eine Platte gestellt und mit einer andern zugedeckt war. Es enthielt Knochen und Asche eines verbrannten Leichnams. Ein gleiches Behältniß fand sich vor einigen Jahren. Sein Inhalt war ein einziger Kopf. In der Nähe des obenerwähnten Behältnisses fand man eine runde Graburne ebenfalls mit verbrannten Gebeinen angefüllt. Zu diesen beiden Ossuarien ist noch ein drittes hinzugetreten, bestehend in einer viereckigen Graburne aus Thon mit flachem Deckel, auf dem ein Stier liegt. Von den vier Seiten enthält die erste die Statuette des Merkurs, die zweite Apollo's, die dritte Minerva's, auf der vierten erscheint ein Greif in Relief und unter diesem die Inschrift SILVANO TETEO SERVS FITACIT EX VOTOR. Der Greif ist von der bizarren Formbildung desjenigen, der sich auf einer Graburne im Antiquarium in Speyer befindet, die man bisher für unächt zu halten geneigt war. In der Urne fanden sich Knochen und ein Löffelchen von Bronze. Außerhalb der Urne lag ein Balsamgefäß aus Glas. Der merkwürdigste Fund ist unbestritten ein Schwert und eine Art Standarte, von derselben gelben Bronzegattung, aus welcher der im Jahre 1858 im Erlenbache gefundene Adler besteht. Das Schwert ist zweischneidig. Seine Klinge hat eine Länge von 37 Centimetern. Der spiralförmig gerippte Griff, von 12 Centim., endigt in einen Adlerkopf. Die Standarte ist aus einem dünnen Blech, in der Form eines ausgezackten Blattes, das an seinem untern Theile ganz die Form der mittelalterlichen Hellebarden mit ihren aufwärts stehenden Widerhaken hat, gearbeitet. Mit Einschluß des hohlen, zum Aufstecken auf eine Stange bestimmten 12 Centim. langen Stieles und der dolchartigen, in der Mitte mit einer erhöhten Rippe versehenen Spitze von 20 Centim., mißt es 57 Centm. Der blattartige Körper, dessen Breite zwischen 10 und 16 Centim. wechselt, ist mit eingravirtem Laubwerk verziert. Unterhalb der mit Nieten befestigten Spitze befindet sich die Zahl IIII und unter dieser die Siglen LG; Zahl und Siglen sind aus dem Bleche herausgeschlagen. Oberhalb des Stieles befindet sich ein hervorstehender Adlerkopf mit einem Ringe im Schnabel. Schwert und Standarte lagen beisammen, unweit der Römerstraße, unter einer großen, ungefähr 30 Litres haltenden, zweihenkligen Amphora. Anlangend die auf der Standarte vorkommenden Siglen IIII LG, so sind sie unbezweifelt mit quarta legio (quarta legio gemina?) zu erklären, welche Legion auch auf dem Fußgestelle des oben erwähnten Adlers mit den Siglen L IIII G vorkommt. Die Wortstellung IIII LG, statt LG IIII widerstreitet den epigraphischen Regeln und erweckte im Ref. den Verdacht der Fälschung, der noch durch den Umstand vermehrt wurde, daß, wie bekannt, sich weder Römer noch Gallier zur Zeit des Bestehens der Colonie Tabernae der Schwerter mit bronzenen Klingen bedienten. Auch glaubte Referent, nach der Abbildung, daß der Adlerkopf dem eines Papageies gleiche, wie dieß bei dem Schwerte der Fall ist, das er im Antiquarium in Carlsruhe sah. Auch dieses Schwert wurde, nebst einer Standarte, vor mehreren Jahren in Rheinzabern an der Seite einer Leiche, die in einem Grabe von Ziegelplatten, welche den Stempel der LEG I ADI (legio prima adjutrix) trugen, gefunden. Dem Referent kam es bedenklich vor, daß diese Standarte, auf der sich die Siglen LG XXII (legio vicesima secunda) befinden, in einem Plattengrabe lag, dessen Deckziegel den Stempel der legio prima adjutrix trugen, während Stempel der legio vicesima secunda (primigenia pia fidelis) in Menge in Rheinzabern vorhanden sind. Der Generalbericht der Direction des badischen Alterthumsvereins (Karlsruhe 1858) sagt Seite 65 ꝛc. rücksichtlich des Schwertes und der Standarte Folgendes: Der Sarg war aus Backsteinplatten zusammengesetzt, welche den oben beschriebenen Militärstempel (LEG I ADI) trugen. Dieser Sarg enthielt außer

Digitized by Google

der Leiche eines Kriegers zu deren rechter Seite ein kurzes bronzenes Schwert mit bronzenem Griffe und zu deren linker Seite ein großes bronzenes Geräthe. Dieses Bronzegeräthe ist nur liniendick, wie sehr dickes Blech, anderthalb Fuß hoch, einen halben Fuß breit und arabeskenartig entweder ausgeschnitten oder durch Ausschlagung geformt, geht unten in einen hohlen sichtlich zum Aufpflanzen auf eine Stange bestimmten Stiefel aus, zeigt auf seiner Spitze das Rundbild der Minerva mit dem Medusenschilde, hat an den Seiten herunter an verschiedenen Stellen bewegliche Ringe, wahrscheinlich zu beliebigen Anhängen von Vexillen (sic!) oder andern Gegenständen und endlich sind ihm unmittelbar unterhalb des Minervenbildes die römischen Buchstaben CA, weit unterhalb aber die römischen Buchstaben LG und zwischen letzteren zwei Buchstaben die römische Ziffer XXII durch Ausschlagung aufgeschrieben. Bewahrheitet sich die Aechtheit des erstern Fundes (des in Carlsruhe befindlichen), wie die des zweiten (noch in Rheinzabern vorhandenen), bei dem ein Mitglied des Comités zugegen war, so enthalten beide Funde sehr werthvolle Stücke.

Einen noch unbekannten Schatz von Rheinzabern-Alterthümern umfaßt die Sammlung des Hrn. Dr. Hepp in Neustadt a. d. Haardt. Nach der Mittheilung, die Ref. von einem Freunde erhielt, dem es gestattet war, diese Sammlung in neuester Zeit zu sehen, bieten die Terrakotten — die Bronzen sind verpackt und nicht zugänglich — viele interessante Stücke. Das vorzüglichste darunter ist ein Monopteros, bestehend in einem von 6 Säulen getragenen Kuppeldache, unter welchem auf einem Throne ein Kaiser (?) sitzt. Zu seinen Füßen liegt ein ovaler Schild mit einem Strahlenhaupte (?), das einzelne, im Umkreise stehende Buchstaben umgeben. An der Rückseite des Thrones ist die bekannte Inschrift Silvano Teteo ꝛc. angebracht. Das Denkmal wurde angeblich im J. 1845 in Rheinzabern gefunden. An dieses reihen sich: ein Cararium mit Säulen und Bogen, unter denen Merkur, Vulkan, Minerva, Fortuna und Apollo stehen; ein anderes Cararium mit denselben Gottheiten und der noch nicht zur Genüge erklärten, und vom Verdachte der Fälschung nicht freien Inschrift MERCVR | IOTOVRE | NOETRN | OMROVS; ein von zwei Säulen getragenes Sacellum mit einem würfelförmigen Altare, worauf ein Stier ruht und der Inschrift Silvano Teteo ꝛc.; ein gleiches Sacellum, worin sich die Wölfin mit Romulus und Remus befindet. (Ein zweites Exemplar davon enthält die Sammlung in Speyer.) Ferner die zwei zu Pferde kämpfenden Krieger; die Gruppe des Reiters mit der in einen geringelten Schweif sich endigenden Frauengestalt; beide Denkmäler sind Reliefstafeln; mehre einzelne Göttergestalten aus Cararien; ein dreiseitiges Gefäß (Graburne) mit Merkur, Vulkan und Minerva. Dann eine bedeutende Anzahl von Trinkgefäßen, Krügen, Balsamgefäßen, Schüsseln, ohne und mit Reliefen, unter denen eine Formschüssel mit der Inschrift Silvano Teteo ꝛc. Erwähnung verdient.

Wie viel nun in dieser Terrakottensammlung sich Aechtes und wie viel Unächtes befinde, darüber kann Ref., weil er sie nicht gesehen hat, sich nicht aussprechen. Verdächtig aber scheint ihm namentlich das oben erwähnte dreiseitige Gefäß (Graburne), wovon sich ein Exemplar in München und eines in Speyer befindet, die unbestritten gefälscht sind. Die Sammlung Dr. Hepp's steht zum Verkaufe feil. Wie verlautet, soll sie in's Ausland kommen. Es wäre sehr zu wünschen, daß, da seit Sr. Maj. König Max Regierung so bedeutende Summen für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden, die Sammlung für den Staat erworben würde. Die häufig vorkommende Verschleppung von Rheinzaberner Alterthümern in alle Länder, selbst bevor die Gegenstände noch zur Kenntniß des Inlandes gelangt sind, dürfte dringend gebieten, daß die Verordnungen rücksichtlich der Auffindungen von Alterthümern, die im diesseitigen Bayern gelten (Reggs.-Blatt 1838. S. 42—58), auch in Rheinbayern zur Geltung gebracht würden.

(Schluß folgt.)

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 29. Speyer, Mittwoch 11. April 1860.

Eine Menschengeschichte von zwei Stunden.

1.

Auch in den Hütten der Armuth, wenn sie nicht die Wohnstätten der tiefsten Versunkenheit sind, weht am heiligen Abend ein geheimnißvoller, süßer Hauch jener Freude, welche einst vom Himmel herab zuerst den armen Hirten verkündigt ward. Etwas davon spürte auch der Fabrikarbeiter H. in einer süddeutschen Stadt. Er war am heil. Abend von der Arbeit weggeblieben, um in seiner stillen Stube mit seinen zwei Söhnchen, wovon der eine sieben, der andere zwölf Jahre alt war, sich auf den heiligen Christ zu freuen und einige Stunden in ungestörter Ruhe und Behaglichkeit zu plaudern. Welch ein liebliches Bild des Glückes! Der Vater sitzt hinterm Ofen in dem bequemen Sorgenstuhl. Seine zwei Söhne lehnen sich, ganz ihrer innigen kindlichen Liebe sich hingebend, in des Vaters Schooß, blicken fröhlich ihm in das freundliche Auge und lauschen begierig seiner Antworten auf ihre kindlichen, vom Hundertsten auf's Tausendste kommenden Fragen.

„Wart ihr gestern auch beim Annchen drüben", fragte der Vater.

„Ach ja", sagte Theodor, der Jüngste, „und das Annchen hat uns erzählt, wie viel, viel Sachen ihre liebe Mama beim Christkindchen für sie bestellt hat. Auch uns will sie etwas davon geben, wenn wir brav sind."

„Nun, so seid nur brav, wie das gute Annchen drüben", sagte mit freundlichem Ernste der Vater. „Ich habe euch auch beim Christkindchen etwas Schönes bestellt."

Die Augen der Knaben leuchteten; ihr Mund jubelte.

„Aber, Vater", sagte wieder der Jüngste, „wir bekämen doch, wenn wir, wie Annchen, eine Mutter hätten, noch viel mehr. Haben wir denn schon lang keine Mutter mehr?"

Der Aelteste, Wilhelm, machte dem Brüderchen bei dieser Frage ein böses Gesicht und stieß ihm sanft in die Seite. Denn er wußte, daß der liebe Vater sich jedes Mal betrübte, so oft der gestorbenen Mutter erwähnt wurde.

„Laß ihn nur, Wilhelm", sagte der Vater, der es bemerkt hatte, indem er eine hervorbrechende Thräne gewaltsam zurückdrängte. „Da Theodor seine liebe Mutter nicht kannte, so soll er nur fleißig nach ihr fragen, damit sie ihm durch das Erzählen von ihr bekannt werde, bis er sie droben im Himmel sehen darf. Ja, Theodor, wenn deine gute Mama noch bei uns wäre, so bekämt ihr freilich viel, viel mehr Sachen. Doch sie betet für euch, daß euch nichts fehlen soll. Was möchtest du denn gerne haben, Theodor?"

„Ach", erwiderte der Knabe, „hätt' ich doch ein so schönes, kleines Weihnachtsbäumchen, wie die draußen auf dem Markt."

„Und du, Wilhelm, willst du auch ein solches?"

„Nein, Vater", antwortete schnell der Aelteste, in der Hoffnung, auf einmal seinen längst gehegten Lieblingswunsch erfüllt zu sehen; „ich möchte eins von den schönen kleinen Messerchen auf dem Markt haben, damit ich in der Schule mein Bleistift spitzen und, wenn wir spazieren gehen, mir eine Ruthe schneiden kann."

„Gut, meine Kinder, ihr sollt Beides haben", sagte liebreich der Vater und gab jedem der Knaben einige Kreuzer. „Nun lauft auf den Markt und kauft euch das Gewünschte und kommt bald wieder!"

Jubelnd stürzten die Knaben hinaus; heiter und vergnügt sah der Vater ihnen

Digitized by Google

nach. Auf seinem Gesicht spiegelte sich das Glück seines Herzens.

2.

Nach einer Stunde ging ein Mann an jenem Häuschen vorüber, in dessen Wohnstube wir eben ein freundliches, liebliches Bild betrachtet haben. Die Läden an den kleinen Fenstern waren fest verschlossen, obwohl der Tag der Nacht noch lange nicht gewichen war. Der Mann bleibt stehen; das Auffallende dieser Erscheinung erregt wohl seine Verwunderung. Er geht einige Schritte weiter — und bleibt dann wieder stehen mit gesenktem Haupte, als ob er etwas gehört und doch nicht wisse, ob er recht gehört hätte. Er trat hierauf näher an eins der Fenster heran.

„Was gibt's hier?" fragte ein anderer, der vorübergehen wollte.

„Ich weiß nicht", erwiderte der erste, „ist es Täuschung oder Wirklichkeit; mir war's, als hörte ich da drin mehrmals den verzweiflungsvollen Schrei eines Kindes."

„Merkwürdig und auffallend ist's", sagte der zweite, „daß H. schon vor der Nacht die Fensterläden geschlossen hat. Man hörte doch nichts davon, daß einer seiner Knaben krank geworden. Noch vor einer Stunde sah ich beide auf dem Markt."

„Da horch!" rief der erste mit bebender Stimme, „hören Sie nicht das schreckliche Wimmern und Stöhnen eines mit dem Tod ringenden Knaben? — Horch, horch! Ein entsetzlicher Hilferuf! Barmherziger Gott, was geht da drin vor!"

Auch der zweite hatte mit zurückgehaltenem Odem gelauscht und war auf einmal bleich geworden.

(Schluß folgt.)

Rheinzabern und seine neuesten alterthümlichen Funde.

(Schluß.)

Am Schlusse dieser Mittheilungen sei es dem Referenten noch erlaubt, die antiquarischen Reisebemerkungen von K. F. (in der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz 2 Bde. 1. und 2. Hft. 1850), in soweit diese Rheinzabern betreffen, zu besprechen. Der Verfasser schreibt S. 154. „Auch die wohlgewürdigten sogenannten Rheinzaberner Antiken sind (im Antiquarium in Speyer) vertreten. Wir weisen vorzugsweise auf das fünfseitige Deckelgefäß (Labarium) mit den Reliefbildern 5 römischer Götter hin, wovon nach Mittheilungen aus Rheinzabern dort 5 Exemplare gleichzeitig aufgefunden wurden. Das zweite und dritte derselben befindet sich in den Händen zweier Hrn. Notäre in Rheinzabern und Dürkheim. Wir wissen nicht, welche Alterthumsforscher mit dem Reste beglückt worden sind. Es sei uns noch die Bemerkung erlaubt, daß jene Reliefbilder, die aus 5 von Säulchen getragenen Bogen hervortreten, im Einzelnen nur Abformungen der Göttergestalten eines unzweifelhaft ächten Steinreliefs sind, welches auch in Rheinbayern aufgefunden wurde, und jetzt eine Zierde des Museums in Speyer ist. Die Architektur jener Bogenstellung, die pfeifenrohrartigen Säulchen, deren Fuß und Haupt der Form eines holländischen Käses entlehnt ist, bildet mit den edlen Gestalten der 5 Götter einen schneidenden Contrast und dürfte am sichersten auf den Standpunkt des Compilators jenes Kunstwerkes hinweisen, das jedoch keines Falls seinen Ursprung Rheinzabern dankt."

Anlangend das Deckelgefäß, das der Verfasser Labarium nennt, ein Ausdruck, den Referent nicht kennt, und wofür der Verfasser wahrscheinlich Lararium schreiben wollte, welche Benennung aber nicht für das Gefäß paßt, das eine Todtenurne (ossuarium s. cinerarium) ist, gehört den vieren an, die im J. 1845 in Rheinzabern gefunden wurden, die vierte Urne kann der Verfasser in Paris, Rue Gaillon Nr. 2, bei einem deutschen Landsmanne in Augenschein nehmen. Der Verfasser nennt die Göttergestalten Abformungen eines Steinreliefs: er wollte wohl Nachbildungen sagen; denn Referent begreift nicht, wie man die auf dem Gefäße vorkommenden, 25—28 Centimeter hohen Götterbilder Abformungen von einem Steinreliefe, dessen Figuren circa 50 Centimeter hoch sind, nennen kann. Der Verfasser macht

Digitized by Google

sich dann über die pfeifenrohrartigen Säulchen, deren Fuß und Haupt der Form eines holländischen Käses entlehnt ist, lustig. Würde er der Ausgrabung beigewohnt haben, die Referent im J. 1858 in Rheinzabern vornehmen ließ, so hätte er sich durch den Fund eines solchen Säulchens, das mit demselben starken Pfuhl versehen ist, überzeugen können, daß die Form antik ist. Die Archäologie ist eine so ernste Wissenschaft, daß sie alle Späße verschmäht, ein Quintchen Scharfsinn fällt bei ihr schwerer in die Wagschaale, als ein Pfund Mutterwitz und sie weist daher Vergleichungen eines Säulenpfuhls mit einem Käslaibe, eines Vulkans mit einem derben Schmiedgesellen, einer Minerva mit einer Küchenmagd als krankhafte Auswüchse zurück.

Wenn der Verfasser S. 157 den grabenumschlossenen Raum in Rheinzabern für eine römische Umwallung hält, so kann Referent diese Ansicht nicht theilen, da der Graben ihm der Ueberbleibsel einer Befestigung aus dem Mittelalter zu sein scheint, wohin die, nicht römische Bauart verrathenden Thürme weisen, die vor 30 Jahren noch an den beiden Straßenübergängen standen und zu Wohnungen benützt waren.

Der Verfasser erwähnte ferner auch der römischen Begräbnißplätze mit den Worten: „Die Gräberfelder des alten Tabernae lagen bei a. b. c. (des beigegebenen Grundpläuchens) und dürften die Reihenfolge der Zeit ihrer Benützung bezeichnen, da bei a nur Urnen, bei b Urnen und Steinsärge und bei c nur letztere gefunden werden." Was das Pläuchen anbelangt, so scheint es eine nicht sehr genaue Copie der vom bayerischen topographischen Bureau herausgegebenen Steuer-Katasterblätter zu sein. Nach diesen würde a) die Rebgärten, b) die 24 Morgen und c) die Oberstboth bezeichnen. Wenn der Verfasser glaubt, daß die angegebene Reihenfolge der Gräberfelder die Zeit ihrer Benützung bezeichne, so daß also zuerst die Verbrennung der Leichname (Urnen), dann die Verbrennung und Beerdigung (Urnen und Särge) und zuletzt nur die Beerdigung (Särge) stattgefunden haben, so theilt Referent diese Ansicht nicht, sondern ist der Ueberzeugung, daß Verbrennung und Begraben in Rheinzabern gleichzeitig geschah; denn in den Rebgärten fand man dicht neben den Urnen auch unverbrannte Leichname in Särgen und in bloßer Erde. Die eine und die andere Art der Beisetzung scheint von individueller religiöser Ansicht abgehangen zu sein. Der Verfasser erwähnt nur der Steinsärge und übergeht die, rücksichtlich ihrer Construction viel interessanteren Thonplattensärge.

Nicht verlässig scheint dem Referenten die Angabe (S. 158), daß man Fragmente von Reiterstatuen mehrfach aufgestellt finde. Außer dem Reiter, unter dessen Pferd die weibliche, in einen geringelten Schweif sich endigende Frauengestalt liegt, wurde keine Reiterstatue gefunden. Von dieser eigenthümlichen Gruppe erinnert sich aber Referent auch nur eine einzige aus Stein, im Hofe des Hrn. Notärs M. gesehen zu haben, die wahrscheinlich dem Verfasser in der Mehrzahl vorschwebte.

Anlangend die Bemerkung des Verfassers: „Jeder Bewohner von Rheinzabern ist ein halber Antiquar, die Matadore führen einen Namen in der alterthumsforschenden Welt, stehen in Geschäftsverbindung mit Mainz, Wiesbaden Karlsruhe, München und haben Commanditen in Paris", so hätte derselbe, statt sich der zu keinem Zwecke führenden Ausdrücke Matadore und Commanditen zu bedienen, besser daran gethan, die Namen jener heillosen Wichte, welche die Alterthümer fälschen und colportiren — vorausgesetzt, daß er sie weiß — an den literarischen Pranger zu heften, wohin sie gehören. Dadurch würde er sich den Dank der Alterthumsforscher sicher erworben haben.

„Südöstlich von Rheinzabern, bemerkt der Verfasser (S. 159), dort, wo ein uralter Weg nach Jockgrim, tief eingeschnitten, den Otterbach kreuzt, liegen die 24' Seitenlänge haltenden Fundamente eines Römerbades in schattiger Waldnacht, die vereint mit einer leichten Biegung des Hochufers und dem murmelnden Spiele der Wellen einen Zauber geben, welchen die Römer für ihre religiösen Luxusbauten so glücklich aufzufinden wußten. Die Fundamente des vermeintlichen Römerbades sind noch

Digitized by Google

nicht aufgedeckt, sie können ihrer Lage entsprechend, auch einem Tempel der Diana angehören. Ein Stein mit neuer Inschrift bezeichnet die Stelle ꝛc." Der Verfasser scheint über die an diesem Orte stattgefundenen Ausgrabungen und ihre Resultate nicht mit sich im Reinen zu sein. Er hätte sich hierüber Gewißheit bei Hrn. Lycealprofessor Rau in Speyer verschaffen können, der mit ebensovieler Umsicht als Ausdauer die Aufdeckung der Gebäudefundamente leitete und selbst die Worte der Inschrift, die so lauten: „Auf dieser Stelle wurden — die Grundlagen eines — römischen Bades entdeckt 1855. — Wieder zugedeckt 1857", hätten ihm Auskunft gegeben. Zuerst spricht der Verfasser, im Sinne der Inschrift, von einem Bade, dann sagt er im Widerspruche mit dieser: die Fundamente des vermeintlichen Bades sind noch nicht aufgedeckt und endlich bemerkt er, diese Fundamente könnten, der Lage nach, einem Dianentempel angehört haben. Die letztere Ansicht hätte der Verfasser wohl nicht geäußert, wäre ihm bekannt gewesen, daß in geringerer Entfernung von diesen Gebäudeüberresten 3 Töpferöfen aufgefunden worden sind. Töpferöfen baut man wohl in der Nähe eines Privatgebäudes, nicht aber eines Dianentempels. Die Gebäudeüberreste gehörten jedoch weder einem Bade, noch einem Dianentempel an, noch bildeten sie ein großes Nichts, wofür sie ein Forstmann bei der Aufgrabung erklärte, sondern sie waren die Grundmauern eines, mit gewöhnlicher, unterirdischer Luftheizung versehenen Wohnhauses.

Schließlich bemerkt der Verfasser (162): „Auch kommen Legionsziegel der IV., XIV. und XX. häufig vor; uns sind nur solche der XIV. zu Gesicht gekommen, welche sich durch Buchstaben R und N, A und G, in den Griffen auszeichnen. Andere Randziegel tragen den Stempel PORTS."

Diese Aufzählung bedarf der Ergänzung. Die Stempel sind die folgenden, LEG I ADI — LEG IIII — LEG IIII AVG — LEG XIIII G — L XIIIIG (mit verschiedenen einzelnen Siglen in den Griffen. Ein besonders schöner Stempel gibt L XIIII RT ligirt. Ferner L XXII PPF — MENAP — VIND. Die legio XX kommt nicht vor. Statt PORTS wie der Verfasser liest, lautet der Stempel PORTIC mit einem nach C abwärts gehenden Striche, als Abkürzung für VS : T und I sind verbunden.

Der Verfasser ersieht nun aus dem Gesagten, daß sich bei einer flüchtigen Durchreise durch Rheinzabern nicht viel Gründliches über dessen Alterthümer sagen lasse; möge er daher für künftige Fälle Horazens goldenen Mahnspruch beherzigen:

Sumite materiam vestris, qui scribitis aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri!

Prof. Jos. v. Hefner.

* Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
In jedem Haus erblickst du mich,
Mein Inhalt, der erfreut oft dich;
Ich nenne viele Namen dir,
Und manchen Witz hast du aus mir.

2. 5. 1. 7. 8.
Ganz von Eisen bin ich gemacht,
Rette manches Schiff in Sturmesnacht;
Bald bin ich groß, bald bin ich klein,
Doch wird stets dieselbe Form dasein.

2. 6. 7. 8.
Gefärbet bin ich blau;
Mein Saft, der wallet lau;
Dieser ist von Farbe roth.
Schlag ich nicht, so bist du todt.

4. 5. 6. 7.
Sehr Vielen pocht das Herz,
Komm ich herangerückt,
Dann mehre ich den Schmerz,
Der Leib und Seele drückt.

N.....ß. R.

Auflösung der Charade in № 27:

Handkuß.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 30. Speyer, Samstag 14. April 1860.

* Eine Menschengeschichte von zwei Stunden.

(Schluß.)

Wie von einem Gedanken getrieben, eilten beide Männer an die Hausthüre. Aber sie war verschlossen. Sie klopften — Alles blieb still. Immer angstvoller ertönte drinnen in kleinen Zwischenräumen das Wimmern und der Hilferuf. Indessen hatte das Lauschen und dann das Klopfen der beiden Männer eine große Menge Menschen aus der Nachbarschaft herbeigezogen, zu welcher sich alle Vorübergehenden gesellten, welche das Häuschen mit den fest geschlossenen Läden und den Schreckenslauten darin wie ein schauerliches Geheimniß anstarrten, und vergebens in allerlei Muthmaßungen sich ergingen. Sollte da ein Einbruch und mörderischer Ueberfall geschehen sein? Doch nein, am hellen Tage ist das nicht denkbar, und dazu war H. ja ein armer Mann. Oder sollte einer der Knaben in Sterbensnoth liegen? — Nein — denn vor einer Stunde hat man sie noch munter herausspringen sehen.

Ein Polizeidiener, der beim ersten Blick auf den Volksauflauf mit raschen Schritten vor dem Häuschen erschienen war, beeilte sich, den rechten Schlüssel zu dem unheimlichen Geheimniß herbeizuschaffen. Denn als alles Klopfen an der Thüre und den Fensterläden ohne Erfolg blieb, schickte er Jemand in eine nahe Schmiede, um ein Brecheisen zu holen. Mit großer Anstrengung wurde die Hausthüre erbrochen. Die Leute drängten sich mit athemloser Hast, der Polizeidiener an der Spitze, hinein. Aber die verschlossene Stubenthüre war ein neues Hinderniß. Vergebens alles Klopfen und Hämmern! Und das furchtbare Keuchen in der Stube, in welches sich das Wimmern und Stöhnen indeß verwandelt hatte, schien jeden Augenblick unendlich kostbar zu machen.

Mit einem einzigen Ruck hatte die mächtige Kraft eines Schmiedes die Thüre aus dem Schlosse gesprengt.

Welch ein Anblick! Er übertraf auch die furchtbarste Ahnung!

Auf dem Tischchen brannte bleich eine Kerze. Ihr falber Schein spiegelte sich in einem Blutstrom auf dem Boden. Mitten in der Stube lag Wilhelm mit durchschnittenem Halse, sein Vater kniete auf dem armen, mit dem Tode ringenden Knaben, in der rechten Hand ein Messerchen, wie man es für einige Kreuzer auf dem Markte kauft. In der Ecke hinter dem Bette kauerte bebend und bleich wie der Tod Theodor.

Ein Schrei des Entsetzens durchfuhr die hereinströmende Versammlung.

„Unglücklicher", schrie der Polizeidiener, „was machst du da?"

Ruhig erhob sich der Vater von dem sterbenden Kinde. Sein Gesicht war farblos, sein Auge gläsern und unheimlich leuchtend; über die eisige Blässe seines Gesichts spielte jenes schreckliche Lächeln, welches dem Wahnsinn eigen ist.

„Was ich da mache?" fragte er wie verwundert. „Ich mache nichts, als was mir Gott befohlen; ich opfere meinen geliebten Sohn. Wie? Ihr dringt zu mir herein, wie zu einem Verbrecher? Ich weiß, diese große That ist kein Verbrechen. Doch werft mich in den Kerker — ich will gerne unschuldig leiden, um so größer wird das Opfer. Seht da, das neue unbefleckte Opfermesser hat sich mein Söhnchen selbst gekauft."

Es blieb kein Zweifel, der Unglückliche war wahnsinnig.

Digitized by Google

Das Irrenhaus nahm ihn auf und bis zum letzten Hauche betheuerte er seine Unschuld.

Diese Geschichte ist keine Fiction; die erzählte Thatsache ist volle Wahrheit. Auch sei für diejenigen, welche gerne solche religiöse Manie aus ernster Frömmigkeit herleiten, um diese selbst zu verdächtigen, ausdrücklich bemerkt, daß der unglückliche Vater durchaus nicht zu den „Frommen" gehörte, sondern ein einfacher, nüchterner, fleißiger Arbeiter war, der nie ein tieferes Interesse für das Christenthum zeigte.

Und so schließen wir mit der Frage: wer durchdringt die Nachtseiten des menschlichen Lebens? — und mit dem Gebet des Psalmisten (Ps. 40, 12): Laß deine Güte und Treue allewege mich behüten!

Ch. B.

* Die Napoleoniden.

Zum zweiten Male in unserm Jahrhundert spielt die merkwürdige Familie der Napoleoniden eine Rolle in der Weltgeschichte, die auf deren Gang den größten Einfluß übt. Es wird daher für viele Leser von Interesse sein, wenn wir hier eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller ihrer Glieder geben, wobei wir die bereits verstorbenen mit einem † bezeichnen.

Der Vater Napoleons I. war bekanntlich † Karl Bonaparte, geb. 1746, ein corsischer Edelmann, der mehrere hohe Aemter in Corsica bekleidete, und beim königlichen Hofe in Paris in Ansehen und Gunst stand. Er starb 1785 zu Montpellier. Er war vermählt mit

† Maria Lätitia Ramolino, einer schönen Patriciertochter von Ajaccio, geb. 1750. Sie erlebte den Glanz und den Sturz ihrer Kinder. Im Jahre 1799 nach Paris gezogen, erhielt sie nach Napoleons Thronbesteigung den Titel Madame Mère und einen Hofstaat, lebte nach jenes Fall mit ihrem Stiefbruder Cardinal Fesch theils in Rom, theils in Ravenna und starb erst 1836. Sie hatte mit ihrem Gemahl acht Kinder, nämlich: Joseph, Napoleon I., Lucian, Maria Anna, Ludwig, Carlotta, Annunciata und Hieronymus, von denen nur noch der letztere lebt. Wir führen sie dem Alter nach auf:

I. † **Joseph**, geb. 1768, König von Neapel und dann von Spanien, nach der Katastrophe seines Bruders als Graf Survilliers in Amerika, England und Italien lebend, und zu Florenz 1844 gestorben. Mit seiner 1845 gestorbenen Gemahlin Julie Clary, Schwester der Gemahlin Bernadotte's, Königs von Schweden, hatte er nur zwei Töchter, nämlich:

1. † Zenaide, geb. 1801, gest. 1854, vermählt mit Karl Lucian Bonaparte, Lucians Sohn, und Mutter von 11 Kindern (s. unten III. 3.). Sie ist Uebersetzerin einiger Schauspiele von Schiller.
2. † Charlotte, geb. 1802, gest. 1839, vermählt mit Nap. Ludwig Bon., dem älteren, 1831 kinderlos verstorbenen Bruder des jetzigen Kaisers.

II. † **Napoleon I**, Kaiser der Franzosen, geb. 1769, gest. 1821. Er war vermählt seit 1796 mit

a) † **Josephine**, geb. 1763, Tochter des französischen Hafencapitäns auf der Insel Martinique Tascher de la Pagerie; dieselbe war in erster Ehe vermählt mit ihrem Landsmann, dem in der Schreckenszeit 1794 zu Paris hingerichteten General Alexander Vicomte de Beauharnais, mit dem sie zwei Kinder zeugte. Im Jahre 1804 als Kaiserin gekrönt, wurde 1809 ihre Ehe mit Napoleon geschieden; seitdem lebte sie mit kais. Titel und Luxus zu Navarre bei Evreux, wo sie 1814 starb. Ihre beiden Kinder hatte deren Stiefvater Napoleon I. adoptirt; dieselben sind:

1. † Eugen Rose, Vicomte de Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg, unter dem Kaiserreich Vicekönig von Italien, später Großherzog von Frankfurt, ist geb. 1781 und gest. 1824 in München. Aus seiner Ehe mit Amalie Auguste, gest. 1851, der ältesten Tochter des Königs Max I. von Bayern, stammen:
   α) Josephine, Wittwe des Königs Oskar von Schweden;
   β) † Eugenie, gest. 1847 als Gemahlin des Herzogs Friedrich von Hohenzollern-Hechingen;

Digitized by Google

γ) Amalie, Wittwe des Kaisers Dom Pedro von Brasilien;

δ) † Theodolinde, gest. 1857 als Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg;

ε) † Karl August, vermählt mit der 1853 gestorbenen Königin Donna Maria von Portugal, und gest. 1835. Ihm war eine Zeit lang der belgische Thron bestimmt.

ζ) † Max, geb. 1817, vermählt 1839 mit der Großfürstin Maria Nikolajewna, der ältesten Tochter des Kaisers Nicolaus, ward kais. russ. Prinz und starb 1852. Er hinterließ sechs Kinder: Nicolaus, Maria, Eugenia, Eugen, Sergei und Georg, die sämmtlich griech. Conf. sind und den Titel kais. Hoheit haben.

2. † Hortense, Königin von Holland und nachmalige Herzogin von Leu, Mutter des jetzigen Kaisers Napoleon III. und Verfasserin der Mémoires: La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre 1833. Sie lebte nach dem Sturze Napoleons in Augsburg, Italien, und auf Arenenberg, wo sie 1837 starb.

Außerdem adoptirte Napoleon die ihre Stief-Geschwister überlebende

3 † Stephanie, geb. 1789, eine Tochter des Grafen Claude Beauharnais, der ein Sohn des Vatersbruders von dem ersten Gemahl der Josephine war. Sie ward 1806 vermählt mit dem Großherzog Karl Ludwig von Baden; Wittwe seit 1818, starb sie am 29. Jan. 1860 zu Nizza. Als Adoptivschwester der Hortense war sie die Tante Napoleons III. Ihre zwei Töchter sind:

α) Josephine, Gemahlin des Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, und

β) Marie, Gemahlin des Herzogs von Hamilton.

Im Jahre 1810 vermählte sich Napoleon I. zum zweiten Mal und zwar mit

b) † **Maria Luise**, geb. 1791, älteste Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, später Herzogin von Parma, Piacenza und Guastella und morganatisch vermählt mit dem österr. G.-F.-M.-L. Grafen v. Neipperg. Sie starb 1847 zu Wien. Ihr einziger Sohn von Napoleon war

4. † Napoleon II., König von Rom, später Herzog von Reichstadt, geb. 1811 und gest. 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Persönlichkeit Napoleons III. Die Warschauer „Gazeta Codzienna" bringt folgende interessante Schilderung der äußern Erscheinung des Kaisers Napoleon: Die Person des französischen Machthabers bietet, wie in moralischer, so auch in physischer Beziehung, ihre wunderbaren Seiten, die oft auch ein sehr scharfblickendes Auge nicht zu durchdringen vermag. Das Aeußere des Kaisers spricht auf den ersten Anblick wenig zu seinem Vortheil. Ein weniger als mittlerer Wuchs, eine etwas vorgebeugte Haltung, ein müder und schleppender Gang, ein Antlitz ohne Ausdruck zwar, aber doch nicht ohne tiefe Bedeutung, ein halb erloschener Blick, gleichwie versunken in ferne Nebel, in denen er dem gewöhnlichen Auge nicht erreichbare Gegenstände zu erschauen scheint: das sind die ersten Eindrücke, von welchen sich ein unparteiischer Beobachter beim Anblicke des Kaisers der Franzosen betroffen fühlt. Dahingegen verleiht der Gehörsinn diesen Eindrücken des Auges eine sehr auffällige Abschattung, denn die Stimme des Kaisers tönt mit einem seiner Persönlichkeit etwas widersprechenden Klange. Diese Stimme erschallt sicher, kernig, wunderbar harmonisch, metallisch. Die Worte rollen nach einander hervor, nicht halb verschluckt, wie es in der Pariser Aussprache gewöhnlich der Fall ist, vielmehr vollendet, abgesetzt, selbstständig und sorgsam abgewogen, so oft die Sache das werth ist. So scheint die Stimme eine gewisse Energie zu bekunden, welcher im Uebrigen die körperliche Erscheinung nicht entspricht. Dessen ungeachtet bleibt es schwer, aus dieser zerrütteten Aeußerlichkeit über den physischen Zustand der Kräfte eine schmeichelhafte Vorstellung zu gewinnen. Nehmen wir nun ein Mal an, daß Derjenige, welcher so den Kaiser scharf betrachtet und aus seinen gemachten Wahrnehmungen die Ueberzeugung von dessen nahem Ausgange ge-

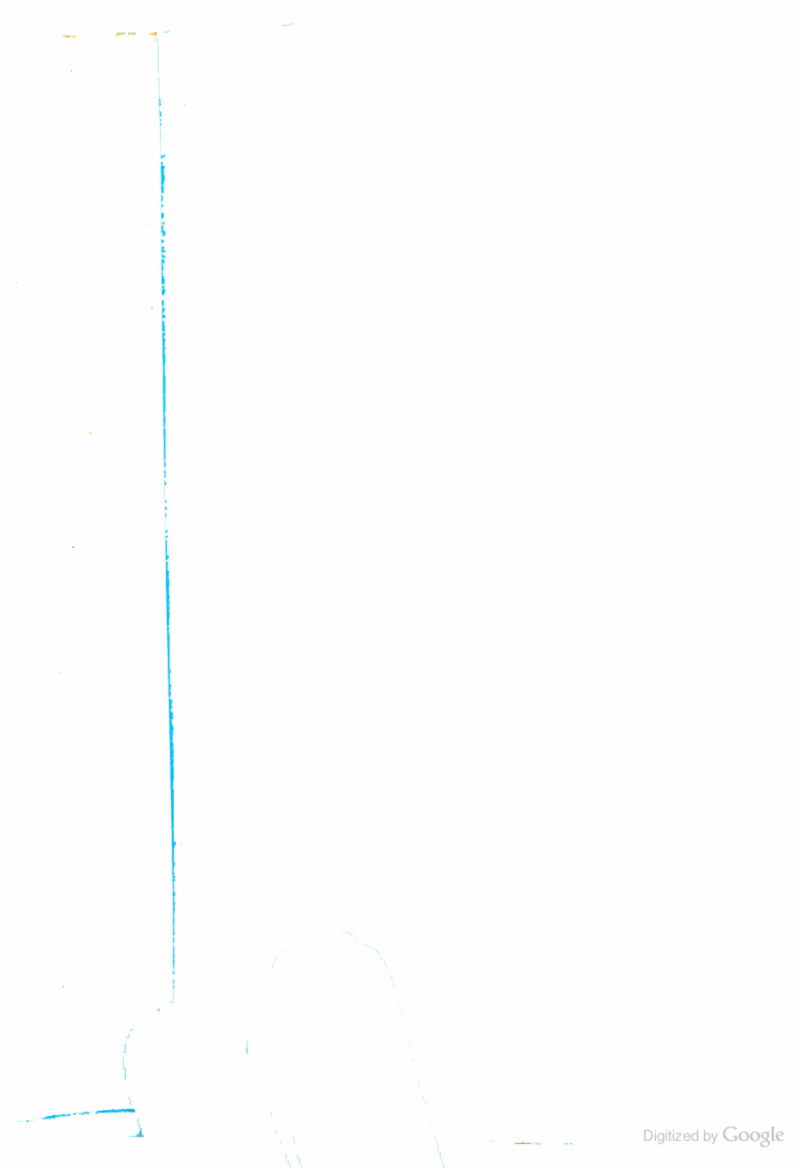
Digitized by Google

wonnen hat, plötzlich unter das Getümmel der Hofjagden von Compiegne oder auf die weiten Rasenflächen von Villeneuve l'Etang, der Sommerresidenz des Kaisers, dicht dort neben St. Cloud, sich versetzt finde. Da gewahrt er an der Spitze der Jäger einen Reiter, der auf seinem feurigen Thiere über Gräben und Zäune setzt und die Schaar des Hofgesindes weit hinter sich läßt — kein Wunder, denn ununterbrochen seit sechs Stunden währt die Hetze und Menschen und Thiere klappen vor Ermüdung zusammen; nur jenem vordersten, dem Reiter, scheint noch kein Gedanke an Ruhe im Kopfe zu dämmern — und jener Reiter ist der Kaiser. Und wieder in Villeneuve, nach der Tafel, wenn die Sonne sich bereits zum Niedergange anschickt, da sieht ihr den Wirth und die Gäste sich auf dem Rasen mit gymnastischen Uebungen und Ringkämpfen aller Art belustigen. Die geschniegelten Kammerjunker, denen kaum der erste Flaum auf der Oberlippe keimt, schnappen längst aus tiefer Brust nach Luft, und nur Einer aus der Gesellschaft, obgleich er vom Anfange bis zum Ende nicht einen Augenblick Ruhe gehabt, zeigt eine trockene Stirn und ruhigen Athem. Dieser wilde Jäger, dieser Athlet ist der Kaiser und doch hindert das wiederum nicht, daß Jemand, der wenige Minuten nach der Jagd, einige Augenblicke nach jenen Ringkämpfen, Napoleon III. zum ersten Male zu Gesicht bekäme, mit dem besten Glauben bei sich meinen dürfte, spätestens nach einem Monate würden wohl die Bewohner der Hauptstadt auf dem Tuilerienplatze die schwarze Trauerflagge flattern sehen.

Ein Jugendfreund des Czaren Nikolaus. Der „Börsenhalle" schreibt man aus Warschau: Bekanntlich erließ Kaiser Alexander II. in Anlaß seiner Thronbesteigung ein Amnestie-Decret, durch das auch viele von den 1825 bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus wegen Theilnahme an der Verschwörung zu lebenslänglichem Exil nach Sibirien Verurtheilten zu einer Milderung des Strafurtheils begnadigt wurden. Außer Anderen wurde auch der Name des ehemaligen Marine-Offiziers Michael Küchelbecker, von deutscher Abkunft, im Verzeichniß vermißt. Er gehörte zu den Häuptern der Verschwörung und Jugendgespielen des Kaisers Nikolaus. Als der Kaiser vor der Front des meuterischen Sappeur-Bataillons erschien und ausrief: „Auf die Kniee, Rebellen, ich bin Eurer Kaiser!" wozu ihn bekanntlich die noch lebende Kaiserin-Mutter, seine Gemahlin, nach langem Kampf veranlaßte, da legte Küchelbecker das Pistol an, um ihn vom Pferde zu schießen, ward aber daran verhindert, da ein Unteroffizier ihm die Waffe aus der Hand schlug. Küchelbecker floh nach Warschau; hier wurden jedoch allabendlich den Soldaten so genaue Steckbriefe von dem Verfolgten vorgelesen, daß er bei der Frage nach dem Quartier des Generals Essatoff von Soldaten des russischen Garde-Regiments Wolhynien erkannt, verhaftet und nach Petersburg gebracht wurde. Der Kaiser ließ ihn vor sich bringen: „Du solltest mich doch besser kennen, um solche Anschläge gegen meine Thronbesteigung in Dir aufkommen zu lassen; bereue und ich will Dich gnädig ansehen!" Küchelbecker antwortete: „Eben weil ich Dich kenne und weiß, was Deine Regierung Rußland sein wird, bereue ich nur, daß es uns mißlungen; ich mag nichts um den Preis, meiner Ueberzeugung untreu zu werden." — Der Kaiser wandte sich von ihm ab und ging. Seitdem wurde Küchelbecker verurtheilt und man wußte nicht, wo er geblieben war. Jetzt erst durchläuft die Kunde von seinem Tode Rußland und Polen. Er starb im September vorigen Jahres in dem Städtchen Bargusin, der Landschaft Sabajkal in Ostsibirien, nachdem er 34 Jahre im Exil zugebracht. Mühselig hat er hier in einer elenden Hütte sein Leben gefristet, denn er hat die jährliche Unterstützung von 114 S. R. von der Regierung zurückgewiesen. Er hatte sich mit einer Russin griechischer Religion verheirathet, die ihm sechs Töchter schenkte. Auf die Denunciation eines Popen wurde diese Verbindung ein Quell des Trübsals. Man hatte ermittelt, Küchelbecker hätte vor der Verheirathung mit seiner Frau als Taufpathe fungirt, wodurch nach der griechischen Religion eine sakramentalische geistige Verwandtschaft eintritt, welche eheliche Verbindung zwischen solchen Geschwistern als sündhaft ausschließt. Die heilige Synode sprach die Ungültigkeit der Ehe aus und die Kinder büßten als Bastarde den Namen ihres Vaters ein.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 39. Speyer, Mittwoch 16. Mai 1860.

Philister.*)

Von

F. Friedrich.

Philister — wer kennt nicht dieses Wort! Von den lustigen Burschen, den Studenten, die einen jeden, der nicht ein Bursch ist, wie sie, Philister nennen, ist es ausgegangen und hat sich ein Heimathrecht auf dem ganzen deutschen Boden erworben. Philister! Auch wir gebrauchen dies Wort, in allen Schichten des Volkes ist es eingebürgert.

„Er ist ein Philister" — Wer kennt nicht diese Bezeichnung! — Das ist ein Mensch, jung oder alt, hoch oder niedrig, arm oder reich, dessen höchste Interessen die niedrigen Preise der Kartoffeln und des Kaffees sind, mit langem Rock und Hühneraugen langsam, bedächtig durch das Leben pilgert und fast nie seine pedantisch wichtige Miene verliert. Der nur lächelt, wenn andre jubeln, der nur seufzt, wenn das Korn mißräth, der die grade Chaussee den lustigen Pfaden durch Wiesen und Wälder vorzieht, der seine Steuern stets am richtigen Tage bezahlt, seine Frau nur küßt, wenn ihr Geburtstag ist, und mit pedantisch wichtiger Miene, den Rock sorgfältig zugeknöpft einst auch in den Himmel einspaziert. Das ist ein Philister. — Er ist ein Mensch, aber ein Stück Fabrikarbeit der Natur. Der eine sieht wie der andre aus, steif, mit kurzem Backenbart und langen Vatermördern. Er mag ein gemüthlicher Mensch und guter Bürger sein, aber der Himmel behüte uns vor dem Namen eines Philisters.

*) Hausblätter.

Wenige Menschen nur werden die Entstehung dieser Bezeichnung kennen. In Jena, der alten Saalstadt, von wo so manches lustige Wort, so manche tolle That ausgegangen, ist es entstanden. Dorthin wandert. Gleichviel ob ihr von Weimar oder Apolda kommt, ehe ihr in die eigentliche Stadt gelangt, müßt ihr unter einem alten Thurme hindurch schreiten; das ist das Johannisthor und der Johannisthurm. Ihn schaut euch näher an. Das ist ein altes Haus, fest, viereckig und hoch, so daß man von seinem Gipfel eine herrliche Aussicht genießt über die traute Stadt hin zu den Bergen und Thälern ringsum. Mehrere alte Wahrzeichen prangen noch jetzt an ihm. An der westlichen Seite befindet sich ein erkerartiger Vorbau, ein kleines Gefängniß, der sogenannte „Käsekorb." Dorthin wurden einst alle liederlichen und schlechten Weibsbilder, welche anders lebten als es dem gestrengen Magistrate der Stadt gefiel, zur eigenen Schande, zum besondern Exempel für andre, vorzugsweise aber zur Belustigung der Studenten gebracht. An den vier oberen Ecken des Thurmes blicken ebenso viel in Stein gehauene, hervorspringende Affengestalten grinsend herab. So sah dieser alte Thurm bereits vor mehreren Jahrhunderten aus. Oben auf ihm wohnte damals der Wein- und Bier-Rufer, der zugleich die Nachtwache auf ihm hatte. Unten am Thor hatten die Thorwächter ihre Wohnung.

Es war im Sommer des Jahres des Herrn 1624. Sowohl in Jena wie überall herrschte damals ein freies lustiges Leben. Der dreißigjährige Krieg hatte allenthalben die Gesetze ein wenig gelockert, und Gensd'armen und Polizeidiener gab es dazumal noch nicht. Die Studenten hatten das Uebergewicht in Jena, aber die Bürger ließen die fortwährenden Neckereien derselben keineswegs ruhig

Digitized by Google

über sich ergehen, weil es damals eben noch keine Philister unter ihnen gab, und manche ernsthafte Händel wurden zwischen den Burschen und Bürgern ausgefochten.

In dem Sommer dieses Jahres lagen die Burschen mit den Bewohnern der Johannisvorstadt in fortwährendem Streite. Das Necken und Hänseln von beiden Seiten nahm kein Ende. Die Burschen ließen ihre Degen nicht nutzlos an ihren Seiten hängen, und die Bürger führten noch Schwerter und Hellebarden.

Eines Abends kam es in der Vorstadt zum heftigen Kampfe. Die Burschen, bei weitem in der Minderzahl, wurden von den Bürgern zurückgedrängt und wollten sich durch das Johannisthor in die innere Stadt zurückziehen. Da fiel es den Thurm- und Thorwächtern — diese Leute steckten schon damals ihre Nase zwischen alles — ein, das Thor zu verschließen und die Burschen der Erbitterung und Uebermacht ihrer Verfolger preis zu geben. Es waren alte grämliche Gesellen, die sich auf ihr geliefertes ledernes Wamms und die alten Hellebarden, welche sie führten, gewaltig viel einbildeten und glaubten, die Burschen müßten solchen Respect vor ihnen haben, wie sie vor sich selbst hatten.

Zum Glück bemerkten die Studenten das Vorhaben der Wächter noch früh genug und drängten das Thor gewaltsam auf, ehe es völlig verschlossen war. Es würde den Wächtern übel ergangen sein, hätten die Burschen sie in ihre Gewalt bekommen, zum Glück besaßen sie aber schon damals jene trefflichen Eigenschaften, welche noch heutigen Tages ihre Standesnachkommen auszeichnen. Mürrisch und grob zum Entsetzen, verstanden sie es, ihre Haut zeitig genug ins Trockne zu bringen, sobald für dieselbe etwas zu fürchten war. In den starken Mauern des Thurmes waren sie gegen jeden Angriff gesichert.

„Habt nur Geduld, ihr Affenwächter, wir wollen eure Heimtücke heimzahlen!“ rief einer der Studenten drohend mit Bezug auf die an den Thurmecken angebrachten Affen. Kaum hatte er aber das Wort hervorgebracht, so wiederholten alle Burschen, welche durch den Lärm zusammen gerufen waren: „ha, Affenwächter, Affenwächter!“ und immer und immer wurde dies Wort jubelnd wiederholt.

Dieses neue Wort wurde von jetzt an unter den Burschen die einzige Benennung für die Wächter dieses Thurmes. Keiner der Studenten ging vorüber, ohne daß er ihnen lachend: „Affenwächter!“ entgegenrief, und je mehr sich die alten grämlichen Gesellen darüber erzürnten, um so häufiger mußten sie es hören. Ihre Ruhe war dahin. Saßen sie ruhig beim Landsknecht, so schreckte sie plötzlich der Ruf: „Affenwächter!“ vom Spiel auf und sie eilten hinaus, den frechen Rufer zu erfassen — natürlich vergebens. Oder hatten sie sich Mittags auf ihr Lager hingestreckt, um das aus der nahen Rose geholte Bier zu verschlafen, so wurden sie mit einem Male durch den lauten Ruf: „Affenwächter, Affenwächter!“ von wohl zwanzig Kehlen aufgescheucht, und ihre ganze Schaar erschien zornergöthet und vor Wuth schäumend vor dem Thore. Die Burschen standen indeß außerhalb des Bereiches ihrer Hellebarden, und der erneute und jubelnd wiederholte Ruf: „Ha, die Affenwächter, die Affenwächter!“ trieb die alten finstern Männer wieder in ihre Höhlen zurück.

Die Burschen ließen sich indeß an diesem Uebermuthe noch nicht genügen. Eine Anzahl von ihnen stopfte eine Figur mit Affenkopf und Schwanz aus, zog ihr ein ledernes Wamms an, wie es die Wächter trugen, und gaben ihr eine Hellebarde in die Hand. Auf hoher Stange trugen sie dieselbe zum Johannisthor, und der Hohn war zu deutlich, so daß ihn die Wächter verstanden haben würden, wäre ihnen auch nicht: „Ein Affenwächter, ein Affenwächter!“ entgegen gerufen worden.

Das war zu viel für ihre Geduld. Mit ihren Hellebarden bewaffnet brachen sie sämmtlich rasch aus der Thorwache hervor, stürzten den Fliehenden nach und erfaßten einen Studenten, der arglos und an dem Hohne unbetheiligt aus der Rose kam. Sie achteten nicht darauf — er war ein Bursch, an ihm wollten sie ihre Wuth kühlen, und sie erschlugen ihn. Eilig zogen sie sich darauf in das starke Thor zurück.

Das setzte einen Aufruhr unter den Burschen! Einer der Ihren von den Affen-

Digitized by Google

wächtern erschlagen! Sie hätten das ganze Thor gestürmt und die schändlichen Gesellen vom Thurme hinabgestürzt, hätte nicht der Magistrat und der Prorector sich zeitig genug ins Mittel gelegt. Der Stadthauptmann erschien mit seinen Kriegsknechten, besetzte das Thor, und die Affenwächter wurden fortgeführt ins Gefängniß zur Untersuchung. Dies allein konnte die aufgeregten Studenten etwas beruhigen, freilich hätten sie die groben Gesellen lieber eigenhändig aufgeknüpft, das war sicherer.

Die Beerdigung des Erschlagenen erfolgte am folgenden Tage mit dem größten Pompe. Alle Studenten und Professoren folgten dem Sarge. Dem Zuge voran schritt der Kirchenrath und General-Superintendent Götze in vollem Ornate. Als der Sarg auf dem Friedhofe in die Erde gesenkt war, hielt er eine lange und feierliche Leichenrede über den Text, Buch der Richter 16. 20 „Philister über dir!“ und schilderte es, wie der Erschlagene von den Wächtern überfallen sei, wie einst Simson von den Philistern.

Der lustige Sinn der Studenten griff dies Wort auf. Von diesem Tage an nannten sie alle Thorwächter und Diener des Magistrats und der Stadt „Philister“, dann alle Bürger. Diese Benennung verbreitete sich zu anderen Universitäten und drang ins Volk ein. Jetzt ist kein Bursch, der sie nicht kennt, und die Menschenspecies der Philister mehrt sich von Tage zu Tage. Sie wachsen und gedeihen auf deutschem Boden vortrefflich, und von ihrer Menge kann man sich überzeugen, so oft der Zollverein die Steuer für die Zuckerfabriken erhöht. Dann erheben sie alle ein gemeinsames Zetergeschrei, denn dann wird der Zucker theurer. —

* Die protestantische Kirche zu Ludwigshafen.

In Ludwigshafen sind bekanntlich zwei neue Kirchen im Bau begriffen, die nicht nur den Zwecken der wachsenden Gemeinden durch Geräumigkeit entsprechen, sondern auch der werdenden Stadt zur Zierde gereichen sollen. Die katholische wird im Rundbogenstyl ausgeführt und ihr Mauerwerk ist bereits so weit gediehen, daß ihre Formen ziemlich klar vor das Auge treten. Nicht so weit ist man bis heute mit dem Bau der protestantischen gelangt, deren Plan durch Herrn Oberbaurath v. Voit in München im gothischen Styl entworfen ist, und deren Aeußeres darum schon reicheren architektonischen Schmuck erhalten muß.

Wir hatten noch nicht Gelegenheit, die Pläne der beiden Kirchen zu sehen, aber das unter Leitung von Grüneisen, Schnaase und Schnorr herausgegebene „Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus“ bringt uns in Nro. 5 des laufenden Jahrgangs einen kurzen Aufsatz über die neue protestantische Kirche zu Ludwigshafen von Herrn Oberbaurath v. Voit selbst. Demselben sind vier äußerst saubere Holzschnitte beigedruckt, welche uns den Grundriß, die Façade, den Durchschnitt und die Seitenansicht der Kirche klar vor Augen stellen.

Von höchster Stelle war dem Architekten zur Aufgabe gemacht, den Plan zu dieser Kirche in einem Baustyle zu entwerfen, welcher die Elemente mittelalterlich deutscher Bauweise, jedoch modificirt nach den Verhältnissen und Anforderungen der gegenwärtigen Zeit, erkennen lasse. Er spricht sich nun jenen Kunstverständigen gegenüber, welche die Entwickelung des gothischen Styls im Mittelalter für abgeschlossen und jeden Versuch, ihn unsern Verhältnissen anzupassen, für verfehlt erklären, dahin aus, daß auch die gothische Architektur, gleich der griechischen und römischen, einer angemessenen Fortbildung und Anpassung für die Verhältnisse späterer Zeitalter fähig sei. Wir sind mit ihm dahin einverstanden, daß es namentlich bei derartigen Aufgaben viel zweckmäßiger sei, den Blick auf Vergangenes und Vorhandenes zu richten und sich an geschichtliche Vorgänge anzuschließen, als sich mit dem Gedanken zu tragen, einen neuen Baustyl für die Jetztzeit zu erfinden und zur Herrschaft zu bringen. Wir halten wenigstens unsere Zeit dazu nicht berufen und geeignet und haben über dem eiteln Bestreben nach Originalität auf diesem Felde noch wenig Schönes, wohl aber schon manche architektonische Mißgeburt entstehen sehen.

Auch die Frage, ob man berechtigt sei,

Digitized by Google

eine protestantische Kirche im gothischen Styl zu erbauen, befaht Herr v. Voit natürlich und sagt, der Entwurf einer solchen für Ludwigshafen wolle eine Antwort auf diese Frage sein. „Der byzantinische, romanische, gothische Baustyl hat sich zunächst im Dienste der mittelalterlichen Kirche und ihres Cultus entwickelt und zur Verherrlichung dieser Kirche und ihrer Ansprüche gedient. Für den Standpunkt der evangelischen Kirche und für das Bedürfniß evangelischer Gottesdienste können wir nicht byzantinisch, nicht gothisch, wie in der Entstehungszeit jener Baustyle, sondern nur mit einer entsprechenden Modification bauen. Zur angemessenen Aufnahme jener älteren Bauweisen auch in den Kreis der reformatorischen Kirchen haben wir aber eine Berechtigung in dem christlichen Ursprung und Charakter jener architektonischen Formen und Systeme. Kann indessen schon in der katholischen Kirche jetzt nicht mehr durchaus und streng nach den mittelalterlichen Formen gebaut werden, so noch weniger auf dem Gebiete der evangelischen. Letzteres fordert auch der evangelische Cultus und erleichtert dadurch dem Künstler die Forderung, ein selbstständiges individuelles Werk hervorzubringen und dabei von den Formen des älteren Baustyles einen freien, nur durch den Geist dieses Styles und die Ansprüche der evangelischen Gottesdienstordnung bedingten Gebrauch zu machen."

Die projectirte Kirche wird mit Einschluß des Chorhauptes über 50 Meter lang und über 20 breit. In der Mitte der Stirnseite erhebt sich ein schlanker vierseitiger Thurm, der mit einer (wirklichen oder scheinbaren?) Galerie, vier Blumensäulen und einem achtseitigen Helm gekrönt ist. Ihm zu beiden Seiten sind die vorderen Eingänge mit je zwei Statuen der Evangelisten, unmittelbar darüber dreifeldige Spitzbogenfenster, über welchen aber gerade Gesimse angebracht sind. Unter dem Giebel läuft ein Bogenfries hin; Gesims und Fries der Giebelschenkel sind reich verziert und flankirt von schönen Pfeilerkrönungen, gleich kleinen Thürmchen. Solche hat auch der östliche Giebel, an den sich das Dach des Chores lehnt. Die Spitze selbst aber trägt ein sehr zierliches Thürmchen, einen sogenannten Giebelreiter.

Jede Seite der Kirche hat wieder zwei Eingänge, zwischen diesen sechs Strebpfeiler mit Blumensäulen und zehn Fenster, fünf unten, fünf oben, aber am Aeußern der Kirche in eine Gesammtform verbunden, die sie als ein durchlaufendes nur durch Maaßwerk gegliedertes Ganze erscheinen lassen. Auch hier über den Spitzbögen das wagrechte Gesimse, entsprechend der geraden Decke im Innern.

Dieses Innere wird möglichst einfach gehalten. Zwei Reihen gußeiserner Säulen tragen die Emporen und die Decke, die, in Felder abgetheilt, mit verschiedenen biblischen Darstellungen ausgestattet werden kann. Die Mauerflächen erhalten ein gebrochenes Weiß mit Einfassungsbändern in gelber oder rother Farbe. An den Wänden sollen Bibelsprüche mit goldener Schrift angebracht werden.

So weit uns die Holzschnitte im „christlichen Kunstblatte" eine Beurtheilung des ganzen Baues ermöglichen, halten wir das Project des Herrn v. Voit für ein sehr wohl gelungenes, das jedenfalls, was das Aeußere betrifft, einen sehr wohlgefälligen Eindruck macht. Möge die Ausführung, der wir jegliche Förderung wünschen, dieses individuelle Urtheil recht bald zu einem allgemeinen machen!

B.

* Charade.

(Dreisylbig.)

Das Erste kannst du häufig seh'n
An Bergen kräftig aufwärts steh'n.
Es ist oft herrlich anzuschauen,
Und doch erweckt's auch Furcht und Grauen.

Der Letztern Begriff ist allgemein.
Wer's ist, soll zuverlässig seyn;
Wenn auch nicht Ritter und von Adel,
Doch ohne Furcht und ohne Tadel.

Nur wenn die Letzten für's Erste gemacht,
Dann sind sie, was das Ganze besagt.

Speyer. S.

Auflösung des Räthsels in № 37:
Radel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Samstag 19. Mai 1860.

Erbauliches und Possirliches.*)

Von

Franz Brede.

Der Schreiber dieser Zeilen ist zu gläubig, als daß er an der Wahrheit des alten frommen Spruches zweifeln sollte: Ehen werden im Himmel geschlossen. Er kann aber nicht umhin zu bekennen, daß die Wege zu solchem Ziele, in seinen Augen wenigstens, zuweilen nichts weniger als gewöhnlich, sondern im Gegentheil oft wunderbar genug erscheinen, und er will zur Rechtfertigung dieser Ansicht folgende kleine Geschichte erzählen.

In einem abgelegenen und in sich abgeschlossenen Landstrich Deutschlands lebte vor Jahren ein Dorfpfarrer, der wie es diesem Stande häufig beschieden ist, seine Stelle in nicht mehr jungen Jahren erhalten hatte und daher auch erst als angehender Vierziger heirathen konnte. Es traf also bei ihm wirklich zu, was sonst in Romanen eher zu geschehen pflegt als im Leben — da seine beiden Töchter erwachsen waren, fand er sich schon hochbejahrt und sah sich bei rascher Abnahme seiner Kräfte genöthigt, die vorgesetzte Behörde um die Anstellung eines Vicars anzugehen. Bei dem Ueberfluß an Candidaten wurde sein Wunsch alsbald auf das bereitwilligste erfüllt und ihm ein gelehrter und würdiger Mann zugewiesen.

Es läßt sich denken, daß der Eintritt eines Fremden in den bis dahin so stillen kleinen Familienkreis zumal für die weiblichen Mitglieder desselben ein wahres Ereigniß sein mußte und daß Frau und Töchter des Pfarrers halb mit Sorge, halb mit Neugierde dem entgegensahen, der sonst nicht nur ihre Wohnung, sondern auch ihr tägliches Leben theilen sollte. Die beiden jungen Mädchen mochten unter einander auch wohl in dem Gedanken an das, was man in ähnlichen Fällen ja so häufig schon in stillen Pfarrhäusern geschehen sah, einen Scherz und eine Neckerei versucht haben, welcher die Mutter lächelnd und mit dem Finger drohend zuhörte. Genug, als der Erwartete endlich erschien und bald darauf in Unterhaltung mit dem alten Pfarrer durch die Beete des kleinen Gärtchens wandelte, beobachteten ihr die Drei durch die Spalten der geschlossenen Sommerläden des Wohnzimmers auf das eifrigste und genaueste, und Clara, die jüngste Schwester sagte zu der älteren, Anna, sehr decidirt und fast entrüstet: „o weh, das ist ja eine wahre Vogelscheuche, und ich will nicht fürchten, daß er jemals an mich denkt. Dem wäre der Korb schon geflochten.“ Sie wollte sogar aus seinem Aeußeren auch auf sein Inneres schließen und dort ebenfalls wenig Erträgliches finden. Kurz, sie urtheilte sehr hart, und die beiden Andern wußten ihr nicht recht zu widersprechen.

Der arme Vicar war allerdings keine Schönheit, auch nicht mehr jung, seine Kleidung war sauber, aber sehr bescheiden, seine Manieren ziemlich unbeholfen, und obgleich der alte Pfarrer mit ihm wohl zufrieden und seines Lobes voll war, blieben die drei Damen doch dabei, daß es, wie sie gleich anfangs verspürt, geistig nicht besser mit ihm bestellt sei als leiblich. Er war obendrein so schüchtern, daß man, selbst wenn man es gewollt hätte, noch zu keinem Verkehr und keinem längern Gespräch mit ihm kommen konnte.

Der Vicar war übrigens keinen Tag zu früh gekommen, denn als er sich kaum

*) Hausblätter.

Digitized by Google

ein wenig in seinen hiesigen Geschäften orientirt hatte, legte sich der alte Pfarrer ins Bett und starb nach einem kurzen Lager. Er hinterließ seine Familie in dürftigen Umständen, und da dieselbe auch alsbald die bisherige Heimath zu räumen hatte — der Vicar wurde schnell zum Nachfolger des Alten bestimmt, und die drei Frauen mochten aus sehr natürlichen Gründen mit dem zwar sehr schüchternen und unbeholfenen, aber doch noch ledigen Manne nicht länger unter einem Dache weilen — so beschloß man alles irgend Entbehrliche in einer Versteigerung zu verkaufen und sodann in die nahe Stadt zu ziehen. Eine Versteigerung kommt aber auf dem einsamen Dorfe so selten zu Stande, daß Jedermann eine solche Gelegenheit begierig ergreift, etwas Ueberflüssiges loszuschlagen und möglichst hoch zu verwerthen. Es ist dann oft keine Familie da, welche nicht ihren Beitrag geliefert hat und mit dem Uebrigen verkaufen läßt.

Nun war der Morgen da und die Leute in nicht geringer Zahl um den Versteigerungstisch in der großen Stube versammelt, als es der traurigen Clara einfiel, daß man auch die beiden Blumenvasen zum Verkauf ausgesetzt, welche seit Menschengedenken stets auf des Vaters Schreibtisch gestanden und ihm sehr lieb gewesen waren. „Die muß ich behalten", sagte sie mit Thränen, „und sollt' ich all mein Geld dafür geben!" Und als sie ihre kleine Sparbüchse ausgeleert, eilte sie hinab und kam, wie es schien, grade zur rechten Zeit. Denn durch eine Lücke des dichten Käufer-Kreises sah sie die Vasen vor dem Versteigerer stehen und hörte schon ein Gebot.

Hastig rief sie einen höhern Preis hin, und da auch Andere boten, einen höhern und immer höhern. Aergerlich war's ihr, daß man ihr die, den Meisten doch unnützen Vasen, so hoch hinauftrieb, und unangenehm berührte es sie, daß mancher und manche sich zu ihr umwandten und sie bald verwundert, bald mit einem Grinsen anstarrten, daß sie sich gar nicht zu erklären wußte. Plötzlich war jedoch die Tante, die seit dem Trauerfall im Hause, an ihrer Seite und flüsterte ihr aufgeregt zu: „aber um Gotteswillen, Clare, was bietest du denn auf des Vicars Hosen?" — in demselben Augenblick erklang der Zuschlag, und mit Nennung ihres Namens reichte der Auctionator über die Menge hin ihr das Erstandene zu — allerdings die alten abgetragenen Beinkleider des Herrn Vicars, welche dieser ebenfalls zum Verkauf ausgesetzt hatte.

Das Mädchen war starr, der Vicar faßungs-, fast besinnungslos, die Menge lachte. Den Handel rückgängig zu machen, fiel in der ersten unsäglichen Bestürzung Niemand ein, und Clara floh, ohne zu wissen, was sie that, mit dem seltsamen Erwerb zu den Ihren. Aber aus den nothwendigen Folgen dieses Irrthums, aus den Erklärungen und Bitten um Verzeihung, aus den unstillbaren Thränen der Einen und aus der Verzweiflung des Andern entwickelte sich ein Verkehr des Vicars mit Clara, der zuerst sie besser mit einander bekannt machte, sie einander schätzen und achten lehrte und beide endlich zur Liebe und Ehe führte. Denn sie leben nun schon lange vereint und es gibt nicht leicht ein glücklicheres altes Paar.

Eine Probe montenegrinischer Justizpflege.

Wien, 7. Mai. Es geht mir so eben ein Bericht über die Haus- und Leibjustiz zu, wie sie Fürst Danilo in den schwarzen Bergen zu handhaben gewohnt ist. Das ist der Mann, für den der Bonapartismus im „Interesse der Civilisation" eingestanden. Ich gebe Ihnen die Data, ohne an dem charakteristischen Styl des Einsenders, eines Bosniers, etwas zu ändern, und bemerke nur, daß ich Ursache habe, meinen Gewährsmann für wohlunterrichtet und verläßlich zu halten. Hören Sie, was er schreibt: „Sieben junge männliche Mitglieder der Familie Luchich aus Bukovich in der Cernista Nahia hatten sich, während sie im Jahre 1858 eine Quantität Blei auf Rechnung des Fürsten von Spizza in das Haus des Pop, Philipp Bokan transportirten, bei 20 Pfund davon angeeignet. Ihr Vergehen bereuend, gestanden sie es später dem Bokan, der ihnen

Digitized by Google

Verzeihung zusagte ohne sie zum Rückersatz anzuhalten. Nach einiger Zeit meldete er jedoch dem Fürsten das Geschehene. Die sieben jungen Leute wurden verhaftet, mit Stockstreichen bestraft, und hierauf mit einer Schürze um den Leib und einem Rocken in der Hand in mehreren Bazars herumgeführt. Nachdem sie diese, bei dem montenegrinischen Volk höchst beschämende, Strafe erlitten, wurden sie aus Montenegro ausgewiesen. Unter ihnen befanden sich Juro Dragov und Marco Jovov Luchich, welche den Entschluß faßten, sich an Bokan zu rächen. Am 16. v. M. gegen 7 Uhr Vormittags entfernte sich Philipp Bokan in Begleitung eines Mannes aus seiner Familie, ebenfalls eines Bokan, vom Hause um sich auf den Bazar von Rieka zu begeben. Als die beiden in der Nähe des Dorfes Bukovich angelangt waren, wurden sie von den zuletzt genannten zwei Luchich plötzlich überfallen. Alle vier feuerten ihre Gewehre ab; die zwei Bokan und Marco Luchich blieben todt auf dem Platz, dem Giuro Dragov Luchich gelang es nach Albanien zu entfliehen. Als der Fürst das Vorgefallene in Erfahrung brachte, ließ er über dreißig der Familie Luchich gehörende Individuen festnehmen und nach Cetinje transportiren. Nach einigen Tagen fand er es passend den Stanko, den Bruder des Giuro, und den Ivo, den Bruder des Marco Luchich, zum Tode zu verurtheilen, und zugleich zu befehlen, daß die nächsten Verwandten dieser Unglücklichen an denselben das ausgesprochene Todesurtheil zu vollstrecken haben. Demzufolge sollte Drago Luchich seinen eigenen Sohn Stanko, und Nico Luchich seinen Bruder Marco ums Leben bringen. Einem ferneren Befehl des Fürsten gemäß, hatte das obenerwähnte Dorf Bukovich als Richtstätte zu dienen. Als man dahin gelangte, zwangen die unerbittlichen Perianiken den alten Drago Luchich, der umsonst bat und flehte, seine Pistole gegen den eigenen Sohn zu richten. Erst als dieselbe zum zweitenmal versagte, wurde sie ihm von einem der Perianiken aus der Hand gerissen und gegen Stanko abgefeuert, der augenblicklich todt niedergestreckt wurde. Nico Luchich verdeckte sich die Augen mit der Hand, und erschoß [illegible] Bruder Marco, der ebenfalls auf der Stelle starb. Hierauf verließen die Senatoren und Perianiken Bukovich, nachdem sie jedoch früher allen männlichen Individuen der Familie Luchich, ungefähr siebenzig an der Zahl, die Waffen abgenommen hatten. Eine solche Gräuelthat soll, wie die Montenegriner versichern, selbst in ihrem Lande noch nie vorgekommen sein."

Correspondenz.

* Dürkheim, 14. Mai. Vom besten Wetter unterstützt feierte gestern der Musik- und Gesang-Verein „Cäcilia" das Fest der Fahnenweihe. Zahlreiche Sänger von Mannheim, Worms, Speyer, Heidelberg, Bruchsal etc. waren der Einladung gefolgt und wurden in der Allee des Kurgartens festlich empfangen. Von da bewegte sich der Zug unter Vortritt des Vereins-Musik-Corps durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Rathhaus, wo nach Absingung eines zu diesem Zweck gedichteten Festliedes und unter entsprechenden Reden die sehr schöne Fahne von einem blühenden Kranz hiesiger Jungfrauen übergeben wurde. Alle Redner betonten nach dem eigentlichen Zweck die politische Lage des Vaterlandes, aus allen quoll glühende Vaterlandsliebe und der sehnsüchtige Wunsch nach Einheit und Kraft des Reiches. Die bezüglichen Stellen in der Ansprache des Vorstands des „Wormser Sängerbundes" wurden mit Begeisterung aufgenommen.

Nach gemeinsamem Mittagsmahl und kurzem Ergehen im Kurgarten begann um 4 Uhr das Concert mit der Zampa-Ouverture, welche das Vereins-Orchester mit meisterhafter Präcision executirte. Daran schloß sich „das deutsche Lied" von Kaliwoda, welches, von sämmtlichen Sängern vorgetragen, großen Eindruck zu machen nicht verfehlte. Nun folgten 3 ältere und trefflich gewählte Chöre; zum Schluß der I. Abtheilung „die Weinprobe" von Genée; dies Lied ergötzte ebenso sehr durch Neuheit und gelungene Composition, als durch die meisterhafte Ausführung.

Die II. Abtheilung eröffnete das Vereins-Orchester mit der Ouverture zu Othello. Es folgten wieder 4 Chöre und den Schluß machte eine Polonaise für Orchester von dem Musik-

Digitized by Google

director Glock zu diesem Zweck componirt. Herr Glock hat mit dem erst wenige Wochen, meist aus Dilettanten bestehenden Musikverein sehr viel geleistet, und es wurde demselben auch vorzugsweise von den fremden Sängern große Anerkennung gezollt.

Nicht minder Anerkennung gebührt dem Director der Gesangchöre, Herr Werle aus Mannheim, und den Anordnern des ganzen Festes, dem Vorstand der Cäcilia.

Der königl. Regierungs-Präsident, Herr von Hohe, und der Herr Landcommissär unsers Bezirkes erfreuten die Festgeber durch ihre Anwesenheit.

Das schöne Fest beschloß ein solenner Ball. Mögen solche Feste sich mehren; sie beweisen, daß der Sinn für höheres und edleres Streben am Rhein noch vorhanden ist; in einer Zeit, wo der Materialismus Alles zu verschlingen droht, ein doppelt erfreuliches Zeichen; — sie heben das nationale Gefühl durch Verbrüderung der thatkräftigsten Bestandtheile des Volks unter sich und den Nachbarstaaten; — sie beweisen dem Annexator an der Seine, daß man am Rhein deutsch sein und bleiben wird.

* Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Ein schöner Fluß durchströmet mich;
An mich knüpft manche Sage sich.

7. 2. 5. 3. 5.
Wir galten viel in früh'rer Zeit,
Auf uns ist Mancher stolz noch heut'.

7. 2. 5. 8. 5. 6.
Man hat mich oftmals von Gefahr;
Doch werde ich nicht immer wahr.

7. 8. 6. 3.
Mich trägt man farbenreich zur Schau,
Bald schwarz und braun, bald grau und blau.

3. 2. 1. 3.
Bin gleich auch keine Speise ich,
Genießen dennoch Viele mich.

6. 7. 1. 5. 4. 1. 8. 5. 6.
Mich sieht man schmal sowohl wie breit,
Die schöne Welt trägt mich am Kleid.

2. 7. 4. 5.
Ich biete oftmals Schatten dir;
Gar heimisch fühlst du dich in mir.

8. 5. 6. 7. 1. 5.
Ich bin im Ost ein schönes Land,
Als sehr ergiebig dir bekannt.

2. 4. 1. 5.
Gar manch' Gespinnst entsteht in mir,
Auch diene ich als Speise dir.

2. 8. 5. 6. 3. 1.
Den Armen bin ich oft zur Last,
Bei Reichen aber seltner Gast.

6. 7. 8. 5. 3. 1.
Ist mein Benehmen oft auch fein,
Werd' ich doch stets ein Spitzbub' sein.

6. 3. 4. 3. 1.
In Ost'nen wirst du mich nicht seh'n;
Doch in der Schweiz auf Bergeshöh'n.

1. 3. 6. 3. 5.
Find' ich mich nicht zu häufig ein,
Dann werd' ich immer nützlich sein.

1. 3. 6. 4. 3. 1. 8. 5. 6.
Ein Staat, sei er auch noch so klein,
Kann ohne mich nicht denkbar sein.

1. 3. 4. 6. 3. 5.
Wo immer man in mir sich schwingt,
Erheit're ich ganz unbedingt.

1. 4. 5. 6.
Bin ich von Gold, dien' ich als Schmuck,
Auch kann ich schützen gegen Druck.

8. 2. 1. 3.
Du richtest täglich dich nach mir;
Auch siehst du häufig mich als Zier.

8. 5. 1. 8. 2. 3.
Beklemmend werd' ich immer sein,
Verbrechern bin ich Qual und Pein.

H. G.

Auflösung der Charade in № 39.

Waldmann.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 42. Speyer, Samstag 26. Mai 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.*)

I. Scheiden.

„So behüt' dich Gott, mein lieber Sohn! Bleibe gut und fromm; wenn du aber vielleicht mit der Zeit 'mal ein berühmter Meister worden bist, so vergiß das stille Etthal nicht ganz in der Fremde! — Jetzt aber geh'; denn einmal muß es Ernst sein, und das lange Abschiednehmen macht Einem das Herz nur noch schwerer. Gott und die heilige Jungfrau mögen dich beschirmen vor Unbill und Gefahr!" — „So lebt wohl, hochwürdiger Herr", gab auf diese Rede eine gar betrübte Stimme entgegen; „empfanget nochmals meinen Dank für alles, was Ihr an mir gethan habt. Gott mög' Euch Eure Liebe lohnen, und dessen dürft Ihr versichert sein, daß ich Euch und mein liebes Kloster nimmermehr vergessen will." — Dem Pater standen jetzt die hellen Thränen im Auge, da er auf den jungen Burschen hinsah, wie dieser gar so schweren Herzens von hinnen ging. Was etwa deiner noch alles harrt in der Welt außen, du guter Junge? dachte er wehmüthig: aber er wollte dem Lieblinge das Weitergehen nicht erschweren, darum schwieg er und sagte kein Wort mehr zu ihm.

„Gebt mir vorerst noch Euren Segen, würdiger Herr", bat jetzt der Andere, indem er andächtig vor dem Pater in die Knie sank. Schweigend und ernst legte dieser seine Hand auf den blondlockigen Kopf des Scheidenden. Dann noch ein Blick voll unendlicher Liebe — ein herzliches Händedrücken — und zuschlug die schwere Klosterpforte, daß es ringsum widerhallte. Nun stand der junge Wanderer ganz allein. Wunderbar klar waltet der Abend über dem einsamen Thale, und die hohen Bogenfenster des Klosters glänzten farbenprächtig und wie Gold. Allein unserem Wanderer schien für heute die Lust an alle dem verloren. Traurigen Blickes sah er noch ein paarmal nach den wohlbekannten Fenstern hinauf, aber er suchte vergeblich, denn kein Mensch ließ sich dort oben mehr schauen und tiefe Grabesstille lag hinter den altergrauen Klostermauern. Die hellen Thränen im Auge wandte sich der Bursche endlich seitab und ging so recht vereinsamt über die Wiesen hin und dann weiter in den nahen Buchenwald hinein.

Dies alles geschah vor dem altehrwürdigen Kloster zu Etthal im Spätherbste, als man zählte 1568 nach des Erlösers Geburt und im deutschen Lande allenthalben wacker gekämpft ward, sowohl mit dem Schwerte, als mit der Zunge und in gedruckten Worten. Es war eine laute, stürmische Zeit damals; gleichwohl aber ließen sich davon an dem Hause des heiligen Benedictus nicht sonderlich viele Spuren finden, und seit dem unlieben Besuche, den mehr als ein Jahrzehnt vorher der Churfürst Moritz von Sachsen dem Kloster zu Etthal abgestattet hatte, war kein feindlicher Fuß mehr über die Schwelle desselben getreten. Derzeit lebten dort die Mönche wie ehedem wieder dem Gebete und gelehrter Forschung, kümmerten sich dabei nur wenig um das buntfarbige Treiben in der Welt außen und auch nicht um den Geist der Zeiten, wie der an Orten und Menschen vorüberstürmte. Wissenschaft und schöne Künste fanden im Kloster zu Etthal

*) Hausblätter.

Digitized by Google

von dessen Gründung an stets eine sorgsame und gedeihliche Pflege. Insonderheit aber zu der Zeit, darin wir unsere Geschichte beginnen, hatte sich des Kaisers Ludwig fromme Stiftung auf den höchsten Gipfel ihres Glanzes geschwungen, denn der derzeitige Abt Nikolaus war ein nicht minder kunstliebender als gelehrter Herr und that für den Ruhm und die Ehre seines Klosters mehr als irgend einer von seinen würdigen Vorgängern. Er war es auch, der den jungen Christoph Schwarz — so heißt der Held dieser Geschichte — als arme Waise eines ehrsamen Tischlermeisters zu Ingolstadt in seinen Schutz genommen und ihm, dem von aller Welt Verlassenen, eine neue Heimath gegeben hatte. Er war dem Knaben, dem niemals das Glück zu theil, seinen Vater beim Namen nennen zu dürfen, Vater, Lehrer und Freund geworden, und seine liebevolle Sorgfalt verstand es dem jugendlichen Pfleglinge von Anbeginn so einzurichten, daß dieser weder Eltern, noch Vaterhaus je vermissen sollte.

Für alles dies fand sich aber der würdige Herr in der Folge auch mehr als genug belohnt; denn der Knabe wuchs inmitten seiner stillen, klösterlichen Umgebung zu einem geist- und körperfrischen Jungen auf und berechtigte mit jedem Jahre zu freudigeren Erwartungen. Von Natur aus regen Geistes und von einer innigen Liebe für alles Schöne beseelt, war er von Kindheit auf nichts anderes gewöhnt, als das Kloster und die frische Gebirgswelt, die es von allen Seiten umgab, und darin lag ihm denn auch seine ganze Welt. Der kühle Brunnhof mit den uralten Lindenbäumen, der weite, schattige Conventgarten, das getäfelte Refectorium, der lange, düstere Kreuzgang und seine ernsten Grabsteine — all' dies hatte sich dem zarten Gemüthe des Knaben unendlich tief eingeprägt und im Vereine mit dem Unterrichte frommer, wahrhaft gelehrter Männer auf seine geistige Entwickelung einen entscheidenden Einfluß geübt. Der junge Christoph kannte keine größere Freude, als in einsamer Zelle über alten Pergamenten zu sitzen, und aus den künstlich verschlungenen Buchstaben von den Geschichten längstvergangener Tage sich Kunde zu holen.

War er am Nachmittage durch Wald und Berge gestreift, um auf das Lied der Vögel oder das eintönige Geraunsche des Gießbaches zu lauschen, dann traf ihn nicht selten manch ein langer Abend in der alten Klosterkirche stehend und mit dem Blicke ächter Begeisterung die frommen Gemälde betrachtend, die über den Altären hingen, oder das künstliche Schnitzwerk an den Wänden des Kreuzganges. Die edle Kunst der Malerei war überhaupt dasjenige, wozu sich der junge Klosterschüler von früher Kindheit an am lebhaftesten hingezogen fühlte. Er vergaß darüber alles Andere, und wenn es ihm während der Tageszeit seine anderweitigen Studien nicht erlaubten, diesen Lieblingsgedanken nachzuhängen, dann saß er oft halbe Nächte lang in einsamer Zelle wach und studirte an irgend einem Kunstwerke der edlen Malerei, oder versuchte es zuweilen wohl auch selber, bei schwachem Schimmer der Talglampe kleine Figuren auf Pergament zu zeichnen. Da war es ihm dann immer gerade so, als kämen alle die heiligen Männer in der Klosterkirche aus ihren alten Rahmen herausgestiegen und stünden jetzt lebendig vor ihm. Dann nickten sie ihm beifällig zu, als ob sie ihn aufmuntern wollten, Fleiß und Ausdauer nicht zu verlieren, und in der That gelangen auch dem Knaben seine kleinen Versuche jedesmal so trefflich, daß er selber ganz verwundert war, wenn er darauf hinsah. Beharrlich malte er dann weiter, während rings umher alles tief im Schlaf lag, — so lange, bis um Mitternacht die Klosterglocke zu läuten anfing und die frommen Patres in den Chor rief. Dann aber begann es im Kloster mählig laut zu werden. Dumpf und schleppend hallten die schwerfälligen Holzschuhe der Mönche, wenn diese aus ihren Zellen her durch die weiten Gänge wandelten, und damit sah dann auch der Knabe jedesmal die Gestalten jener heiligen Männer immer mehr und mehr vor seinen Augen zerrinnen, bis sie zuletzt wie luftige Nebelbilder völlig verschwanden und ihn sofort wieder einsam und als wie aus einem langen, wunderbar schönen Traum erwacht in seiner Zelle zurückließen.

Oftmals schon hatte ihn in solch einem

Digitized by Google

Augenblicke sein Lehrer, der würdige Pater Maurus, überrascht, wenn dieser den Gang zum Chore durch des Zöglings Zelle führte. Der gelehrte Herr pflegte dann die kleinen Versuche des Klosterschülers jedesmal mit aufrichtiger Freude zu betrachten, denn er war selbst in der edlen Malerkunst gar wohl erfahren, und sein geübter Blick erkannte in den Arbeiten des Knaben mit jedem Tage mehr die Erstlingsblüthen eines seltenen Talentes. „In unserem Christoph steckt ein tüchtiger Meister der Malkunst verborgen", sagte er deßhalb auch eines Abends zu dem Abte Nikolaus, als die Beiden gerade unter den uralten Linden im Brunnhofe auf und nieder gingen und über das künftige Geschick des jungen Pfleglings ihre Gedanken austauschten. — „Da mögt Ihr wohl recht haben, Pater Maurus; ich habe dies auch schon oft gedacht. Indeß, ich meine, wir lassen hierüber den Christoph selbst entscheiden. Die Malerei ist eine edle Kunst — und ist es, daß der Junge Lust und Liebe dazu fühlt, so soll ihm sein Wunsch auch keineswegs verwehrt bleiben."

Also lautete damals die Antwort des würdigen Prälaten, und als dieser bald darauf den Christoph zu sich rufen ließ und ihn über die Wahl seines künftigen Berufes ernstlich befragte, da konnte der überglückliche Junge kaum Worte genug finden, dem väterlichen Freunde und Wohlthäter seinen Dank zu sagen. Daß er ein Maler werden dürfte — du lieber Himmel, das war ja von Kindheit auf sein liebster Wunsch gewesen. Tagelang ging er von der Zeit an wie ein Träumender herum und vermochte es lange nicht, sein Glück gänzlich zu fassen. Erst als von München, dahin sich der Prälat an wohlwollende Gönner des Klosters gewandt hatte, die sichere Nachricht ankam, daß der junge Schüler mit Beginn des Weinmonats bei dem berühmten Meister Johannes Mielich erwartet würde, konnte von einem Zweifel an der Wahrheit seines Glückes nicht mehr die Rede sein, und sofort ward denn auch mit der Abreise so bald als möglich Ernst gemacht. Christoph war nunmehr seit wenigen Wochen in das achtzehnte Lebensjahr getreten, man hatte ihn mit löblichen Kenntnissen jedweder Art genugsam bereichert, so daß er sich mit Ehren in der Welt außen zeigen konnte — und so sahen wir denn unsern Helden bereits zu Anfang dieses Kapitels, mit Lebensbedarf und guten Lehren reichlich ausgestattet, seinem lieben Kloster sammt allem, was darin war, Lebewohl sagen und einer ihm völlig neuen Welt entgegen gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nürnberg im Mai. Der bayerische Archiveonservator **Baader** hat aus bisher unbekannt gewesenen Documenten des Nürnberger Archivs die Thatsache, daß **Wallenstein** in seiner Jugend an der Universität **Altdorf** studirt hat, unzweifelhaft sicher gestellt und die betreffenden Documente in einer Broschüre: „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf", veröffentlicht. Es geht daraus hervor, daß der nachmalige Friedländer Herzog im August 1599 als „Albertus a Waldstein, Baro Bohemus", die genannte Universität bezog, jedoch nur einige Monate daselbst verblieb und während dieser Zeit allerhand tolle und wilde Streiche ausführte, so daß Schillers Verse:

„Zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und buschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen ꝛc."

auf Wahrheit begründet erscheinen. Der Universitätsrath sah sich genöthigt, strafend gegen Wallenstein einzuschreiten, doch nahm er die verhängte Relegation wieder zurück und stellte ihm blos vor, daß es gut wäre, wenn er die Stadt verließe, wann er sie verlassen wolle, gab er dem freien Willen des jungen Kavaliers anheim.

Dieser Tage ist in London Lady Byron, die Wittwe des Dichters, gestorben. Die Köln. Ztg. schreibt: Sie war seit vielen Jahren leidend und lebte zumeist in London, um der Reihe nach alle bedeutenden Aerzte bei der Hand zu haben. In ihrem einsamen, bei Regents-Park gelegenen Hause sah sie nur wenige Freunde um sich. Von Lord Byron wurde in diesem traurigen Kreise nie gesprochen, ihrer unglücklichen Ehe nie mit einer Silbe erwähnt; ja, es ist Thatsache, daß

Digitized by Google

ihre verstorbene Tochter Ada die Poesieen ihres Vaters nie gelesen hat. Durch den Tod von Lady Byron fällt ihr ganzes Vermögen — gegen 12,000 Pfd. St. (144,000 fl.) jährlicher Einkünfte — an ihren Schwiegersohn, Lord Lovelace. Dieser hatte ihr Haus seit Jahren nicht betreten und war in seiner Ehe mit Ada nie glücklich gewesen. Und auch auf die Kinder dieser Ehe scheint sich der Fluch der Familie fortpflanzen zu wollen. Der Aelteste, der Erbe des ganzen ungeheueren Vermögens, ist halb verrückt, lebt seit Jahren von den Seinigen getrennt und treibt sich als Schlossergeselle in der niedrigsten Gesellschaft herum, die nur am Ufer der Themse aufzutreiben ist. „Es geht ein düstrer Geist durch dieses Haus!“

* Schiller's pfälzisches Gedenkbüchlein.

(Eingesandt.)

Herr Pfarrer Schiller in Westheim, bekannt als Dichter und Volksschriftsteller, hat in diesen Tagen ein „pfälzisches Gedenkbüchlein“ (Neustadt an der Haardt 1860, Verlag von D. Kranzbühler jun.) veröffentlicht, auf welches wir die pfälzischen Leser hiermit aufmerksam machen wollen. Den Hauptinhalt des Schriftchens bilden (S. 9—136) „tägliche Erinnerungen aus der Geschichte des pfälzischen Volkes und Landes“, deren für jeden Tag vom Anfang bis zum Ende des Jahres mehrere angegeben werden, die somit einen reichen pfälzischen Geschichtskalender ausmachen. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, die wichtigsten Ereignisse der pfälzischen Geschichte durch Anknüpfung derselben an die Gedenktage im Gedächtniß des Volks festzuhalten, und so die Liebe zum heimathlichen Boden zu befruchten. Auf diese Weise dürfte sich das Büchlein in verständiger Hand für den vaterländischen Geschichtsunterricht in den Schulen besonders nützlich erweisen. Wer übrigens weiß, wie schwierig es ist, eine solche Arbeit für ein kleines Gebiet wie die Pfalz auszuführen, der wird dem Fleiß und der Sachkenntniß des Verfassers die Anerkennung nicht versagen. Bei einer zweiten Auflage, die wir dem Büchlein recht bald wünschen, würden sich vielleicht die und da die Thatsachen, da wo sie in etwas zu lakonischer Kürze vorgetragen sind, dem Verständniß des Volks etwas näher bringen lassen. Auf den Geschichtskalender hat der Verfasser fünf Anhänge folgen lassen, in welchen 1. die früheren Herrschaften in der Pfalz, 2. die früheren Burgen und Schlösser, 3. die Abteien und Klöster, 4. die seit 1849 ergangenen Ordensverleihungen, 5. die in der Pfalz erscheinenden Zeitungen und Kalender, zusammengestellt werden. Diese Beigaben sind sehr dankenswerth, es lassen sich aus solchen statistischen Uebersichten mancherlei lehrreiche Folgerungen ziehen. Bei einer neuen Auflage ließe sich vielleicht noch beifügen, was von den aufgezählten Burgen, Schlössern und Klostergebäuden noch vorhanden ist, und in welcher Gesinnung und Richtung die verzeichneten pfälzischen Zeitschriften sich halten. Aus einer solchen unparteiischen und furchtlosen Charakteristik der periodischen Presse ließe sich ein wohl begründeter Schluß auf die politische Bildung und Richtung der Pfalz ziehen. Aus Anlaß der Statistik der Ordensverleihungen möchten wir uns selbst noch einige stille Bemerkungen herausnehmen. Der Grundgedanke solcher Decorationen ist im Wesentlichen doch wohl nur die Anerkennung erworbener Verdienste um das öffentliche Wohl. Dieß vorausgesetzt, sollte sich aus diesen Ordensverleihungen das Maaß erkennen lassen, in welchem sich die verschiedenen Stände der Staatsgesellschaft um die öffentliche Wohlfahrt verdient gemacht haben. Da könnte denn die strebende Jugend lernen, wo in der Pfalz noch Ruhmeskronen zu erwerben sind.

Logogryph.

Ich grüne mit A und schirme dich fein.
Ich lade mit E zur Andacht dich ein.
Ich leite mit J die sichersten Pfade.
Ich schleiche mit O im Dunkeln und schade.
Ich lieb' es mit U, fügst du noch im Nu,
Ein Zeichen hinzu; das Leben verdankest mir du.

Auflösung der Charade in № 41:

Steckenpferd.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 43. Speyer, Mittwoch 30. Mai 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Es hatte den Jüngling einen schweren Kampf gekostet, von der stillen Wiege seiner Kinderjahre, wer weiß, auf wie lange Zeit zu scheiden. Jedes Plätzlein war ihm heilig, und in dem duftigen Walde, durch den er eben ging, war schier kein Baum, daran nicht irgend eine liebe Erinnerung hing. Das Ziel seiner heutigen Wanderung war kein weites mehr, darum ließ er sich auch Zeit, während er durch die hellerleuchteten Hallen hinging. Die Abendsonne war auch am Untergehen, ein leiser Windhauch wehte durch die Wipfel der uraiten Eichen, und die lichten Tropfen eines am Nachmittag gefallenen linden Regens glänzten noch auf dem grünen Waldmoose und in zarten Kelchen der Blumen. Das war wie Thränen zum Scheidegruß. —

Für Christoph galt es auch heute noch ein zweites Lebewohl. Noch einmal sollte er liebe Menschen sehen, bevor er am andern Morgen ganz aus der Gegend fortzog. — Dort, wo der Wald sich lichtete, hart am Eingange in das stille Graswangthal, stand dazumal ein bescheiden Häuslein, darin eine brave Wittwe mit ihrem einzigen Kinde wohnte. Heutzutage ist weder Haus noch Wald mehr dort und ein ödes Heideland dehnt sich an dem Platze, wo beides ehedem gewesen; darauf weiden im Sommer die Pferde. Damals aber hieß man in der Gegend besagte Wittwe die Mutter Anne, und sie war des Pater Manrus leibliche Schwester. Ihr Eheherr hatte viele Jahre lang dem Kloster zu Ettal als ein wackerer Förster gedient; nunmehr schlief er im Kirchhofe, und seinem Weibe war nicht sonderlich viel Gut von ihm zurückgeblieben, dafür aber ein ehrlicher Name und ein gar holdselig Mägdlein. Der junge Christoph war in dem Hause der Mutter Anne stets wie ein eigen Kind gehalten; er hatte mit ihr und dem Mädchen manch eine unvergeßliche liebe Stunde verlebt, und so wollte er denn auch die letzte Nacht, die er in der lieben Heimath verträumen durfte, noch in der Nähe der beiden verbringen.

Sein Herz pochte laut, als er in den kleinen Gemüsegarten hineinging, der vor dem Hause lag. Unter der Thüre trat ihm die junge Maid entgegen. Sie sah so fromm darein, wie ein Engel vom Himmelreich, ihr weiches, flachsblondes Haar schlang sich in zwei langen Zöpfen um das bildschöne Köpflein und ein paar große, tiefblaue Augen grüßten dem Jugendfreunde hell und voll Unschuld entgegen. „Du bist lange ausgewesen, Christoph“, sagte sie und gab dabei dem Ankömmling treuherzig ihre Hand hin. — „Sie haben mich im Kloster drüben nicht fortlassen wollen, Lisabeth“, wandte der Bursche darauf ein; „viel schönen Gruß vom hochwürdigen Herrn Vetter soll ich Euch sagen — aber wo ist denn die Mutter?“ — „In der Stube“, versetzte die Kleine; „komm mit mir herein, Christoph; wir haben lang auf dich gewartet.“ Dabei ging sie ihm durch die Hausthüre voran, und Christoph folgte ihr schweigend. Er machte sich für einen Augenblick so mancherlei Gedanken über das Mädchen, denn die sonst so lustige Gefährtin seiner Kinderspiele kam ihm heute ungewöhnlich ernsthaft, ja beinahe traurig vor. —

Digitized by Google

In der heimlichen Wohnstube saß die Mutter Anne auf der Ofenbank und drehte die Spindel. Sie war ein ehrwürdiges Frauenbild mit sanften, ruhigen Zügen und in jedem Fältlein ihres alternden Gesichtes lag ein Himmel von Freundlichkeit und Herzensgüte. „Grüß Gott, Kinder!“ sagte sie, als die Beiden in die Stube traten. Der Junge schwieg und sah der Mutter ernst ins Auge, als wäre eine recht tiefe, schwere Bewegung in seinem Herzen. „Nun, warum sagst du nichts, Christoph?“ fragte jetzt die Alte weiter. — „Ach, Mutter, weil mich heute gar nichts mehr recht freut.“ — „Aber warum freut dich denn nichts mehr?“ wagte darauf das Mädchen leise einzuwenden; dabei schlug sie das Auge zu Boden und ein tiefes Roth brannte auf ihren Wangen — „Lisabeth, das weiß ich selber kaum zu sagen“, versetzte der Andere betrübt; „aber komm jetzt, mein Schwesterlein! Mutter kommt! Wir wollen uns an den Ofen setzen und noch Eins plaudern. Weiß Gott, wann wir uns einmal wiedersehen!“ — „Am Ende gar nicht mehr!“ meinte die Alte mit einem tiefen Seufzer; dann drehte sie wieder die Spindel, und Christoph nahm an ihrer Seite Platz. Lisabeth hatte unterdessen eine Schüssel voll Hirsebrei zurecht gerichtet, aber es wollte diesmal keines eine rechte Lust zum Essen verspüren. Auch gab es heute noch mancherlei zu plaudern von vergangenen Tagen und dann auch wieder zu berathen, wie es in der Zukunft gehalten sein sollte. Die Mutter Anne ließ es nicht an guten Lehren fehlen, und Christoph versprach dagegen fleißig an den Pater Maurus zu schreiben und dabei jedesmal auch für das stille Haus im Grasswangthale ein Brieflein beizulegen. Erst nach neun Uhr trieb die Mutter zum Schlafengehen, und ein jedes ging hinauf in seine Kammer.

Christoph konnte noch lange nicht einschlafen, denn er war allzu aufgeregt. Er ging an das Fenster und sah ins Freie hinaus. Eine tiefe Stille lag über der Gegend, die Wälder standen ganz schwarz, und wie riesenhafte Schatten ragten rings umher die Felswände des Hochgebirges. Im kleinen Garten war's tief dunkel, und das grüne Ammerwasser war gar nicht mehr sichtbar. Ein lichtloser Streifen war an der Stelle, wo es fließen sollte, und nur hin und wieder zeigte ein leises, leises Rieseln, daß es noch da war und sich bewegte. Auch in den Zweigen der Bäume regte sich bisweilen ein leises Flüstern, und am Boden rauschte das Laub auf, so oft wieder ein welkes Blatt niederfiel. Am Himmel aber brannten viel tausend Sternlein. — Christoph legte sich endlich auf das Bett, um die Nacht hier zu verschlafen und so den Morgen zu erwarten, der ihn von den letzten Menschen hinwegführen sollte, die er kannte und lieb hielt. Und dieser Morgen kam sehr bald. Um vier Uhr hörte er schon die Stimme der Mutter Anne, die ihm rief, daß er aufwachen solle. Rasch sprang er darauf in die Höhe und packte sodann seine wenige Habe zusammen, die ihn auf der Wanderschaft begleiten durfte, dann ging er in die Wohnstube hinunter, wo Mutter Anne bereits das Frühstück fertig hielt.

„Wo ist die Lisabeth?“ fragte er die Matrone. — „Sie wird im Garten sein, wie ich denke“, gab diese freundlich zurück. Christoph ging hinaus sie aufzusuchen. Es war noch kalt im Freien, und graue, dunstige Nebel stiegen vom Wasser auf. Am Brunnen fand er das Mädchen sitzen, sie war eben damit fertig, einen Strauß frischer Blumen zusammenzubinden, und ihre Lippen bebten, da sie dem Freunde guten Morgen bot. „Nimm dies zum Scheidegruß!“ sagte sie hierauf, indem sie ihm die Blumen gab, „es sind die letzten Rosen vom Gärtlein!“ Bald darnach gingen sie mit einander in das Haus zurück und nahmen mit der Mutter das Frühmahl ein.

(Fortsetzung folgt.)

* Der 22. Mai 1860 in Landau.

Unsere Zeit bietet in der Nähe und in der Ferne so viel Betrübendes an Lieblosigkeit und Zwietracht, daß es erwünschlich erscheint, den Lesern dieses Blattes einmal ein erfreuliches Beispiel von Liebe und Ein-

Digitized by Google

tracht erzählen zu können. Der 22. Mai 1860 hat ein solches in der Stadt Landau gebracht.

Es war in diesem Monat 25 Jahre, daß Herr Stadtpfarrer Franz Roth, geboren i. J. 1802, zum Priester geweiht i. J. 1827, zum Stadtpfarrer in Landau ernannt i. J. 1835, sein Seelsorgeramt in Landau angetreten hat. Seine zahlreichen seitherigen Kapläne, welche die warme Liebe seines Herzens, die biedere Treue seines Charakters, die gewissenhafte Entschiedenheit seines Wirkens kennen zu lernen die nächste Gelegenheit hatten, wollten den 22. Mai l. J. dazu benützen, um ihrem hochverehrten Pfarrvorstande gemeinsam die Gefühle ihres Dankes für sein väterliches Wohlwollen und die aufrichtigsten Glückwünsche zu seiner gesegneten Seelsorgsführung auszusprechen.

Die Pfarrgemeinde und die politische Gemeinde Landau kamen dieser Absicht mit solcher Begeisterung und Einhelligkeit entgegen, daß das projectirte Fest alsbald größere Dimensionen gewann und einen Umfang und eine Herrlichkeit erhielt, wie sie bei ähnlicher Veranlassung kaum irgendwo schon dagewesen, und wie sie, möchte ich sagen, nur in Landau vorkommen können.

Schon in den Tagen vor dem Feste erschienen fortwährend Pfarrkinder vor dem geliebten Seelsorger, ihm zu danken, ihn zu beglückwünschen, ihm in sinnigen Geschenken den Ausdruck ihrer Gefühle zu Füßen zu legen. Am Vorabende des Festes versammelten sich bei dem Jubilar dessen seitherige Mitarbeiter in seinem heiligen Berufe, und überreichten durch ihren Senior, Herrn Pfarrer Keiler von Hayna, ein Kruzifix und ein Brevier, die Sinnbilder des Opfers und des Gebetes der Kirche. Was in diesem feierlichen Augenblicke gesprochen und empfunden wurde, läßt sich nicht in Worte fassen; so viel nur ist bekannt geworden, daß das alte Band der Liebe neuerdings nur noch fester geschlungen wurde. Ein von dem kunstfertigen Herrn Bauer, dem Freunde aller Priester, die seit langen Jahren in Landau wirkten, aufgestelltes Transparent drückte es einigermaßen aus mit den Worten: Ecce quam bonum jucundumque, habitare fratres in unum.*) Das brüderlich gemeinschaftliche Abendessen verschönerten die Herren Lehrer mit freundlichem Gesange.

Am Festtage selbst feierte der Herr Jubilar ein solennes Dankamt. Begleitet von seinen früheren Kaplänen und mehreren Pfarrern der Umgegend, begrüßt auf dem Kirchengange von den Schulkindern, welche sämmtlich Blumenbouquete trugen, wurde derselbe vor dem großen Portale der Kirche von dem Officiercorps und den königlichen und städtischen Autoritäten, innerhalb der Kirche von der assistirenden Geistlichkeit empfangen. An der Spitze der letzteren stand Herr Domkapitular Geißler von Speyer, der Vorfahr des Jubilars, der ihn vor 25 Jahren zum erstenmal in dieses Gotteshaus geleitet hatte, und der ihn heute mit einer inhaltreichen lateinischen Ansprache zum Altare des Herrn einlud. Der feierliche Gottesdienst war von der ganzen katholischen Gemeinde, den königlichen Behörden und Vorständen der Stadt besucht, und durch eine mit anerkennungswerther Tüchtigkeit von dem Sängerchore der katholischen Pfarrei und den katholischen Lehrern des Kantons Landau vorgetragene Messe des Domorganisten Benz von Speyer verherrlicht.

Nach der Kirchenfeier begannen im Pfarrhause die Beglückwünschungen des Herrn Jubilars von Seiten des katholischen Fabrikraths, der protestantischen Geistlichkeit, der Professoren, der Lehrer, der Spitzen der Verwaltung und des Gerichtes, des Officiercorps und des Bürgermeisters mit dem Stadtrath in corpore. Die Herren Fabrikräthe überraschten den Gefeierten mit dem werthvollen Geschenke zweier Armleuchter, der Herr Bürgermeister mit den Herren Adjunkten und Stadträthen mit einer künstlerisch ausgestatteten Adresse, welche den Dank der Stadt Landau für des hochverehrten Jubilars treue fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit, namentlich dessen Liebe zur Jugend und zu den Armen, so wie dessen mit der gewissenhaftesten Wahrung der katholischen Seelsorge verknüpften, freundliche Haltung gegenüber den Vorständen der Stadt

*) Siehe, wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.

Digitized by Google

und den Vertretern der andern Confessionen bezeugt, und die eigenhändige Unterschrift des Bürgermeisters, der Adjunkten und der Stadträthe von Landau trägt.

Ich müßte befürchten, entweihend in das Heiligthum der Herzen einzugreifen, wollte ich versuchen, den Sinn und den Werth all dieser aufrichtigen Kundgebungen mit Worten hier wiederzugeben. Es genüge, wenn ich referire, daß die meisten der Gratulanten mit thränenfeuchtem Auge das Pfarrhaus verließen, und daß der sonst so willensstarke Herr Pfarrer Roth sich nur entschuldigen konnte, daß ihm fast das Herz zerspringe. — Eindrücke solcher Art können nur gefühlt, nicht erzählt werden.

Ein von etwa 180 Personen besuchtes Festmahl im Gasthofe zur Post vereinigte am Nachmittage abermals die Geistlichkeit und die Behörden, die Lehrer und die Bürger um den Herrn Jubilar, auf welchen Herr Bürgermeister Hoffmann einen mit Applaus aufgenommenen Toast ausbrachte, des Inhaltes, daß Herr Pfarrer Roth nicht blos die ganze Liebe und das volle Vertrauen seiner Pfarrgemeinde besitze, sondern auch die ungetheilte Hochachtung der politischen Gemeinde. Herr Pfarrer Roth erwiederte in schlichter und ergriffener Sprache, daß er, wie seit den fünf und zwanzig Jahren seines Wirkens in Landau, so auch in diesem Jahre den Tag seines Amtsantritts in stiller Danksagung vor Gott habe zubringen wollen, der ihn bisher so weise und gnädig geführt, daß er sich jedoch dem Willen Anderer gefügt und heute in einem feierlichen Dankgottesdienste seiner Pflicht entsprochen habe, daß er herzlichen Dank für die so vielen Beweise von Liebe auch hier ausspreche, und daß er auch nun nichts Anderes wolle und wünsche, als das Wohl von Landau.

Wahrlich, es war ein Fest, über alle Beschreibung erhaben, ein Fest, das lautes Zeugniß gab, wie auch die entschiedenste Pflichterfüllung und die unbeirrteste Handhabung amtlicher Stellung, weiß sie nur mit ihrer Strenge weisen Tact zu verbinden, neben der unbegrenzten Verehrung der eigenen Glaubensgenossen die vollkommenste Hochachtung auch anderer einsichtsvollen Confessionsverwandten erwirbt. Landau hat dieses Zeugniß abgelegt; wir beglückwünschen es um dieser edlen Gesinnung willen. Die Frucht seines Festes möge darum sein, daß es die seitherige Eintracht bewahre, daß es blühe und gedeihe im Frieden. Dessen vortrefflichem Seelsorger aber, den schon vor einem Jahrzehnt sein König mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet hat, verleihe der König der Könige auch fürderhin reichlichsten Segen auf viele Jahre!

Nix vor ugut, muß ich sage,
Weil ich ubekannter Weis'
Ach e Bissel bei will trage,
Wann ach net mit Müh un Fleiß.

Newebei muß ich bemerke,
Daß Sie nix ze ferchte henn,
Wann e Fehlerche sich eischleicht,
Wu Sie gar nix devor kenn.

So e Au=thor bin ich keier,
Wu sich vor Verzweifling henkt,
Wann e Fehler, so e kleier,
Dief im Dichterherz ihn kränkt.

Un, ich will's nor grad „bekenne",
Wann der Räthselmacher „S"
„'s G'schäft ufgibt" un liewert kene,
Fang ich an un dicht uf Preß.

Nix vor ugut, sag ich, weil ich
Plaudr, wie mei Schnawl schteht;
Kumm ich agenehm, dann freilich
Bin in Zukunft ich net bläd.

Will mr in der Palatina
Nix vun meiner Sproch verschteh,
Na, do sag ich uf gut pälzisch:
Wollt ehr net, do loßt mich geh!

Oppau, 26. Mai 1860.

G. L. K....

Auflösung des Logogryphs in № 42:
Matte, Mette, Mitte, Motte, Mutter.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 44. Speyer, Samstag 2. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Jetzt waltete lange Zeit eine recht bange Stille in der traulichen Stube, denn keines von den Dreien getraute sich zuerst etwas zu sagen. Die Mutter Anne brach endlich das Schweigen. „Es wird Zeit sein, daß du gehst, Christoph!“ sagte sie, „'s ist draußen bereits heller Tag. Hast du denn auch alles eingepackt, was du brauchst? Ist nichts liegen blieben?“ — „Nichts, Mutter!“ — Er wollte noch mehr sagen, allein in dem Augenblicke ließ sich im Freien ein lustiger Gesang vernehmen und vorm Hause regte sich's, als ob eine Schaar Leute hergezogen käme. Christoph sah durch das Fenster; es waren junge Leute aus dem Kloster, die ihrem scheidenden Mitschüler noch ein Stück Weges das Geleite geben wollten. Nun aber galt es denn auch Ernst zu machen. „Christoph, so behüt' dich Gott!“ sagte die Matrone, indem sie ihm das Reisegänzel festschnallen half, „du gehst jetzt in die Welt hinaus und wirst viel neue Dinge sehen. Bleib' gesund und ein braver Junge, dann wird dir's auch an Glück und frohem Muthe sicherlich niemals fehlen. Uns aber wahre dein freundlich Angedenken!“ — Die Lisabeth hörte diese Worte der Mutter; sie faßte den geliebten Freund ihrer Kindheit zitternd bei der Hand und fing bitterlich an zu weinen. Den Jungen aber drängte es jetzt aus dem Hause zu kommen, denn es standen ihm selber die hellen Thränen im Auge. „Lebt wohl, Mutter!“ sagte er bewegt; „habt Dank für Eure Liebe! Und du, Lisabeth, behüt' dich Gott! Bleibe gut und fromm und behalte mich lieb!“ Mit diesen Worten küßte er der Mutter Anne erst noch einmal die Hand und zog dann mit den Burschen seine Wege.

Als darauf die Lisabeth zum erstenmale wieder aufschaute, da war ihr lieber Christoph schon lange fort. Ein leis Geläute klang durch den Eichwald aus dem Kloster her, und in der Ferne hörte man noch das Lied der wandernden Burschen. Das Mädchen aber faßte jetzt schweigend die Mutter bei der Hand, drückte diese fest und lange an ihre glühende Stirne und fing dann auf's neue bitterlich zu weinen an.

II. In der Fremde.

Christoph wanderte indeß getrosten Muthes weiter. Unweit Oberammergau waren auch seine Begleiter wieder heimgezogen — das letzte, was ihn noch an die Heimath erinnerte; dafür brachten ihn aber die vielen neuen Dinge, die er nunmehr zu schauen bekam, auf ganz andere Gedanken. Und wie gäbe es wohl auch einen strebsamen Jungen von achtzehn Jahren, dessen Gemüth von den Eindrücken einer ihm völlig fremden Welt unberührt bliebe? — So ward denn auch unserem Christoph immer freier und sorgloser zu Muthe, je weiter er aus den Bergen hinauskam, und als er sich am späten Abende, todmüde von der langen Wanderung, zum erstenmal wieder schlafen legte, da waren seine Gedanken schon weit mehr zu München und auf der morgigen Reise, denn daheim im stillen Ettthal. Der nächste Tag brachte aber des Seltenen noch weit mehr. Da wanderte er den schönen Würmsee hinunter, sein Weg führte ihn an manch einer stolzen Burg vorüber, die an

Digitized by Google

dem waldigen Ufer aufstieg, er sah zu Starenberg die glänzende Luststlotte, die sich der prachtliebende Herzog Albert hatte bauen lassen, und dergleichen noch vieles Andere.

Unterhalb Starenberg sah er jetzt zum erstenmal das unendliche Blachland vor sich liegen; nirgendwo war dort ein Berg, ja nicht einmal der kleinste Hügel mehr zu schauen. An der einen Seite standen lange, düstere Tannenwälder, an der anderen dehnte sich ein weites Heideland. Da war es endlos öde. Kurzes Gras wuchs darauf und hie und da ein Stamm Heideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Flöcklein Wolle hing von den Schafen, die dort hin und her gingen. Sonst grünte kein Strauch, kein Blümlein; nur in weiter Ferne schimmerte noch ein glänzend blaues Band. Das waren die Berge, die gegen Süden den Gesichtskreis schlossen.

An dem nämlichen Tage, noch vor Sonnenuntergang, sah unser Wanderer das Ziel seiner Reise endlich vor Augen. Erst stieg in der Ferne allmählig ein Kirchthurm um den andern auf; später auch hin und wieder eine Häusergruppe oder ein Stück von der Ringmauer, — nunmehr aber lag die ganze Stadt vor ihm da, und die Abendsonne spiegelte sich in den vielen Fenstern, so daß sie glänzten wie lauter Gold. Es war ein Sonntagabend, und von den Kirchen hallte ein feierlich Geläute über die Mauer her; auch sonst sah alles auf der breiten Heerstraße gar festtäglich aus. Stattlich aufgeputzte Herren lustwandelten mit Weib und Kind vor den Thoren und auf dem Rennwege, der sich längs der Ringmauer hinzog. Mancher stolze Reitersmann tummelte da sein wildes Roß und ließ es gar willig geschehen, daß die Buben ob seiner Kunst in laute Bewunderung ausbrachen, oder dort und da eine junge Maid im Vorbeigehen stille stand und dem schmucken Reiter einen freundlichen Blick nachschickte.

Christoph sah sich verwundert nach allen Seiten um und wußte schier nicht, wohin er sich zuerst wenden sollte, so neu und prächtig kam ihm das alles vor. Aber da ward mit einemmale seine Aufmerksamkeit durch einen verworrenen Lärm gefesselt, der zuerst ganz aus der Ferne, dann aber immer näher und lauter herkam. „Haltet auf! Haltet auf!“ schrieen viele Stimmen durcheinander und dazwischen ertönte lautes Rüdengebelle und dumpfer Hufschlag von Rossen. Neugierig blieb der junge Fremdling stehen und sah sich um, nach der Seite hin, woher das kommen mußte, und da gewahrte er denn ein scheues Roß, das soeben im gestreckten Galopp linkerhand den Rennweg heraufjagte. Ein Frauenbild hing darauf, zitternd und todtenbleich. Die Zügel waren ihr aus der Hand geglitten und krampfhaft suchte sie sich jetzt mit beiden Händen an der Mähne festzuklammern. Kaum ein paar Schritte hinter ihr sprengten zwei Reiter und mühten sich vergeblich ab, das vorausjagende Roß einzuholen, allein dies machte das Thier noch wilder. Die Leute rannten erschreckt nach allen Seiten auseinander und keiner wollte es wagen, dem scheuen Rosse Widerstand zu leisten, das wie der Sturmwind grade auf die Stelle zubrauste, wo Christoph stand und schaute.

Diesem jedoch dünkte hier ein langes Besinnen gefährlich zu sein. Er hatte daheim in seinem Klosterhofe schon manchen wilden Hengst gerittten und über Pinsel und Pergamentschriften des Leibes Uebung niemals außer Acht gelassen. Mit einem raschen Sprunge war er jetzt sogleich bei der Hand und fiel dem scheuen Thiere mit kräftiger Faust in die Zügel. Dieses that hierauf zuerst noch einen wilden Satz, als wollte es weiter jagen, allein der starke Arm des Jungen bot ihm neuerdings Trutz, so daß es bald darnach ganz stille stand.

Im selben Augenblicke waren auch die beiden Reiter an Ort und Stelle und sprangen jetzt aus dem Sattel. Der Eine von ihnen war ein Mann in vorgerücktem Alter. Er trug einen kurzen spanischen Mantel von schwarzem Sammet, mit kostbarem Pelzwerk ausgeschlagen, und dazu ein Barett von gleicher Farbe. Ein langer, grauer Knebelbart und das kurzgeschorene Haupthaar gaben ihm einen Ausdruck von Ernst und Hoheit. Sein Begleiter schien ein Diener zu sein und war in die Farben seiner Herrschaft gekleidet.

„Junger Herr, ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet, denn beim Himmel, das

Digitized by Google

war die höchste Zeit!" Also wandte sich jetzt der Erstere an Christoph, der soeben mit Beihilfe des Dieners das bleiche Frauenbild aus dem Sattel hob. Der Schrecken schien dieser für einen Augenblick das Bewußtsein geraubt zu haben, denn sie hielt das Auge fest geschlossen, aber ihre jugendlichen Gesichtszüge waren wunderbar schön und fein geformt. „Renata!" flüsterte ihr der alte Herr mit leiser Stimme ins Ohr, und da schlug sie endlich langsam die Augen auf. Ueberrascht und wie fragend blickte sie erst einen Augenblick auf die Umstehenden, dann aber spielte ein leises Lächeln auf ihren bleichen Lippen und ihr Auge ruhte lange auf dem jungen Fremden. „Ich dank' Euch!" sagte sie endlich und reichte ihm freundlich ihre Hand entgegen. Er gab die seinige, ohne zu wissen, was er that. Ein tiefes Roth blühte auf seinen frischen sonnverbrannten Wangen, und die Rede des schönen Fräuleins hatte den schüchternen Klosterschüler so in Verwirrung gebracht, daß er kein Wörtlein zu entgegnen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinzabern.

Eine Abhandlung von Prof. v Hefner in München.*)

1. Rheinzabern die ehemalige Römerniederlassung *Tabernae*.

Das heutige rheinbayerische Pfarrdorf Rheinzabern, zu beiden Seiten des Erlenbachs gelegen, ist eines von den 4 Tabernis, deren die rom. Classiker auf dem linken Rheinufer erwähnen, und zwar jene röm. Colonie Tabernae, welcher Ammianus Marcellinus (l. XVI. c 2. (3.), die Notitia Dignitatum (p. 117 ed. Boecking) und die Tabula Penting. (Segm. II.) gedenken. Sie lag an der Heerstraße, die von Argentoratum (Straßburg) nach Moguntiacum (Mainz) führte. Die Notitia zeichnet Tabernae als Castell und verlegt dahin eine Garnison von Menapiern, die von einem Befehlshaber, der unter dem dux von Mainz stand, commandirt wurden. Die Anwesenheit dieses Corps der Menapier ist nicht spurlos in Rheinzabern vorübergegangen. Von ihnen finden sich noch jetzt Thonplatten mit dem Stempel MENAP.

Die Tabula rechnet von Tabernis nach Noviomagus (Speyer) XII gallische Leugen. Diese Angabe bestätigt eine im Jahr 1824 im Bienwalde bei Rheinzabern aufgefundene Leugensäule des Kaisers Licinius und seines Sohnes, zwischen den Jahren 317—323 n. Chr. errichtet. Sie gibt XIII Leugae von der Stadt der Nemeter an. Die Inschrift lautet:

IMPERATORI CESARI
VALERIO LICINIANO
LICINIO NOBILIS
SIMO CESARI
C · N · L · XIII ·

(Intell. Bl. d. Rheinkr. 1825. Nr. 256. S. 1444. Abbild. Fig. 1). Diese Leugensäule stand an der von Lauterburg nach Rheinzabern durch den Bienwald, unmittelbar neben der jetzigen Landstraße hinführenden Römerstraße. Der Fundort der Säule ist etwas mehr als eine halbe Stunde von Rheinzabern entfernt. Er ist durch die Nähe eines auf der nämlichen Römerstraße gesetzten Cantonssteines bezeichnet, auf dessen einen Seite C. Haztenbuchel und der andern Seite C. Rheinzabern mit der Jahrzahl 1782 Nr. 23 steht. Von diesem Cantonsteine lag die Säule ungefähr 20 Schritte südlich gegen Lauterburg entfernt. Wie wir oben gesehen haben, bestimmt die Tabula die Entfernung von Tabernae (Rheinzabern) bis Noviomagus auf XII Leugae. Der Ort, wo unsere Säule gefunden wurde, liegt etwas über eine halbe Stunde oder eine gallische Leuga = 1500 röm. Schritte entfernt und die Säule gibt XIII Leugae an. Mit Zuzählung der einzelnen Leuga bis zum Orte der Auffindung hätten wir also die Uebereinstimmung mit den XIII Leugis der Säule.

2. Tabernae eine röm. Töpferniederlassung.

Tabernae war eine röm. Niederlassung, deren Einwohner die Töpferei und wie man, nach den Stempeln zu urtheilen, berechtigt zu sein scheint, in Verbindung mit der dort liegenden Garnison, auch die Zie-

*) Aus den „Gelehrten Anzeigen der k. b. Academie der Wissenschaften."

gelei betrieben. Für die Zeit der Gründung von Tabernae lassen sich, aus Mangel schriftlicher Documente, keine sichern Anhaltspunkte ermitteln. Sein Untergang fällt in das V. Jahrhundert und man kann mit ziemlicher Gewißheit dafür die Zeit von 406 – 408 n. Chr. annehmen.

Die in Rheinzabern gefundenen Römermünzen reichen von Augustus bis Honorius. Die größere Anzahl derselben rührt jedoch aus dem III. und IV. Jahrhunderte her, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die Blüthezeit von Tabernae, in welcher durch den Handel mit Töpferwaaren viel Geld dahin floß, in diese Periode gefallen sei.

Rheinzaberns Untergang muß unvermuthet und unter großen Drangsalen, mit Mord und Brand verbunden, stattgefunden haben. Dahin weisen die unverkennbarsten Spuren. Wer von den Einwohnern auf wilder Flucht, die hauptsächlich ihre Richtung nach der Brücke nahm, die über den Erlenbach führte, in dessen Bette Tausende von Römermünzen und kleine Alterthümer, sowie der bronzene Adler gefunden wurden, nicht mehr das Weite erreichen konnte, suchte Schutz in einem Gebäude, das auch seine Grabstätte wurde, da ihn dort entweder das Schwert der Feinde ereilte oder seine, im Brande zusammensinkende Zufluchtsstätte in ihrem Schutte begrub. In einem im Jahr 1819 in den 24 Morgen ausgegrabenen Gebäude fanden sich die wohlerhaltenen Gerippe von 3 Menschen, in einem andern daselbst im Jahr 1836 aufgedeckten lagen 2 Gerippe. Im Jahr 1833 grub man in einem Brunnen ein menschliches Gerippe aus, dessen Kopf nach unten lag. In dem Jahr 1854 gewahrte man in dem Kanale eines Ziegelofens querliegend ein wohlerhaltenes Skelett.

Der plötzliche Ueberfall überraschte die Bewohner bei ihren Arbeiten. Man fand die Fabrikate unversehrt in den Oefen aufgestellt: Formschüsseln, worin noch der Thon eingedrückt war, Massen von Thon für die Bearbeitung hergerichtet, eine große Anzahl von Ziegeln ungebrannt in den Vorrathskammern. Es ist unverkennbar, daß die Bewohner von Rheinzabern die Hoffnung hegten, wieder dahin zurückzukehren, da sie Gegenstände an Orte flüchteten, wo man solche nicht zu suchen pflegt. Vier Lararien fanden sich in dem Schürhalse eines Brennofens versteckt. In einem Brennschoppen lag eine Graburne, in der sich eine Schnellwage mit Gewicht, 2 Gläsen, 5 Bildhauermeißel und ein Schloß von Bronze befanden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Photographie unsichtbarer Schriftzüge. In Moigno's Kosmos theilt Dr. Gladstone die interessante Entdeckung mit, daß eine Schrift auf weißem Papier, welche mit einer Auflösung flurrescirender Substanzen geschrieben ist, und die dem Auge unsichtbar erscheint, dennoch in wenigen Secunden auf einer mit Collodium-Silbersalz präparirten Platte, in der Camera obscura einen deutlichen Abdruck liefert. Nach seiner Erklärung ist es der Mangel an chemischer Wirkung der flurrescirenden Substanzen, welcher das Bild hervorbringt. Aus der Entdeckung des Dr. Gladstone dürften die Maler, Färber, Photographen u. dgl. einen wesentlichen Nutzen ziehen, indem Farbenstoffe organischer und unorganischer Natur, welche leicht durchs Licht verändert werden, durch Tränkung oder Ueberzug mit flurrescirenden Substanzen lichtbeständig gemacht werden können.

* Vegetabilisches Leder. In der Fabrik von Spill u. Comp. zu Stepney-green in England wird gegenwärtig ein künstliches Leder erzeugt, das äußerlich dem thierischen Leder völlig gleicht, durch seine Zähigkeit, Waschbarkeit und seinen Widerstand gegen Feuchtigkeit jeder Art, besonders aber durch den Umstand, daß es in jeder Größe dargestellt werden kann, eine Verwendbarkeit verspricht, welche die des thierischen Leders noch übertreffen dürfte. In Wagen- und Pferdedecken, Lederzeug für Soldaten, Eimer, Buchbinderarbeiten ist es bereits mit Erfolg benutzt worden. Dem Vernehmen nach werden zu seiner Herstellung Kautschuck und geruchlos gemachte Naphtha verwendet.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Mittwoch 6. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr gebot jetzt seinem Diener, die Pferde in die Stadt zu führen und eine Sänfte entgegenzuschicken, denn er wollte für heute kein Roß mehr besteigen, nachdem der kurze Ritt ins Freie einen so verhängnißvollen Ausgang genommen. Besorgt fragte er sodann seine Tochter, ob sie sich stark genug fühle, den kurzen Weg bis an das Thor zu Fuße zurückzulegen. Das Mädchen nickte bejahend und legte ihren Arm in den des Vaters. „Ihr werdet uns doch begleiten, junger Herr?“ sagte hierauf dieser, indem er sich neuerdings mit großer Freundlichkeit an den Fremden wandte. Dem Christoph war's noch immer, als ob er träumte; schweigend folgte er der Einladung des Alten und ging neben den Beiden her dem Thore entgegen.

Der Unfall hatte eine beträchtliche Anzahl Menschen zusammengeführt, und erst jetzt begann die neugierige Menge allmählig auseinander zu gehen. Der größere Theil kehrte in die Stadt zurück, denn es war mittlerweile ziemlich dunkel geworden, und Christoph gewahrte jetzt mit Verwunderung, wie die Vorbeigehenden insgesammt vor seinen Begleitern stille standen und sie voll Ehrerbietung begrüßten. Sogar die Stadtwache unter dem Thore stieß die Hellebarde hellklirrend auf den Boden, als sie vorüberkamen, und machte Achtung. Innerhalb des Thores erwartete bereits eine reiche Sänfte die Ankommenden, buntfarbig gekleidete Diener standen dabei. Der alte Herr hob jetzt zuerst das bleiche Mädchen in den Sessel, dann bot er unserem Christoph freundlich die Rechte. „Lebt wohl, junger Herr!“ sprach er, „und empfanget für heute nochmals meinen Dank. Ihr seid fremd in unserer Stadt, wie mich bedünkt; so ich Euch in irgend etwas zu Gefallen sein kann, möget Ihr auf meine Freundschaft sicher bauen. Mein Haus steht an der vordern Schwabingergasse, zunächst dem Willprechtsthurm. Dort sollt Ihr mir allezeit willkommen sein!“ Nach dieser Rede war er eilig in die Sänfte gestiegen, und dem Christoph blieb kaum noch so viel Zeit übrig, ein paar verlegene Worte des Dankes zu sagen, da gingen die Diener bereits mit dem Tragsessel die lange Gasse hinauf. Der Jüngling folgte ihnen nachdenklich und langsamen Schrittes.

Es gingen viele Menschen in der Straße, und mit immer größerer Verwunderung gewahrte er jetzt, daß die Ehrerbietung der Leute gegen seine Begleitung sogar auf ihn selbst noch überging, weil er mit ihnen in die Stadt gekommen war; denn so oft ihm wieder Einer begegnete, blieb er jedesmal respectvoll stehen und nahm den Hut vom Kopfe. — „Sagt mir doch, lieber Freund“, fragte er endlich einen der Vorbeigehenden, „wer ist denn der alte Herr, den sie dort in der Sänfte die Gasse hinauf tragen?“ — Der also Angeredete sah hierauf den Frager groß an. „Ihr seid wohl zum erstenmale hier in der Stadt?“ gab er verwundert zur Antwort; „sonst möchtet Ihr kaum so seltsam fragen. Den kennt ja bei uns ein jedes Kind; es ist der gelehrte Doctor Wiguleus Hund, unseres gnädigsten Herrn, des Herzogs Albertus bester Freund und Rathgeber!“ — Damit ging der seinen Weg weiter und ließ den jungen Fremden allein

Digitized by Google

mit seinen Gedanken, deren hatte dieser aber jetzt viele und von mancherlei Art.

Noch am nämlichen Abende suchte Christoph den Meister Johannes Mielich auf. Es war ein würdiger alter Herr, von ernstem, gutmüthigem Gesichte, und hieß den neuen Schüler mit der aufrichtigsten Herzlichkeit willkommen, als ihm dieser scheu und zaghaft das Geleitschreiben des Abtes Nikolaus einhändigte. — Des Meisters Haushalt schien ein sehr einfacher zu sein; denn außer ihm selbst und einem alten Diener fand sich nur noch eine gleichfalls hochbetagte Frauensperson im Hause, die bereits seit einer langen Reihe von Jahren die Wirthschaft besorgte. Auch diese — man hieß sie die Jungfrau Monika — schien über den jugendlichen Gast nichts weniger als ungehalten, und Christoph hatte demnach nicht allzu große Mühe, sich an seinem neuen Wohnorte einzugewöhnen. Es war ihm in kurzem jedwede Scheu vergangen, und er fühlte sich hier bereits am ersten Abende so heimisch, als säß' er zu Ettal im kühlen Refectorium. — Während des Abendmahles mußte er viel von seinem Kloster erzählen, wie auch von dem frommen Abte Nikolaus. Der Meister hingegen redete manch ein trefflich Wort über die edle Kunst der Malerei und den beharrlichen Fleiß, dessen es bedürfte, um darin etwas Tüchtiges zu leisten. Aus ließ er sich von seinem neuen Schüler mehrere von den Zeichnungen vorlegen, die dieser in seinem Kloster gefertigt, musterte dieselben mit prüfendem Blicke und fand zuletzt, daß sie immerhin eine gute Anlage verriethen — Auf diese Weise ward es ziemlich spät, bis ein jedes in seine Schlafkammer ging.

Christoph schlief die erste Nacht zu München fest und lange. Es träumte ihm, er säße in des Meisters Johannes Werkstätte und malte an einem großen Altarbilde. An seiner Seite stand ein Engel und breitete ihm die Arme entgegen. Der glich auf ein Haar der schönen Renata.

Die darauffolgenden Tage brachten viel des Neuen und Ungewohnten. Zu München regte sich damals ein frisches, buntfarbiges Leben, denn des Herzogs Albert Kunst- und Prachtliebe scheute keinen Aufwand, die Hauptstadt des bayerischen Herzogthums zum geweihten Sitze der Künste und Wissenschaften in deutschen Landen zu erheben. Seine Paläste und die ganze Stadt wimmelte von Malern und Bildhauern, wie auch von Sängern, Spielleuten und Tänzern. Es gab dort allenthalben so uneudlich viel zu schau'n, und unserem Christoph wollt' es lange Zeit nicht recht gelingen, sich in der großen Stadt zurecht zu finden. Diese prächtigen Kirchen und Paläste, die weitläufigen Häuser mit den finstern Bögen vorne an, die engen langen Gassen, darin sich viel aufgeputztes Volk herumtrieb, — das war alles so ganz anders als daheim in seinem Kloster, oder im stillen Graswangthale.

Bereits am ersten Tage nach seiner Ankunft hatte Christoph unter des Meisters Johannes Leitung seine Lehrzeit begonnen, und die Begeisterung, die er für seinen Beruf empfand, ermunterte ihn zu unermüdlichem Fleiße. Des Meisters Werkstätte war ihm bald sein liebster Aufenthalt geworden und er merkte darin oft tagelang nichts von dem geräuschvollen Leben, das außerhalb derselben die Stadt bewegte. Nur seines seltsamen Abenteuers beim Einzuge gedachte er oft und gerne; allein es war ihm, seitdem er in München wohnte, weder der gelehrte Doctor, noch auch die Renata je wieder zu Gesicht gekommen. Wohl fiel es ihm dann zuweilen ein, wie freundlich ihn der alte Herr damals in sein Haus geladen hatte, aber es fehlte ihm der Muth, von freien Stücken hinzugehen, und so dachte er am Ende kaum noch daran. — Doch da geschah es eines Abends — unser Held war bereits mehr als einen Monat in der Stadt — daß ein Diener in die Werkstätte des Meisters Johannes Mielich trat und den jungen Christoph Schwarz zum morgigen Mittagsmahle in des Doctors Wiguleus Hund Behausung beschied. Und dies war für den Burschen nun freilich eine seltsam frendige Ueberraschung.

Den andern Mittag legte er seine besten Kleider an und machte sich sofort auf den Weg, der Einladung seines vornehmen Freundes Folge zu leisten. Als er vor dem hohen, düsteren Hause stand, darin dieser wohnte, war es ihm schier ängstlich zu Muthe. Sein Herz schlug lauter als gewöhnlich, da er

Digitized by Google

über die Schwelle trat, und mit unsicherer Stimme nannte er dem fragenden Diener seinen Namen. Dieser geleitete ihn alsbald über die gewundene Stiege hinauf und ließ ihn dann in ein mäßig großes Gemach eintreten. Das war einfach, aber im besten Geschmacke der damaligen Zeit eingerichtet. An einem hohen, mit buntfarbigen Wappenbildern bemalten Bogenfenster stand Renata, neben ihr ein kleines Mädchen, gleichfalls von großer Schönheit. Beide nickten dem Eintretenden freundlichen Gruß entgegen, und Christoph glaubte dabei auf dem Antlitze der Renata ein seltsam holdseliges Lächeln zu bemerken. Auch der Doctor, sowie die Frau Ursula, dessen getreue Hausfrau, empfingen ihn beide mit unverhohlener Herzlichkeit.

„Da Ihr nicht freiwillig bei uns einkehren wollt, war ich genöthigt, Euch holen zu lassen", sprach er zu seinem jungen Gaste und bot ihm dabei freundlich die Hand, „oder habt Ihr etwa gemeint, wir wüßten Euch nicht aufzufinden?" setzte er scherzweise hinzu. „Junger Herr, da waret Ihr arg im Irrthum gewesen. Ein lieber Freund mag Einem niemals lange unentdeckt bleiben, so man ihn nur ernstlich suchen will. Aber laßt es Euch jetzt in meinem Hause wohl gefallen!" Diese leutselige Anrede des alten Herrn wirkte auf unsern Christoph sehr ermuthigend, und seine Brust war jetzt schon ein Gutes weniger beklommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinzabern.

Eine Abhandlung von Prof. v Hefner in München.

(Fortsetzung.)

Tabernae war eine bedeutende Colonie von viel größerm Umfange als der des heutigen Rheinzaberns, das nur theilweise auf seinen Ruinen steht. Die Spuren der Gebäude reichen bis in den, eine halbe Stunde entfernten Bienwald hinein. Dort grub man im Jahr 1855 in dem alten Gehege ein Gebäude mit Luftheizung aus und im folgenden Jahre, in dessen Nähe, 3 Brennöfen. Allenthalben stößt man in Rheinzabern auf Ueberreste röm. Niederlassung. Die vom Jahr 1818—1856 ausgegrabenen röm. Baulichkeiten belaufen sich auf 36 Ziegelöfen, 66 Töpferöfen, 14 Gebäude mit unterirdischer Heizung, 80 ohne dieselbe und 55 Brunnen. Die große Zahl der baulichen Ueberreste läßt auf ein bewegtes öffentliches und häusliches Leben schließen und hiefür liefern uns die Fundgegenstände die sprechendsten Beweise. Stein- und Thondenkmäler beurkunden den religiösen Sinn der Einwohner von Tabernae. Wir finden Altäre, Lararien und Todtenurnen mit Namen der hier verehrten Gottheiten: Jupiter, Apollo, Merkur, Vulkan, Silvan, Minerva, Fortuna und einen Deus Cessonius nebst ihren bildlichen Vorstellungen. Die Lage Rheinzaberns machte eine bedeutende Grenzhut nothwendig. Daß diese auch wirklich stattfand, zeigen uns die Stempel auf den Fabrikaten der Ziegeleien, welche Soldaten der Legio I adjutrix, legio quarta, legio decima quarta, der legio vicesima secunda primigenia pia fidelis, dann den Menapii und Vindelici verfertigten.

Das Privatleben der Einwohner von Tabernae hat zahlreiche Spuren hinterlassen. Die Fundstücke, besonders die Terrakotten, geben davon sprechendes Zeugniß. Der Umfang der Begräbnißplätze und die in ihnen aufgefundenen Särge und Urnen beurkunden die bedeutende und Jahrhunderte fortdauernde Bevölkerung.

3. Die Wohnstätten der Einwohner von Tabernae.

Die Wohnstätten der Einwohner von Tabernae lassen sich füglich in die der Todten und der Lebenden scheiden. Bei den erstern haben wir die Begräbnißstätten und die Arten der Bestattung, bei den letztern die baulichen Ueberreste ins Auge fassen. Die Römer beerdigten in Rheinzabern ihre Todten entweder auf allgemeinen Begräbnißplätzen, die sich längs der Landstraße hinzogen, wie in den Rebgärten und in den 24 Morgen, oder auf ihrem eigenen Grund und Boden. Die aufgefundenen Begräbnißstätten, in denen sich Särge, Grüfte und Urnen fanden, lieferten den Beweis, daß neben der Verbrennung der Leichname gleichzeitig auch die Beerdigung

Digitized by Google

stattfand. Die Särge, die reihenweise standen, waren theils von Stein, theils aus Ziegeln aufgebaut. Man konnte im Allgemeinen die Bemerkung machen, daß die Kindersärge von denen der Erwachsenen getrennt waren und eine eigene Abtheilung des Begräbnißplatzes ausmachten. Die Urnen, die vorzüglich in den Rehgärten vertreten waren, standen gleichfalls reihenweise. Neben den Urnen zeigten sich auch unverbrannte Leichname in der bloßen Erde und in Särgen. Bei jeder Gattung der Bestattung fanden sich Beigaben.

Die Steinsärge, deren Material die Brüche am Haardtgebirge lieferten, haben eine Länge von 2 Meter, eine Breite von 70 und eine Tiefe von 60 Ctm. Sie sind roh bearbeitet und zeigen zuweilen, als symbolische Verzierung, einen Baum oder die Schuppen des Tannenzapfens. Der Deckel besteht in einer ganzen Platte. Bis jetzt wurden 20 Stücke solcher Särge gefunden.

Die Thonplattensärge bestehen aus gebrannten Thonplatten, die entweder in Form eines Giebels oder eines viereckigen sargähnlichen Behältnisses zusammengestellt sind. Bei der erstern Gattung sind 2 Reihen von Ziegel schräg aufgerichtet und stützen sich gegenseitig, wodurch ein enger, oben in einen spitzen Winkel sich endigender Raum für die Leiche entsteht; bei der letztern bilden die Ziegel die Form eines Oblonges oder Sarges. Wo die Platten zusammenstoßen, deckt ein Hohlziegel die Fugen. Der Boden, worauf die Leiche lag, besteht aus Plattenziegeln. Ausführliches wird Referent in seiner Abhandlung geben. Neben den Särgen sind die Graburnen die Bewahrerinnen der menschlichen Ueberreste. Sie bestehen entweder aus einfachen Töpfen (von denen 266 gefunden wurden), oder aus künstlich geformten Behältern mit 4—6 Seiten, jede mit einer Nische, worin eine Göttergestalt, wie sie bei den Lararien vorkommt, steht. Sie sind meistens mit zierlichen Deckeln versehen. Zuweilen wurden auch Schüsseln von Samischer Erde zum Aufbewahren der verbrannten Gebeine verwendet.

Die Pietät der Hinterbliebenen hat auch in Rheinzabern nicht versäumt, die Grabstätten mit Gegenständen, die den Todten im Leben lieb waren, als Beigaben, auszustatten. Sie bestanden in Perlenschnüren Haarnadeln, Gläsern, Lampen, Münzen, Spiegeln u. dgl.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Erwärmung mittelst Eis. Herrn Lecop von Clermont-Fernand verdanken wir eine Beobachtung, welche die Aufmerksamkeit aller derer verdient, die keine Treibhäuser besitzen, sich aber mit der Cultur von Pflanzen beschäftigen, die sehr empfindlich gegen Frost sind. Lecop beobachtete, daß es, um eine Pflanze vor dem Erfrieren zu bewahren, genüge, einige Gefäße voll Wasser um dieselbe herumzusetzen. Das Wasser gefriert und entwickelt während des Ueberganges zum festen Zustande eine hinreichende Menge von Wärme, welche die Temperatur der zunächst befindlichen Körper nicht unter 0° herabsinken läßt. Erinnert man sich, daß ein Kilogramm Wasser beim Uebertritt aus dem flüssigen in den festen Zustand 75—80° Wärme verliert, so hat man das Geheimniß des neuen Erwärmungssystems. Natürlich darf der Ort, wo die Pflanzen sich befinden, keinem Durchzuge ausgesetzt sein.

Ein entsetzliches Unglück ereignete sich in dem sächsischen Städtchen Penig. Die Mädchen einer dortigen Anstalt besuchten mit ihren Lehrern eine anwesende Menagerie. Plötzlich erfaßt ein Löwe, der mit beiden Klauen durch das Käfiggitter fuhr, ein 10jähriges Mädchen beim Hinterkopf und riß ihm trotz der Anstrengungen der Wärter die ganze Kopfhaut bis über die Augenbraunen völlig herab. Auch die Hirnschale war verletzt und das arme Kind starb andern Tages nach gräßlichen Schmerzen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste verschwindet vor unsern Augen;
Das Andere lockt Fischer und Jäger heraus.
Und sollte zum Unglück das Ganze nichts taugen,
So treibt uns das Erste zum Hause hinaus.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Samstag 9. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Während der Mahlzeit erhielt er seinen Sitz zwischen dem Doctor und der Frau Ursula angewiesen; ihm gegenüber saßen die beiden Mädchen. Renata trug ein einfach Kleid von schwarzer Seide, das hüllte die schlanke Gestalt sittig bis an den Hals ein, und dieser war wiederum von einer breiten, reichgestickten Spitzenkrause umschlossen. Das dunkelbraune Haar des Mädchens schlang sich in reichem Geflechte um den schönen Kopf; das war aber auch ihr einziger Schmuck, denn sonst trug sie weder Gold noch Perlen an sich. Schweigsam und sinnig saß sie beinahe die ganze Zeit dem Gaste gegenüber, der es nur ganz selten wagte, nach ihr aufzusehen. So oft er es aber that, da begegnete ihm seltsamerweise jedesmal das träumerisch irrende Auge der Renata, und es kam ihm sogar vor, als ob er auf ihren Wangen ein höheres Roth als gewöhnlich entdeckte, wenn sie zufällig seines Blickes gewahr ward. Von Seite des Doctors und seiner Hausfrau hingegen wurde während der Essenszeit sehr vieles und von mancherlei Dingen geplaudert. Vor allem rühmte man noch oftmals die beherzte Entschlossenheit, die Christoph mit dem scheuen Rosse an den Tag gelegt, und pries ihn dankbar als den Lebensretter der Renata. Aber auch seiner Kunst ward heute nicht vergessen; man belobte ihn ob der Wahl solch eines edlen Berufes und wünschte ihm einstimmig Gottes Segen auf dem angebahnten Wege.

„So lebet wohl für heute, junger Herr, und laßt Euch den heutigen Tag für ein andermal nicht gereuen!“ Also hatte die Rede des alten Herrn beim Scheiden gelautet, und von der Zeit an war Christoph kein seltener Gast mehr in des Doctors Wiguleus Hund Behausung. War der Tag in der Werkstätte des Meisters Johannes unter fleißiger Arbeit verbracht, dann traf den jungen Kunstschüler der Feierabend gar häufig auf dem Wege zu dem großen düsteren Hause an der vordern Schwabingergasse. Manch ein langer Winterabend verging ihm dort unter kurzweiligem Geplauder, und die wenigen Stunden, die er in solch liebem Freundeskreise verleben durfte, waren das Einzige, darauf er sich von Tag zu Tag, ja schon auf Wochen hinaus im Voraus freute. Aber auch der Doctor und die Seinigen gewannen den bescheidenen Jungen mit jedem Tage lieber, und nach wenigen Monden gab man es ihm bereits gut zu fühlen, daß er weniger als Gast, denn als Kind des Hauses gehalten war.

Zumal das Herz der Frau Ursula hatte dem Christoph sein ehrliches gerades Wesen in kurzem völlig gewonnen. Sie war eine kluge und dabei unendlich gutmüthige Frau und selber auf dem Lande erzogen, hörte sie ihm in nichts lieber zu, als wenn er von seinem Kloster und den grünen Bergen der Heimath sprach. Deßgleichen thaten auch die Mädchen. Die Renata mengte sich zwar nicht viel in die Rede der Anderen, denn sie war ein stilles, verschlossenes Mädchen, das nur wenig sprach, dafür aber gerne für sich hinsann; desto mehr und lieber hingegen plauderte die Andere, des Pflegers Pettenbeck zu Haag schwarzlockig Töchterlein. Mariechen war überhaupt ein Kind von seltener Art und der entschiedene Liebling des ganzen Hauses. Ihr Vater hatte die

Digitized by Google

Kleine in die Stadt geschickt, auf daß sie sich unter der Leitung seines gelehrten Freundes all' jene Kenntnisse aneignen sollte, wozu sich auf dem Lande keine Gelegenheit fand, und die seltene Lernbegier und Auffassungsgabe des Kindes hatten gerade in dieser Hinsicht bereits so große Erfolge gezeigt, daß man sich in der Familie des Doctors allmählig daran gewöhnte, die talentvolle Kleine als eine Art Wunderkind zu betrachten. Daß es unser Christoph verstand, sich die Gunst des Kindes im hohen Grade zu erwerben, trug demnach nicht wenig dazu bei, ihn dem Doctor, wie der Frau Ursula erst recht theuer zu machen.

Und so war denn der Winter froh und schnell hingegangen, und ganz unerwartet kam der Lenz herangerückt. Die junge Sonne jagte bereits den letzten Schnee von den Dächern hinweg, die Leute ergingen sich wieder vor den Thoren und die Ringmauer entlang, Wald und Wiese waren wiederum grün geworden, dort und da blühte schon ein versteckles Veilchen, und die gelben Schlüsselblumen erfreuten sich ihres jungen Daseins. Auch in des Doctors Wiguleus Hund Behausung brachte der Frühling neue Freuden, der alte Herr that jetzt wieder dann und wann einen Ritt ins Freie, Renata begleitete ihn, und auch Christoph war bereits ein paarmal zu Roß gestiegen und mit den Beiden hinausgeritten. An den Abenden mied man von jetzt an die Stube — denn die Luft ward immer wärmer und der Tag länger — und zog es vor, unter freiem Himmel seinen Feierabend zu verplaudern.

Hinter dem alten, düsteren Hause lag ein kleiner Gartenfleck, ein recht stiller, heimlicher Ort. Viele Rosen blühten darin, und gegenüber dem Eingange stand ein alter Holderbaum, darunter ein einfach hölzerner Tisch und nebenan eine Bank angebracht war. Dort saß denn die Frau Ursula manch eine helle Sommernacht mit den beiden Mädchen; denn ihr Eheherr war während der Sommermonate viel vom Hause abwesend, theils auf seinen Gütern, theils in Geschäften seines Herrn und Herzogs. Dafür fehlte aber Christoph schier keinen Abend unter dem stillen Holderbaume, und sie hatten sich dort auch bereits so sehr an seine Anwesenheit gewöhnt, daß es ihnen allemal war, als ginge etwas ab, wenn er etwa zufällig einmal ausblieb. Die Ursula wie Marlechen wetteiferten, dem lieben Freunde gefällig zu sein, und dieser erkannte das auch dankbar an. Mit der Renata hingegen war er bei weitem weniger zufrieden. Während er mit der lebhaften Kleinen so frei und leicht plaudern konnte, wollte es ihm beinahe niemals gelingen, mit der ernsten Jungfrau ein andauerndes Gespräch anzubinden. Sie blieb immer kalt und zurückhaltend gegen ihn, und so oft er auch mit ihr zusammen kam, war sie ihm im Grunde doch noch immer so fremd wie damals, als er ihr zum erstenmal begegnete. Wohl traf ihn zuweilen ihr blaues Auge, wenn er, während er mit der Frau Ursula plauderte, verstohlen nach dem Mädchen hinübersah; allein das war jedesmal nur ein kurzer Blick, dann schien sie wieder so ernst und gemessen wie sonst, und oft kam es ihm sogar vor, als ob sie mit Absicht seinen Blick zu vermeiden suchte.

Er wußte sich freilich selber kaum zu sagen, aus welch einem Grunde — allein es schien ihm gleichwohl von Tag zu Tag gewisser zu sein, daß ihn die Renata nicht halb so gut leiden mochte, als die Andern im Hause, und dies verursachte ihm mancherlei Gedanken. Sonst aber arbeitete unser Christoph jetzt noch weit eifriger als während der Winterszeit. Er hatte in seiner Kunst bereits beträchtliche Fortschritte gemacht, und der Meister Johannes ertheilte ihm darüber manch ein aufrichtiges Lob. Auch nach Ettal an den Pater Maurus schrieb er seinem Versprechen getreu jeden Monat und erhielt auch dann und wann Antwort aus der lieben Heimath. Da war dann jedesmal auch von Mutter Anne ein Gruß dabei, wie von der Lisabeth. Und so ging auch der erste Sommer vorüber, den Christoph in München verlebte. Die Tage wurden mählig kürzer, lange schon waren die Rosen verblüht. An den Abenden stellte sich bereits eine rauhe Zugluft ein und verbot ein allzu langes Verweilen im Freien. Auch von dem Holderbaum fiel hin und wieder schon ein gelbes Blatt zu Boden. — Ein Jahr war vorbei, seitdem Christoph dem

Digitized by Google

scheuen Rosse in die Zügel fiel. Er hatte oft daran gedacht.

Der darauf folgende Winter unterschied sich nicht viel von dem ersten. Er brachte bald Schneeflocken, bald wieder helle kalte Tage, und in deutschen Landen trieb der Parteigeist mehr denn je der Menschen Gemüther auseinander. Aber unser Christoph kümmerte sich nur wenig um das mannigfache Treiben in der weiten Welt. Ihm war seine ganze Welt des Meisters Johannes Werkstätte und dazu noch das graue Haus, darin der Doctor Wigulens mit den Seinen wohnte. Zwischen diesen beiden war auch seine Zeit getheilt, denn sonstige Freunde besaß er nur wenige in der großen Stadt. Es war ihm auch niemals darum zu thun gewesen, dergleichen aufzusuchen, ihm war genug, was er hatte, und er fühlte sich dabei unendlich glücklich und zufrieden. Der tägliche Umgang mit dem gelehrten Doctor diente dem jungen Kunstschüler nicht allein zur Kurzweil, er war vielmehr auch überaus lehrreich für ihn und in manchen Stücken von großem Nutzen. Der alte Herr hatte ein gutes Theil seiner Jugendzeit in der Fremde verlebt und von langjährigen Reisen Erfahrungen mancher Art mit heimgebracht. Es gab schier kein Feld des Wissens, darin er nicht heimisch gewesen wäre; insbesondere aber war er ein ebenso großer Kenner als Verehrer der Kunst, die er in Italien selbst in ihrer vollsten Blüthe geschaut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Rheinzabern.

Eine Abhandlung von Prof. v. Hefner in München.

(Fortsetzung.)

Die baulichen Ueberreste von Tabernae bestehen in den Grundmauern von Wohngebäuden, in Brunnen und Brennöfen. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Römer in Rheinzabern müssen in bedeutender Zahl vorhanden gewesen sein, da man die Grundmauern von 94 derselben in einer Bodentiefe von 2—3 Meter aufgefunden hat.

Wie alle Privatgebäude dieses Volkes, so waren auch diese von geringen Dimensionen. Die einzelnen Seiten maßen 2—3 Meter, die Höhe der Gemächer betrug 2—3 Meter, in so weit man dieß aus den Balkenlöchern, die in einer Entfernung von 30 Centim. noch bemerkbar waren, schließen kann. Der Fußboden war zuweilen mit Platten ausgelegt oder mit Estrich bedeckt; Mosaik fand sich nirgends. Der Eingang hatte eine Breite von 60—90 Centim. Hin und wieder waren Fensteröffnungen bemerkbar. Nicht selten fanden sich an den Wänden angebrachte Nischen oder bunte Bemalung. Eine Wand zeigte, über dem Sockel, auf gelbem Grunde Bäume, Vögel und die nackten Füße eines Menschen bis zu den Knieen. Die Umfangsmauern sind von Randplatten aufgebaut. Als Bindemittel findet sich Kalk und Lehm verwendet. Bei 14 Gebäuden war die Vorrichtung der Luftheizung angebracht, die sich in ihrer Construction von der in andern Ländern, wo Römer hausten, gebräulichen, nicht unterschied. Das interessanteste unter allen in Rheinzabern ausgegrabenen Gebäuden ist unstreitig das auf Kosten der k. Regierung in Speyer im Bienwalde im Jahr 1855 aufgedeckte, das mit einer wohlerhaltenen Luftheizung versehen war. An dessen Stelle steht jetzt ein Denkstein.

Die bedeutende Anzahl der Gebäude machte in Rheinzabern eine entsprechende Anzahl von Brunnen nothwendig. Bis jetzt hat man 58 derselben aufgefunden. Sie sind, mit Ausnahme eines einzigen, aus Bruchsteinen aufgeführten, sämmtlich in zirkelrunder Form aus Backsteinen, ohne Mörtel, nur mit eingestreutem Sande erbaut. Der Durchmesser eines Brunnens betrug im Lichte zwischen 80—90 Centim., die Tiefe 3—6 Meter. Sie lagen bei der Auffindung, bis auf einen, der Quellwasser hatte, alle trocken.

Die röm. Brennöfen, die sich, nach dem Fabrikate, das in ihnen gebrannt wurde, in Ziegel- und Töpferöfen scheiden, gehören wegen ihrer zweckmäßigen Construction und guter Erhaltung unter die interessantesten Baulichkeiten dieser Gattung, die aus dem röm. Alterthum auf uns gekommen sind. Beide Gattungen von Oefen stimmen in der innern Einrichtung mit einander überein, unterscheiden sich aber in der

Digitized by Google

Form, indem die Ziegelöfen viereckig, die Töpferöfen rund gebaut sind. Die Größe ist verschieden. Bei den erstern mißt jede Seite im Lichte 3—5 Meter; die letztern haben einen Durchmesser von 1—2 Meter. Die Oefen bestehen aus 2 Haupttheilen: dem untern Theile oder dem Raume, für die Feuerung bestimmt, und dem obern Theile, dem eigentlichen Brennofen oder Einsetzraum, wo die Fabrikate beim Brande standen.

Der untere Raum theilt sich in das Schürloch mit seiner Fortsetzung dem Schürhalse und in die Pfeiler, welche den Mantel und das Gewölbe tragen, mit den zwischen den Pfeilern liegenden Feuerungskanälen. Das Schürloch ist ein vor der Stirnmauer des Ofens vorspringender Vorbau mit einem Spitzgewölbe, das durch 2 gegen einander lehnende Ziegel gebildet ist. Der Schürhals ist jener Raum, der sich, vom Schürloch angefangen, mitten durch den Feuerungsraum in gerader Linie zieht und in dieser Richtung die Größe des Durchmessers des Ofens im Lichte hat. Die Pfeiler und die Feuerungskanäle liegen wagrecht, je 5 oder 6, zu beiden Seiten des Schürhalses. Die Kanäle werden durch die Entfernung der einzelnen Pfeiler von einander gebildet. Sie dienen dazu, die durch das Feuerungsmaterial im Schürhalse erzeugte Hitze dem Gewölbe oder der Manteldecke zuzuführen, welche dieselbe, vermöge der in ihr angebrachten Löcher, in den Raum, wo die zum Brande bestimmten Fabrikate aufgestellt sind, einströmen läßt. Statt des Schürhalses und der Kanäle findet sich zuweilen die Vorrichtung, daß nur ein Pfeiler mitten durch den Ofen von dessen Rückwand bis gegen das Schürloch zieht. Der Einsetzraum, der von derselben Mauer, wie der Feuerungsraum, umschlossen ist, erhält durch die oben erwähnten, aus diesem sich durch die Mantelecke in ihn hinziehenden Löcher seine Hitze. Solche Löcher, deren Weite 8 Centim. beträgt, decken in einer Entfernung von 40—60 Centim. im Quadrate den Boden. Eine Eigenthümlichkeit, die sich an mehren sehr gut erhaltenen Oefen fand, ist, daß an ihrer innern Seite dicht aneinander stehende Röhren herumliefen, die bestimmt waren, den Grad der äußern, auf den Einsetzraum wirkenden kalten Luft zu schwächen. Das Einsetzen der Fabrikate in den Brennofen geschah durch eine thürartige, an der Rückseite der Umfangsmauer angebrachte Oeffnung. Die Bedachung war an keinem Ofen mehr erhalten. Sie bestand, wie man aus den verkohlten Balken und den mit Schilf und Stroh vermengten Lehmstücken, die sich im Schutte fanden, ersehen kann, bei den Ziegelöfen aus einem Sattel- und bei den Töpferöfen aus einem Kuppeldache.

Vor dem Schürloche findet sich häufig ein sogenannter Brennschoppen, oder eine Vorraths- und Arbeitskammer, und dabei eine ausgemauerte Lehmgrube, die noch jetzt mit dem antiken Material angefüllt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Der „Leviathan", von dem jetzt wieder viel gesprochen wird, ist nicht das erste Schiff von solch' ungeheuerer Größe; schon vor mehr als 2000 Jahren ließ der ägyptische König Ptolemäus IV. ein Fahrzeug, einen sogenannten Vierzigdecker (d. i. ein Schiff mit 40 übereinander befindlichen Ruderbankreihen) erbauen, das außer den 4000 Ruderern, noch 4000 Matrosen und 3000 Soldaten, sonach 11,000 Menschen faßte. Aber dafür widerfuhr ihm auch das Schicksal, welches seinem Nachfolger beinahe begegnet wäre, nämlich, daß es nicht von seinem Platze zu bewegen war.

* Räthsel.

Mit „die" fürchten's empfindsame Leute;
Mit „das" treiben's häusliche Weiber mit Freude.

Auflösung der Charade in № 45:
Rauchfang.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. Speyer, Mittwoch 13. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Italien war überhaupt das Land, davon der Doctor Wiguleus am liebsten und meisten sprach, und manch ein Stündlein erzählte er den Seinigen vom lachenden Florenz mit seinem ewig blauen Himmel, oder von der glänzenden Pracht der reichen Venezia, dann wieder von Genuas stolzen Palästen und den blauen Wellen des Mittelmeeres. Und da war dann unser Christoph immer Aug' und Ohr. Er konnte schier nicht genug hören von alledem, und immer lebhafter und sehnsüchtiger ward da in ihm das Verlangen rege, nur einmal in seinem Leben zu jenen geweihten Stätten hinpilgern zu dürfen, wo Rafael Sanzio für die Unsterblichkeit Werke schuf, wo Tasso und Ariost ihre ewigen Lieder sangen. Und seine aufgeregte Einbildungskraft half ihm dann jedesmal getreulich und nach Vermögen. Sie trug ihn immer weiter und weiter fort, indeß der alte Herr erzählte; er sah sich bereits unter dem lachenden Blau des italischen Himmels, groß und herrlich stiegen die Schöpfungen der unsterblichen Meister vor seinen Augen auf, und manch ein südländisch Augenpaar grüßte ihm feurig und voll Liebesgluth entgegen.

Dabei gewahrte er aber keineswegs, wie unterdessen Renata's Blick oft lange Zeit und unverwandt auf seinen Zügen ruhte; in seiner Begeisterung sah er nicht, welch innige Herzlichkeit aus dem sanften Blau ihres Auges sprach, noch auch wie sie den leisen Worten kaum Gehör schenkte, die ihr die Kleine in ihrer kindischen Weise bisweilen ins Ohr flüsterte. Und dennoch verdroß es ihn, wenn er dann später einmal zufällig zu dem Mädchen hinsah und ihm ihr Auge nicht begegnete. Er fühlte sich auf das empfindlichste gekränkt, daß sie ihn so wenig zu beachten schien, vielmehr die ganze Zeit schweigend vor sich hinsann und mit dem Zeigefinger verschlungene Buchstaben auf die Oberfläche des Tisches zeichnete.

Der Gedanke an die Renata war überhaupt das Einzige, was unsrem Christoph, so glücklich er sonst auch war, manche trübe Stunde verursachte. Seitdem er sie vor mehr denn Jahresfrist zum erstenmal gesehen, fühlte er sich in wunderbarer Weise zu dem Mädchen hingezogen. Es war dies ein Gefühl, von dem er sich im Grunde kaum selber Rechenschaft geben konnte, allein es erwachte mit jedem Tage inniger in seiner Brust, je öfter er sie sah, je ernster und gemessener sie ihm begegnete. Er war der Renata so gut, daß er jederzeit sein Leben bereitwillig für sie hätte hingeben können; gleich einer Heiligen trug er ihr Bild im Herzen, und ein einzig freundlicher Blick aus ihrem frommen Auge war im Stande, ihn auf lange Zeit und für manch eine trübe Stunde wieder zu entschädigen. Aber dennoch war er auf das sorglichste bedacht, sich von seiner Liebe gegen niemand etwas merken zu lassen, am allerwenigsten gegen das Mädchen selbst. Je mehr es ihm Gewißheit schien, daß sie ihn mit Absicht vermied, desto ängstlicher ging auch er ihr aus dem Wege, und er gab sich dabei ordentlich Mühe, recht kalt und gleichgültig zu scheinen.

Also standen die Dinge zu Anfang des Frühlings, und der darauf folgende Sommer und Winter änderte auch nichts daran,

Digitized by Google

Christoph war jetzt bereits zwei und ein halbes Jahr in München; er arbeitete noch immer mit dem gleichen Eifer in der Werkstätte des Meisters Johannes und machte dort ebenso große Fortschritte in seiner Kunst, als er im Hause des Doctors Wiguleus immer lieber gesehen und nahezu unentbehrlich wurde. Und da war's denn an einem sonnigen Tage im Wonnemonat. In dem Hause des Doctors Wiguleus sah heute alles ungewöhnlich festlich aus, denn man feierte dort den fünfzigsten Geburtstag des Herrn, und der ungezwungenste Frohsinn wetteiferte in den gastlichen Räumen mit dem Glanz der jungen Maisonne draußen im Freien. Nur wenig auserlesene Freunde hatten sich bei vertraulichem Mahle eingefunden; aber die waren alle ein Herz und eine Seele, und manch ein ehrlicher Trinkspruch ward da auf des Hauses Ehre und Gedeihen ausgebracht. Für unseren Christoph war heute ein recht froher, glücklicher Tag. Er erhielt seinen Platz neben der Renata angewiesen, und das Fräulein kam ihm diesmal so ungewöhnlich redselig vor, als hätte sie in der langen Zeit, daß er sie kannte, noch niemals so vieles zu ihm gesagt, als an dem einen Tage.

So war der kurze Nachmittag unter mancherlei Scherz und lustigem Geplauder vorbeigegangen; lange schon brannten die Kerzen in den schweren Armleuchtern, und die kleine Versammlung schickte sich allmählig an, auseinander zu gehen. Christoph war der letzte, der noch verweilte; allein auch er war jetzt daran, gute Nacht zu wünschen und den Heimweg anzutreten. Es waren außer ihm nur noch die beiden Mädchen im Zimmer anwesend. Renata stand an einem Fenster und sah in die helle Mainacht hinaus; neben ihr saß Marie und tändelte eben mit einem duftigen Veilchenstrauße, den sie in der Hand hielt. „Was Ihr da für schöne Blumen habt, liebes Fräulein!“ redete Christoph die Kleine an, indem er leise näher trat. Das Kind lachte und sah wie fragend auf die Freundin. „Die Blumen sind nicht mein, Herr Christoph, gab sie nach einer Weile zur Antwort, „der Vetter Bart, der eben fortging, hat sie der Renata beim Scheiden verehrt.“ —

In unserem Christoph erregten diese Worte des Kindes ein leises Gefühl der Eifersucht und die Freude des heutigen Tages ward ihm dadurch um ein Bedeutendes verringert. „Verzeiht die unziemliche Frage, gnädiges Fräulein!“ wandte er sich darauf sichtlich verstimmt an die Renata, „ich glaubte, das Sträußlein sei Eurer Freundin eigen!“ — Das Mädchen schwieg und sah ihm eine Weile recht kindlich unbefangen ins Auge. „Mögt Ihr die Blumen haben?“ fragte sie endlich und dabei nahm sie den Strauß aus Mariens Hand und gab ihn dem hoch überraschten Christoph hin. Dieser mochte das wohl nicht erwartet haben und er fand lange Zeit nicht Worte, dem Mädchen zu danken, endlich aber ergriff er schweigend ihre Hand und drückte sie fest und herzlich. Und da war es ihm gerade so, als ob er einen leisen Gegendruck fühlte. Dies war des Glückes zu viel auf einmal. Es litt ihn für jetzt nicht länger in der Stube; überselig sagte er den beiden Mädchen Lebewohl und eilte ins Freie.

Außen waltete die Mainacht klar und sternenhell, die langen Gassen standen ganz einsam, nur dann und wann sah man noch irgend einen verspäteten Trinkbruder, der seine Behausung suchte. Dem Christoph aber war es gerade so, als säh' er die Sterne tanzen; er wußte kaum, wie er nach Hause gekommen, und erst als er sich daheim in seiner Stube sah, fing er nach und nach an, wieder zum Bewußtsein zu kommen. Jetzt erst fand er auch Zeit darüber nachzudenken, was ihm der heutige Tag all' des Frohen gebracht, und er dünkte sich so selig, daß er sein Glück schier nicht zu fassen vermochte. — Weinen hätte er mögen vor lauter Freude. — Es war schon tief in der Nacht, als er endlich des Schlafes gedachte. Vorher wollte er noch seine Blumen in frisches Wasser stellen und nahm zu diesem Behufe ein Glas vom Fenstersimse. Aber darin standen bereits andere Blumen; die waren welk und farblos. Hastig nahm er das Glas und warf die dürren Blumen durch das offene Fenster in die Gasse hinunter, — das waren die letzten Rosen vom Gärtlein, die ihm vor mehr denn zwei Jahren die Lisabeth mit in die Fremde gegeben,

Digitized by Google

und die er bisher so treulich aufbewahrt.

Und um die nämliche Zeit stand vor dem stillen Ammerhause eine junge Maid im Gärtlein und schaute traurig zum Himmel auf, als ob sie dort oben etwas zu suchen hätte. Es war ein glänzender Stern im fernen Ost, den hatte sie sonst in jeder klaren Nacht gesehen, aber heute stand er nicht am Himmel. Und dennoch waltete die Mainacht so hell über Thal und Bergen! Tausende von funkelnden Sternlein glänzten am dunkelblauen Himmelsbogen; nur gen Osten war es finster und eine graue Wolke ragte dort über die Berge herein. Ein leiser Windhauch wehte durch die Wipfel der nahen Eichenbäume, und ganz ruhig rann das tiefgrüne Ammerwasser in die Welt hinaus. — Die Maid aber weinte bitterlich. —

(Fortsetzung folgt.)

Rheinzabern.

Eine Abhandlung von Prof. v. Hefner in München.

(Fortsetzung.)

4. Material, Form- und Kunstbildung (Tektonik) der Fabrikate.

Die Fabrikate, die aus diesen Oefen hervorgingen, beanspruchen wegen der Feinheit des Materials, der bei ihnen angewandten Technik, der Schönheit ihrer Formen, der Zweckmäßigkeit beim Gebrauche, mit Recht auch jetzt noch die Bewunderung.

Bei diesen Fabrikaten sind zuerst das Material und dann die Technik in Betracht zu ziehen. Der Thon wurde aus der Umgegend von Rheinzabern gewonnen und je nach seiner Verwendung zu einem oder dem andern Fabrikate mehr oder minder fein geschlemmt, oder, wie es scheint, gerieben; theils in seinem natürlichen Zustande verarbeitet, theils mit einem Färbestoffe vermengt. In Folge dessen zerfallen die Fabrikate in 3 Hauptklassen:

1. Die Fabrikate aus rother, sogenannter Samischer Erde mit Firniß.

2. Die Fabrikate aus grauem oder schwarzem Thone mit und ohne Firniß.

3. Die Fabrikate aus gelbröthlichem, natürlichem Thone ohne Firniß.

Von diesen Fabrikaten sind vor Allem die der ersten Klasse ins Auge zu fassen. Sie bestehen aus feingeschlemmtem, mit Eisenocker mehr oder minder vermengtem Thone. Die Farbe durchgeht alle Abstufungen vom Korallenroth bis zum tiefgesättigten sogenannten Pompejanischen Roth, das, da die Gefäße mit dieser Färbung die härtesten sind, eine Folge des höchsten Hitzgrades zu sein uns bedünkt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, wo immer die Römer Fabrikate dieser Gattung verfertigten, die Farbe und der Firniß derselbe bleibt. Dieser Firniß ist ein in der Chemie bisher noch nicht gelöstes Problem. Brongniart sagt in seinem Traité des Arts céramiques (Tom. I. p. 421) von demselben: Glaçure que nous ne faisons plus et que nous ne savons même pas encore faire. Nach des Referenten Ansicht besteht dieser stets mit der rothen Farbe vermengte Firniß aus einer Art Wachsmalerei. Zu diesem Behufe wurde Wachs auf heißem Wege mit Terpentin aufgelöst und mit Ocker vermischt. Die Gefäße kamen nach dem Bestreichen mit diesem Firnße nicht mehr in starke Hitze, da man durch den Firniß die Ritzen im Thone durchsieht. Daß mit diesem Firnße stets die rothe Farbe verbunden war, dieß kann man an dem Bruche erkennen, besonders da, wo das Gefäß aus hellrothem oder gelbem Thone besteht. In diesem Falle ist die Dicke des Ueberzuges deutlich wahrzunehmen. Noch mehr aber ist dieß bei Gefäßen mit theilweise verwitterter Oberfläche ersichtlich. Was von dem rothen Firnißüberzuge gilt, das gilt auch von dem schwarzen. Brongniart bemerkt (l. c. p. 421) hierüber: Le *lustre noir romain* paraît être, comme le lustre rouge, un silicate alcalin et terreux, c'est probablement le même lustre que la glaçure noir grecque. Der Glanz, welcher sich über die Fabrikate aus grauem und gewöhnlichem Thone ausbreitet, rührt nicht von einem Firnße, sondern von einer Politur her, die durch Abreiben hervorgebracht ist.

Anlangend die Formbildung (Tektonik), so sind die Fabrikate mit ungemeiner Fertigkeit entweder aus freier Hand gearbeitet, oder sie gingen aus Formen und

Digitized by Google

Modeln hervor, oder sie wurden auf der Drehscheibe verfertigt. Wir finden häufig bei einem und demselben Fabrikate alle 3 Arten angewendet.

In Hinsicht der Form und Bestimmung scheiden sich die Fabrikate: 1. In die Fabrikate für den Cultus; dahin gehören die Lararien, die Altärchen, die Grab- und Weihgefäße, die Rundbilder und Lampen. Die Lararien enthalten theils einzelne, theils zu Gruppen vereinigte, in Hochreliefen dargestellte Bildnisse von Gottheiten, zur häuslichen Andacht bestimmt. Die Göttergestalten sind entweder auf einer Tafel oder Platte mit vorspringendem Rande so angebracht, daß sie mit der Grundfläche verbunden sind, oder sie stehen in einem von Säulen getragenen Sacellum, einzeln in Nischen oder unter Bogen, in beinahe runden Formen, daß man sie von der Fläche abnehmen kann. Man sieht bei diesen Götterfiguren, daß sie aus Modeln hervorgingen, in welche der Thon mit den Fingern, wovon sich noch die Spuren auf der Hinterseite zeigen, eingedrückt wurde. Die Zahl der Gottheiten, die auf diesen Lararien vorkommen, beschränkt sich auf 5, nämlich Apollo, Merkur, Vulkan, Minerva, Fortuna. Diese Göttergestalten sind aus verschiedenen Modeln hervorgegangen, wie man aus ihrer nicht gleichen Größe, ihrer Stellung, ihrem Costume und den verschieden gebildeten Attributen deutlich sieht. Bei der großen Abwechslung in den Formen der Göttergestalten, kann man jedoch 2 Bildungsarten, die ideale und die manirirte, genau unterscheiden. Bei der erstern sind die Gestalten schlank, die Gewandung deckt den Körper nur wenig und zeigt einen freien geregelten Faltenwurf, die Attribute sind sparsam angebracht; die letztere charakterisirt sich in den gedrungenen Gliedmassen, den unverhältnißmäßigen Köpfen und Extremitäten, dem steifen und ängstlichen Faltenwurf und den häufigen, den Raum beengenden Attributen. Die Altärchen haben eine Höhe von 19—23 und eine Breite von 11 Centim. Auf ihrer Vorderseite tragen sie die mit einem Stempel aufgedruckte Inschrift Silvano Totoo etc., die beiden Nebenseiten enthalten vertieft eingedruckte Bilder. Auf der obern Fläche ist ein liegender Stier mit einer Gurte um den Leib angebracht, auf dem sich der Stempel Cerialis befindet.

Die Grabgefäße sind zweierlei Art: runde einfache Töpfe und 4 Eseitige Urnen mit eben so vielen Nischen, in denen die bei den Lararien beschriebenen Gottheiten stehen. Die Weihgefäße sind nur als Formschüsseln mit Reliefen und der bekannten Inschrift Silvano Tetto etc. auf uns gekommen. Die Rundbilder bestehen in Statuetten menschlicher und thierischer Gestalten, in Brustbildern und Köpfen, die oft als Lampen dienten. An erster Stelle ist die symbolische Gruppe des Reiters mit der unter dem Bauche seines Pferdes liegenden, in einen geringelten Schweif sich endigenden Frauengestalt zu nennen, unter den Brustbildern ein bebartetes mit dem Blitze auf der Brust und einem unterhalb derselben stehenden Lamme; unter den Thiergestalten sind ein Hase und ein Hund erwähnenswerth. Die Lampen scheiden sich in solche, welche symbolische Gestalten vorstellen, und in die von der gewöhnlichen Form.

(Schluß folgt.)

Charade.

(Dreisylbig.)

Mit Zweien wird ein Futteral benannt;
Die Letzte in dem Haus von Alters her bestand,
Und zwischen der Körper- und Geisterwelt
Ist das Grab als Ganzes aufgestellt.

Auflösung des Räthsels in № 46:
Spinnen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Samstag 16. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Für Christoph begann von diesem Tage an ein neues wunderbar schönes Leben, und der Sommer brachte viel frohe Tage. Manch ein traulicher Abend ward nunmehr unter dem stillen Holderbaume verplaudert, und insbesondere die Renata kam dem Christoph völlig verändert vor. Jedes Wort, das sie zu ihm sagte, dünkte ihm weit freundlicher als sonst, und so oft jetzt sein Blick dem ihrigen begegnete, war es ihm allemal, als müßte er in dem tiefen Blau ihres Auges ein stilles Einverständniß lesen. Wäre unser Christoph um ein paar Jahre älter und erfahrener gewesen, dann hätte er freilich wohl finden müssen, daß die Renata im Grunde immer die Gleiche blieb und einfach deßhalb gegen ihn jetzt freundlicher war, weil auch er ihr minder scheu und befangen begegnete als zuvor. So aber war es gerade der Wahn, sich von dem Mädchen geliebt zu sehen, was ihn jetzt so überglücklich machte. Nunmehr fing er erst an, die ächte Bedeutung jenes Gefühles zu begreifen, das er schon seit Jahresfrist für das stille Mädchen im Busen trug, und von Tag zu Tag hörte er sein Herz mächtiger schlagen, wenn er an die Renata dachte. Sie war ihm nächst seiner lieben Kunst das Theuerste auf Erden; ihretwegen saß er Tage lang bei der Arbeit, und das Bestreben, mit der Zeit einmal noch etwas Tüchtiges zu werden und auf diese Weise ihrer Liebe würdig zu sein, ermunterte ihn jetzt mehr als je zu unermüdlichem Eifer.

— Der Heimath gedachte Christoph von jetzt an immer seltener. Wohl schrieb er noch bisweilen an den Pater Maurus, und es freute ihn auch, wenn er aus dem Kloster etwas zu hören bekam; allein die lachende Gegenwart ließ ihm keine Zeit, viel über das Vergangene nachzusinnen, und schier vergessen ruhten die Bilder der Kindheit in seiner Brust. — Und das ging so zu.

Wiederum trauerte die Zeitlose in öder Wiese, und von den Bäumen fielen gelbe Blätter gen Boden. Jetzt waren es drei Jahre, seitdem Christoph zu München seinen Einzug hielt. Da trat aber für diesen ein seltsam freudiges Ereigniß ein. Eines Morgens nämlich kam der Herzog Albert zu dem Meister Johannes auf Besuch. Der kunstliebende Herr pflegte zwar von Zeit zu Zeit in der Werkstätte des berühmten Meisters einzukehren, aber diesmal blieb er ganz besonders lange dort. Er ließ sich manche Arbeit des jungen Christoph Schwarz vorlegen, belobte sie auf das Beste und ertheilte dem Künstler zuletzt den Auftrag, für die Hofkapelle in seinem Schlosse zu München die Himmelfahrt der heiligen Maria als Altarbild zu malen.

Damit hatte das Glück unseres Christoph nunmehr freilich seinen höchsten Gipfel erreicht. Er sah, daß er nicht umsonst gearbeitet, sein Fleiß hatte vielmehr durch des Herzogs Gnade aufmunternde Anerkennung gefunden, und eine glänzende Zukunft lächelte ihm entgegen. Sein erster Gedanke war die Renata, als er des Herzogs ehrenden Auftrag annahm. Ihr sollte das erste Werk geheiligt sein, dadurch er sich einen gutklingenden Namen schuf. Dies stille Mädchen mit dem frommen, sinnigen Auge — wo gäbe es wohl ein würdiger Ebenbild für die Mutter des Heilandes? Ihr sanftes Angesicht möge darum auch den Menschen

Digitized by Google

einer spätern Zeit noch aus den Zügen der heiligen Gottesmutter entgegenlächeln. So dachte Christoph damals, und noch an dem nämlichen Abende theilte er Herrn Wiguleus seinen Wunsch mit, welchen dieser, sowie die Seinigen mit der herzlichsten Freude und Bereitwilligkeit entgegennahmen. — Bald darauf ward denn auch mit der Arbeit begonnen, und von nun an sah den jungen Maler schier jeder Tag vor seinem neuen Bilde, und manches gute Stündlein saß ihm dabei die Renata gegenüber.

Einen Anderen an Christophs Stelle hätte dieses Alleinsein mit dem Mädchen seiner Liebe erst vollends glücklich gemacht. Bei diesem aber that es schier die entgegengesetzte Wirkung, und wer unsern Helden in seinem eigenthümlich zaghaften Wesen richtig erfaßt hat, wird dies auch leicht begreiflich finden. Je öfter er dem Mädchen jetzt ungestört ins Auge sehen durfte, desto mächtiger ward in ihm die Liebe für sie wach. Aber in dem nämlichen Grade begann jetzt auch manch ein Zweifel in seiner Seele sich zu regen, ob er sich denn wegen der Renata nicht am Ende doch gar zu voreiligen Hoffnungen hinab? Er fühlte, daß es zwischen ihm und dem Mädchen doch noch immer nicht ganz so bestellt war, wie er sich's in seinen schönsten Träumen so oft und gerne ausmalte, und wenn er ehrlich mit sich selber zu Rathe ging, dann konnte er sich nicht verhehlen, daß sich in Renata's Wesen von einer Liebe für ihn, die der seinigen gleichgekommen wäre, im Grunde nichts entdecken ließ. Daß ihn das Fräulein gerne um sich sah, daran zweifelte er freilich keinen Augenblick, — mancher Blick sagte ihm dies, ihr ganzes Wesen deutete darauf hin, — ob sie aber in ihm mehr liebte, als blos den getreuen Freund ihres Hauses?

Der Zweifel war es, was ihn jetzt mehr als je beunruhigte, und für die Gewißheit hätte er vieles gegeben. Und solche Zweifel wurden immer stärker in ihm wach, je mehr er mit der Renata allein war. Da kamen jetzt nicht selten Tage, wo er sich sehnsüchtig in die Zeit zurückwünschte, da er vor einem Jahre und mehr in des Doctors Behausung gekommen. Dort war er am Ende noch glücklicher gewesen als jetzt. Dort hatte ihn ein einzig freundlicher Blick von ihr auf lange Zeit hinaus zufrieden gemacht; jetzt war ihm dies nicht mehr genug. Er glaubte sich berechtigt, mehr fordern zu dürfen, und dennoch sah er von Tag zu Tag deutlicher ein, daß ihm die Renata im Grunde kein Recht hiezu gegeben hatte, daß es vielmehr zwischen ihm und dem Mädchen noch immer nicht anders war als ehedem. Bisweilen kam es ihm dann vor, als wär's am besten, all' der Ungewißheit durch einen raschen Entschluß auf einmal ein Ende zu machen. Er wollte dann fort zur Renata, oder zu der Frau Ursula, — er wollte dieser alles offen und ehrlich gestehen, wie's ihm um das Herz war, und sie könnte ihm darüber billig niemals zürnen, — aber da fiel ihm wieder ein, daß es eben dennoch nicht so geschehen dürfe. Er, der arme Kunstschüler, wie durfte er es wagen, mit der Frau Ursula von seiner Liebe für Renata zu reden? Wie konnte er hoffen, daß man ihm ein freundlich Gehör schenken werde — ihm, der nichts besaß als ein treues Herz und dazu eine ferne Hoffnung auf bessere Tage? Würde ihn der Doctor nicht vielmehr einen schändlichen Gesellen schelten müssen, der die Freundschaft, die er in seinem Hause genossen, mit schnödem Undank belohnt? — Gewiß, er würde ihn mit Recht aus seinem Hause weisen, und damit wäre ihm dann selbst die einzige Freude noch genommen, daß er die Geliebte bisweilen sehen durfte!

(Fortsetzung folgt.)

Rheinzabern.

Eine Abhandlung von Prof. v. Hefner in München.

(Schluß.)

Die Fabrikate für das häusliche Leben zerfallen in die feinern und gröbern. Zu den erstern gehören die Gefäße aus der sogenannten Samischen Erde, die Formschüsseln, die Rundbilder und Lampen, zu den letztern die gewöhnlichen Geschirre, die Untersätze zum Brennen der Geschirre, die Erzeugnisse der Ziegeleien. Sie bestehen in Platten mit und ohne Rand, Hohlziegeln und Röhren. Anlangend die

Digitized by Google

Geschirre, so zeigen sie alle in ihren Formen eine gewisse Anmuth, die über sie ausgegossen ist, eine Einfachheit, Schlankheit, zarte Schweifung, Abrundung, so daß das Auge gern auf ihnen ruht. Unter den Geschirren aus der Siegelerde sind besonders jene hervorzuheben, deren Außenseite mit Reliefen versehen sind, welche interessante Vorstellungen aus der Götterwelt, dem öffentlichen und Privatleben, aus der Thier- und Pflanzenwelt enthalten. Sie sind die Gemmen der Töpferkunst, in denen uns wahrscheinlich manches antike plastische Kunstgebilde in Miniaturabbildung erhalten ist.

Die Geschirre dieser Art gingen aus den sogenannten Formschüsseln hervor (Abbild. im Intell.-Blatt des Rheinkreises 1820. Nr. 58. Fig. 2. II. Bericht des hist. Ver. der Pfalz Taf. VI. Fig. 27b), in deren Innenseite die Bilder, einzeln mit Metallstempeln, wie es scheint, eingedrückt wurden. Als eine Eigenthümlichkeit unter den feinern Geschirren von Rheinzabern sind die Schüsseln mit herabgebogenem Rande, dann die sogenannten Reibschüsseln mit den auf ihrer inneren Fläche eingestreuten Quarzkörnern, ferner die Büchsen, auch Trinkbecher genannt, von denen ein Theil statt der Reliefe Verzierungen zeigt, die durch Herausschneiden des Thones vermittelst eines Messers oder Hohleisens bewerkstelligt wurden, bemerkenswerth. Eine vollständige Aufzählung und Beschreibung der Fabrikate verbietet der Umfang des Blattes. Referent verweist hier auf seine im Bulletin der k. Academie (Jahrg. 1855. Nr. 17 u. 18) gegebene „Uebersichtliche Darstellung der aus den Töpferwerkstätten von Rheinzabern hervorgegangenen und zur Kenntniß gelangten Gegenstände" und seine in Bälde erscheinende Abhandlung „Die röm. Töpfercolonie Tabernae, das heutige Rheinzabern" und schließt seine Mittheilung mit Andeutungen über die Stempeleindrücke.

Die Stempeleindrücke scheiden sich in die Bilder- und in die Namen- oder Schriftstempel. Die Bilderstempel enthalten eine reiche Sammlung der interessantesten Vorstellungen aus dem Mythus, wie Herkules, Vulkan, Minerva, Venus, Satyren, geflügelte Genien, Scenen aus Krieg, Jagd und den Kampfspielen, Kämpfer nackt und in Harnischen, Amazonen zu Pferd, Jäger im Kampf mit wilden Thieren, als Panthern, Löwen, Bären, Wildschweinen, Wölfen, Tänzer, Frauen, Kinder, verschiedenartige einzelne Thiere, als Löwen, Hirsche, Hasen, Hunde, Eichhörnchen, Vögel, besonders Pfauen, Blätter, Blumen, Fruchtgehänge und Trauben, Epheuranken u. dgl. Die Figuren und Verzierungen wurden einzeln in die Formschüssel eingedrückt, wovon man sich davon leicht überzeugt, daß die nämlichen Bilder in verschiedener Stellung, stehend und liegend vorkommen und mannigfaltig versetzt sind. Den sprechendsten Beweis hiefür liefern 2 aufgefundene Stempel aus gebranntem Thone, der eine mit einem Schweine, im Museum der Porzellanfabrik in Sevres, der andere mit 2 Gladiatoren in Rheinzabern.

Die Schriftstempel sind zweierlei Art: Die Buchstaben sind entweder über die Oberfläche erhaben, oder sie sind in diese hineingedrückt. Die letztere Art ist die gewöhnliche. Bei dem Tiefdruck sind die Buchstaben oft innerhalb der vertieften Fläche erhaben. Die letzte Art findet sich besonders bei Ziegelstempeln. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Stempel aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzt waren. Dieß zeigt sich an Stempeln, wo Buchstaben verkehrt stehen, während derselbe Stempel anderswo die richtige Stellung der Lettern zeigt, oder daß sie umgefallen und liegend erscheinen.

In der bekannten Inschrift SILVANO TETTO etc. ist die Abtheilung der Worte in Sylben nicht immer dieselbe, indem sie durch den Raum bedingt ist, wovon sich mehre Beispiele finden, die anzuführen hier der Raum verbietet.

Die Geschirre aus der sogenannten Samischen Erde haben die Stempel an zwei verschiedenen Orten angebracht. Sie stehen entweder zwischen den Bildern, wo sie den Namen des Bilderstempelschneiders, oder dessen anzugeben scheinen, der die Bilder in die Formschüssel eindruckte, oder sie sind an der Innenseite des Bodens des Gefäßes angebracht, in welchem Falle sie den Namen des Gefäßbildners oder

Digitized by Google

Töpfers, der dasselbe machte, enthalten dürften. Die Aufführung sämmtlicher Namensstempel behält Referent seiner Abhandlung vor.

Miscelle.

* Vegetabilisches Pergament. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik mehrt sich die Zahl der Erfindungen und Entdeckungen in einem solch' staunenerregenden Maaße, daß unsere Bewunderung mit den sich drängenden Erfolgen der Naturforscher und Techniker kaum Schritt zu halten vermag. Selbst diejenigen, welche ihre Unkenntniß in den benannten Gebieten eigentlich zum namenlosen Anstaunen der erzielten Erfolge zwingen müßte, haben es bereits fast verlernt, wenigstens diesen Tribut zu zollen. Man hört von einer neuen Entdeckung, sieht deren überraschende Leistungen und nach wenigen Tagen bereitet sich das Grau der Alltäglichkeit darüber.

Dieser Umstand mag wohl auch mit der Grund sein, daß oft die interessantesten Beobachtungen und Entdeckungen jahrelang unbeachtet und unberücksichtigt bleiben bis sie durch irgend einen Zufall wieder an das Tageslicht gezogen werden und praktische Anwendung finden. So wurde z. B. das Aluminium von Wöhler in Göttingen schon im Jahre 1827 entdeckt und obwohl derselbe die Darstellung und Eigenschaften des neuen Metalles ganz genau beschrieb, erregte die Entdeckung doch kein größeres Interesse, bis 1854 Saint-Claire-Deville dasselbe in großen Massen herstellte.

Ebenso erging es einer interessanten Entdeckung der Herrn Poumarède und Figuier. Sie beobachteten, daß ungeleimtes Papier durch kurze Zeit andauernde Einwirkung von Schwefelsäure eine merkwürdige Umwandlung erleidet und beschrieben das modificirte Papier 1847 unter dem Namen Pappyrine. Derartig modificirtes Papier wird jetzt in London fabrikmäßig dargestellt und scheint die auf die anscheinend unbedeutende Entdeckung gegründete Industrie einem raschen Aufschwung entgegenzugehen. Die uns vorliegenden Proben des neuen Materials aus der Fabrik des Herrn Warren De La Rue haben eine so auffallende Aehnlichkeit mit der thierischen Haut, daß der dafür gewählte Namen in der That gerechtfertigt erscheint. Wegen des verhältnißmäßig niedrigen Preises des neuen Materiales wird man dasselbe nicht blos da anwenden können, wo bis jetzt wirkliches Pergament verwendet wird, sondern auch in solchen Fällen, in denen man sich im Augenblick aus ökonomischen Rücksichten mit Papier oder anderen Stoffen behilft; z. B. zu Hauptbüchern für Kaufleute, zu Kirchenbüchern, zu Zeichnungen für Architekten und Ingenieure, zum Verschließen der Gefäße für Conserven und Conserven anstatt der unappetitlichen thierischen Blase ꝛc.

Nach den neuesten Berichten übersteigt die Nachfrage nach dem neuen Material bereits die gegenwärtige Production um ein Bedeutendes und sollen namentlich die Fabrikanten von Conserven, Marmeladen u. dgl. dasselbe tonnenweise zum Ueberbinden ihrer Gefäße beziehen.

In Paris gibt es jetzt Armbänder von ganz neuer Art. Der Hauptschmuck derselben in der Mitte, Diamanten oder andere kostbare Steine, wird nämlich in fortwährender Umdrehung erhalten mittelst einer mechanischen Vorrichtung, die nach drei Stunden erst wieder aufgezogen zu werden braucht. Die Wirkung der Steine durch diese fortwährende, wenn auch kaum bemerkliche, Bewegung wird in unbeschreiblicher Weise erhöht, da sie das Feuer der Juwelen steigert. Die Vorrichtung ist übrigens auch an Brochen, an Diademen u. s. w. anzubringen.

---

* Charade.

(Dreisylbig.)

Dem Förster thut das Erste Noth;
Das trockne Land ist's Zweiten Tod;
Das Dritt' geht fort und stehet nicht;
Das Ganze ist ein Landgericht.

B.....heim. P. C....

Auflösung der Charade in № 47:
Scheidewand.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Mittwoch 20. Juni 1860.

Deutscher Gruß

an

König Ludwig.

Beim Besuche Seiner Majestät in der Stadt Speyer

am 17. Juni 1860.*)

Dir ward schon oft gesungen ein festlich Lied zum Preis,
Du Deutschlands Mediceer im hehren Lorbeerreis!

Homers schwungvolle Zeile, drin alter Helden Streit
Unsterblich uns geworden, sie ward auch Dir geweiht.

Dir hat die Dithyrambe des Pindar oft gerauscht,
Und Sappho's keusche Strophe, der gern ein Meister lauscht.

Dir klang der Vers, drin scherzend gefiel Anacreon,
Und des verbannten Römers elegisch zarter Ton;

Und Tasso's goldne Stanze von ritterlicher Art,
Petrarc's Sonett, wo klingend sich Ernst mit Anmuth paart;

Und Provençalenweise, fließend wie Honigseim,
Und persische Ghasele, spielend mit duft'gem Reim.

Doch heut am Kaisergrabe, doch hier am deutschen Rhein,
Heut muß hier deutsch die Weise des wärmsten Grußes sein —

Die Nibelungenweise, die klingt wie Schwerterklang,
Und wieder fromm und züchtig, wie heil'ger Orgelsang;

Wo's flüstert und wo's rauschet, wie deutscher Eichenwald,
Bald maienhaft und sonnig, und wetternächtig bald;

Drin webet deutsche Treue und deutsche Lust und Schmerz,
Drin wogt in Liebeswellen das tiefe deutsche Herz!

So laß den Gruß Dir sagen, den Gruß voll Leid und Lust —
Hal feurig hallt er wider in Deiner Königsbrust!

O greiser Pfalzgraf höre den Gruß am Rheinesstrand:
„Doch Deutschland über Alles — das theure Vaterland!“

*) Von Hrn. Domkapitular Molitor.

Digitized by Google

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Zu alledem kam aber jetzt auch noch ein anderes Ereigniß, das Christophs Unruhe im ungewöhnlich hohen Maß erregte. Seit Anfang Winters nämlich kehrte zuweilen ein junger Gast in des Doctors Behausung ein, dem man dort von Tag zu Tag allerseits mit größerer Freundschaft zu begegnen pflegte. Der war ein Doctor der Arzneikunde, mit Namen Simon Kannisen, und eines reichen Kaufherrn zu Hamburg einziger Sohn. Er hatte zuletzt über ein Jahr lang in Italien gelebt und stand nunmehr im Begriff, um mancherlei Kenntnisse und Erfahrungen reicher, wieder in die Heimath zurückzukehren. Ein Jugendfreund des Herrn Wigulens hatte ihm zu Venedig ein Empfehlschreiben nach München mitgegeben, dadurch war er bei dem Letzteren eingeführt worden, und seine mannigfachen Kenntnisse nicht minder, denn der feine Anstand in seinem ganzen Thun und Lassen hatten ihm dort alsbald die Liebe und Achtung des Doctors und der Seinigen im hohen Grade erworben. Christoph hingegen vermochte sich eines leisen Widerwillens gegen den geistvollen Fremden nicht zu erwehren. Ein seltsam argwöhnisches Gefühl beschlich ihn jedesmal, so oft er denselben in des Doctors Behausung antraf, und während der Fremde in Christoph den Freund eines Hauses zu ehren wußte, darin er selber noch kaum heimisch war, behandelte ihn dieser mit einer schier unhöflichen Kälte, die nothwendig einem jeden auffallen mußte. Und dieses that er um so mehr, als er zu bemerken glaubte, daß der Hamburger Doctor allmählig anfing, der Renata in der That eine ungewöhnlich große Aufmerksamkeit zu schenken.

Von nun an beobachtete Christoph auch das Mädchen mit sorglicher Aengstlichkeit, und er glaubte wirklich, wenn er in Gegenwart des Fremden mit ihr zusammen war, eine besondere Zurückhaltung, ein schier gereiztes Wesen an ihr zu bemerken. Dadurch fühlte er sich bitter gekränkt; allein er besaß nicht Selbstbeherrschung genug, um sich solch eine Verletztheit gegen die Renata nicht merken zu lassen, dabei aber doch auch wieder zu wenig Muth, um sie geradezu um den Grund dieser vermeintlichen Aenderung ihres Benehmens zu fragen. Wohl glaubte er dann zuweilen wieder ein Zeichen zu entdecken, daß sie es im Grunde doch anders meinte. Er fand ein dürres Blümlein in ihr Buch eingelegt, das er früher einmal für sie gepflückt hatte, oder ein Heiligenbild von seiner Hand gezeichnet, aber all dies war gleichwohl nicht im Stande, das einmal angeregte Mißtrauen völlig aus seiner Brust zu verbannen. Sogar in dem Benehmen des Herrn Wigulens und der Frau Ursula glaubte er nach und nach eine Veränderung zu bemerken, und es kam ihm vor, als wären diesen seine allzu häufigen Besuche jetzt auf einmal lästig. Er kam auch seltener von nun an, und wenn er dort war, so war er verstimmt und in schier verletzender Weise wortkarg.

Solch ein auffallendes Betragen konnte natürlich dem Blicke seines alten väterlichen Freundes nicht lange entgehen, und dieser bat ihn auch wiederholt um ehrlichen Aufschluß darüber, ob ihm denn von irgend jemand in seinem Hause ein Leid widerfahren. Allein Christoph wich derlei Fragen jedesmal verlegen aus; er schützte unangenehme Botschaft aus der Heimath vor, und es blieb demnach alles wieder beim Alten. Auch die Renata hatte ihn einmal recht treuherzig nach dem Grunde seines seltsam veränderten Wesens gefragt, aber er mochte ihr in seiner Gereiztheit wohl eine arg verletzende Antwort gegeben haben, denn von der Zeit an sagte sie kein Wort mehr zu ihm, und es war ein recht drückend gespanntes Verhältniß zwischen den Beiden eingetreten. Dafür plauderte das Mädchen jetzt mit besonderer Vorliebe mit dem fremden Doctor, und dieser war überhaupt in der Gunst eines jeden im Hause allmählig so hoch gestiegen, daß er bereits anfing, in die Stelle des immer seltener anwesenden Christoph einzutreten.

Digitized by Google

Er war jetzt fast täglich dort im Hause, und Christoph, der dies alles aus der Ferne beobachtete, fühlte sich dadurch so unglücklich und vereinsamt, wie vordem noch niemals. Mit jedem Tage ward ihm nunmehr die Kluft sichtbarer, die zwischen ihm und der Geliebten sich aufthat; er fühlte, daß es unmöglich länger so bleiben dürfe, denn die vielen schlaflosen Nächte brachten ihn auch körperlich herunter, und er war kaum mehr fähig, ein paar Stunden des Tages zu arbeiten. Aber gleichwohl wußte er sich keinen Rath, wie das alles anders zu machen wäre. Nur ein einziges Mittel gab es noch, das vielleicht helfen konnte — es war das letzte, und dazu entschloß er sich denn jetzt auch seine Zuflucht zu nehmen. Er hatte dem Pater Maurus bisher noch niemals ein Wort von seiner Liebe geschrieben — eine Art heiliger Scheu hielt ihn immer davon ab; — nunmehr schilderte er diesem das ganze Trostlose seiner Lage und bat ihn innig um seinen weisen Rath, dem er sich sodann ungesäumt unterwerfen wolle. — Eine lange Nacht saß er über diesem Briefe, und als ihn Tags darauf der Bote mit gen Ettthal nahm, da war ihm ein schwerer Stein vom Herzen. —

Und wiederum war es jetzt Lenz geworden in Wald und Wiese, auch im Gärtlein hinter des Herrn Wiguleus Hause blühten schon die Frühlingsblumen, und der Holderbaum hatte bereits seinen frischgrünen Blätterschmuck erhalten. Die Arbeiten an des Herzogs Altarbild waren während der langen Wintermonate trotz all' dem Trüben, das mittlerweile auf unseren Christoph einstürmte, regelmäßig fortgesetzt worden, und das Bild der heiligen Maria Himmelfahrt stand nunmehr vollendet in des Meisters Johannes Werkstätte. Das waren die nämlichen sanften Züge, wie sie die Renata trug, ganz dasselbe Blau ihres frommen Auges, das Einem so träumerisch und herzinniglich entgegen-lächelte. Aber Christoph hätte weinen mögen, so oft er jetzt dieses Erstlingswerk ansah, das seine künstlerische Hand geschaffen. Des Herzogs Lob, die Freude des wackeren Meisters über die vortreffliche Arbeit seines jungen Schülers — all' dies war nicht im Stande, ihn heiterer zu machen. Wehmüthigen Sinnes gedachte er der schönen Zeit, da er sein liebes Bild angefangen, und wie so ganz anders war es jetzt um ihn bestellt! —

(Fortsetzung folgt.)

Taucher in versunkenen Schiffen.

Durch die Rettung von Goldbarren und gemünztem Golde, mehrere Millionen Thaler an Werth, aus dem Wrack des am Anfange dieses Jahres gescheiterten, über 20 Fuß unter der Oberfläche des Meeres versunkenen Postdampfers „Royal Charter" ist die Aufmerksamkeit wieder auf die Arbeiten der Taucher gelenkt worden, deren mühevoller Thätigkeit dieser Gewinn sowohl, wie das Emporschaffen der russischen Schiffe vor dem Hafen von Sebastopol und manches andere bedeutsame Resultat zu danken ist. Es gehört ein muthiges Herz zum Erfüllen des Berufes dieser Leute! Mit dem Taucherhelm auf dem Haupte, der es überall dicht umschließt und vorn Fenster zum Ausschauen enthält, und mit einem Korkringe umgürtet, stürzen sie sich, beschwerende Gewichte in jeder Faust, in die Fluth, während eine, oben auf dem Boote, das sie an Ort und Stelle führte, in Bewegung gesetzte Luftpumpe ihnen Luft durch einen langen Schlauch zuführt, der mit dem Taucherhelme in Verbindung steht. Pfeilschnell sinken sie zur Tiefe; die zu viel in den Helm gepumpte Luft gurgelt rings um sie empor in Blasen, die wie Blitze nach oben schießen. Das Tageslicht nimmt rasch beim Sinken ab, die Fluth um sie durchläuft, besonders wenn heller Sonnenschein auf dem Meere ruht, alle Töne vom Hellblau, durch Dunkelblau, Violet und Schiller's „purpurne Finsterniß" bis zur tiefsten Dämmerung eines Wintertages. In 40 bis 50 Fuß Tiefe ist es, wenn das Wasser nicht außerordentlich klar ist, kaum mehr möglich zu sehen. In unklarem, besonders durch Kalkboden getrübtem, milchigem Wasser hat die enge Umschließung mit unermeßlichen Massen „greifbarer Finsterniß" etwas entsetzlich Beängstigendes. Ist das zu besuchende Schiff auf Sandboden gesunken, so wird es in den meisten Fällen, wenn es nicht

Digitized by Google

tief gehende Strömungen umgelegt haben (die Wellenbewegung geht nicht tief), aufrecht stehen, und der Taucher kann im Halbdunkel die große Masse umschleichen und umfühlen. Das Brausen der um ihn aufgurgelnden Luftblasen verschlingt jeden Ton, verschließt er aber den Schlauch einen Moment mit der Hand, so führt ihm das Wasser als guter Schallleiter den leisesten Ton zu, und er hört das Scharren der Krabben im Sande und das Streichen der Fische, welche die Fülle von Futter im Innern des gescheiterten Schiffes wittern. Jetzt steigt der Taucher durch die Luken in das Schiff. Hier ist es völlig finster, und mühsam tastet er sich nach den Hauptkajüten, in denen die Schätze liegen, die er heben soll. Aengstlich muß er auf diesem schauerlichen Pfade in dem wassergefüllten, großen, nachtfinstern Sarge dafür Sorge tragen, daß der Schlauch, der ihm Luft zuführt, sich nicht verschlingt oder zwischen ungesehene Ecken klemmt. Geschieht dies, so drückt sich ihm der Mangel an Luft im Augenblicke wie eine fürchterliche, dicht anschließende Hand auf den Mund, und er fühlt sich in der That lebend begraben. Mag er dann auch in solchem Augenblicke das unschätzbare Kästchen mit der Million, derentwillen er hinabstieg, im Arme haben, was hilft es ihm, wenn er todt ist, ehe er die Treppe erreicht. In solchen Fällen zeigt sich die Geistesgegenwart des Tauchers. Er hält den Athem an, läßt fallen, was er trägt, und sei es auch die Million, und sucht sich eilend am Schlauch zurück. Eine Viertelminute ist ihm Zeit gegeben, hat er dann nicht die Thür, die nach oben führt, oder die Stelle der Klemmung gefunden, so vergehen ihm die Sinne, und er ist todt bei den Todten, die er besuchte. Erreicht er aber die Luke — so braucht er die Treppe nicht zu steigen, denn es führt ihn sein Korkgewand pfeilschnell nach oben an's Licht, an die Luft, wo er außer Athem, geängstigt, aber nicht entmuthigt ankommt, um in der nächsten halben Stunde wieder hinabzusteigen. Jetzt tastet er wieder näher in den entsetzlichen Räumen, große Fische buschen an dem ungewohnten Störefried bei ihrem Mahle vorüber, und — was sind das für hilflose, kalte, weiche Körper, die er mit seinem Helme an der Decke der Kajüte hinschiebt und die dumpf dagegen stoßen? Er greift empor und faßt ein kaltes Männerantlitz, von oben nach unten zu ihm herabschauend, daneben ein kleiner Kinderfuß, ein Frauenarm! Es sind die schwimmenden Leichen der Kajütenbewohner, welche die Fluth an der Decke des Raumes umherwälzt. Er schließt entsetzt den Schlauch, denn auch den erfahrensten Taucher beschleicht ein Grauen, sein Leben so nahe dem Tode bei den Todten zu fühlen, und er hört — denn er sieht nichts — die Krabben um sich bei ihrem Mahle geschäftig und den dumpfen Anschlag der Körper an der Decke so wie das Knacken des hinterbenden Schiffsrumpfes selbst; froh, die Todestöne im Gurgeln der Luftblasen um sich ersticken zu können, läßt er den Luftstrom wieder zu sich dringen, tastet um sich, fällt, rafft sich auf, findet endlich das Kästchen, steigt die Treppe empor, denn mit dem Kästchen trägt ihn der Korkgürtel nicht, und fühlt jedesmal wieder den durch keine Gewohnheit abzustumpfenden frohen Eindruck des ersten Ruckes des anziehenden Taues an seinem Gürtel, der ihn mit der Beute an Licht und Luft emporhebt. Die meisten und kühnsten Taucher produzirt Whitstable. Der reiche Gewinn, der gewöhnlich in einem bestimmten Antheil am geborgenen Gute besteht, lockt die beherzten Fischer dieses Ortes zu diesem düstern Gewerbe.

Homonyme.

Es verzögert, wo man's findet,
Es empfiehlt, wenn man 's hat;
Es geschieht manch' blut'ge That,
Wenn man sich darauf befindet.

Auflösung der Charade in № 48:
Waldfischbach.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Samstag 23. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

Da war's an einem hellen Maiabend. Die Renata und Marie saßen mit einander auf der Gartenbank unter dem Holderbaum und plauderten von der Frühlingszeit und sonst noch von mancherlei Dingen. Der Herr Kannisen aus Hamburg war soeben von den Mädchen gegangen; auch die Frau Ursula war nicht daheim, sondern bei einer vornehmen Bekannten auf Besuch. Der Doctor Wigulens aber hatte schon seit ein paar Tagen im Auftrage seines Herzogs eine Reise unternommen. Da trat Christoph in das Gärtlein. Er war seit langem nicht mehr dagewesen und schien jetzt ein wenig überrascht, als er die Mädchen allein sah, denn der unselige Fremde war ihm soeben unter der Thüre begegnet. Marie rief dem Freunde schon von weitem entgegen und lud ihn herzlich ein, bei ihr und der Freundin auf die Heimkehr der Mutter zu warten. Das Mädchen war auch die Einzige im Hause, zu der er ein Vertrauen fassen konnte, denn sie hing nach wie vor mit gleich herzlicher Liebe an ihm, darum folgte er auch jetzt gern ihrem Rufe, der ihn unter den Holderbaum beschied.

„Ihr seid lange nicht bei uns gewesen, Herr Christoph", redete ihn die Renata an, „Ihr wart doch nicht etwa gar unpäßlich?" Christoph verneinte, aber es schien ihm in den Worten des Mädchens diesmal weniger Kälte zu liegen, als er seit den letzten Wochen darin zu suchen gewohnt war. Unbefangener als sonst setzte er sich an ihre Seite und bald knüpfte sich zwischen ihm und den Mädchen ein kurzes Gespräch an. Renata sah heute unendlich schön aus; ihr blaues Auge blickte ihn so sanft und ehrlich an, daß er schier glaubte, es könne darin unmöglich ein Falsch liegen. Fast fing er zu bereuen an, daß er ihr in der letzten Zeit in manchen Stücken weh gethan, wie konnte er im Grunde auch wissen, ob sie ihn zuletzt nicht dennoch lieb hatte? Gerade dieser Gedanke kam ihm an dem heutigen Abend oft und unwillkürlich in den Sinn, und manches stille Zeichen, darin er sonst einen Beweis ihrer Liebe für ihn zu entdecken glaubte, rief er sich jetzt gerne wieder ins Gedächtniß zurück. — Die Frau Ursula wollte lange Zeit nicht heimkommen. Im Gärtlein wurde es immer dunkler und am Himmel brannten bereits viel glänzende Sterne. Marie kauerte auf einem Rasenfleck und band Anrikeln und Maiglöcklein zu einem duftenden Strauß zusammen; Christoph saß jetzt mit der Renata allein unter dem Holderbaum.

„Was ist's mit Eurer heiligen Mariä Himmelfahrt?" fragte das Mädchen unter Anderem. — „Wir werden bald scheiden müssen, liebes Fräulein", erwiderte Christoph; „morgen läßt der Herzog Albert mein Bild abholen, — dann bin ich ganz allein!" setzte er traurig hinzu. — Die Renata sah den Freund auf dieses hin wie mit leisem Vorwurf an. „Das ist gottlos gesprochen!" meinte sie; „habt Ihr denn nicht Eure Freunde?" — „Meine Freunde?" versetzte der Junge wehmüthig; „die sind mir ja ungetreu worden, liebes Fräulein!" — „Und wer hat Euch dies in den Kopf gesetzt?" fiel ihm das Mädchen ernsthaft und sichtlich gekränkt in die Rede. — Christoph faßte sie jetzt leise bei der Hand, und sie wehrte ihm

Digitized by Google

das nicht. Ein leises Ahnen seines Glückes ging ihm durch die Seele; er wollte reden, er wollte sie um Verzeihung bitten, wenn er ihr jemals weh gethan — allein da fiel ihm urplötzlich wieder der fremde Doctor ein, der vor seiner Ankunft eben den Garten verlassen hatte, und seine Stirn hüllte sich in düstere Wolken. Schweige! rief ihm eine geheime Stimme warnend ins Ohr, handle nicht, bevor du den Rath des Pater Maurus gehört hast! — Aber das war vergeblich. Er achtete nimmer darauf, denn der Teufel des Mißtrauens saß ihm bereits wieder allzu tief in der Brust und ließ ihm nicht Zeit zum ruhigen Nachdenken.

„Ihr hattet Besuch, bevor ich kam?“ sagte er nach einer kleinen Pause, absichtlich der Frage des Mädchens ausweichend. — „Der Doctor Kannisen war bei uns“, versetzte diese unbefangen. — „Der Herr scheint seine Besuche mit Absicht auf eine Zeit zu sparen, wo Ihr allein seid“, bemerkte hierauf Christoph im gereizten Tone. — Renata blieb noch immer ruhig, nur zog sie jetzt ganz leise ihre Hand aus der seinigen. „Marie war bei mir“, gab sie sodann ernst zurück. — Diese Ruhe des Mädchens trug indeß nur dazu bei, ihn noch argwöhnischer zu machen. „Die Anwesenheit eines Kindes vermag nur wenig zu stören“, fuhr er mit einem bitteren Lächeln fort. „Ihr werdet rechtzeitig Anlaß gefunden haben, die Kleine wegzuschicken.“ — Christoph bereute diese Rede fast noch bevor er sie ausgesprochen; allein das war jetzt schon zu spät. Renata hatte sich rasch erhoben. Ihre Wangen flammten purpurroth, und wär' es nicht schon dunkel gewesen unter dem Holderbaum, so hätte Christoph die Thränen sehen müssen, die jetzt in ihrem schönen Auge glänzten. „Geht!“ sagte sie mit unsicherer, zitternder Stimme; „Ihr seid ein abscheulicher Mensch!“

Solch eine Rede war dem armen Jungen Grund genug, daß er jetzt gerade nicht ging. „Renata!“ bat er leise und versuchte dabei neuerdings ihre Hand zu fassen, allein das Mädchen wies ihn jetzt mit einer eisigen Kälte zurück. „So Ihr nicht willig geht, mögt Ihr immerhin verweilen“, sagte sie, „aber dann geh' ich. Denn damit Ihr es nur wisset, — fortan veracht' ich Euch!“ Und mit diesen Worten wandte sie ihm stolz den Rücken.

Wenn es möglich wäre, daß Einer urplötzlich in Stein verwandelt würde, so wäre dies unserem Christoph jetzt sicherlich geschehen. Schier bewußtlos sah er ihr nach. Stolzen Schrittes ging sie durch den Garten, an der Thür wandte sie sich noch einmal um, bevor sie hinaustrat — aber ihm bot sie nicht einen einzigen freundlichen Blick zum Scheidegruß. Es ging eine geraume Zeit vorüber, bis er allmählig wieder Vernunft annahm. Lange war es ihm, als läge er in einem bösen Traum befangen. Er rieb sich wiederholt die Augen, damit er endlich wieder aufwachen sollte, aber es war und blieb Alles bittere, trostlose Wirklichkeit. Mit der Entschlossenheit eines Verzweifelnden machte er sich endlich auf, den Garten zu verlassen.

Die Mainacht war wunderbar klar und hell. Viel hundert Sterne prangten am Himmel, und die Rosen im Gärtlein unten freuten sich ob dem Schimmer. Eine tiefe Stille waltete rings umher, nur durch die Zweige des Holderbaumes wehte ein Geflüster, das wie leises Weinen klang. Gerade wollte Christoph durch die halb offene Gartenthür hinausgehen, als er sich leise an der Hand gefaßt fühlte. Erschreckt hielt er jetzt einen Augenblick an, denn er hatte sich allein geglaubt. „Seid Ihr krank, lieber Herr?“ fragt' es ihm da freundlich entgegen, das war Mariens Stimme; er hatte in seiner Verwirrtheit gar nicht gemerkt, daß die Renata ohne das Kind fortgegangen war. „Ihr zürnt meiner Freundin“, sprach indeß die Kleine traurig weiter, „aber das müßt Ihr nicht thun. Sie verdient es nicht — gewiß nicht; denn sie ist ein gutes Mädchen. Ihr mögt mir das sicher glauben — sehr gut ist sie.“ — Diese unschuldigen Worte des Kindes drangen dem Christoph tief in die Seele und es überkam ihn jetzt eine unendliche Wehmuth. „Gute Nacht, Mariechen!“ sagte er weich und mit zitternder Stimme, „betet für mich! Grüßt mir Eure Freundin und sagt ihr, sie möge deßgleichen für mich thun!“ — Dabei drückte er der Kleinen noch einen Kuß auf die Stirn und rannte sodann wie ein Rasender aus dem Gärtlein

Digitized by Google

und durch die öde, menschenleere Gasse seinem Hause zu.

Dort warf er sich angekleidet auf das Bett hin und versuchte vergeblich einzuschlafen. Das war eine fürchterliche Nacht für den armen Jungen. Es litt ihn nicht lange auf dem Bette, er sprang auf und machte Licht. Oft und oft maß er jetzt mit langen Schritten die kleine Stube, und das ganze Trostlose seiner Lage trat ihm immer ernster und schrecklicher vor Augen. Er hatte ihr also unrecht gethan? Sie war also nicht falsch gegen ihn, wie er immer glaubte? Im Gegentheil, sie liebte ihn, sie war ihm gut bis auf diesen unseligen Abend. Und wie wenig hatte er diese Liebe des Mädchens verdient! — Er hatte sie durch seine unzeitige Eifersucht so tief gekränkt, daß sie ihm nie wieder verzeihen konnte. Er hatte sein höchstes Glück mit den Füßen von sich gestoßen — er konnte und durfte sie von jetzt an nimmer sehen — für ihn war jetzt alles, alles verloren und durch keines Menschen Schuld, als seine eigene! —

Dem Christoph wurde es immer schwüler in dem engen Gemache; er schloß jetzt das Fenster auf und sah hinaus. Tief unten lag der St. Petrus-Friedhof, und die Sterne glänzten hell und silbern auf manch einen stillen Grabhügel hinab. Aber diese Todtenstille dort unten machte ihn erst recht traurig; er verließ endlich die Stube, um das Freie zu suchen

Auf der Gasse war es noch öde und finster, und die Menschen in den Häusern lagen noch tief im Schlafe; auch hatte die Thurmuhr von unserer lieben Frauen Dome noch nicht die vierte Morgenstunde verkündet. Ohne zu wissen wohin, ging Christoph einsam seine Wege; kein Mensch begegnete ihm, und die Stadtwache unter dem Isarthore sah den närrischen Gesellen verwundert an, der in solch früher Morgenstunde schon das Freie suchte. Erst auf der Isarbrücke blieb er wieder stehen; er beugte sich über das Geländer und sah lange Zeit nachdenklich in den grünen Fluß hinunter. Eintönig rauschten die Wellen hin, ein leiser Windhauch wehte durch die Uferweiden, und die schlanken Zweige bewegten sich langsam auf und nieder. Das kam dem Christoph gerade so vor, als ob sie ihm winken wollten. Und dabei ward es ihm immer schwindeliger, je länger er hinabsah; es war ihm auf einmal, als möchte sich die Brücke unter seinen Füßen fortbewegen — ein seltsam schöner Gesang klang aus den tiefgrünen Wellen herauf, und immer weiter und weiter zog es ihn über das Geländer hinab. „Dort unten ist gut ruhen!“ flüsterte er endlich halblaut; „gute Nacht, Renata! Vater, du rufst mich in die Heimath — ich komme!“

(Fortsetzung folgt.)

Geschwindigkeit des Flugs der Vögel.

Der durch seine Reisen in Afrika und Spanien, so wie durch schriftstellerische Arbeiten bekannte Ornitholog E. A. Brehm in Leipzig bemerkt in seiner Schrift über das Leben der Vögel: Das ganze Leben des gesunden Vogels ist eine ununterbrochene Bewegung; je mehr er sich bewegen kann, desto glücklicher ist er. Der Vogel ist aber auch das bewegungsfähigste aller Thiere Er läuft, klettert, schwimmt, taucht und fliegt: hierin sind fast alle einem Thiere möglichen Arten der Beweaung zusammengefaßt Aber nicht alle Vögel sind gleichbegabt hinsichtlich ihrer Bewegungsfähigkeit, sondern Hunderte von Abstufungen machen sich bemerklich. Ueber die eigentliche Schnelligkeit des Fluges sind noch wenige Beobachtungen angestellt worden; doch weiß man, daß er die größte aller thierischen Bewegungen ist. Man behaupt zwar, daß der Lachs in einer Stunde 86,000 Fuß zurücklegen und so, wenn er fortschwimmen wollte, in einigen Wochen den ganzen Erdkreis umkreisen könnte; allein diese Behauptung beruht doch nur auf einer Wahrscheinlichkeitsberechnung, nicht auf bestimmten Beobachtungen, und kann leicht viel zu hoch gegriffen sein. Wäre die angegebene Zahl aber auch richtig, so würde diese Schnelligkeit noch immer weit hinter der des Flugs zurückstehen. Der Dampfwagen durchrollt in einer Stunde (bei Eilzügen) 7 Meilen; seine Schnelligkeit kann wohl auch bis auf 10 Meilen für dieselbe Zeit gesteigert werden; dies ist eine mittlere Fluggeschwin-

Digitized by Google

digkeit! Gewöhnliche Züge werden schon von einer fliegenden Krähe überholt, welche doch bekanntlich nicht zu den schnellfliegenden Vögeln gehört; der mit aller zu erzielenden Geschwindigkeit dahinbrausende Dampfwagen bleibt hinter unserer Haustaube zurück. Brieftauben haben Entfernungen von 56 deutschen Meilen in 5 Stunden 44 Minuten durchflogen und Strecken von 35 Meilen in weniger als 3 Stunden zurückgelegt. Das gibt für die Stunde eine Fluggeschwindigkeit von 280,000 Fuß, welche die Schwimmschnelligkeit des Lachses also um 3½ Mal übertrifft. Nun steht aber die Taube hinsichtlich ihres Fluges schon weit hinter dem Edelfalken und noch weiter hinter den Seglern zurück. Die größern Arten der erstgenannten fangen die behendeste Taube jedesmal, wenn diese sich nicht bergen kann, und legen beim Verfolgen große Strecken mit fabelhafter Geschwindigkeit zurück. Montagu schätzt sie (bei unserm Wanderfalken, Falco peregrinus) auf 800,000 Fuß in der Stunde. Aber die eigentlichen Segler sind wirklich „Schnellsegler", welche nur für die Lüfte geschaffen sind. Sie fliegen in drei bis fünf Tagen von Deutschland bis in das Innere von Afrika, wie man aus vielfachen Beobachtungen schließen darf, und machen von Afrika aus im Spätherbste Spazierflüge nach Südeuropa. In ihrer Art sind sie nicht minder wunderbar, als der von vielen Dichtern und Naturforschern angestaunte Fregattvogel (Tachypetes Aquila). Seine Bewegungsfähigkeit läßt ihn Entfernungen vergessen und Stürme verlachen; er würde, wenn er wollte, nicht in Wochen, sondern in Tagen den Erdball umkreisen können.

Miscellen.

* Dampfwagen für gewöhnliche Straßen. Thomas Rickett in Bukingham erhielt von Marquis v. Stafford den Auftrag einen Dampfwagen zu bauen, der zur Beförderung von 3 Passagieren mit 10 engl. Meilen Geschwindigkeit per Stunde dienen sollte. Derselbe hat seine Aufgabe vollkommen gelöst, indem mit dem gelieferten Wagen auf guten ebenen Straßen leicht 12—14 engl. Meilen Weges per Stunde zurückgelegt und Steigungen bis 1 : 12 ziemlich leicht befahren werden können. Die Bewegung beim Fahren soll in Folge der guten Construction der Federn eine äußerst ruhige sein. Das Gewicht der Maschine selbst ist 19¼ Ctr.; sammt Passagieren, Heizer, Kohlen und Wasser beträgt es 30 Ctr. Um ihre Leistungen beurtheilen zu können, muß man sich erinnern, daß beiläufig 5 Pferdekräfte erforderlich sind, um 30 Ctr. mit einer Geschwindigkeit von 4 engl. Meilen eine Steigung von 1 : 12 hinauf zu ziehen. Der Brennmaterialverbrauch beträgt 6—7 Pfund Steinkohlen per engl. Meile.

Die Beförderer dieses neuen Versuches, die Zugkraft der Pferde auf den Landstraßen durch die Dampfkraft zu ersetzen, versprechen sich den besten Erfolg und daß man in England allen Ernstes daran geht, das Befahren der gewöhnlichen Straßen mit Dampfwagen in Angriff zu nehmen, dafür spricht der Umstand, daß bereits eine Bill über das zu erhebende Chausseegeld im Parlament zur zweiten Lesung kam; darnach wäre für jede Locomotive per engl. Meile 1 Schilling, und für jeden von einer derartigen Locomotive gezogenen Wagen 3—4 Pence per Räderpaar zu entrichten.

Ein gewaltiger Schauer von Meteorsteinen fiel am 1. Mai d. J. zu New-Concord unweit Zanesville in Nordost-Ohio in Nord-Amerika. Mehr als 30 Steine sind schon aufgefunden, einer derselben 103 Pfund schwer, mehrere fünfzig Pfund und kleiner.

Homonyme.

Wenn's Greise endlich bei sich finden,
So wird es unlieb aufgenommen;
Doch lassen Gläubiger es schwinden,
So ist's dem Schuldner sehr willkommen.
Und wenn es gar die Erben finden,
So lassen sie sich's wohl bekommen.

Auflösung der Homonyme in № 49:
Anstand.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Mittwoch 27. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick tönte der helle Gruß eines Glöckleins über die Ringmauer her. Im Kloster bei den Barfüßern läuteten sie das Morgensegen. Christoph hielt ein — seine Hand zitterte heftig, und mit zurückgehaltenem Athem lauschte er dem frommen Glockenton; das klang gerade so wie ehedem im Gotteshause zu Ettal.

Und da war es ihm mit einemmale, als ob er aus einem langen, entsetzlichen Traum erwacht wäre. Erschreckt fuhr er in die Höhe, seine bebende Hand ließ das verführerische Geländer los und todtenbleich taumelte er jetzt bis gegen die Mitte der Brücke hinein. „Du heiliger Gott, was hab' ich thun wollen!“ rief er mit bebender Stimme aus, dann aber sank er andächtig in die Kniee und faltete die Hände zum Gebet. —

Als er endlich wieder aufstand, war das Geläute längst verklungen. Er sah erstaunt um sich her. Schon begann der Morgen zu grauen und ein duftiger Schleier hüllte die weite Landschaft ein. Lustig grün rann das Wasser zwischen frischen Wiesen und Obstbäumen seine Wege. Eine laue Mailuft wehte darüber hin, viel hundert Blumen hauchten ihren süßen Duft in den jungen Tag hinein, und dort und da jubelte bereits ein Vöglein sein Morgenlied. In nebeliger Weite aber schimmerte ein wunderschönes blaues Band — das waren die fernen Berge.

Und da ward unserem Christoph mit einemmale gar seltsam wohl um's Herz. Manch ein schönes Bild aus vergangenen Tagen, das da lange, lange Zeit schier vergessen in seiner Seele ruhte, begann jetzt wieder frisch und neubelebt vor ihm aufzusteigen, und gerade so ward es ihm, als wär' er in der Heimath und mitten in seinen lieben Bergen. Dort lag das stille Kloster mit dem langen, ernsten Kreuzgange — dort der kühle Brunnhof und seine uralten schattigen Lindenbäume, darunter die frommen Kuttenmänner lustwandelten und ihm gar freundlichen Gruß zunickten, wie einem alten lang ersehnten Freunde. Und erst über den Eichwald hin! — Kam dort nicht das grüne Ammerwasser durch die Wiese? Ein blondes Mägdlein stand am Ufer und schaute nachdenklich dem Laufe des Wassers nach. Du lieber Himmel, das war ja die Lisabeth! — Dort lag ja das alt bekannte Haus mit seinem Blumengärtlein vorne an; die Mutter Anne stand unter der Thüre, — ihr klares Auge sah klar und offen wie allezeit in die Welt hinein, nur ein leiser Zug der Besorgtheit lag diesmal auf dem würdigen Antlitze. — Gerade so war's auch damals, als Christoph in die Fremde ging. — Und dieser Abschied — die tröstenden Worte, die damals die gute Mutter zu ihm gesagt, waren es, was jetzt mit aller Macht in seiner Seele wiederklang.

Er fühlte sich mit einemmal wie neugeboren, und es war eine Ruhe in seinem Herzen, wie er sie seit langem schon nicht mehr kannte. — „Ja ich will leben!“ rief er jetzt freudig aus; „du lieber Gott, wie dank' ich dir, denn du hast mich wundersam geheilt! Ich aber weiß nunmehr, was fortan meines Thuns ist!“ Mit diesen Worten wandte er sich rasch zum Weitergehen, und es fiel ihm dabei gar nicht auf, daß sein lautes Selbstgespräch die Augen aller Vorbeigehenden auf ihn lenkte, denn es war mittlerweile heller Tag geworden. Als er

Digitized by Google

daheim in die Stube trat, fand er einen Brief auf dem Tische liegen und daneben ein versiegelt Säcklein. Hastig brach er den ersteren auf und las darin; es war die Schrift des Pater Maurus. Der würdige Lehrer entbot ihm erst seinen und des gesammten Klosters aufrichtigen Gruß. Sofort aber erging an ihn die ernstliche Mahnung, ungesäumt und so geschwind als möglich heimzukehren. Der Pater Maurus habe mit aufrichtiger Herzensangst aus dem letzten Briefe seines Zöglings erfahren müssen, daß dessen Lebensglück arg in Gefahr. Das Weitere würde er dem Christoph mündlich sagen. —

Ruhig legte dieser jetzt die geliebten Zeilen aus der Hand und öffnete sodann das Säcklein. Blanke Goldstücke rollten ihm daraus entgegen, die waren der Lohn des Herzogs für das Bild der heiligen Mariä Himmelfahrt. Nunmehr war aber Christophs Entschluß fest gefaßt. Noch in der nämlichen Stunde packte er seine wenige Habe zusammen, dann ging er zu dem Meister Johannes und zeigte diesem an, daß er auf dringenden Wunsch seines Lehrers mit Anbruch des nächsten Tages gen Ettal reisen werde — des weiteren aber gesonnen sei, mit dem Golde des Herzogs zu den geweihten Stätten der Kunst nach Italien zu wandern. Der wackere Meister entließ ihn schweren Herzens und mit aufrichtigen Segenswünschen. Er munterte ihn auf, zeitlebens der Kunst ein getreuer Jünger zu bleiben, und in dem heiligen Italien sein gutes München nicht völlig zu vergessen.

In des Doctor Wiguleus Hund Behausung aber kehrte Christoph nicht mehr ein. Bloß an die Frau Ursula schrieb er noch einen freundlichen Brief, darin er sich ob seiner unvorhergesehenen Abreise entschuldigte. Auch sagte er ihr Dank für all' die Huld und Liebe, die er in ihrem Hause genossen, und empfahl sich zuletzt ihrem wohlwollenden Angedenken. Als die Jungfrau Monica, die das Schreiben in des Doctors Haus getragen hatte, wieder heimkam, übergab sie dem Christoph einen duftigen Frühlingsblumenstrauß. „Die Frau Ursula ist nicht daheim gewesen", berichtete sie, „noch auch das Fräulein Renata. Ein schwarzlockiges Kind hat mir den Brief abgenommen. Ich solle dem Herrn Christoph noch einen recht schönen Gruß vermelden — die Blumen sende ihm Mariechen. Darum hat mich die Kleine gebeten, und helle Thränen sind ihr dabei über die frischen Wangen herabgerollt. Du mein Gott, das arme Dirnlein!" —

Der nächste Morgen sah den jungen Maler bereits auf der Wanderschaft. Das Ränzlein auf dem Rücken, den knotigen Wanderstock in der Hand, zog er jetzt wiederum zur Stadt hinaus und den fernen blauen Bergen entgegen. Das war schier gerade so wie damals, als er vor mehr denn drei Jahren gen München hergezogen kam. Nur war er derzeit um manch eine Erfahrung reicher geworden.

III. Heimkehr und Ende.

Du lieber Himmel, wie schlug unserem Christoph das Herz so laut, als er von dem Kloster Raitenbuch nach so langer Zeit zum erstenmale wieder in sein liebes Ammerthal hineinsah. Dort ragten die grünen Berge — hier stand der duftige Eichwald; kein Sträuchlein schien von seiner Stelle gerückt. Auch im Dorfe schien alles beim Alten geblieben. — Christophs erster Gang war nach dem Gotteshause zu Ettal, und es war bereits dunkel, als er vor der bekannten Klosterpforte stand. Rings umher lag eine tiefe Stille, kein Lüftlein regte sich; mit zitternder Hand zog er die Glocke. Ein schleppender Tritt ließ sich bald darauf von dem langen Gange her vernehmen; dann knarrte das Schloß und auf that sich die schwere Pforte. Und jetzt erscholl ein Doppelgeschrei der Ueberraschung, denn Christoph lag an der Brust seines lieben Pater Maurus. Das war nun freilich ein namenlos freudiges Wiedersehen! —

Nun aber ging es geradenwegs die breite steinerne Treppe hinauf und in das Gemach des Abtes Nikolaus. Der würdige Herr war nicht minder erfreut, den lieben Pflegesohn wieder daheim zu wissen, und dies um so mehr, als es ja ihm und dem ganzen Kloster längst schon kein Geheimniß mehr war, welch wackere Fortschritte dieser zu München in der edlen Malerei gemacht,

Digitized by Google

und daß ihn sogar der Herzog Albert selber beauftragt hatte, für die Hofkapelle in seinem Schlosse ein Altarbild zu malen. — In kurzer Zeit wußte man in jeder Zelle davon, daß der Klosterschüler Christoph wieder da war. Ein jeder eilte ihm entgegen, alles freute sich ob seines guten Aussehens und wünschte ihm Glück zu seinem edlen Berufe. Da sah sie denn Christoph alle wieder, die ernsten Patres in ihren langen schwarzen Kutten; manches wohlbekannte Gesicht lächelte ihm darunter gutmüthig entgegen, nach manch einem andern hingegen suchte er vergeblich, denn der war mittlerweile heimgegangen und schlief nunmehr unter seinen vorgeschiedenen Brüdern in der Klostergruft.

(Schluß folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

Hannover, 18. Juni. Eine unabsehbare Menschenmenge erharrte diesen Abend vor dem Schwurgerichtsgebäude den Ausgang eines Criminalfalles, der im Laufe der Verhandlung die Gestalt eines psychologischen Räthsels angenommen und beinahe eine Woche hindurch die ganze Stadt in Athem gehalten hatte. Eine Näherin von hier, die unverehelichte Amalia Rasel, sollte ihren Bruder, den Eisenbahnschaffner Rasel, mit überlegtem Vorsatz durch einen Schnitt am Halse getödtet haben. Die Angeklagte, als ehrlich und treu, zugleich aber als phantastisch und reizbar geschildert, wurde der That durch die Zeugenaussagen überführt. Selbst gab sie an: sie habe zu ihrem Bruder die innigste Zuneigung gehegt und als ältere Schwester beinahe mütterlich für ihn gesorgt (was die Zeugen ausnahmslos bestätigten). Um so tiefer habe es sie betrübt, als ihr Bruder sich mehr und mehr dem Trunke ergeben. Vergeblich seien ihre Vorstellungen gewesen, da niemals die wiederholten Versprechungen von dem Bruder gehalten worden. Am 30. Oct. 1859 ist der Bruder des Morgens früh von Bremen hier angekommen, hat sich aber nicht nach Hause, sondern in eine Wirthschaft begeben und erst Mittags betrunken die Wohnung betreten. Am Nachmittage hat derselbe einen Zug nach Bremen begleitet. Bei der Rückkehr erwartet ihn die Schwester auf dem Bahnhofe; ihren Bitten entgegen, sucht er jedoch wieder eine Wirthschaft auf. Bis 1 Uhr Nachts wacht und wartet zu Hause die Angeklagte vergeblich. Da geht sie nochmals, um den Bruder zur Heimkehr zu bewegen, ohne daß es ihr gelungen wäre. Nach Hause zurückgekehrt, wacht sie wieder bis 4 Uhr Morgens, während längst die Frau des Ermordeten schlafen gegangen ist. Endlich langt der Bruder betrunken an, macht der Frau wie der Schwester die heftigsten Vorwürfe über die angestellten Nachfragen, legt sich indeß endlich beruhigt nieder. Die Angeklagte hat nun mit der Schwägerin davon gesprochen, daß es räthlich scheine, den Bruder, um ihn von der Trunksucht zu heilen, zu chloroformiren. Da diese zugestimmt, so hat sie ein schon länger in ihrem Besitz gewesenes Gläschen mit Chloroform, dessen sie zur Vertreibung des Kopfwehs sich häufiger bediente, herbeigeholt und ist drei Mal in das Zimmer gegangen, wo der Bruder schlafend lag. Die Angeklagte erzählt, daß sie Chloroform auf einen Schwamm und ein Tuch gegossen, und an das Lager des Schlafenden gegangen sei und dem Bruder unter die Athmungswerkzeuge gehalten habe. Was ferner vorgegangen, will sie nicht mehr wissen. Man hat aber am Morgen den Eisenbahnschaffner Rasel im Bette mit zerschnittenem Halse todt gefunden. Die Acten ergeben, daß die Angeklagte vor dem Polizeicontroleur geäußert: sie habe auf einmal am Halse ihres Bruders Blut gesehen, und auf dem Tische ein blutiges Rasirmesser bemerkt, wisse aber nicht, wie das zu erklären sei. Eine namenlose Angst habe sie erfüllt, sie habe wiederholt Blut rufen hören, sei dann zum Hause hinausgeeilt, um den Vorfall einer ihrer Bekannten mitzutheilen, auf halbem Wege aber umgekehrt, habe ihren 17jährigen Sohn geweckt und sei mit diesem fortgegangen, in der Absicht, sich zu ertränken. Am Schnellen Graben angelangt, hat sich wirklich die Angeklagte ins Wasser stürzen wollen, der Sohn hat sie jedoch ergriffen und vom Wasser abgeführt, worauf sie ausgerufen: „Ich habe ihn ermordet, er steht vielleicht schon vor Gottes

Digitized by Google

Thron; ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, die Häscher kommen und werden mich greifen." Beide sind dann zum Senior Bödeker gegangen, welchem die Angeklagte gestanden hat, daß sie ihren Bruder ermordet habe. Die Geschworenen nahmen an, die Angeklagte habe die vorher nicht beschlossene That in einem unverschuldeten Zustande, einer Verwirrung der Sinne oder des Verstandes begangen, worin sie ihrer Handlung oder ihrer Strafbarkeit sich nicht bewußt sein konnte, oder welcher die Willkür der Handelnden gänzlich aufhob. Der Gerichtshof sprach auf Grund dieses Wahrspruches die Angeklagte frei. Die dichtgedrängte Menschenmenge auf der Straße nahm das freisprechende Urtheil mit einem Sturm von Jubel auf. (Der Präsident des Gerichtshofs gab aber den Geschworenen wegen ihres Wahrspruches eine Art von Verweis, indem er sagte, daß sie ihr Urtheil vor Gott und ihrem Gewissen zu verantworten hätten.)

Miscelle.

Ein Ring. Der verstorbene Exkönig der Franzosen, Louis Philipp, hatte von seinem Vater, dem Herzog Egalité, einen kostbaren Ring ererbt, an welchen sich die rührendsten Traditionen der Familie Orleans knüpften. Dieser Ring zierte die Hand des Herzogs, ehe er die Guillotine bestieg, er hatte ihn seinen Wächtern zu verbergen gewußt und ließ ihn durch ein Mädchen, Namens Juliette Goudchaux, seiner Familie übermitteln. Als der Herzog nicht mehr war, trug der Schulmeister von Reichenau, der nachmalige Herzog von Orleans und König der Franzosen, das Kleinod als Erinnerungszeichen an seiner Hand. Als der Erbthron zusammenbrach und die Charte vom Jahre 1830 in Fetzen zerrissen war, blieb der Ring immer noch an der Hand des Exkönigs, der ihn vor seinem Tode dem Grafen von Paris übermittelte. Dem Grafen von Paris war dieser Ring viel zu groß und er konnte ihn nicht am Finger tragen; er schickte ihn demnach dem Familien-Juwelier nach Paris, um ihn seiner Hand anzupassen. Nicht sobald hatten die Orleanisten es erfahren, daß der Ring in Paris angekommen sei, als der Juwelier unerwartet zahlreiche Besuche in seinem Etablissement erhielt, welche diese orleanistische Reliquie betrachteten und still verehrten, mitunter jedoch Worte fallen ließen, welche die Polizei nicht immer gern hört. Die Wallfahrt zum Ringe in der Rue Montmartre wurde eingestellt, denn zwei Policisten bewachten die Straße und notirten Jedermann, der in dem Goldarbeiter-Etablissement ein- und ausging. Niemand litt darunter mehr, als der Goldarbeiter Jacques, der mit einem Male die meisten seiner Kunden verlor, die sich fürchteten, in den Geruch des Orleanismus zu gerathen, wenn sie das Etablissement besuchen würden. Als der Ring bereits die Rückreise nach London angetreten hatte, blieben die Kunden des Mr. Jacques noch immer aus, so daß dieser sich genöthigt sah, seine Zahlungen einzustellen. Er kam unter Anklage wegen betrügerischen Bankerottes, wurde aber freigesprochen und darbte in tiefer Entbehrung. Der Graf von Paris hatte nicht sobald von dem Schicksale des unglücklichen Mannes erfahren, als er beschloß, das Opfer des orleanistischen Familienringes zu erlösen. Er übersendete dem Manne eine namhafte Summe und verwendete sich für ihn bei der Königin Victoria von England, welche bei ihm den Hochzeitsschmuck der Prinzessin Alice bestellte. Tausende von Menschen strömen nun vor das Schaufenster des Juweliers, um die reichen Brillanten zu bewundern, die bestimmt sind, das Haupt der dereinstigen Königin von Holland (?) zu schmücken, und preisen den menschenfreundlichen Sinn eines jungen Prinzen, der in der eigenen schweren Situation ein Herz für die Leiden Anderer bewahrt hat.

* **Charade.**
(Zweisylbig.)

Heute muß für Groß und Klein
Losung uns die Erste sein.
Will das Wasser dich zur Beute,
Bringt dir Rettung nur die Zweite.
Bleibe ganz der Ersten treu,
Damit stark das Ganze sei!

St..... R.....

Auflösung der Homonyme in № 50:
Nachlaß.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Samstag 30. Juni 1860.

Junger Liebe Glück und Leid.

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen.

Von

Clemens Steyrer.

(Schluß)

Dem Christoph war es bald, als wär' er gar niemals fortgewesen, so traulich und bekannt heimelte ihn hier alles wieder an. Recht von Herzen wohl aber ward es ihm erst dann, als er ganz allein mit seinem geliebten Lehrer in dessen einsamer Zelle saß und dabei all' die Bilder der Kinderzeit an seiner Seele vorbeiziehen ließ. Da war es schier gerade so wie damals, als er während der Nachtzeit die Gestalten der Heiligen auf Pergament zu malen pflegte; er selber war aber auch ganz der namliche Mensch geblieben, und hatte es seitdem auch manch einen bösen Sturm gegolten, er war ihm ehrlich und herzhaft widerstanden.

Christoph that jetzt dem Pater Maurus sein ganzes Herz auf. Er erzählte ihm all' seine Erlebnisse, insofern sie ihm aus dem letzten Briefe nicht ohnehin schon bekannt, und er fand dafür auf Seite des wackern Mönches die innigste Theilnahme und Trost für die ganze Lebenszeit. Erst in später Nacht gedachten die Beiden des Schlafes. Christoph schlief heute nach langer Zeit wieder so fest und ruhig, wie in den Tagen der Kindheit. Er träumte von Berg und Wald — auch von der Lisabeth. —

Der erste Sonnenstrahl des nächsten Morgens traf ihn bereits auf dem Wege zur Mutter Anne. Schweigsam ging er durch den Wald, aber tief innen in der Brust war es ihm jetzt so froh und heiter, wie schon seit langem nicht mehr, und sein Herz pochte lebhaft, da er endlich die weiße Mauer des Häuschens gewahrte. Ruhig wie sonst rann das grüne Ammerwasser durch die Wiese hin, und manch ein blau Vergißmeinnicht grüßte ihm vom Ufer her entgegen. Leise trat er durch die Gartenthüre; er wollte seine Lieben überraschen, denn sie hatten wohl keine Ahnung von dem nahen Besuche. Am Hausthor stand die Lisabeth und begoß eben die Nelkenstöcke, die auf dem Fenstersimse waren. Allein er konnte ihr noch nicht bemerkbar sein, weil sie ihm den Rücken zuwandte. Du lieber Himmel, wie groß und schlank war das Mädchen geworden!

Christoph getraute sich kaum aufzutreten aus Furcht, sie möchte etwa umschauen und seiner vor der Zeit gewahr werden, und so kam er ihr denn allmählig ganz nahe. Endlich legte er ihr sanft seine Hand auf die Schulter. „Lisabeth!“ flüsterte er. — Die Dirne erschrack sichtlich bei diesen Worten und wandte sich rasch um. Jetzt aber glühten ihre frischen Wangen mit einemmal wie Purpur; kaum ein paar Sekunden darauf wich urplötzlich wieder alles Roth aus ihrem Gesicht. Dann flammten ihre Wangen und Stirne neuerdings auf — zuletzt aber stand sie todtenbleich und an allen Gliedern zitternd, unfähig, auch nur ein Wörtlein hervorzubringen. Desto besser hingegen erzing es, was das letzte anbelangt, der Mutter Anne. Diese hatte Christoph schon vom Fenster aus in den Garten treten sehen und war ihm alsbald, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, entgegeneilt. Da gab es demnach jetzt ein langes freudiges Wiedersehen, und erst mit Einbruch der Nacht kehrte Christoph für heute wieder in sein Kloster zurück.

Derselbe verweilte nach diesem Tage noch mehrere Wochen in der Heimath. Die Zeit

Digitized by Google

verging ihm nur zu geschwind und theilte sich zwischen Pater Maurus und dem stillen Ammerhause. Es ward während derselben in dem letzteren manches geplaudert und ausgesonnen. Das Ende von dem allen aber war, daß er eines Tages die Lisabeth so recht treuherzig fragte, ob sie ihm denn noch immer gut, sofort aber auch, ob sie gesonnen sei, mit der Zeit einmal sein liebes Weib zu werden. Und ob die Dirne ja gesagt? — Der war es ja nunmehr nicht anders zu Muthe, als wäre sie urplötzlich in den Himmel versetzt! —

Gegen Ende der sechsten Woche aber trat Christoph endlich die lang ersehnte Wanderung gen Welschland an. Die Segenswünsche seiner Lieben geleiteten ihn. Für die Lisabeth war dies freilich wieder ein hartes Scheiden, aber doch ganz anderer Art, als jenes erste. Nunmehr wußte sie sicher, daß der Christoph ganz ihr allein gehörte. Bloß dem Pater Maurus ging diesmal der Abschied von seinem Liebling recht schwer zu Herzen; denn eine leise Ahnung sagte ihm, daß er diesen im Leben nicht wiedersehen sollte. Und so war es auch. Nach Verlauf zweier Jahre kehrte Christoph zum zweitenmale in die Heimath zurück. Er hatte in Italien viel gesehen und gelernt, und der Ruf eines großen Meisters ging ihm voraus ins deutsche Vaterland. Seinen geliebten Lehrer aber konnte er daheim nicht wieder finden. Diesem hatte es nirgends mehr so recht gefallen wollen, seitdem sein lieber Pflegling wieder ferne war. Eine Weile noch war er traurig und vereinsamt umhergegangen, nach Ablauf eines Jahres aber — in einer sternhellen Mainacht — da hatten sie ihn durch den gewölbten Kreuzgang in die Gruft getragen — ein langer, ernster Zug Mönche mit brennenden Wachslichtern in der Hand, betend und psalmensingend. Dort schlief er jetzt, und noch viele Jahre darnach wuchs ein wilder Rosenstrauch über seinem Grabstein aus der Kirchenmauer hervor. Heutzutage ist davon nun auch kein Blättlein mehr zu finden. —

Christoph weinte manche Thräne um den braven Mann. Dann aber gedachte er vor allem des Versprechens, das er seiner Lisabeth beim Scheiden gegeben. Seine Kunst hatte ihm ein gutes Stück Geld eingetragen; das war immerhin genug, um Weib und Kind und dazu auch noch die Mutter Anne zu ernähren. Im Gotteshause zu Ettal gelobten sich die Beiden ewige Treue; der würdige Abt Nikolaus segnete sie ein.

Bald darauf zog Christoph mit den Seinigen nach München, wohin ihn der Ruf seines Herrn und Herzogs beschied. Dort lebte er fortan nur der Kunst und des Hauses stillem Glücke. Seine Freunde waren die Männer, deren Ruhm dazumal die bayerische Herzogstadt zu einem deutschen Florenz erhob — der wackere Meister Johannes Mielich, Orlando Lasso, der große Tondichter, und noch viele Andere gingen täglich in seinem Hause aus und ein. Vor allem aber war es der begeisterte Schirmherr alles Schönen, der Herzog Albert selber, mit dem er oft und gerne beisammen war und dessen allzu früher Tod ihm auch eine tiefe, nie völlig vernarbte Wunde schlug. — Auch in des Doctor Wiguleus Hund Behausung kehrte Christoph nicht selten ein. Der alte Herr, wie auch die Frau Ursula, hielten ihm bis an ihr seelig Ende gute Freundschaft, und ward da noch in spätern Jahren manch ein Stündlein über des Meisters Jugendzeit verplaudert. Dabei vermochte dieser nunmehr ruhig mitzureden, und er mußte oft insgeheim lächeln, wenn er der Tage von damals und seiner ersten Liebe gedachte.

Die Renata aber hat er nie wiedergesehen. Sie war damals bald nach Chr stophs Abreise mit dem reichen Doctor Kannisen gen Hamburg gezogen, und auch ihr Ehestand soll ein recht glücklicher gewesen sein. So hat e demnach ein jedes von den Beiden sein Lebensglück dennoch erreicht. Sie wären vielleicht auch mit einander schön und froh durch's Leben gegangen, allein das hat eben nicht so geschehen sollen, und ihr Stern hat sie auseinander geführt, noch bevor es ihnen möglich worden, sich wechselseitig recht verstehen zu lernen. Wer weiß, ob sie sich nicht etwa dennoch bisweilen begegnet sind? — Vielleicht im Traume? —

Heutzutage weiß man wenig mehr von einer Frau Renata Kannisen zu berichten,

Digitized by Google

auch nicht von einem Doctor dieses Namens, der Name Christoph Schwarz hingegen hat noch immer einen guten Klang, und der ist wohl keinem fremd, dem an der Kunst vergangener Tage ernstlich gelegen ist.

Auch der gelehrte Wiguleus hat sich noch im hohen Greisenalter viel verdient gemacht um des Vaterlandes Recht und Geschichtsforschung. Sein kluges Pflegekind aber — Mariechen — ward nachmals des Herzogs Ferdinand in Bayern Hausfrau, und ihre Kinder und Enkelkinder lebten noch mehr denn ein Jahrhundert als Grafen von Wartenberg hochgeehrt ob ihrer erlauchten Abstammung.

Und damit hätte denn diese Geschichte ihr Ende erreicht. Der Herr schenke ihnen allen, die damals gelebt und geliebt, die ewige Ruhe! —

Vom Trinken.

Bei Violet in Leipzig ist soeben eine kleine Schrift von Hesekiel erschienen: „Aus den Mittheilungen eines Gourmands", die wir allen Hausfrauen, sowie denjenigen Männern empfehlen, welche gern gut essen und gut trinken. Zur Probe hier Einiges von Dem, was in dem Büchelchen über den Wein gesagt wird.

Von deutschen Weinen sind erst die weißen die besten, in Bezug auf diese ist des Dichters Wort: „das Vaterland verleiht die besten Gaben", eine Wahrheit. Die deutschen Rothweine stehen den französischen nach, aber mit deutschen Weißweinen kann sich kein anderer messen. Edle Rheinweine riechen wie ein Blumen-Bouquet, darum trinkt man sie aus Römern, welche den Geruch concentriren, darum spricht man von dem „Bouquet" des Weines. Nur Rheinwein hat Bouquet. Geruch hat auch anderer Wein, aber er hat nur einen Geruch, riecht nicht wie ein Bouquet, sondern wie eine Blume, darum spricht man von der „Blume" des Weines, z. B. bei rothen Bordeauxweinen. Der beste deutsche Wein wächst im Rheingau. Die erste Stelle gebührt dem Johannisberger. Er wird seit dem elften Jahrhundert dort cultivirt, die Rebe soll spanisch sein. Der beste Johannisberger heißt Schloß Johannisberger; die ausgezeichnete Lage des Berges gehörte bis zur Säculariſation dem Abte zu Fulda, dann kam dieses herrliche Besitzthum auf kurze Zeit an den Prinzen von Nassau Oranien, dann an den Napoleonischen Herzog von Valmy, den Marschall Kellermann, dessen Name sich wenigstens trefflich zu diesem Besitze paßte. Jetzt gehört der Johannisberg bekanntlich dem Fürsten Metternich.

Der Steinberger ist stärker, als der Johannisberger, die Rebe soll dieselbe sein, wie des Tokayerweines, d. h. eine syrische. Der edelste ist, wie bei allen Sorten, der sogenannte Cabinetswein. Im Besitz des Steinberger Weines ist der Herzog von Nassau dem Kloster Eberbach gefolgt.

Der Rüdesheimer wächst auf den Bergen, die Bingen gegenüber liegen, er ist ziemlich ebenso kostlich wie Steinberger und Johannisberger, wenigstens der Rüdesheimer-Hinterhäuser und der Bergwein. Der Hochheimer, der eigentlich ein Mainwein ist, schließt sich diesen Potentaten würdig an; die Berge, auf denen er wächst, gehörten früher dem Mainzer Domcap.tel. Dann folgen die Liebfrauenmilch von Worms und der Scharlachberger von Bingen. Laubenheimer und Niersteiner sind leichter, doch gibt es sehr feine Weine darunter.

Es gibt noch eine Menge von Weinen, namentlich in der Rheinpfalz, die sehr anerkennenswerth sind, doch stehen sie nur in zweiter (?) Linie neben den genannten. Auch unter dem Moselwein gibt es treffliche Sorten. Der Stein- und Leistenwein von Würzburg sind sehr angenehm von Geschmack und haben gar keine Säure. Die übrigen Frankenweine halten keinen Vergleich mit ihnen aus.

Der Rheinwein hat etwas mittelalterlich Kräftiges, aus seinen goldenen Wellen taucht die Vergangenheit auf in ganzer Herrlichkeit, die wundervolle Heldenwelt wird lebendig vor dem inneren Auge des träumerischen Trinkers; wenn Freunde nach langer Trennung ihr Wiedersehen feiern, sollten sie es bei edlem Rheinwein thun. Rheinwein darf man sogar allein trinken, zu stiller Stunde

Digitized by Google

an einem heimlichen Plätzchen, niemals in lauter oder gar gemischter Gesellschaft.

Auf den deutschen Weißwein folgt der französische Rothwein. Dieses edle Getränk hat weit und breit Verehrer, und mit Recht mahnte der jetzige königlich preußische Gesandte in St. Petersburg, Herr von Bismark-Schönhausen, in einer seiner Kammerreden, man möge dem Norddeutschen sein natürliches Getränk, den rothen Wein von Bordeaux*) nicht vertheuern zu Gunsten der saueren Rebe von der Ahr und der Lahn.

Die Heimath dieser rothen Weine, Medocs genannt, ist das linke Ufer der Garonne und Gironde unterhalb Bordeaux, die feinsten Gewächse sind die von Lafitte, Latour, Leonville und Château Margaux; natürlich gibt es im Handel noch eine Menge Sorten oder wenigstens Namen. Die Blume des Lafitte duftet leicht nach Veilchen, Latour ist stärker, hat aber nicht ganz den weichen Geschmack; Margaux ist leichter, kommt aber doch dem Lafitte nicht ganz gleich. Nicht zu eigentlichen Medocs gehört der Haut-Brion, er ist stärker als jene edeln Weine, braucht aber längere Zeit, um vollkommen zu werden.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Wien, im Juni. Ueber die Lage des **Unterrichtswesens in Oesterreich** brachte die Wiener Zeitung vor Kurzem eine Reihe von beachtungswerthen Aufsätzen, welche das Volksschulwesen der Monarchie in seiner Entwicklung während des letzten Jahrzehnds besprachen. Der Verfasser, welcher seine Arbeit streng fachmännisch und anspruchlos gehalten hat, zählt unter den in dieser Periode eingetretenen Reformen auf: die durchgreifende Verbesserung und Erweiterung des Unterrichts, die Maßregeln zur besseren Bildung der Lehrer, zur Sicherung und Fortbildung der angestellten Lehrer, zur Verbesserung der ökonomischen Lage derselben und die Anstalten für erhöhte Schulaufsicht. Eine Ausführung desjenigen, was innerhalb dieser fünf Rubriken seit zehn Jahren geleistet worden ist, würde den hier zu Gebot stehenden Raum weit überschreiten. Der Verfasser beweist, daß das Volksschulwesen Oesterreichs sich in einem großartigen Proceß der Entwickelung in den östlichen, und der Vervollkommnung in den westlichen Kronländern befindet, daß die heilsamsten Erfolge überall wahrzunehmen sind und mit jedem Jahr sich vermehren. Insbesondere seien es die ungarischen Länder, die den eingeführten Reformen die erfreulichsten Früchte verdanken, während die politischen Zustände von 1848 einer gedeihlichen Entwickelung des Schulwesens geradezu hinderlich waren. Die Ziffern, mit welchen diese Behauptungen unterstützt werden, sind von besonderem Interesse. Vom Jahre 1850/51 bis zum Jahre 1857/58 stieg die Zahl der katholischen Volksschulen in den zum deutschen Bund gehörigen Provinzen, und zwar Niederösterreich von 1121 auf 1275, in Steyermark von 547 auf 699, in Kärnthen von 241 auf 289, in Krain von 105 auf 240, im Küstenland von 246 auf 318, in Tyrol von 1805 auf 1891, in Böhmen von 3489 auf 3739, in Mähren von 1516 auf 1643. Die namhafteste Vermehrung fällt dabei auf die höheren Volksschulen und insbesondere auf die Bürgerschulen, d. h. Volksschulen, die mit Unter-Realschulen verbunden sind.

*) Wenn es nur rother Wein von Bordeaux wäre!

Logogryph.

Setze der Zeichen vier,
So nenne ich ein Thier.
Fügst du noch den Kopf hinzu,
Dann gewahrest du im Nu
Ein Ding von Interesse,
Das der Papiermesse
Bedeutung gibt und Leben,
Fallen kann und sich heben.

Otterberg. E. M.....

Auflösung der Charade in № 51:

Deutschland.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger, und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Mittwoch 4. Juli 1860.

Der Minister und der Maler.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.*)

Die große Militärkaserne zu Neustadt-Dresden wurde nach ihrer Erbauung zu ihrem eigentlichen Zwecke, zur Beherbergung der dresdener Besatzung, nicht verwendet. Nur die sogenannte Hauscompagnie der Artillerie fand darin ihr Unterkommen; die übrigen Räume wurden zu einer Heilanstalt, Charité genannt, zu Beamtenwohnungen, so wie zu einer katholischen Kapelle u. s. w. benutzt. Zu den hier hausenden Beamten gehörte auch der berühmte Maler Dietrich, von welchem 34 Gemälde die dresdener Galerie zieren. Dietrich, Hofmaler, Professor der Kunstacademie und Director der meißner Porzellanfabrik, hatte, des besseren Lichtes wegen, seine Wohnung wie seine Kunstwerkstatt, im dritten Stockwerk, das in einem gebrochenen Dachraume besteht, aufgeschlagen. Es war im Jahre 1755, als eines Tages ein junger bleicher und ärmlich gekleideter Mann in Dietrichs Wohnung hinaufstieg und nach dem Meister fragte. Da dieser ausgegangen war, so bat jener um die Erlaubniß, in Dietrichs Malerzimmer dessen Heimkehr abwarten zu dürfen, was ihm auch verstattet wurde. In das Heiligthum der Kunst eingetreten, fand der Fremdling darin zwei Jünglinge vor, von welchen der eine den Laufer auf einem Reibsteine bewegte und der andere die bereits zubereitete Oelfarbe in kleine Beutel von Kalbsblase barg. Stumm grüßte der Fremdling, er vertiefte sich dann in die Betrachtung der vorhandenen Gemälde, welche theils vollendet, theils angefangen, theils erst flüchtig auf das Malertuch hingezeichnet waren.

*) Nieritz' Volkskalender für 1861.

„Hat diese sämmtlich Meister Dietrich gemalt?" fragte nach einer Weile der Fremdling. „Ja!" antwortete der Farbenreiber. „Wenn Ihr aber bei dem Herrn Hofmaler eine freundliche Aufnahme finden wollt, so sprecht nicht Dietrich, sondern Dieterici; das klingt besser und italienischer." Es war eine kleine Schwäche des großen Meisters, daß er sich seines deutschen Namens schämte und daher denselben italienisirte. Der Fremdling sagte kein Wort hierauf, sondern blickte aufmerksam auf das fast vollendete Oelgemälde hin, welches auf der Staffelei stand und die Heilung des Gichtbrüchigen vorstellte.

Plötzlich ließen sich draußen laut streitende Stimmen hören. Die Thüre ging auf und herein trat ein Militär. Ihm auf dem Fuße folgte Dietrichs Haushälterin nach. „Aber, gnädiger Herr Commandant", sagte sie, „das geht durchaus nicht an — was würde mein Herr sagen, wenn ich in seiner Abwesenheit ausräumen ließe! Aus dem Dienste sagte er mich. Es wird doch nicht auf die Minute oder eine Viertelstunde ankommen? Punkt elf Uhr geht er drüben aus der Academie fort und jetzt ist's schon ein Viertel auf Zwölf." „Geht mich Alles nichts an —" versetzte der Commandant der Kaserne. — „Jetzt beginnt die Ausgehezeit und der Teufel könnte just die Excellenz herführen, bevor noch Herr Dietrich anlangt." „Dieterici!" bemerkte die Haushälterin. „Ei, meinetwegen Kikeriki!" brummte der Commandant. „Euer Herr Kikeriki wird mir's Dank wissen, wenn ich während seiner Abwesenheit den Rummel vornehme und Alles wieder in schönster Ordnung bei seiner Heimkehr ist. Heda, Kerle, hierherein und zuerst dieses Zimmer leer gemacht. Geht aber fein säuberlich mit den Malgeschichten um und schafft sie in das Erdgestock links."

Das Zimmer füllte sich mit Artilleristen

Digitized by Google

von der Hauscompagnie und diese bemächtigten sich der vorhandenen Gegenstände, ohne sich durch das abwehrende Geschrei der Haushälterin beirren zu lassen. Der Farbenreiber und der Blasenfüller aber hinderten die, welche ihre Hand an die Gemälde legen wollten, und erklärten sich selbst zu dieser Arbeit bereit. Ein Gleiches that der Fremdling und zwar nahm er das Bild des Gichtbrüchigen zunächst in seinen Schutz. Das Ausräumen begann. Da erscholl auf der Treppe das laute Geschrei: „Ein Dieb! mein Bild! Hilfe!“

Meister Dietrich war der Schreier, der den Träger seines Gichtbrüchigen gepackt hielt und auf dessen Festnehmung drang. Als man den Künstler über das wahre Sachverhältniß aufklärte, gerieth dieser außer sich vor Staunen und Unwillen. „Wie?“ rief er entrüstet — „wer will mich zwingen, wider meinen Willen eine Wohnung zu verlassen, welche mir des Königs Gnade überlassen hat?“ „Mein Herr Hofmaler, Professor und Director! —“ entgegnete der herzugetretene Kasernencommandant — „Sie sollen durchaus keine Einbuße erleiden, sondern bei dem Tausche vielmehr gewinnen. Anstatt unter dem Dache, sollen Sie von heute an im Erdgeschoß wohnen.“ „Aber —“ wendete Dietrich ein — „unten finde ich das zum Malen nöthige Licht nicht; bessern Lichtes wegen habe ich um die Dachwohnung nachgesucht.“ „Dem sei, wie ihm wolle —“ erwiderte der Commandant — „allein es ändert nichts in der Sache. Der Umzug muß vor sich gehen.“ „Wer aber will das haben?“ — fragte Dietrich — „und aus welchem Grunde?“ „Den will ich Ihnen sagen, Herr Hofmaler!“ — entgegnete der Commandant. „Sehen Sie! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Seine Excellenz, der Herr Premierminister Graf von Brühl, Sie neulich besucht hat. Drei schmale, winkelige Treppen ist deßwegen die Excellenz hinaufgestiegen. Die Excellenz hat gekeucht, keinen Athem gehabt, sogar geschwitzt und geäußert, daß der Himmel leichter zu ersteigen sei, als des Herrn Dietrichs Wohnung. Nun munkelt man, daß die Excellenz in nächster Zeit, ja vielleicht heute noch, seinen Besuch wiederholen könne und werde. Was müßte aber der Herr Graf von mir, da ich ihm meinen Posten verdanke, denken, wenn ich ihm nochmals zumuthete, drei Treppen hinaufzusteigen? Dieß der Grund, weßhalb ich den Tausch Ihrer Wohnung bewirkt habe.“

„Wenn ich Ihnen nun aber wiederhole —“ rief Dietrich aus — „daß ich im Parterre nicht das gehörige Licht zum Malen habe, daß dadurch meine Werke, derentwegen mich der Herr Graf mit seinen Besuchen beehrt, mißrathen werden und müssen?“ „Das bedauere ich von ganzem Herzen —“ sprach der Commandant achselzuckend — „allein es ändert nichts in der Sache. Ihre Bilder mögen sehr schön sein, doch lieber ist mir noch die Gewogenheit Seiner Excellenz.“ „Ich werde ihr mein Leid und dessen Urheber anzeigen —“ drohte der Künstler. „Dadurch würden Sie mir einen großen Gefallen thun —“ sagte der Commandant mit aufrichtiger Freude — „weil die Excellenz daraus sehen würde, wie eifrig ich auf hochdero Bequemlichkeit bedacht bin.“

Dietrich, den der Commandant jetzt verließ, ging mißmuthig in seiner neuen Wohnung auf und ab, während der Farbenreiber, der Blasenfüller und der Fremdling in dem Malzimmer die alte Ordnung herstellten. Endlich fiel des Hofmalers Blick auf den ihm unbekannten jungen Mann. „Wer ist Er denn eigentlich?“ hob er mürrisch an — „und was führt Ihn hierher?“ „Auch ich bin Maler —“ antwortete jener auf italienisch und mit Correggios bekannten Worten, — und bitte um lohnende Beschäftigung.“ „Was malt Er denn?“ fragte Dietrich, wenig erbaut von des Fremdlings kecker Sprache. „Ich male Alles —“ versetzte jener — „Blumen, Früchte, Landschaften, Seestücke, Schlachten, Genrebilder, ja selbst wenn es verlangt wird, historische Bilder.“ „Dann ist Er ein Gurkenmaler!“ sprach Dietrich geringschätzig. „Auch Gurken male ich!“ entgegnete der Fremde ruhig. „Soll ich eine malen?“ fuhr er fort — „Ich sehe dort eine aufgespannte Palette und da einen überspannten Blendrahmen. Erlauben Sie mir, Herr Hofmaler, daß ich Ihnen eine kleine Probe meiner Kunst ablege?“ „Thue Er das!“ sagte Dietrich und setzte, während

Digitized by Google

der Fremde rasch an die Arbeit ging, seine Spaziergänge durch's Zimmer fort. Neugierig sahen die beiden jungen Leute dem fremden Maler zu, welcher mit flinker, kunstgerechter Hand die Farben mischte und, ohne erst mit der Kreide eine Zeichnung zu skizziren, sogleich an das Malen ging.

Nach einer halben Stunde sprach der Fremde: „Herr Hofmaler, die Gurke ist fertig!“ Dietrich trat zur Staffelei und betrachtete das alla prima gemalte Bild. Er staunte über die Sicherheit und Keckheit des Pinsels, so wie über die bewundernswerthe Naturwahrheit der hingemalten Frucht. „Die Gurke ist gerathen —“ sprach Dietrich, mit seiner Rechten dem Maler auf die Achsel schlagend — „und wenn Er noch ein volles Bier- und Branntweinglas hinzumalt, so ist das Aushängeschild einer Kneipe fertig. Nun mache Er noch eine Probe, indem Er den Heiland auf meinem Bilde dort flüchtig auf die Leinwand skizirt.“ Das geschah und zwar wieder zu des Meisters Zufriedenheit. „Ich sehe —“ sprach er zu dem Fremdling — „daß Er seine Sache gelernt hat. Wie heißt Er?“ „Johann Seibold —“ antwortete Jener. „Ist Er etwa ein Nachkomme des berühmten Malers Seibold, von dem wir die beiden alten Köpfe in unsrer Galerie besitzen?“ „Nein!“ entgegnete Seibold. „Meine Vorfahren waren keine Künstler, sondern ehrliche Handwerker.“ „Wenn Er sich auf die Porzellanmalerei versteht —“ sagte Dietrich — „so kann ich Ihm jetzt vollauf Arbeit zuweisen. Der Herr Graf von Brühl hat in Meißen ein kostbares Porzellanservice bestellt und zu dessen Anfertigung einen nur kurzen Termin anberaumt. Es thut Noth, daß die Maler deßhalb Tag und Nacht arbeiten.“ „Ich male Alles und auf Alles —“ sprach Seibold. „Gut!“ sagte Dietrich — „so ist Er hiermit angeworben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Vom Trinken.

(Schluß.)

Von den weißen Bordeauxweinen sind die in der nächsten Nähe von Bordeaux auf dem linken Garonneufer wachsenden die feinsten. Clos-Yquen von Sautern ist köstlich. Wenn diese edeln Weine älter und gut gepflegt werden, sind sie classisch wie Corneille und Racine. Bei einem meiner Gönner in Berlin trank ich einige Male fast bernsteinfarbenen Preignac, der mit Recht den Zusatz „du Roi“ auf der Etikette führte, er war in der That ein königlicher Trank.

Zum täglichen Umgang kann man keinen besseren Freund haben, als rothen Bordeauxwein, den besten Bordeauxwein aber muß man nur an hohen Festtagen sehen, er gibt allerdings viel, macht aber so viel Ansprüche, daß man wohl thut, sich mit ihm auf einen bestimmten Fuß zu setzen. Darum erscheint der weiße Bordeaux auf guten Tischen auch nur kalt, er wird verdrießlich, wenn er einen gewissen Grad von Kälte verliert, der rothe Bordeaux dagegen schmiegt sich warm und innig an Den, der ihn liebt, er ist am liebenswürdigsten, wenn er 18 Grad Reaumur hat.

Burgunderwein ist der köstliche von allen Weinen, dem wird Keiner widersprechen, wenigstens so lange er ein Flasche Clos de Vougeot vor sich hat. Nicht ohne Grund sinat Hebel „der Kaiser trinkt Burgunderwein“ und die alten Herzoge von Burgund hießen les princes de bons vins. Die Weinhändler lügen uns vor, Burgunder dürfe nicht alt werden; freilich die schlechten Burgunder, die sie zu halten pflegen, verlangen kein hohes Alter. Ich habe Burgunder getrunken, der über vierzig Jahre alt war, und fand ihn überaus köstlich; Baron v. Baerst trank zu Paris Clos de Vougeot, der sechzig Jahre alt war und versicherte, keine Ahnung gehabt zu haben, daß es etwas so köstliches geben könne. Ludwig XIV. trank fast nur alten Burgunder. Romanée, Clos de Vougeot, Richebourg und St. George werden im Gebiet von Nuits und Vesne gewonnen, ihnen reiht sich der Chambertin an. Die Weine von Beaune sind jetzt nicht mehr so angesehen wie in frühern Zeiten. Die weißen Burgunder Montrachet-Aisne und Chevalier Montrachet sind nicht so bekannt als sie seyn sollten. Dem Burgunderweine verwandt ist der Eremitage, er wächst am linken Ufer der Rhone, bei dem Städtchen Tain.

Digitized by Google

Der Burgunder ist vorzugsweise ein Ehrenwein, einen hohen Gast, ein großes Ereigniß sollte man mit Burgunder feiern.

Valence gegenüber, bei Tournon, wächst St. Peray, ein von Natur mousstirender Wein, den man beim Austernessen unübertrefflich finden wird.

Südfrankreich hat noch eine Menge von Weinen, sie sind aber jetzt für die Weinhändler wichtiger als für den Trinker, sie werden nämlich zum Verschneiden der Weine vielfach gebraucht. Die Muskat-Weine Frontignac und Lünel sind ein Paar echte Französinnen, sie sehen schelmisch unschuldig aus, sind aber voller Feinheit.

Ziemlich allgemein ist der Gebrauch geworden, nach der Suppe ein Glas Madeira oder Sherry oder auch Portwein anzubieten, die Sitte ist nicht ganz übel, hat aber den Nachtheil, die Gäste der vollen Kraft zur Prüfung des Tischweines zu berauben; wo man freilich der traurigen Ansicht ist, man dürfe als Tischwein eine geringe Qualität geben, da ist das Glas Madeira nach der Suppe eine große Hilfe. Der Tischwein sollte aber stets von der vorzüglichsten Qualität sein, es ist viel verzeihlicher, von mittelmäßiger Qualität die begleitenden Weine zu geben, von denen man ein Glas trinkt, als den Tischwein, dessen man sich während des ganzen Mahles bedient.

Der Ungarwein, heißt's im Liede, macht die Männer stark und die Frauen schön. Der Tokaier mit seinem Feuer und seinem leichten Brodgeruch, seinem Geschmack ist ohne Gleichen.

Zum Schluß einige Worte über den Wein, der beinahe kein Wein mehr ist, die orthodoxen Türken behaupten wenigstens, Champagner sei kein Wein, freilich ist diese Behauptung bei ihnen gerade verdächtig, aber sie ist in mehr als einer Beziehung Wahrheit. Champagner ist wirklich kein Wein mehr, er ist ein Getränk für sich, aber er ist ein sehr angenehmes Getränk. Mit dem Worte angenehm, das natürlich noch die Steigerungen sehr angenehm und außerordentlich angenehm zuläßt, ist aber auch Alles erschöpft, was sich über Champagner sagen läßt. Champagner imponirt nicht wie ein edler Wein, im Gegentheil, er ist ein Allerweltstrank; man schließt keine Freundschaft mit ihm, aber er weiß sich überall angenehm zu machen. Der Champagner ist uns in größerer Gesellschaft sehr wünschenswerth, die weiß er zu beleben durch seinen leichtsprudelnden Geist, aber duldet kein tieferes Eingehen, mit bitterer Täuschung vergilt er eine Anhänglichkeit, die bei ihm weggeworfen ist. Champagner, selbst der beste, verliert bei näherer Bekanntschaft. Er ist jenen Frauen zu vergleichen, die Alles, was Frauen ziert und begehrenswerth macht, im Ueberfluß haben, denen aber doch das Beste fehlt, das Herz. Begeisterte Champagnertrinker gibt es nicht, freilich gibt es tüchtige Champagnerzecher, die aber trinken nicht um des Geschmackes willen, sondern nur der Wirkung wegen. Je ernsthafter das Gesicht des Erzählers bleibt, desto schlagender ist der Erfolg seiner Scherze, je eisiger der Champagner auftritt, desto glühender ist das Feuer, das er der Gesellschaft mittheilt. Das Knallen der Champagnerpfropfen stört die Männer von seinem Geschmack, ist leicht zu vermeiden, namentlich jetzt, wo man den Champagner fast immer in Eis gibt, dennoch möchte ich den Knall des springenden Pfropfens nicht so herb verdammen, wie es in neuester Zeit oft geschieht, denn er gibt nicht nur das Signal zum lebhaftern Geplauder, sondern ist auch ein ganz passendes Symbol des springenden, sprühenden Getränkes.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste — bekannt als Namen,
Das Zweite — Schmuck der Damen,
Das Ganze schützet Tag für Tag,
Was eh'dem hartem Druck erlag.

Otterberg. C. M.....

Auflösung des Logogryphs in № 52:

Ente. — Rente.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Samstag 7. Juli 1860.

Der Minister und der Maler.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Wie doch alles in der Welt veränderlich ist! Die stolzen Ritterburgen, welche vor Zeiten von den Gipfeln hoher und steiler Felsen herab in's Thal schauten und der Schrecken der friedlichen Landbewohner waren, sind zu Ruinen geworden oder gänzlich verschwunden. Die fürstlichen Schlösser, deren hohe Zimmer der Jubel fröhlicher Zecher erfüllte, deren Höfe von dem Schalle der Hüfthörner und dem Rüdengebelle widerhallten, beherbergen gegenwärtig die Unglücklichen, welche die Gesetze übertreten haben und dafür mit dem Verluste ihrer Freiheit büßen müssen. Ein nur wenig besseres Loos hat die prächtige Albrechtsburg zu Meißen betroffen, die zwar kein Zuchthaus, aber doch eine Fabrik in sich aufgenommen hat. Anstatt des einstigen Gewühls buntschillernder Hofleute erblickt man gegenwärtig hier das Treiben grau beschmutzter Töpfer oder Hafner, schwarzrußiger Feuerleute, emsig pinselnder Maler und bleicher Vergolder, auch Frauen und Jungfrauen, welche die helfende Hand bei der Herstellung der Porzellangebilde anlegen. Also war es schon vor hundert und etlichen Jahren, da die meißner Porzellanfabrik noch die einzige in Europa war. Seit dem gezwungenen Wohnungswechsel des Hofmalers Dietrich waren einige Monate verstrichen. Johann Seibold, der Maler, saß mit mehreren seiner Zunftgenossen in einem weiten Zimmer der Albrechtsburg und zauberte mit seinem kunstfertigen Pinsel ein Frucht- und Blumengemälde nach einem Originale der königlichen Gemäldegalerie auf eine ungewöhnlich große und hohe Porzellanvase, während die übrigen Maler in ähnlicher Weise Tassen, Kannen, Zuckerschalen, Teller, Schüsseln, Näpfe u. s. w. verzierten.

Der Hofmaler und Professor Dietrich führte als Director der meißner Porzellanfabrik die Oberaufsicht nur über die Porzellanmaler und alles das, was die Zeichnenkunst betraf. Außer ihm, der seinen Wohnsitz in Dresden hatte und nur öftere Besuchsreisen nach Meißen unternahm, gab es noch einen technischen Director über die Porzellanfabrik, Namens Schröder. Eines Tags gab es in der Albrechtsburg ein weit regeres Leben als gewöhnlich. Mit großer Emsigkeit entfernte man aus den Gemächern den unvermeidlichen Staub des Porzellanthons. Man kehrte, scheuerte, putzte und räumte auf, wie es sonst das ganze Jahr hindurch, selbst zu den drei hohen Kirchenfesten, nicht geschah. Herr Schröder war überall, die Arbeiter zu vermehrter Thätigkeit antreibend und die herzustellende Sauberkeit sorglich überwachend. Auch durchwanderte er die Reihen der Maler, Vergolder und sonstigen Porzellanarbeiter, ihnen mit gedämpfter Stimme zuflüsternd: „Morgen kommt die Excellenz! Daher wasche, putze, schniegle, bügle und frisire man sich nach Möglichkeit. Daß man seinen Sonntagsstaat anlegt, versteht sich von selbst. Wonach zu richten!“

Es gehört zu den Beschwerden hoher und höchster Würdenträger, daß ihre beabsichtigten Schritte, Gänge, Reisen und sonstigen Unternehmungen nicht verborgen bleiben. Gleichwie einst der fürstliche Günstling Potemkin seine Kaiserin durch Aufstellung von pappenen und leinenen Dörfern, Städten, Landhäusern und Schlössern täuschte, so geht es noch heute in ähnlicher Weise zu. Von der Reise, von dem Besuche und von dem

Digitized by Google

Vorhaben eines Monarchen im Voraus unterrichtet, übertüncht man in aller Eile die Gräber voller Unflath und Todtenbeine — man verwandelt den abscheulichsten Weg in eine glatte Landstraße, errichtet daran Meilen- und Stundensteine oder mit den Landesfarben angestrichene Säulen, man kehrt, putzt, scheuert nach Möglichkeit. Da gedenkt ein Fürst eine Lehranstalten, ein Cadetten-, Kranken-, Irren-, oder Zuchthaus, eine Kinderbesserungsanstalt, ein Gerichts- oder Justizamt u. s. w. mit seinem unerwarteten Besuche zu überraschen. Armer Fürst! bei deiner Ankunft begrüßt dich, den Unerwarteten, an des Hauses Pforte der Director der Anstalt sammt seinem Dienstpersonal; du findest den betreffenden Minister, die Spitzen der Behörden, den Bürgermeister sammt dem Stadtrath, welche dich feierlich und ehrfurchtsvoll begrüßen und durch die bestens geschmückten Räume geleiten. Ueberall die schönste Ordnung; Kost und Pflege gut, die Einrichtung zweckmäßig, die Beamten pflichtgetreu und du darfst mit huldvollen Worten deine allerhöchste Zufriedenheit aussprechen. Lieber Fürst, freilich saheſt du nicht den Eilboten laufen, welcher mit keuchendem Athem deinen bevorstehenden Besuch ankündigte und dir somit den festlichen Empfang bereitete.

Am andern Tage war Schröder zeitig schon auf dem Platze, um Alles in dem Schlosse einer genauen Musterung zu unterwerfen. Er war mit dem Ergebniß zufrieden bis auf einen Gegenstand, und dieser war der Maler Seibold. „Aber Seibold!“ sprach er tadelnd zu dem jungen Manne — „schämen Sie sich denn nicht vor Ihren übrigen Kameraden, die das beste Zeug angelegt haben, während Sie ohne Frisur, ohne Perücke, ungepudert, ja ungekämmt und im Alltagsrocke sich eingestellt haben? Was muß die Excellenz von Ihnen denken und wie sehr werden Sie sich selbst durch eine solche Nachlässigkeit schaden!“ „Die Excellenz mag uns nur erst unsern sauer verdienten Lohn regelmäßig auszahlen lassen —“ erwiderte Seibold mürrisch — „und mir das Geld zu einem neuen Rocke, zu einer Perücke, zu Puder und Pomade schenken.“ „Sie werden sich noch um den Hals, oder wenigstens um's Brod raisonniren. — Wir dürfen uns noch gar nicht über verzögerte Lohnzahlung beschweren. Andern geht's noch viel schlimmer als uns in dieser Beziehung; ich gebe Ihnen mein Wort, Seibold, daß wir, sobald das bestellte Service fertig und gelungen ist, unsern Gehalt und Lohn in klingender Münze ausgezahlt bekommen.“ „Dann, aber dann erst soll auch Rath zu einem bessern Anzuge werden —“ sprach Seibold — „und wenn sich tausend Excellenzen auf den Kopf stellten.“ „Sie sind ein Dickkopf, Seibold!“ — sagte Schröder ärgerlich — „und werden schon sehen, was Sie damit anrichten.“

Um die angesagte Zeit meldeten die aufgestellten Wächter in großer Eile die Ankunft des Grafen von Brühl, der, außer vielen anderen Aemtern, auch den Posten des Finanzministers bekleidete. Brühl, ein Finanzminister! Minister der Landesruinen, statt der Finanzen, hätte er heißen sollen. Allseitiges tiefes, ehrfurchtsvolles Bücken vor dem nahenden Gewaltigen, welcher das Sachsenland in seiner beutegierigen Hand hielt; das Lächeln der Zerknirschung, der erzwungenen Freude über den hohen Besuch, der Ausdruck furchtsamer Demuth und sclavischer Unterwürfigkeit auf jedem Antlitze! Graf Brühl, mit dem offensten, ehrlichsten Gesichte von der Welt, beantwortete die Begrüßungen mit großer Höflichkeit und gewinnender Herablassung. Sein heutiger Besuch galt ausschließlich der Besichtigung des von ihm bestellten Service's, daher er nur die Räume der Fabrik betrat, in welchen die Former, die Maler, Vergolder und Polirer arbeiteten. Die große Vase nebst dem fast vollendeten Gemälde Seibolds zog besonders des Grafen Aufmerksamkeit auf sich. Des Malers nachlässigen Anzug übersehend, unterwarf der Minister die Vase einer genauen Betrachtung. Dabei verglich er Seibolds Arbeit mit dem daneben stehenden Originale, einem Meisterstücke van der Hoem's. „Recht wacker copirt!“ lobte er. — „Aber, mein Freund, seit wann hat man braune Rosen anstatt rothe, wie Er hier auf dem Originale und dort auf den Wangen jener jungen Vergolderin sieht?“ „Ew. Excellenz —“ nahm Schröder für den Maler schnell das erklärende Wort — „dieses Braun auf der

Digitized by Google

Porzellan verwandelt sich durch das Brennen in das schönste Rosenroth. Ueberhaupt erfordert die Porzellanmalerei eine ganz andere Behandlung und Berechnung der Farben als die Oel- und Wasserfarbenmalerei. Der Minister antwortete nichts hierauf, sondern näherte sich dem Mädchen mit den belobten Rosenwangen, das die Glanzvergoldung zu poliren hatte. Es in die Wange kneipend, fragte er huldvoll: „Ist diese volle und jedenfalls auch süße Traube hier in Meißen herangereift?“ „Sie ist ein meißner Kind —“ antwortete Schröder — „und ihr verstorbener Vater war hier bei uns ein erfahrener Former.“ „Wie nennst Du Dich, liebes Kind?“ fragte der Graf. „Leopoldine Sternau! —“ antwortete das Mädchen unter einem tiefen Knixe und hohem Erglühen. „Du hättest ein besseres Loos verdient —“ sprach der Graf — „als hier diese langweilige und wohl auch nur gering lohnende Arbeit zu verrichten. Möchtest Du wohl Meißen mit dem schönen Dresden vertauschen?“ „Ich hänge nicht von mir ab —“ erwiderte die Jungfrau — „sondern von meiner Mutter Schwester.“ „Also Leopoldine Sternau!“ wiederholte der Minister vor sich und ging aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatie und höhere Symbolik der französischen Küche.

Wenn der Fürst von Ligne über den Wiener Congreß schrieb: „il danse, mais il ne marche pas“, so war doch der Tanz nicht das einzige Hinderniß auf dieser großen diplomatischen Rennbahn; denn man kochte mit fast noch größerem Eifer. Auf dem Herde aber brannte damals das Feuer des französischen Ruhmes, nachdem es an anderen Stellen so ziemlich erloschen war, ungestört fort, und Talleyrand war es, der an diesem unscheinbaren Licht das alte Prestige Frankreichs aufrecht erhielt und, um es desto heller leuchten zu lassen, den lichten Tag mit allerlei Nebeln umschleierte. Es ist bekannt, welche Geschäftigkeit und welche Eifersucht er damals durch die Käsefrage zu erregen wußte, wie alle Diplomaten ihre besten heimatlichen Producte durch Couriere kommen ließen, und wie endlich Frankreich durch den fromage de Brie den Sieg davon trug. Da aber einer der wichtigsten und scharfsichtigsten Männer des Congresses, der Herr v. Gentz, sich bei der Käsefrage, vermuthlich weil ihm wie manchen anderen großen Männern diese Verbindung von verdorbener Milch zuwider war, nicht besonders lebhaft betheiligt und deßhalb ziemlich nüchtern erhalten hatte, so galt es, ihm eine andere schwache Seite abzugewinnen. Diese bestand darin, daß er sich auf die treffliche Bouillon, welche bei ihm gereicht wurde, viel zu Gute that, und so ist es Talleyrand gelungen, ihn durch eine Nonplusultra-Bouillon, Oylle genannt, gerade zu einer Zeit, wo besonders wichtige Fragen vorlagen, eine gründliche Diversion zu machen. Herr v. Gentz war entzückt von dieser seltenen Kraftbrühe, konnte aber, da dem Küchenpersonal das strengste diplomatische Schweigen auferlegt war, ihrer geheimnißvollen Combination nicht auf die Spur kommen. Dies setzte ihn, da auch alle Versuche, durch eignes Nachdenken etwas Aehnliches hervorzubringen, fehlschlugen, in solche Verzweiflung, daß er einige Wochen lang die Politik laufen ließ, wie sie wollte, und gerade in dieser Zeit soll Talleyrand große Erfolge erreicht haben. Das Recept zu jener verhängnißvollen Kraftbrühe, welche Cambacerés erfunden oder doch wenigstens verbessert haben soll, ist nach brieflicher Mittheilung eines alten Diplomaten, der mit dem Küchenpersonal der französischen Gesandtschaft auf besonders vertrautem Fuß stand, folgendes: Ein Kalbsschlägel, ein von allem Fett gereinigter Schöpfenschlägel, ein Carré von einem Frischling, ein Auerhahn, ein Truthahn, zwei Fasanen, vier Kapaunen, sämmtlich kurz und rasch am Spieß gebraten, zwei eben angebratene Hasen, sechs Rebhühner, zwölf Krammetsvögel, vier und zwanzig Hühnerlebern, ein Schock Froschkeulen und zwei Pfund magerer westphälischer Schinken werden mit sechszehn Maß starker Rindfleischbrühe, in welcher die nöthigen feinen Gemüse ausgekocht sein müssen, und mit zwei Maß Brühe von vier zweipfündigen

Digitized by Google

Hechten, item mit anderthalb Pfund bestem Reis, etwas Concassé, sehr wenig Muscatblüthe und feinem Zimmet und einem Gliedchen Rocambolle (eine Art feinem Knoblauch, allium ocorodoprasum), vier Stunden auf ein gelindes Feuer gesetzt, die Brühe alsdann, nachdem sie schließlich bis auf die Hälfte eingekocht, und von allem Fett befreit ist, durch ein Haartuch geseihet und heiß in Kaffee-Bechern servirt. Diese Bouillon soll äußerst glatt hinuntergegangen sein, und — mit ihr noch verschiedene andere, von Talleyrand selbst eingerührte politische Gerichte. — Ein anderer Beitrag zur Geschichte der französischen Küchen-Diplomatie, welche hier sogar zur mystischen Symbolik sich erhebt, ist folgender: Als es sich nach der Niederlage in Rußland um die Schöpfung eines neuen französischen Heeres handelte, und als man auf den Gesichtern der fremden Gesandten einige heimliche Schadenfreude zu erblicken glaubte, gab, wenn wir nicht irren, Cambacerés, es kann aber auch Fouché gewesen sein, ein großes diplomatisches Diner. Das Prachtstück war eine ungewöhnlich schöne und große Lachsforelle, und als dieselbe aufgetragen wurde, gab der maître d'hôtel selbst ihr zur Erhöhung der Feierlichkeit das Geleit. Allein der Träger stolperte, und die kostbare Forelle fiel zur Erde. Während nun die ganze Gesellschaft in Aufruhr gerieth und das Unglück beklagte, stand der maître d'hôtel fest wie ein Fels im Meere und rief mit Stentorstimme: „qu'on apporte une autre!" Der Sturz war, anders als in Rußland, ein absichtlicher gewesen, und die in der Küche bereit gehaltene zweite Lachsforelle, schöner als die erste, hatte nur die Bestimmung gehabt, die Unerschöpflichkeit der französischen Hilfsmittel, auf welche das Gespräch sofort gerichtet wurde, sinnbildlich darzustellen. Gerade zu jener Zeit soll in den Berichten der fremden Gesandten an ihre resp. Höfe sehr viel die Rede gewesen sein von der Unerschöpflichkeit der Hilfsquellen Frankreichs, von der Unerschütterlichkeit seiner Macht und von der Unmöglichkeit, ihr zu widerstehen.

Miscellen.

Die Frankfurter Postzeitung schreibt: „Der Geschichtslehrer Luden in Jena zählte unter seine fleißigsten Collegienbesucher einen jungen Neugriechen. Ueber die Theilnahme eines fremden Schülers an der deutschen Geschichte freudig verwundert, suchte er dessen persönliche Bekanntschaft. In einer längern Unterhaltung erhielt er das naive Geständniß, daß der Hellene zwar von dem ganzen Vortrag nichts verstehe, aber von den häufig widerkehrenden Worten „Freiheit, Vaterland" sein Gemüth so mächtig angeregt finde, daß er einzig darum in keiner einzigen Vorlesung fehle. — Wir können einem Ausländer, der sich in gleicher Lage mit jenem Neugriechen befindet, nur rathen, das preußische Abgeordnetenhaus zu besuchen, wenn gewisse verehrte Redner der liberalen Partei ihre Vorträge halten. Wenn er nur die Worte „Freiheit" und „deutsches Vaterland" versteht, so versteht er auch den Inhalt jener Reden vollständig, da diese der Regel nach nichts Anderes von Erheblichkeit enthalten.

Eine Schustermeisterin erklärte einige Gläser in Zucker eingesottenes Obst, um es vor der Naschhaftigkeit des Schusterjungen zu bewahren, als das heftigste schnell tödtende Gift. Einstens sollte der Junge während des Kirchganges der Meisterin ein Spanferkel am Spieße braten. Als es aber anfing sich zu bräunen und eine appetitliche lösbare Kruste zu bilden, fing der Junge zu naschen an und hörte auch nicht eher auf, als bis es gänzlich gehäutet war. Wie er sich aber in der sichern Hoffnung der neu erwarteten Kruste betrogen fand und eine derbe Züchtigung fürchtete, ergriff ihn die Verzweiflung und er beschloß, sein Leben zu enden. Als die rückkehrende Meisterin das so zugerichtete Spanferkel sah, schrie sie: „Verfluchter Kerl! was hast du angestellt?" Schusterjunge: „I bitt' Ihnen, thun's mir nix, i wer sogleich sterben; wie i g'sehn hab', was i ang'stellt hab', hab' i mi vergift, i habs ganze Glas Gibisel-Eingesottenes gegessen."

Auflösung der Charade in № 53:
Franzband.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger, und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Mittwoch 11. Juli 1860.

Der Minister und der Maler.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Während dem hatte Seibold kein Auge von dem Mädchen und deren gräflichem Verfolger verwendet. Dabei war sein Blick finster und voll Unruhe. Nachdem der Graf fort war, stand Seibold von seinem Sitze auf, näherte sich der Jungfrau und sagte mit scharfem Tone: „Gestehen Sie, Poldine, daß Sie sich absichtlich so geputzt haben, um dem Minister zu gefallen. Sie haben Ihre Absicht erreicht und ich gratulire Ihnen dazu.“ „Daß Ihnen Ihre Gratulation nicht vom Herzen geht —“ erwiderte Leopoldine spöttisch — „sieht man Ihnen an.“ Werden Sie des Ministers Einladung annehmen und nach Dresden übersiedeln?“ fragte Seibold erblassend. „Es soll dort allerdings ein recht lustiges Leben, besonders im Brühl'schen Palais sein.“ „Wenn meine Base nichts dawider hat —“ versetzte Leopoldine — „so möchte ich wohl. Was für Vergnügen und Freude habe ich denn hier? Tagtäglich peinigen Sie mich mit Ihrer Eifersucht und mit Vorwürfen über meine angebliche Gefallsucht. Mein Gott! es gefällt ja Ihnen auch, wenn man Ihre Malerei lobt. Warum sollte ich zürnen, wenn man hübsch findet, was die Natur an mir gemalt hat?“ „Leopoldine! —“ sagte Seibold ernst — „wenn Sie nach Dresden und in des Ministers Dienste ziehen, so sind Sie an Seele und Leib unrettbar verloren. Das sage ich weder aus Eifersucht noch aus Neid, sondern weil ich Sie liebe und Ihr Bestes will.“ „Ich danke Ihnen für Ihre Warnung —“ entgegnete das Mädchen — „und werde sie in jedem Falle beachten.“ Nach einer Woche erschien Leopoldine nicht mehr in der Fabrik. Sie sei — hieß es — nach Dresden und in Brühls Dienste gezogen, was Jedermann, nur Seibold nicht, für ein großes Glück ansah und sich an der Jungfrau Stelle wünschte.

Das Brennen des vom Minister bestellten Porzellanservice's war ohne Unfall vor sich gegangen. Besondere Sorge hatte man wegen der beiden, von Seibold kunstvoll gemalten Vasen getragen, welche wegen ihrer ungewöhnlichen Größe dem Springen in der Feuergluth mehr als jedes andere Gefäß ausgesetzt gewesen waren. Jetzt standen sie, gelungen in jeder Hinsicht, ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und des Lobes, in der Mitte der vielen anderen bunt gemalten und goldschillernden Porzellangebilde da. Auch Dietrich, der sich unter den zahlreich vorhandenen Beschauern befand und deßhalb nach Meißen gekommen war, vereinte sein Lob mit dem der Andern. In seiner Freude über das glückliche Gelingen des prächtigen Services drückte er jetzt denjenigen, welcher die meiste Ehre davontrug.

„Seibold, Herzensjunge!“ rief er aus — „küsse mich! Du hast Deine Sache über alles Erwarten gut ausgeführt und Dir ein unvergängliches Denkmal mit den beiden Vasen gesetzt. Van der Hoem selbst hätte es nicht besser machen können. Du aber begleitest mich und das Service nach Dresden, damit ich Dich dem Grafen vorstellen und von ihm für Dich eine Auszeichnung oder besondere Belohnung erbitten kann.“ Seibold, welcher sich vergeblich bemühte, das Bild Leopoldinens aus seinem Herzen zu verbannen, nahm Dietrichs Einladung nicht ungern auf, weil er sich schmeichelte, in Dresden Näheres über die Jungfrau zu erfahren. In Begleitung des sorglich einge-

Digitized by Google

packten Porzellanservices, für welches natürlich Graf Brühl keinen Groschen an die Landeskasse zahlte, reisten Dietrich und Seibold nach Dresden ab. Als die beiden Maler des Ministers Palast in der Augustusstraße betraten, erstaunte Seibold über die sich herumdrängende Menge von prächtig gekleideten Leibwachen und Dienern aller Art, so wie über den überall ersichtlichen Aufwand in dem Innern des Palasts. In den Vorzimmern befand sich eine große Anzahl demuthsvoller Bittsteller, welche vergebens um Gehör bei dem Grafen flehten, wenn sie nicht erst dessen Dienern die Hände reichlich versilberten.

Was Seibold in den gräflichen Vorzimmern vernahm, erfüllte sein Herz bis zum Zerspringen. „Leopoldine!“ sprach er leise klagend — „in diesen Giftpfuhl hast du dich freiwillig getaucht? — O, verloren, verloren an Leib und Seele, wie ich dir vorausgesagt hatte!“ Die süßen Schmeichelworte Brühls, welcher das aufgestellte Porzellanservice und besonders Seibolds Malerei höchlich belobte, des Ministers gnädige Zusage, die dem Künstler eine lebenslängliche, gut besoldete Anstellung verhieß, so wie endlich ein Geschenk von 10 Louisdor's vermochten Seibolds Trübsinn nicht zu zerstreuen, weßhalb diesem der Hofmaler Dietrich bittere Vorwürfe auf dem Heimwege anzuhören gab. Einem Manne wie Brühl seine Dienste ferner zu widmen, trug der rechtliche Mann Bedenken. Die Goldstücke Brühls brannten in des Malers Hand wie höllisches Feuer, und mit Freuden hätte er sie an die Wittwen und Waisen vertheilt, welche in des Ministers Vorzimmern den Verlust ihrer Habe bejammert hatten, wären sie noch zugegen gewesen. Nur noch erforschen wollte Seibold, was aus Leopoldine Sternau geworden sei, dann aber entweder nach Meißen zurückkehren oder sich in's Ausland begeben. In dieser Absicht wendete er sich an einen Diener des Grafen, welchem er durch das Opfer eines der Goldstücke den Mund über die Jungfrau erschloß. Was Seibold hörte, erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen. Leopoldine Sternau — erzählte der Diener — sei als Kammerjungfer bei der Gemahlin Brühls in den Dienst getreten und habe sich musterhaft aufgeführt. Kürzlich sei aber ein silbernes Waschbecken weggekommen und als man bei der gesammten Dienerschaft ausgesucht, habe es sich in der Lade der neuen Kammerjungfer versteckt gefunden. Deßhalb sei sie in den Kerker geworfen, und weil sie ihr Vergehen nicht eingestehen wolle, mit allen Graden der Tortur bedroht worden. Bei fortgesetzter Weigerung Leopoldinens solle diese Drohung in den nächsten Tagen in Erfüllung kommen. Ein Mehreres und ob er das Mädchen für schuldig oder unschuldig halte, war aus dem Erzähler nicht herauszubringen. Die ganze Stadt, sagte er, sei voll von der Geschichte. Seibold brauche nur die Schenkstuben zu besuchen, wenn er Weiteres über Leopoldine erforschen wolle.

Seibold befolgte diesen Rath und hörte verschiedene Urtheile über Leopoldinens Schicksal fällen. Alle aber kamen darin überein, daß eine Kabale gegen das arme Mädchen geschmiedet worden und dieses unschuldig sei. Sie habe — behaupteten Einige — den Nachstellungen des Grafen widerstanden. Andere dagegen sagten, daß bei der Gelegenheit, wo der Privatsecretär des Grafen, Namens Meier, wegen beigemessener Verbrechen, am Pranger gestanden, die Kammerjungfer unvorsichtige Reden über den Umgang ihrer Herrin mit Meier habe fallen lassen, die dem Minister und dessen Gemahlin zu Ohren gebracht worden seien. Der Kammerrath Karbe, habe hierauf den Auftrag bekommen, durch das Bergen jenes silbernen Waschbeckens in Leopoldinens Lade diese zur Diebin und ihr, mit Hilfe des dem Minister ergebenen Oberamtmanns Essenius, den Proceß zu machen, was auch bis jetzt gelungen sei. Die Tortur aber in allen Graden halte kein Mann, geschweige ein schwaches Weib aus — hieß es weiter — daher werde Leopoldine sich schuldig bekennen und auf lange Jahre in's Zuchthaus wandern müssen.

Tief erschüttert durch das Gehörte, verließ Seibold die Schenkstätte. „O meine Ahnung! meine Prophezeiung!“ sprach er jammernd. „O besäße ich doch genug Gold, mit dem ich hier, wo Alles verkäuflich, die Aermste von ihrer Gefangenschaft, Schande und Qual loskaufen könnte! Nun, vielleicht

Digitized by Google

vermag ich durch meine neun Goldstücke wenigstens ein Scherflein zur Linderung ihrer Noth beizutragen." Seibold lief nun von Pontius zu Pilatus, opferte dort und hier von seinem Golde, hörte allerorts Leopoldine bedauern, aber auch, daß man gegen Brühl's Willen nichts zu ihren Gunsten wagen dürfe. Auch am folgenden Tage setzte Seibold seine Bemühungen für Leopoldine fort. Aber der späte Nachmittag sah ihn mit auf die Brust gesenktem Haupte, bleichen, verstörten Antlitzes, mit thränenschweren, niedergeschlagenen Augen und unsichern Schritten vom Neumarkte daher nach der Augustusstraße gehen. Ach, er hatte eine Neuigkeit erfahren, die ihn mit unsäglichem Schmerze, aber auch mit grimmigem Hasse erfüllte. Der Henker hatte heute der Jungfrau sämmtliche Marterwerkzeuge vorgewiesen und, um sie zu schrecken, deren Gebrauch und Folgen erklärt. Darauf hatte Leopoldine mit gerungenen Händen aufgeschrieen: „Gott! sei gerecht! Gott! sei gerecht!" und war zu Boden gestürzt.

(Schluß folgt.)

Jerome Bonaparte.

Der letzte Bruder des ersten Napoleon, und wohl auch der Letzte von denen, welche in jener denkwürdigen Periode eine hervorragende Rolle gespielt, ist von der Weltbühne abgetreten. Geboren 1784, war er noch ein Knabe, als sein Bruder bereits als Oberfeldherr in Italien sich unsterbliche Lorbeeren errungen; nachdem dieser als Consul an die Spitze des Staats getreten, wurde Jerome für die Marine bestimmt; er diente in Westindien, entging dort knapp der Verfolgung englischer Kreuzer und flüchtete nach Nordamerika, wo er sich, kaum 19 Jahre alt, mit einer Miß Patterson vermählte; eine Ehe, die der mittlerweile zum Kaiser umgewandelte Bruder nicht anerkannte, und als Oberhaupt der neuen kaiserlichen Familie ihre Auflösung erzwang. Jerome kehrte 1805 nach Paris zurück. Er erhielt ein Commando gegen den Dei von Algier und erreichte den Zweck der ihm anvertrauten Expedition durch Befreiung von 250 gefangenen Genuesen. Im preußischen Krieg leitete er die Belagerung mehrerer schlesischen Festungen und wurde beim Friedensschluß König des für ihn geschaffenen westphälischen Staates zwischen Elbe und Rhein. Der 23jährige König zeigte keine Spur von dem Regierungstalent seiner übrigen Brüder; wohlmeinend, wie er war, wußte er sich in kurzer Zeit so gründlich verhaßt zu machen, daß man in Kassel selbst, das allein von seiner Verschwendung noch einigen Vortheil zog, das geizige harte Zopf- und Stockregiment des Kurfürsten zurückwünschte. Kassel wurde zu einer Cloake, in welcher sich die größten Taugenichtse des bonapartischen Hofes, von denen man die Tuilerien säubern wollte, ablagerten; es ward zum Sitz des Lasters in seiner gehässigsten Gestalt, denn es trat ohne Scheu an's helle Tageslicht, der Orgien war kein Ende; es war Sardanapal's Hof im Herzen Deutschlands. Der Druck der Steuern wurde unerträglich; das Schuldenmachen war für damalige Zeit, wo man darin noch nicht so weit vorgeschritten war, wie in unseren Tagen, unerhört; die Domänen wurden verschleudert; die Wälder außer der Ordnung ausgehauen und auf viele Jahre hin ruinirt; was dafür einging, wurde von dem aus Paris fortdauernd zuströmenden Gesindel verprasst. Die Staatsgeschäfte überließ der König seinen Günstlingen, er liebte es nicht, wenn man ihn damit langweilte; so kam es, daß ein König auf deutschem Boden, der den Deputationen, die ihm bei seinem Regierungsantritt gratulirten, vor Allem empfahl, französisch zu lernen, weil ihre, unsere deutsche Sprache, sie isolire, als nach sieben Jahren seine Herrlichkeit ein Ende nahm, auch kein Wort Deutsch verstand. Das wüste Treiben wurde auch bald dem kaiserlichen Bruder zu toll, der aus den, wenn nicht ganz, doch zu Ausplünderungszwecken annexirten Ländern Hilfsmittel für seine Kriege ziehen wollte; er machte Vorstellungen, aber vergebens. An der Zerrüttung des Staates trug übrigens Jerome nicht die alleinige Schuld, sein Bruder, der Kaiser, half redlich mit, ihn zu keiner Organisation kommen zu lassen; wie es gerade seiner Laune beliebte, fügte er Stücke hinzu und riß andere ab, ohne sich um die Handels- und Gewerbe-

Digitized by Google

verhältnisse der Bewohner im geringsten zu kümmern; Hannover wurde einverleibt, dann die Seeküste wieder abgerissen; eine geordnete Staats- und Finanzverwaltung konnte sich dabei nicht herausbilden. Zu Rußland beging Jerome arge Schnitzer beim Heeresbefehl; er hielt es mit seiner Würde unverträglich, den Rath der ihm beigeordneten erfahrenen Generale zu befolgen, zog sich dadurch einen scharfen Verweis des Kaisers zu und ging bald nach Eröffnung des Feldzugs schmollend nach Kassel zurück. Dort lebte er unbekümmert um die veränderte Lage fort in Saus und Braus, bis ihn Czernitscheff mit einem Kosakenhaufen am 30. September 1813 vertrieb. Dem deutschen Volk hat er wesentliche Dienste geleistet: nichts hat mehr zu dem tiefen Haß der damaligen Zeit gegen das Franzosenthum beigetragen, als die Scheußlichkeiten des französischen Satrapen- und Präfectenthums in Westphalen, und so lange unsere deutschen Geschichtsbücher noch Leser finden, wird das Andenken an dies warnende Beispiel der Fremdherrschaft auf deutschem Boden nicht erlöschen. Dem braven hessischen Volksstamm wurde zwar schlecht gelohnt; die Landestheile verfielen traurigen Zuständen unter Fürsten und Rathgebern, wie sie die Vorsehung in ihrem Zorn nur selten sendet, und doch sehnte sich Niemand nach dem gestürzten Regime zurück; es war und blieb der allgemeinen Verachtung verfallen. Während der hundert Tage erschien auch Jerome wieder und zeigte bei Ligny und Waterloo größere Tapferkeit, um sein verlorenes Königreich wieder zu erringen, als früher, um es zu erhalten; bei Waterloo wurde er verwundet. Nach dem definitiven Fall des Kaiserreichs zog er sich mit seiner Gemahlin, einer württembergischen Prinzessin, die er 1807 geheirathet hatte, nach Ellwangen zurück, wo er als Graf v. Moufort residirte, und als der alte König seine Tochter zur Auflösung der Ehe zwingen wollte, was diese aber standhaft verweigerte, zog er sich nach den österreichischen Staaten und lebte abwechselnd dort oder in Rom, Florenz und Lausanne, bis ihm 1847 die französische Regierung auf Verwendung der Deputirtenkammer den Aufenthalt in Frankreich auf Widerruf gestattete. So war er in Paris anwesend, als die Februar-Revolution ausbrach und dadurch der gewaltige Umschwung in den wechselvollen Schicksalen der Bonaparte angebahnt wurde. Sobald sein Neffe Präsident geworden, wurde er zum Gouverneur der Invaliden und bald darauf zum Marschall von Frankreich ernannt; als erster Prinz des kaiserlichen Hauses erhielt er das Palais Royal zur Residenz; an Staatsgeschäften hat er seitdem nicht wieder hervortretenden Antheil genommen, wenn er auch in Abwesenheit des Staatsoberhauptes zeitweilig dessen Stelle einnahm. Mit ihm wird ein gutes Stück Geschichte zu Grabe getragen; sein Charakter war wohlwollend, Härten sind ihm nicht vorzuwerfen.

Miscelle.

Künstliche Blumen. Parquett zu Paris stellt eine Masse zur Anfertigung künstlicher Blumen aus Brodkrume, Magnesia und feingepulverter Stärke dar. Wenn der Teig, den man auch mit gewöhnlicher, den erwähnten Substanzen beigemengter Teigmasse erhalten könnte, gegohren hat, so ist er geeignet, alle Formen und Farben anzunehmen. — Die Masse wird gefärbt entweder mit Indig-Carmin oder mit Safran oder mit verschiedenen Lackarten. Als Firniß benützt Parquett eine Lösung von Gummi-Gutti in Alkohol. Auf diese Art können auch Obstarten nachgebildet werden.

* Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erst' — steht an der Spitze,
Die Zweite dient zum Sitze.
Das Dampfroß unsrer Ludwigsbahn
Hält bei dem Ganzen kurz nur an.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Samstag 14. Juli 1860.

Der Minister und der Maler.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.

(Schluß)

Jetzt langte Seibold vor des Ministers Palaste an. Obgleich noch nicht einmal die erste Abenddämmerung sich herniedersenkte, so erglänzten dennoch die langen Reihen der hohen Fenster im tausendfachen Kerzenschimmer und Pauken- und Trompetenklänge schmetterten, bei ausgebrachten Gesundheiten, zwischen die herniederrauschende Tafelmusik. Eine gaffende Volksmenge füllte die Straße und belustigte sich durch laute Witzeleien über den festlichen Schmaus im Palaste. „Wir haben" sprach ein Bürger — „heute den 13. August und da feiert Brühl seinen Geburtstag. Da wird's dort oben hoch hergehen. Die höchsten Herrschaften sind heute seine Gäste. Da sind der Herzog von Kastanien, die Prinzen von Porzelanien, der Fürst von Dingskirchen, die Reichsgrafen von Bastanien und noch viele andere große Thiere dabei." Der Mann hatte nicht unwahr gesprochen. Brühls Gäste bestanden aus den höchsten Herrschaften, welche sich nicht schämten, um die Gunst des Alles vermögenden Ministers zu buhlen Das neue kostbare Porzellanservice wurd heute eingeweiht und von sämmtlichen Gästen höchlichst bewundert Die Tafel brach fast unter der Last von mehr wie achtzig aufgetragenen Schüsseln, während deren bei Hoffesten nur vierundzwanzig auf der Tafel erschienen. Außer den beim Speisen benutzten Porzellangefäßen zierten noch kunstvoll gearbeitete Vasen, Tafelaufsätze, Figuren u. s. w. in bunter Mannigfaltigkeit die Speisetafeln. Der gräfliche Wirth war die Liebenswürdigkeit selbst und die gesammte Tischgesellschaft bei der heitersten Laune. Unten aber auf der Straße zerbrach sich die Volksmenge den Kopf darüber, warum man heute das breite, durch Steinkegel und Eisenketten von der Straße geschiedene Trottoir vor Brühls Palaste der bisher allgemeinen Benutzung abgesperrt und deßhalb eine Menge Wachen aufgestellt hatte. Bald sollte der Grund davon sich offenbaren. Die Tafel war endlich aufgehoben und Brühls Gäste hatten sich aus dem Speisesaale in die anstoßenden Zimmer begeben. Da ertönte unten auf der Straße ein fast betäubendes, lang anhaltendes Klirren, ähnlich demjenigen, welches der israelitische Held Gideon durch das Zerbrechen von dreihundert Krügen anrichten ließ, als er den nächtlichen Ueberfall gegen die Midianiter ausführte. Betroffen eilten Brühls Gäste an die Fenster und schauten erschrocken hinaus. „Graf! Excellenz!" rief man — „Ihre Dienerschaft — das prächtige Tafelservice " „Ja!" versetzte Brühl mit ruhigem Lächeln — „das von Ihnen belobte Tafelservice durfte niemals wieder in Gebrauch genommen werden, nachdem meine hohen Gäste demselben die Ehre, darauf zu speisen, erwiesen hatten."

Als Brühls Dienerschaft auf dessen Befehl sämmtliches, auf der Tafel befindlich gewesenes Porzellan in schweren Trachten hinab auf die Steinplatten des Trottoirs warf, stand die Volksmenge erst wie erstarrt, dann aber stürzte sie sich, die aufgestellten Wachen nicht mehr beachtend, über die Scherbenhaufen her, um sich wenigstens eines Bruchstücks zu bemächtigen. Unter lautem Geschrei stritt, balgte und kämpfte man, ein Anblick, welcher dem Minister und dessen Gästen großen Spaß gewährte. Auch der Maler Seibold befand sich unter den sich Herumstreitenden. Als er seine beiden Vasen

Digitized by Google

oben am Fenster in den Händen eines Dieners erblickte und sie herabstürzen sah, war ihm zu Muthe, als seien die Porzellangebilde seine geliebten Kinder, welchen man die Hälse breche. In diesem Augenblicke entschwand ihm sogar die Erinnerung an Leopoldine und all' sein Thun ging nur dahin, zu retten und zu erhalten, was die Möglichkeit erlaubte. Ach, seine einzige Beute, die er von den beiden Vasen erhielt und erstritt, war eine Scherbe mit einem von ihm kunstvoll gemalten Schmetterlinge. Gleichwie man von einem geliebten Todten eine Haarlocke nimmt und sorglich aufbewahrt, eben so machte es Seibold mit seiner Porzellanscherbe, die er auf seiner Brust verbarg. Dann streckte er drohend die geballte Faust gegen den lachenden Grafen oben am Fenster aus und stürzte davon.

Der siebenjährige Krieg vollendete den von Brühl begonnenen Ruin des armen Sachsenlandes. Nicht zu berechnen sind die Geldsummen, welche der Feind erpreßte und Sachsens Bundesgenosse ihm kostete. Als endlich der Hubertusburger Friede dem langen Streite ein Ende machte, war Sachsen verödet, verarmt und tief verschuldet. Mit Brühls Tode, dem der seines königlichen Beschützers nur dreiundzwanzig Tage vorangegangen war, ging dem lang und hart geprüften Sachsen eine neue Sonne auf. Bereits unter der Verwaltung des Prinzen Xaver, noch mehr aber unter der weisen, milden und gerechten Regierung Friedrich Augusts begann das verwüstete und verarmte Sachsen in wundersamer Schnelligkeit sich zu erholen. Handel, Gewerbe, Wissenschaften blühten wieder auf, die Landeskassen füllten sich, die Landesschulden wurden abgetragen und selbst die lange werthlos gebliebenen Kammerscheine erhielten ihre volle Geltung. Mit diesen erfreulichen Erscheinungen hielt die Zunahme des allgemeinen Wohls gleichen Schritt und nur wie ein Traum dämmerte die traurige Vergangenheit in der Erinnerung der Sachsen auf.

Im Frühlinge des Jahres 1765 führte eine Geschäftsreise den Hofmaler Dietrich durch die preußische Stadt Kottbus. Im Gastzimmer eines dortigen Gasthofs zog ein Oelgemälde, eine Landschaft mit Staffage, des Meisters Aufmerksamkeit auf sich. „Wer hat", fragte er den Wirth, „dieses Bild gemalt?" „Der Künstler wohnt hier im Orte —" antwortete jener — „und ertheilt Zeichenunterricht. Auch verkauft er öfters seine Bilder nach Polen und Rußland. Der Mann ist ein wahrer Tausendkünstler. Er malt Alles, was man wünscht, in Oel, in Wasserfarben, in Pastell, auf Holz, Blech, Leinwand und Porzellan." „Sein Name?" forschte Dietrich mit Eifer. „Seibold heißt er —" erwiederte der Wirth. „Sehen Sie dort schief gegenüber das Häuschen mit dem großen Malerfenster? Dort wohnt er mit Frau und Kindern." „Verheirathet ist er?" sprach Dietrich verwundert. „Ja, und zwar mit einem allerliebsten Weibchen, das ein gar sonderbares Schicksal erlebt hat. Sie ist so zu sagen, eine vom Tode Wiedererstandene."

Fort war Dietrich, um schnell auf das bezeichnete Haus loszusteuern. Dort sah er sich von einer bildhübschen, jungen Frau, empfangen, an deren Rocke zwei wohlgebildete Kinder, ein Knabe von fünf und ein Mädchen von vier Jahren, hingen. In der kleinen aber netten Wohnstube saß Seibold an der Staffelei und malte emsig. Zu ihm, dem in seiner Arbeit Vertieften, trat Dietrich mit leisen Schritten. Den Zeigefinger drohend erhebend, sprach er mild: „Seibolde, Seibolde, warum hast Du mir das gethan? Warum hast Du mich, Deinen Freund, das liebe Meißen und Deinen Posten verlassen und seit vielen Jahren nichts von Dir hören lassen?" „Weil —" versetzte Seibold nach freudiger Umarmung seines väterlichen Freundes — „Graf Brühl das schöne Dresden, ja das ganze Sachsenland in ein Sodom und Gomorrha verwandelt hatte, in welchem ein ehrlicher Mann seines guten Namens, seiner Ehre, seines Eigenthums und seines Lebens nicht mehr sicher war. Als ich meine Vasen aus Brühls Palastfenstern den Weg alles Fleisches wandern sah, wanderte auch ich meiner Wege und wendete mich in's Preußische, wo mich unser Herrgott wunderbarerweise mit meiner lieben Frau zusammenführte. Erkennt Ihr sie wieder, Meister? Es ist Leopoldine Sternau, welche Brühl

Digitized by Google

zur Tortur verdammen ließ, weil sie sich nicht einer Schandthat schuldig bekennen wollte, die sie nicht vollbracht hatte. Bei dem Anblicke und der Erklärung der Marterwerkzeuge war sie ohnmächtig zu Boden gestürzt, doch später durch des Arztes Bemühungen in's Leben zurück gerufen worden. Von Mitleid gegen die Aermste durchdrungen, hatte der menschenfreundliche Arzt den Stockmeister und dessen Gehilfen, welche beide ich durch Brühls Goldgeschenk zu Leopoldinen's Gunsten gestimmt, dahin vermocht, daß sie die Nachricht ihres Todes verbreiteten, ihr selbst aber zur Flucht über die Landesgrenze verhalfen. Hier in Kottbus trafen wir uns unvermuthet; gemeinsames Unglück kettete uns inniger zusammen, die Kirche heiligte unsern Bund und seitdem leben wir schlicht und recht, jedoch wie im Himmel."

„Seibolde!" entgegnete Dietrich ernst — „niemand soll das ihm dargeliehene Pfund im Schweißtuche begraben, sondern damit wuchern, auf daß es hunderträltige Zinsen trage. Hier ist nicht Dein Platz, sondern in Meißen auf der Albrechtsburg, wo Du mit Deiner schönen Kunstfertigkeit neues Leben unter die dortige Porzellanmaler schaffen sollst und wirst. Brühl ist todt und über Sachsen eine heiterstrahlende Sonne aufgegangen. Nimmer wieder werden Deine Werke schnöde aus dem Fenster auf die Straßensteine hinabgeworfen werden, sondern Deinen Namen, wie Deinen Ruhm, bis auf die Nachwelt fortpflanzen. Ich fühle meine Kräfte abnehmen und werde darum Dich zu meinem Nachfolger im Directoramte von unserm Prinzen Xaver erbitten. Nun Seibolde, ziehst Du wirklich vor, hier in dieser Sandbüchse zu bleiben, anstatt von der schönen hohen Albrechtsburg hinab in das fröhlich wieder aufblühende Meißnerland und auf die grünen Rebenberge umher zu schauen, in denen die Traube läutert und bläuet und der muntere Gesang der Winzer erschallt? Und Sie, junge Frau, tragen Sie keine Sehnsucht nach Ihrer Heimath im Herzen, nach jener lieblichen Elbstadt, in der Ihre Aeltern wohnten und wo Sie die Kinderschuhe austraten?" „O ja" — gestand Leopoldine ein — „ich möchte schon gerne wieder nach Meißen, wenn mein lieber Mann nur —" „Ich eile voraus" — unterbrach sie Dietrich vergnügt — „und mache Euch Quartier. Ich schreibe erst noch einmal und dann kommt Ihr in Gottes Namen nach mit Sack und Pack." „In Gottes Namen denn!" sprach Seibold, seine Frau umarmend — „ziehen wir nach Meißen zurück!" „In Gottes Namen!" wiederholte diese. „Amen! Amen!" schloß Dietrich, und der Erzähler ebenfalls.

* Aluminium-Verarbeitung.

Bekanntlich waren schon an der großen Pariser Industrieausstellung mannigfache Gegenstände von Aluminium, wie Armbänder, Broschen, Ohrgehänge, Uhren, Dosen ꝛc. ausgestellt und haben sich diese Waaren durch geschmackvolle Form und Ausarbeitung vortheilhaft hervorgethan; das gepunzte Matt und die vortrefflichen Ziselirungen machten eine ausgezeichnete Wirkung. Die Verfertiger solcher Gegenstände hatten bisher mit einer eigenthümlichen Schwierigkeit zu kämpfen; alle gebräuchlichen Methoden des Löthens waren bei dem Aluminium unanwendbar. Dem Pariser Mourey ist es nun in neuerer Zeit gelungen, auch diese Schwierigkeit zu überwinden, indem er sich zum Löthen eines kleinen Löthkolbens von Aluminium und als Loth verschiedener Mischungen aus Aluminium und Zink bediente. Es ist ihm auf diese Weise gelungen, an einem Helme von Aluminium, welcher für den König von Dänemark angefertigt wurde, die schwierigsten Löthungen auszuführen. Die Neuheit und Merkwürdigkeit des Metalls hat dasselbe bald zu einem Gegenstande der Mode gestempelt, wodurch die Verarbeitung desselben rasch eine große Ausdehnung gewann. Die Aluminium-Fabrik zu Nanterre bei Paris erzeugt gegenwärtig monatlich 60 Kilogramm; eine zweite zu Amfreville-la-mi-voie liefert monatlich 80 Kilogramm Aluminium.

Von großer Wichtigkeit versprechen die Legirungen des Aluminiums zu werden. Eine Legirung von 5 Theil Silber und 109 Theil Aluminium wird ihrer Härte und Elasticität wegen zu Obst- und Dessertmessern ver-

Digitized by Google

arbeitet. 100 Th. Silber und 5 Th. Aluminium geben eine besonders zum Vermünzen zweckmäßige Legirung, wodurch nicht allein die Schönheit und Dauerhaftigkeit der Münzen erhöht, sondern auch noch andere Vortheile erreicht werden dürften. 100 Th. Kupfer mit 5—10 Th. Aluminium gibt eine Bronze, deren Farbe vollkommen der des Goldes gleicht und durch Härte, Festigkeit, Elasticität und Unveränderlichkeit in der Luft, in Salzlangen und sauren Flüssigkeiten sich auszeichnet. Es wird diese Legirung das Messing und Tombak in allen seinen Anwendungen, wo es sich um eine schöne Farbe und Dauerhaftigkeit handelt, ersetzen, und die Bijouterie-Bronzearbeiter verarbeiten es schon jetzt in Paris und in einigen anderen französischen Städten (von Deutschen ist zur Benützung dieser ursprünglich deutschen Erfindung noch nichts bekannt geworden) sehr viel. Napoleon läßt aus einer ähnlich zusammengesetzten Bronze Kanonen gießen.

Der Preis des neuen Metalles ist schon bedeutend herabgegangen. Die Fabrik zu Nanterre liefert bei Bestellungen von wenigstens 100 Kilogramm das Kilogramm für 27 Thlr., allein der gewöhnliche Preis in kleinen Partieen ist immer noch weit höher (etwa 33 Proc.) als der des Silbers.

Miscellen.

An der Tafel des Oberjägermeisters von Hardenberg befand sich außer dessen Bruder, dem preuß. Staatskanzler, und andern Personen auch ein Landgeistlicher, welcher nach einiger Zeit alle Speisen und Getränke mit den Worten an sich vorbeigehen ließ: „Ich habe schon geschlossen.“ Endlich kam seltener Capwein, von welchem der Pfarrer wieder trank. „Ei, mein lieber Herr Pastor,“ sagte der Staatskanzler launig, „ich denke, Sie haben geschlossen?“ „Das wohl,“ antwortete dieser, „aber solche Rarität schlüpft noch recht gut durch's Schlüsselloch.“

Der Spruch: „sage mir, mit wem du umgehst und ich sage dir, wer du bist“, könnte eben so gut lauten: „sage mir, von wem du gelobt wirst und ich sage dir, wer du bist.

* Unter den Linden.

Am Vaterhaus das Kirchlein steht,
Von alten Linden überweht.
Dort spielte ich, ein frohes Kind,
Mit Engeln oft im Abendwind.

Es kam der Tag, da zog ich fort,
Die Engel aber blieben dort;
Und als ich müde kam nach Haus,
Trug man den Vater mir hinaus.

Vom Thurm die Todtenglocke rief,
Es drang mir in die Seele tief:
Sie sang von Menschenglück und Leid,
Von Wiedersehn und Ewigkeit.

Da ging ich fort in stillem Gram,
Und stiller war's, so oft ich kam:
Die Linden rauschen auf dem Grab,
Und trauernd beug' ich mich hinab.

O Vaterhaus, so stumm und leer,
Den Frieden find' ich nimmermehr,
Doch ewig, in des Lebens Drang,
Tönt mir der alte Glockenklang.

O Haus, darum die Wehmuth schwebt,
Das Kirchlein hat dich überlebt:
Um's Kirchlein unterm Lindenbaum
Liegt all mein Leben wie ein Traum.

— r —

Räthsel

Freund! rathe, was ist Das?
Ein Spiegel ohne Glas.
Hast du ein ehrlich Angesicht,
Schau' herzhaft d'rein, du sieh'st es nicht,
D'rin sieht sich nur der Bösewicht;
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise sein.

Auflösung der Charade in № 55:
Hauptstuhl.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Weiß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Mittwoch 25. Juli 1860.

Ein Advokat.

(Fortsetzung)

Allabendlich traten wir jetzt unsere Wanderung an und die glückliche Umwandlung in dem Wesen des Freundes brach immer mehr hervor. Er brütete lange nicht mehr so über seinen Acten und wenn ich ihn besuchte, warf er schnell die Feder hinweg, was er sonst nie gethan, rückte einen Stuhl für mich an den seinen und begann gemüthlich zu plaudern. Wir fingen behutsam beim Wetter an, um dann von der Musik zu sprechen und ganz leise, daß es der Andere nicht gewahr werden sollte, auf Cousine Herminchen überzugehen; dann glänzten seine Augen, sein ganzes Gesicht wurde verklärt. Er bewunderte ihr Spiel, wie ihr die schwersten Sachen so leicht würden — die zart geformte, künstlerisch gebildete Hand. Das Alles war ja natürlich, das mußte ihm beim Geigen auffallen, aber dann bewunderte er ihre Seele, die so tief, so wunderbar sei, daß seine eifrigsten Forschungen sie nie ergründen könnten. Ich hütete mich wohl, ihn in seinen Studien zu stören und that so unbefangen mit der eigenthümlichen Erscheinung, daß ein Jurist, der nur Pandecten und Landrecht studirt, dort sich aus dem bunten Gewirr Systeme gebaut, jetzt auf einmal mit dem gleichen Eifer sich auf das Studium eines Frauenherzens warf. Armer Freund! all euer Wust von jahrhundertelang aufgespeicherten Rescripten und Verordnungen ist noch ein Katechismus, den ihr an den Fingern abzählen könnt, gegen die gesetzgebende Laune eines Frauenherzens, die in einem einzigen Moment tausend sich widersprechende Gesetze edirt und verkündet. Aber so viel merkte ich, daß er bei seinen Studien diesmal nicht unglücklich war.

Meine Cousine hatte ein tiefes, anschlußbedürftiges Gemüth; es lag in ihrem ganzen Wesen ein sittlicher Ernst, eine hohe Reinheit, ohne verletzende Härte, daß man sich wohl bei ihr finden mußte, und gerade dieses Wesen vermochte auf den so leicht verstimm- und reizbaren Freund am wohlthuendsten zu wirken. Ein einziger, übelangebrachter, leichter Scherz hätte ihn vielleicht für immer verscheucht, während diese Ruhe, dieser Seelenadel ihm gerade das Weib von einer Seite zeigte, wie er es bedurfte. Er hatte frühzeitig durch ein leichtsinniges, wildes Mädchen eine trübe Erfahrung gemacht und seitdem das ganze Geschlecht geflohen. Hier in dieser gleich milden Wärme konnte sein von Berufsgeschäften abgehetztes Gemüth Ruhe finden, und auch das junge Mädchen fühlte bald wärmer für den Freund. Frauen erziehen und pflegen gern; sobald sie sehen, daß Jemand ihrer bedarf, dann neigen sie sich mit unendlicher Sorgfalt über den Erkrankten und schenken ihm ihre volle, innige Theilnahme Und solche Verhältnisse allein erquicken ein Frauenherz; wo es sich nichts zu bessern und zu heilen gibt, wo Alles in dumpfen, tonlosen Geleise geht und die Herzen wie zwei kalte Doppelsterne sich umeinander drehen, ohne daß ein Austausch von Licht und Wärme erfolgt und im festen Wechselverkehr sich immer höher und großartiger entfaltet, da begräbt die Frau ihr besseres Selbst und wird zum verdumpften, gemüthlosen Alltagsweibe.

Eines Abends fand ich ihn außerordentlich aufgeräumt, er warf eben ein dickes Actenstück bei Seite und jubelte: „Gefunden! Freund, jetzt ist mein Glück gemacht.“ Er ließ sich auf keine weitern Erörterungen ein und stürmte mit mir fort zu unserm gewöhnlichen Asyl. Auch dort bemerkte man

Digitized by Google

seine ungewöhnliche Heiterkeit. „Ich habe heute einen glücklichen Tag gehabt", entgegnete er auf die Frage der Alten lebhaft, „denn mir wird es jetzt möglich, meinen Ruf als Advokat zu begründen, was bei einem jungen Juristen immer seine Schwierigkeit hat." „Das ist recht schön", bemerkte freundlich die Alte, „aber ach! die bösen Prozesse! auch mir haben sie fast das Herz abgedrückt, das ist nun freilich bei einem Advokaten anders, der nichts dabei zu verlieren, sondern nur zu gewinnen hat." „Das dürfen Sie nicht glauben", bemerkte Scharff, „ein einziger verlorener Prozeß kann unser Renommée untergraben und ein gewonnener ihn in alle Ferne ausbreiten. Auch mir ist heute eine bedeutende, höchst interessante Sache, die in erster Instanz verloren wurde, übertragen worden. Ich habe eifrigst daran studirt und muß in zweiter Instanz obsiegen, obwohl tüchtige Juristen die Sache als nicht durchbringbar abgelehnt." „Und wenn Sie aber dennoch verlieren?" bemerkte besorgt Hermine. „O nein, ich habe keine Sorge und bereits meinem Machtgeber einen Entwurf der Appellschrift eingeschickt und ihm geschrieben, daß ich mit meiner Ehre für ein glückliches Resultat hafte. Mein Ruf ist damit gegründet und ich bin ein gemachter Mann!" „Ach mein Gott, Prozesse sind fürchterlich!" seufzte die Alte, „jahrelang schleppt sich die Entscheidung hin, wo jede Stunde der Ungewißheit und des Schwankens martert, ich weiß, wie viele schlaflose Nächte schon mir mein Prozeß gekostet." „Sie haben auch einen Prozeß? und mir davon noch nie etwas gesagt?" frug der Advokat befremdet. „Ich wollte Sie damit nicht incommodiren, auch hatte ich den meinen schon gewonnen, wie ich aber jetzt leider erfahren, will der Gegner appelliren. „Dann müssen wir uns bis auf das Blut vertheidigen", rief sogleich der sich jetzt als Advokat fühlende Freund — „aber erzählen Sie." „Mein Mann war Maurermeister und übernahm bei einem Grafen die Reparatur seines Schlosses. Er mußte alle baaren Auslagen machen und verwendete dazu sein ganzes Vermögen. Als es zur Bezahlung kam, hatte der zank- und gallsüchtige Graf an der Ausführung hie und da auszusetzen und bot für die ganze Arbeit einen Spottpreis, weil er glaubte, daß mein Mann doch zu arm sei, gegen ihn einen Prozeß zu führen. Mein Mann erbittert darüber, klagte trotzdem. Wir mußten auch wirklich alles nur Entbehrliche verkaufen, um den hohen Kostenvorschuß zu erschwingen, mein unglücklicher Mann grämte sich, fing an zu siechen und starb, um mir nichts zu hinterlassen, als diese einzige große Sorge." „Und der Name des Grafen?" frug Scharff gespannt, dem bereits eine schreckliche Ahnung herauf dämmerte. „Graf Hohenburg." Mein Freund erblaßte und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — „Mein Gott, Madam", sagte er bewegt, „dann bin ich Ihr Gegner!" Er hatte in seinem Eifer gar nicht erst nach dem Rubrum der Sache gesehen, bis ihn plötzlich diese Erfahrniß aus all seinen Himmeln reißen sollte. Wir Alle waren erschrocken, besonders die alte Frau, sie fuhr wie vom Biß einer Schlange getroffen zurück. Die sonst so freundlichen Züge hatten sich verändert, ein gehässiges Mißtrauen prägte sich in ihnen aus und ihr Blick streifte mit einer eigenthümlichen Mischung von Haß und Furcht den plötzlich aufgetauchten Feind.

Welche düstere Schattenwelt thürmte sich plötzlich vor mir auf. In tiefes Schweigen versunken, saßen wir eine lange Zeit, da brach auf einmal Scharff das Schweigen. „Nein, Sie darf ich nicht in's Elend stürzen, ich schicke auf jeden Fall die Sachen zurück." Hermine blickte ihn mit leuchtenden Augen an, wußte ihr doch dieser Entschluß sagen, daß er um ihretwillen seine juristische Ehre opfere. Aber nur einen Augenblick dauerte dies Träumen, dann erwiederte sie ruhig und besonnen: „Das sollen und dürfen Sie nicht! Sie dürfen nicht Ihren Ruf auf's Spiel setzen und den Auftrag ablehnen, ein Anderer führt auf Kosten Ihrer Ehre dennoch die Sache zu Ende und uns ist damit auch nicht geholfen. Gott wird die Herzen der Richter erleuchten, daß sie das Rechte treffen und er führt Alles zum Guten." „Nein, meine Theure, das ist ein frommer Wahn, dort gilt es nur juristische Deductionen und Feinheiten, und das geschriebene Gesetz ist oft ein ganz anderes,

Digitized by Google

als das in den Herzen der Menschen klar und unbefangen steht. Ich kann jetzt nicht als ihr Feind auftreten, ich habe bei Ihnen die schönsten Tage meines Lebens zugebracht und das hieße mit Dolchstichen zahlen." „Nein, nein, stoßen Sie das Glück nicht von sich, glauben Sie mir, der Ihnen übertragene Prozeß ist ein Glück, das Sie nicht leichtsinnig verscherzen dürfen. Es ist nun einmal der Gang des Geschickes so — auf den Glückestrümmern des Einen baut sich's der Andere auf. Sorgen Sie nicht. Sie bleiben uns auch als Gegner ein lieber Gast." Nach langem Hin- und Widerreden, in dem auch ich mich auf Seite Herminens stellte, erklärte sich Scharff für überwunden. „Gott wird weiter helfen", erklärte getrost Hermine, „wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten." Der Freund schüttelte düster das Haupt, „es muß wohl jeder seinen eigenen Gott haben", entgegnete er bitter lächelnd, „der meine hilft mir nicht, ich kenne nur ein Schicksalsrad, das schonungslos zermalmend dahin rollt." „Ach, das klingt wie Frevel", bemerkte Hermine. „Wenn Sie so bitter erfahren, wie ich", war die Erwiederung, „dann werden Sie meinen Ausspruch nicht tadeln — ich habe mich nur durch eigene verzweifelte Anstrengungen hinaufgewunden." „Aber Gott gab Ihnen dazu die Kraft und den Muth, dem Geschick zu trotzen und er wußte, daß Sie zu diesem Kampfe stark genug wären, aber dennoch fühlen wir überall seine leitende Hand heraus", entgegnete warm und begeistert Hermine. „Auch wenn Sie den Prozeß verlieren?" warf ich ironisch dazwischen, und mir gereute fast das scharfe Wort. „Auch dann noch, Vetter!" sagte ruhig Hermine, „dann will er uns prüfen und wir müssen uns in seinen Willen finden."

(Fortsetzung folgt.)

Von München nach Hohenschwangau.

I.

Der Starnberger See.

Endlich ertönte von der Locomotive her der kurze Pfiff als Zeichen der Abfahrt. Stoßweise rückten die Wagen an, und aus den weiten, dumpfen Hallen des Münchener Bahngebäudes führte uns der eilende Zug bald in's grüne Feld hinaus, das in seinen Thautropfen die Morgensonne eines herrlichen Septembertages wiederspiegelte. Froh, der Stadt entronnen zu sein, trank ich mit vollen Zügen die kühle Morgenluft und blickte voll freudiger Hoffnung bald zum reinen Blau des Himmels auf, bald schweifte mein Blick links über die Ebene, welche in weitem Kranze die Alpen umzogen. Wer könnte sich satt sehen an dem herrlichen Himmelsgewölbe, welches die bayerische Hochebene bedeckt! Nirgends lagern sich malerischer die Wolkengruppen bei einem so fernen Horizonte, nirgends strahlt tiefinniger das Azurblau des Himmels, als über dieser umfruchtbaren Ebene. Dieser verschwimmende Duft der Ferne, welcher die Gemälde Claude Laurrain's auszeichnet, er hat ihn hier der Natur abgelauscht. Besonders im Frühling bietet sich die Pracht dieses Schauspiels am häufigsten dar. Zu jener Zeit gewährt auch der Anblick der Alpenkette den großartigsten Genuß. Oft scheint sie auf einige Stunden Entfernung der Hauptstadt nahe gerückt zu sein. Fällt dann ein Sonnenstrahl auf die Schneeflächen, mit denen auch die Vorberge noch bedeckt sind, so glaubt man in eine schimmernde Feenstadt hinüber zu blicken, von Mauern und Zinnen umringt, und an ihrem Ostende zeichnen sich die riesigen Gipfel des Wettersteins und der Zugspitze wie steile Wartthürme vom Himmelsrande ab.

Wir fuhren in ein Gehölz ein, die Ferne entschwand meinen Blicken, ich schaute in den Wagen zurück, wo mir die Musterung meiner Reisegesellschaft neuen Stoff zur Unterhaltung bot. Neben mir saß eine Bauersfrau aus der Gegend von Dachau mit einem Knaben auf dem Schooße. Sie war auf einer Wallfahrt nach dem Kloster Andechs begriffen, das, mit prachtvoller Fernsicht an den Ufern des Ammersee's gelegen, ein immer noch sehr besuchter Wallfahrtsort ist, und hoffte dort durch Opferung einer Wachskerze für die Mutter Gottes Heilung für das kranke Bein ihres Kindes zu finden. Es war eine junge Frau mit schön geformten, regelmäßigen Gesichtszügen, welche man

Digitized by Google

in einem gewöhnlichen Anzuge gewiß mit Wohlgefallen betrachtet hätte; allein in der abscheulichen Tracht einer Dachauer Bäuerin kann man auch nichts mehr schön finden. Wer an Markttagen durch München gegangen, hat gewiß einmal solch einer Dachauerin mit lächelnder Verwunderung nachgesehen, wie sie mit dem kurzen Rocke, den rothen Regenschirm unter dem Arm, wie höckerig einhergeschritten. Denn die Last ihres Kleides, zu dessen tiefen, steifen Falten oft nahe an 40 Ellen Tuch verwandt werden, zwingt sie, den Rücken zu krümmen, zumal die Taille bis beinahe unter die Achseln hinaufgerückt ist. Eine fest anliegende, schwarze Haube und blau-rothe Strümpfe mit Bandschuhen vollenden den häßlichen Anzug. Darf man aus der äußeren Tracht auf den geistigen Bildungszustand eines Volkes schließen, so stünde es schlimm mit den Bewohnern jener Gegend, die sogar trotz polizeilicher Einmischung von einer für das Auge ebenso unschönen, als für den Körper nachtheiligen Kleidung nicht lassen wollen. Nur das Naturgemäße zieht uns an, das Einfache und Bequeme finden wir immer nett, und darin leuchten die Schweizer allen anderen Trachten voran. Welcher Unterschied ist nicht zwischen der Luzernerin, welche ihr reiches Haar mit Bändern durchflochten frei den Rücken hinabfallen läßt, und der Münchnerin, welche es zusammengebunden aufsteckt und noch mit dem unförmlichen (?) Riegelhäubchen bedeckt, dessen plumper Silberschmuck durch seine Schwere die Haare auszieht!

Doch, um wieder auf meine Umgebung zurückzukommen, so saß auf der andern Seite des Wagens ein Student, der eben seinem Vis-à-vis, einem Lieutenante, in ächt niederbayerischem Dialekte eine „actente“ Geschichte erzählte, die er dort drüben bei jenem Dorfe einmal erlebt habe. Sie hätten einen Ausflug gemacht, und wollten in der Nacht mit einem Omnibus wieder nach München zurückfahren. Allein es fehlte an Platz; so stieg er, obwohl etwas taumelnd, oben auf die Decke und schlief da ruhig ein. Aber wie war er erstaunt, als er erwachte. Der Tag graute eben und er lag im Straßengraben vom Regen durchnäßt mit Koth bespritzt. Ohne daß der Kutscher etwas gemerkt hatte, war er in der Nacht auf dem holperigen Wege herab geworfen worden, aber erst am frühen Morgen ließ ihn sein Rausch zur Besinnung kommen. Uebel zugerichtet, sei er erst am Tage in die Stadt gelangt. Dabei bekräftigte er seine Erzählung durch einen solennen Fluch.

Mir gerade gegenüber saß ein junger Mann mit bleichem Gesichte, langem Haare und fein gedrehtem Schnurrbarte. Er hatte seine Hände übereinandergeschlagen in die Rockärmel gesteckt, und schaute mit zurückgelegtem Kopfe träumerisch an die Wand der Decke. Es mochte ein Maler sein, wie München seit einigen Jahren sie zu Hunderten besitzt, der im Hochgebirg neue Studien machen wollte und eben vielleicht von dem Madonnengesichtchen träumte, das ihm Glücklichen unter dem Strohhute eines Gebirgsmädchens entgegenlachen werde. Ich hätte ihm sagen mögen, er brauche nicht so weit zu schweifen, da das Gute und Schöne so nahe liege, denn nebenan saß ein Mädchen in der Ordenstracht einer barmherzigen Schwester, das ihm vielleicht manche Züge für sein Ideal geboten hätte. Obwohl ihr Gesicht fast zur Hälfte durch die Falten des weißen Kopftuches verschleiert war und sie das gesenkte Auge nur bisweilen auf Augenblicke erhob, so lag doch ein solcher Schimmer von Anmuth über den schön geformten Zügen, daß man sie stets mit erhöhterem Wohlgefallen betrachtete. Wahrlich, dachte ich, es ist doch ein Zeichen der gewaltigen Macht des Glaubens, wenn ein Mädchen in der Blüthe der Jugend alles Glück und alle Hoffnungen, welche das Leben verspricht, zurückstößt, um nur der einen Hoffnung theilhaftig zu werden, einst in einer andern Welt für die Selbsterniedrigung in diesem Leben mit Erhöhung belohnt zu werden. Hätte ich nicht ihre schüchterne Bescheidenheit zu stören und sie erröthen zu machen gefürchtet, ich hätte ihr gerne gesagt, wie es fast wünschenswerth wäre, einmal ein kleines Fieber zu bekommen, um dann von ihrer Hand verpflegt zu werden. (Fortsetz. f.)

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Samstag 28. Juli 1860.

Ein Advokat.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch war auf einem peinlichen Höhepunkte angekommen, wir brachen schnell ab und entfernten uns, ein Jeder die Brust von tausend verschiedenen Empfindungen bewegt. Die Alte hatte ruhig, fast steinern dort gesessen und schien an dem ganzen Gespräch keinen Antheil zu nehmen. Mit der Nachricht, daß sie ihren Gegner vor sich habe, war sie eine Andere geworden und eine Herbheit, ein fast dämonischer Haß packte ihr Inneres, das sich Alles nur zu deutlich auf ihrem Antlitz ausdrückte. Stumm und in sich gekehrt, schritt Scharff an meiner Seite hin. Er drückte mir beim Abschied warm die Hand und ging auf sein einsames Zimmer. Ich traf ihn am andern Morgen bleich und verstört, die Folge einer durchwachten, qualvoll durchwachten Nacht. „Ich habe einen Entschluß gefaßt", sagte er bitter lächelnd. „Da lies!" Er reichte mir einen eben erst geschriebenen Brief.

„Geehrte Frau! Ich kann nicht an ein freundliches Geschick glauben, das Alles zu einem schönen Ziele hinführt, nur an einen Dämon, der tückisch sich zwischen die Herzen stemmt, die sich traulich zu nähern suchten; auch zwischen uns erblicke ich dies hohnlachende Grinsen eines feindlichen Geschicks. Ich darf als Ihr Gegner Ihr Haus nicht wieder betreten, denn es würde mir nur namenlose Qual verschaffen; ich darf nicht daran denken, daß Ihnen Ihr gutes Recht aus den Händen gewunden wird, denn damit bin ich für immer von Ihrer Schwelle verbannt und wenn ich unterliege, dann ist meine juristische Ehre vernichtet. Wie auch die Winsel fallen, ich fühle, wir sind für immer geschieden. Jetzt da sich unsere Wege für immer trennen, kann ich Ihnen wohl sagen: ich habe Ihre Tochter heiß geliebt, mein süßester Erdenwunsch wäre es gewesen, mein düsteres Leben an ihrer Seite licht und freundlich zu gestalten, doch ich bin es schon gewöhnt, daß mir die nächste Stunde zerstört, was ich in der vorhergehenden lächelnd aufgebaut. Leben Sie wohl und vergessen Sie Ihren unglücklichen Freund."

Ich las und konnte mich der Thränen nicht erwehren; er sank mir mit einem Ausruf des tiefsten Schmerzes an die Brust. „Aber kannst Du die Sache nicht ablehnen? noch ist es ja Zeit." „In der ersten Aufwallung meines Gefühles nur durfte ich daran denken", war die Antwort. „Ich habe ja bereits meinen Entwurf eingeschickt und würde jetzt, wenn ich plötzlich die Sache ablehnen wollte, meinen Ruf völlig untergraben. Dann aber, wenn ein anderer Anwalt meine Arbeit geschickt benutzt, ist der Sieg unzweifelhaft; es hieße die Früchte meines Fleißes einem Anderen überlassen, ohne den Armen selbst zu nützen." „Aber wer wird denn so scrupulös sein", entgegnete ich, „Du wirst dort nach wie vor mit derselben Freundlichkeit empfangen, und der unglückliche Prozeß soll von Niemand berührt werden." „Aber ich selbst fühle nur zu gut diese düstere Scheidewand des Geschickes, ich darf nicht mit den Gegnern meines Clienten in Verbindung stehen, das untergräbt das Vertrauen und darauf allein stützt sich meine Existenz." Eine Thräne glänzte in seinem Auge, er drückte mir die Hand und sagte: „Bringe ihnen mein herzliches Lebewohl und sobald dieser Prozeß beendigt, verlasse ich die Stadt, denn ich komme noch heute um Versetzung ein."

Hermine erblaßte, als ich ihr die Abschiedszeilen brachte, suchte aber ihrer schmerzlichen Stimmung nach und nach Herr zu

Digitized by Google

werden. Ihre Mutter lächelte bitter und sagte kalt: „Sprechen Sie nicht mehr von dem Menschen, er wird uns unglücklich machen; gut, daß er selbst wegbleibt, ich würde ihm sonst —" „Aber Mutter?" rief vorwurfsvoll Hermine. „Still", unterbrach sie diese, „Du kennst die Welt nicht, ich habe seinen tückischen Augen nie getraut." Hermine schwieg. Ich ahnte, daß ihre Seele ein verzehrender Schmerz durchwühlte und blickte tröstend zu ihr hinüber. Der Abend verlief in gedrückter Stimmung. Ich bat Herminen, daß sie zur Aufmunterung die Geige nehmen und etwas spielen möge. Sie that es. Wehmüthige, düstere Mollakkorde entquollen dem Instrumente. Abschiedsgrüße an den geliebten Freund — an das so schnell entflohene Glück. Sie verlor sich in Phantasien und schien uns nicht zu bemerken. Zuerst hauchten die Saiten einen leichten Frühlingstraum von Friede und Glück, aber plötzlich brachen die freundlichen Töne ab und in wilden, schneidenden Dissonanzen stürmten die Töne dahin und schienen mit der sich zu Harmonien ringenden Seele ihr Spiel zu treiben, bis sich auch diese endlich abdämpften und wehmüthig düstere Mollakkorde dem Instrumente entquollen, wie Abschiedsgrüße. Die Alte saß mit gefalteten Händen da und war über ihrer Arbeit eingeschlafen. Ich schlich mich, um nicht zu stören, und meiner wehmüthigen Stimmung selbst nicht mehr Herr, leise davon. Unten drückte mich Jemand stürmisch an die Brust. Es war der Freund, der wenigstens den Schatten der Geliebten an der Gardine hatte sehen wollen und den Abschiedsworten Herminens gelauscht. „Ich habe Alles gehört und fühle es jetzt mit dem Dichter: es ist kein Scheiden, wo man sich fest umschließt. Ich weiß es jetzt, daß sie mich liebt, mag es nun enden, wie es will."

Der verhängnißvolle Audienztermin rückte heran. Ich eilte kurz nach dem Termin zur Wittwe und fand Herminen in Thränen, jene aber in größter Aufregung. Unter der dürftigen Asche ihrer Frömmigkeit sprühte jetzt so viel Haß und Erbitterung, daß ich kaum diese Umwandlung begriff. Es gibt Menschen, die gottergeben, fromm und demüthig sind, so lange ihnen ihr Gott Alles freundlich gewährt und sie als liebe Kinder mit gütigen Händen streichelt, wenn aber das Schicksal die Ruthe über ihnen schwingt, dann werden sie ungehalten und erbittert, und nicht wagend mit dem lieben Gott zu rechten, schütten sie all ihren Groll an unschuldigen Menschenkindern aus. Vergeblich ermahnte sie Hermine, daß sie ja deßhalb nicht untergehen würden, sie wolle nun mit noch verdoppelter Thätigkeit arbeiten. Wie Gott bis hierher geholfen, so werde er es weiter thun. Sie fuhr in ihrem Strafsermon fort, klagte die ganze Menschheit an, die so schlecht geworden, daß sie einer armen Wittwe nicht zu ihrem Rechte verhelfe und goß namentlich ihre ganze Zorneslauge über den Advokaten aus. Da trat dieser plötzlich bleich und düster zur Thür herein. Die Alte ging rasch auf ihn zu und sagte kalt: „Mein Herr, nach Ihrem Briefe glaubte ich Sie nie mehr hier zu treffen, kommen Sie, sich an unserm Unglück zu weiden?" „Gewiß nicht", entgegnete warm und herzlich der Freund, und sein feuchtes Auge suchte Herminen. „Ueben Sie Gnade für Recht, ich konnte nicht scheiden, ohne Ihre Verzeihung zu erflehen. Ja, wenn Sie wollen, dann kann ich meine ganze Schuld aussühnen. Ich liebe ihre Tochter wahr und innig, geben Sie mir sie zur Frau und mein eifrigstes Streben soll es sein, die jetzt geschlagene Wunde zu heilen. Nehmen Sie mich als Sohn an, werden Sie mir Mutter." „Nie — nie soll mein Kind in die Hände eines solchen Mannes fallen, dessen Geschäft es ist, Wittwen und Waisen um das Ihrige zu bringen und das Recht in Unrecht zu verkehren." Jetzt sprang Hermine in größter Aufregung auf. „Mutter, Mutter", flehte sie, „sei nicht grausam, jetzt kann ich es sagen, ja ich liebe ihn, mit meiner ganzen Seele, Du wirst — Du kannst uns nicht trennen!" und sie warf sich an des Ueberglücklichen Brust. „Ja, zieh nur mit ihm, freche Dirne, Du wirst schon sehen, in welche schändliche Hände Du gefallen. Zieh nur mit ihm, Du bist mein Kind nicht mehr und kannst ja Deine arme alte Mutter im Elend umkommen lassen!" Wie ein vernichtender Schlag trafen die harten Worte das gefühlvolle Mädchen; sie entwand sich

Digitized by Google

den Armen des Freundes und blickte erstarrt auf die zürnende Mutter. „Ja“, fuhr diese fort: „Du verläßt mich jetzt im Unglück, um, während Deine Mutter am Hungertuche nagt, mit ihm, der unser Glück untergraben, in Freude und Herrlichkeit zu leben. Ach, das habe ich mir an meinem einzigen Kinde erzogen.“ In Herminen wogten tausend Gefühle schmerzlich auf und ab, ihre Brust hob und senkte sich — und mit dem Blick des zum Tode gehetzten Rehes schaute sie uns an, aber bei den letzten Worten ihrer Mutter, die kalt und steinern, wie eine strafende Nemesis dort stand, sank sie zu ihren Füßen, und wie ein Kind das Gesicht in deren Kleider bergend, stammelte sie: „Ich bleibe bei Dir.“

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

I.

Der Starnberger See.

(Fortsetzung.)

Wir waren eben an der letzten Station vor Starnberg angekommen, und ich hatte mit dem Maler eine Unterhaltung über den netten Anblick angebunden, welchen das tief unten gelegene Dörfchen Mühlthal mit seinen Baumgruppen und seinem lebendigen Treiben darbot, hatte auch die Sage berührt, nach welcher Karl der Große in einer Mühle unterhalb desselben geboren sein soll, als wir durch Ausruf einer Frau unterbrochen wurden, welche hinter mir saß und jetzt in die bestürzten Worte ausbrach: „Jesus Maria, wo ist denn mein Karl.“ Sie war schon den ganzen Weg damit beschäftigt gewesen, ein grammelndes Kind, das sie auf dem Schooße trug, zufrieden zu stellen. Neben ihr hatte ein kleiner, unruhiger Junge gesessen, der nun, wie es schien, von ihr vermißt wurde. Ich ahnte schnell die Angst der Frau, und da unser Wagen nach Art derer auf den württembergischen Bahnen mit einem Durchgang in der Mitte versehen war, so vermuthete ich gleich, der Knabe möge durch die Thüre, welche wegen der Erschütterung nicht verschlossen blieb, ungesehen hinaus entwischt sein. Und so war es. Ich trat hinaus auf die Treppe, und da saß der kleine blondgelockte Karl auf der untersten Stufe, ließ die Beine bis fast auf die Schienen herabhängen, und sang vor Lust, wenn bei der Schnelle des sausenden Zuges ihm der Morgenwind wild durch das Haar fuhr. Ich hatte Mühe, ihn von seinem gefährlichen Sitze wegzubringen. Dann aber griff er beherzt nach dem Geländer und stieg die Stufen herauf, um bald seinen Uebermuth durch eine tüchtige Strafsection zu büßen.

Ich selbst blieb nun außen auf der Treppe stehen, um das herrliche Gemälde besser genießen zu können, das sich allmählig meinen Blicken entfaltete. Bisher, wo das hügelige Land mit seinen Fruchtfeldern, seinen zahlreichen Dörfern im Thalgrunde der Würm, seinen herrlichen Wäldern nur bisweilen einen Blick in die Ferne zuließ, hatte die Reisegesellschaft meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Nur als wir bei Planegg an der Kapelle „Maria Eich“ vorüberfuhren, hätte ich mich gern in die Schatten der Buchen und Eichen versetzt, unter deren Schirme die Kapelle gebaut ist. Zumal zur Zeit der Ernte, wo ein heiliges Marienbild dort aufgestellt wird, strömen an Sonntagen die Münchener Bürger und Handwerker mit der ganzen Familie schaarenweise nach diesem Wallfahrtsorte. Da zugleich in dessen Nähe ein gutes Bier verschenkt wird, so läßt sich an diesem gar heimisch gelegenen Orte im Schatten uralter Bäume ein heißer Nachmittag angenehm verträumen. Während so der ächte Münchener seine Sonntagsfahrt nur bis Planegg und Maria Eich ausdehnt, geht die hohe Welt weiter bis an die Ufer des Starnberger See's. Und in der That, wer möchte auch diesen Genuß sich nicht so oft als möglich verschaffen!

Schon der Bahnhof zu Starnberg, in welchen wir jetzt einfuhren, ist herrlich gelegen. Bis an die Mauern, welche die Blumenbeete vor ihm umgeben, schlagen die Wellen des See's, zur Rechten und Linken erblickt man weithin die Ufer mit Villen und Landhäusern geschmückt, und wenn ge-

Digitized by Google

rahe nicht Wolken oder Nebel die Ferne umschleiern, so bieten die Alpen den großartigsten Hintergrund.

Der Starnberger- oder Würmsee ist nächst dem Chiemsee der größte der oberbayerischen Seen, denn seine Länge beträgt mehr als sechs Stunden, und seine Breite dehnt sich an einigen Stellen bis zu anderthalb Stunden aus. Seine Tiefe ist nicht sehr beträchtlich, oft kann man weit hinein den Grund sehen, aber sie steigt doch bisweilen auf zwei- bis dreihundert Fuß. Dem entsprechend ist auch seine Umgebung nur Hügelland mit saftigen Grasflächen, fruchtbarem Ackerland, Tannen- und Buchenwäldern bedeckt. Auch eine kleine Insel, auf welcher jetzt eine königliche Villa steht, liegt oberhalb Possenhofen nicht weit vom Ufer entfernt. Der Rosenflor, welcher sie im Frühjahre bedeckt, entlockt den Wunsch, in unersättlichem Sinnengenusse sich an dieser Pracht zu laben. Einst soll auf dieser Insel ein heidnischer Tempel gestanden haben, welcher später einer Marienkapelle weichen mußte. Auch soll sie durch eine lange Brücke mit dem Ufer verbunden gewesen sein. Nicht ferne davon, etwas nördlicher, liegt Schloß Possenhofen, Eigenthum des Herzogs Max. Es ist ein altes Gebäude, das nichts Sehenswerthes bietet, aber fast jeden Sommer die herzogliche Familie in sich vereinigt. Die Kaiserin von Oesterreich und die Königin von Neapel und Sicilien, die Töchter des Herzogs, haben einen großen Theil ihrer Jugend dort zugebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Pirmasens, den 18. Juli. Am Sonntag fand hier eine Festlichkeit statt, die auch in weitern Kreisen erwähnt zu werden verdient. Es ist bekannt, daß die Stadt Pirmasens vor mehr als elfhundert Jahren durch den deutschen Glaubensprediger, den heil. Pirminius, gegründet wurde. Um das Jahr 725 kam er aus den Gegenden des Bliesgaues herauf auf die waldige Hochebene, auf welcher heute Pirmasens steht, und errichtete eine Missionsstation. Nebst dem Eifer für die Verbreitung des Christenthums, für Veredlung der Herzen und die Einführung milderer Sitten, war es auch seine angelegentliche Sorge, den wilden Boden urbar zu machen, die dichten Wälder zu lichten und auch das materielle Wohl der Bewohner nach Möglichkeit zu fördern. Auch das einst so berühmte Stift Hornbach, dessen reiche Waldungen jetzt noch unter dem Namen Hornbach-Wald im Forstamt Waldfischbach existiren, ist seine Schöpfung. Hochbetagt, im 79. Lebensjahre, ging er aus seinem Stifte Hornbach hinüber zu seinen Vätern. 800 Jahre ruhten seine Gebeine im Gotteshaus zu Hornbach. Die im sechszehnten Jahrhundert hereingebrochenen Glaubensstürme legten Hornbach in Trümmer, und auch die Gebeine des Heiligen wurden zunächst auf das Schloß Helfenstein im Elsaß gebracht und von da im Jahr 1577 zu Innsbruck in Tyrol feierlich beigesetzt, wo sie heute noch ruhen. Vor allen den Orten und Niederlassungen, die der große Wohlthäter gegründet, trägt Pirmasens allein den Namen des Heiligen. In dankbarer Erinnerung an ihren Stifter und Schutzpatron hat die katholische Gemeinde daselbst am Sonntag die trefflich gelungene Stein-Statue, gefertigt durch den Künstlermeisel des Herrn Renn aus Speyer, über dem Eingange zur katholischen Kirche in goldener Nische aufgestellt. Von fern und nah hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden, um der würdigen und gelungenen Feier beizuwohnen.

Logogryph.

Zweck, Zufall, Noth und Wißbegier,
Versammelt mich bald dort, bald hier.
Und meistens bin ich schwer zu zählen,
Wenn die zwei ersten Zeichen fehlen.
Und nimmst du noch ein Zeichen mit,
So rast' ich gern' in Felsenhöhlen
Und wohn' im Lichtstrom über dir.

Auflösung des Logogryphs in № 58.:
Thron. — Thon.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Mittwoch 1. August 1860.

Ein Advokat.

(Fortsetzung.)

Mein Freund schaute wie vernichtet auf die ergreifende Scene und wollte auf Hermine zueilen, wollte beschwichtigen und versöhnen, aber die Alte wehrte ihm ab und rief im schneidendsten Tone: „Zurück! Ihre Rolle ist hier ausgespielt.“ Fest und ruhig jedoch blickte er dem zur Furie gewordenen Weibe in's Auge und entgegnete: „Verblendete, über Sie komme der Schmerz dieser Stunde!“ Dann ergriff er noch einmal Herminens Hand und aus vollster, innigster Seelentiefe sagte er: „Lebe wohl!“ So scharf und schneidend traten auf einmal die Kanten eines so lang verhüllten Charakters hervor. Ohne die Qual des Advokaten in Betracht zu ziehen, hielt sie ihn für den tückischen Zerstörer ihres Glückes, der sich nach ihrer Meinung bei ihr einzuschleichen gewußt, um sie zu übervortheilen. Sie nannte ihn einen Teufel, der gekommen sei, um sich an ihrem Unglück zu weiden, und weder meine Vorstellungen, noch die Bitten Herminens vermochten das Mindeste über sie.

Leute, die Prozesse verspielt, suchen die Ursache nicht immer aus den nächstliegenden Thatsachen, sondern schaffen sich mit krankhafter Phantasie ein ganzes Gewebe der größten Lächerlichkeiten, mit denen sie sich dieses Ereigniß zu erklären suchen, und so werden alle diese Leute von einer fixen Idee behaftet, sie stellen sich das Ungereimteste zusammen, hadern noch immer mit dem Schicksal, grübeln über die unbedeutendste Kleinigkeit nach, wenn der Prozeß längst entschieden. Auch die Mutter Herminens glaubte fest an die Feindschaft des Advokaten, der von vornherein ihr Glück zu untergraben gesucht und wälzte all ihren Haß und ihre Erbitterung auf den armen Unschuldigen.

Einige Tage darauf reiste Scharff schon nach seinem neuen Bestimmungsorte, der Residenz, ab. Er war wieder der düstere, mißtrauische Mensch wie ehemals und beim Abschiede frug er bitter lächelnd: „Glaubst Du jetzt an ein Schicksalsrad, das erbarmungslos zermalmt?“ und fuhr dann bewegt fort: „Es gibt Menschen, und dazu gehöre auch ich, denen hier kein Glück blüht, denen jede Freude vergällt, jede Hoffnung zertreten wird und wo sie den Schritt hinwenden, da folgt ihnen die grinsende Larve des Schmerzes nach und wenn sie endlich ein Glück ergreifen, liegt es schon in Scherben, und wenn wir selbst dies endlich bitter schmerzlich fühlen, dann glauben wir mit Andern, auch das Unglück sei ein strafend Kainszeichen, wir suchen dahinter eine verbrecherische Brust.“ „Nein,“ entgegnete ich tröstend, „die Sonne des Glückes leuchtet jedem Herzen, wenn wir die Brust ihr nicht verschließen und kein Herz wird ganz umnachtet, wenn es liebend den Himmel sucht.“ „Wohl deinem Auge, das die Sonne findet,“ entgegnete er herzlich, schüttelte mir die Hand und stieg in den Wagen, um sich dort schweigend in eine Ecke zu drücken. Er liebte es nicht, immer wieder Lebewohl zu sagen, und den Schmerz des Scheidens zehnmal durchzukosten. Noch einmal dem Freunde ins Auge geschaut und dann fest entschlossen den Blick gewandt. — Mit jedem nochmaligen Zurückschauen drücken wir nur das Messer des Scheidens tiefer in die Brust.

Düstere, schmerzensreiche Tage kamen jetzt für Herminen. Sie mußte emsiger als je arbeiten, denn mit dem Verluste ihres Prozesses waren sie auf ihre Hände allein angewiesen. Ich besuchte die Schwergeprüften oft und dies war Herminens ein-

Digitized by Google

ziger Trost; war ich doch sein Freund gewesen und konnte ich doch in unbewachten Augenblicken von ihm erzählen, und da war es immer, als erhielten ihre Augen einen neuen Glanz. In ihrer Seele schien eine schreckliche Veränderung vorzugehen; still, bleich und in sich gekehrt, glitt sie geräuschlos durch das Leben, nur in unermüdlicher Arbeit schien sie noch einen Trost zu finden. Vergebens suchte ihre Mutter sie aufzuheitern, ihr eine neue Zukunft zu verkünden; mit dem Verluste des Heißgeliebten waren alle Blüthen am Lebensbaum tückisch abgestreift und ob ein sanfter Zephyr ihn umkoste, oder ein Sturm die Wurzeln erschütterte, sie fühlte, sie achtete es nicht, auf ihrem ganzen Wesen lag nur ein einziger dichter Nebelschleier tiefen Schmerzes. Jetzt, da die Noth in schneidender Schärfe vor die Alte trat und ihr das Schicksal so harte Prüfungen auflegte, und ihr jede Bequemlichkeit des Daseins raubte, schien sie doch in sich zu gehen und zu bereuen, daß sie den Antrag des Advokaten so schnöde von der Hand gewiesen und damit ihrer Tochter alle Freuden der Welt genommen; ängstlich suchte sie nach einem Ausweg, sie für das zerretene Glück nach ihrer Weise zu entschädigen. Und dieser fand sich denn auch nur zu bald. Ein ziemlich bemittelter Kaufmann hatte seine Augen auf Herminen geworfen. Ihr Fleiß, ihr stilles anspruchsloses Wesen dünkte ihm für sein Geschäft ganz geeignet, und bald hatte er auch nicht undeutlich seine Absicht Herminens Mutter zu erkennen gegeben, die dies wie einen Rettungsanker ergriff und nun, zum vermeintlichen Wohl der Tochter, ihre Netze spann. Es war ein Mann in den Dreißigen, groß und schwerfällig, mit einer langen, spitzen „Schnüffelnase“ und etwas albern verschmitzten Augen, ein ächter Geschäftsmensch. Sein Geschäft hatte ihm nicht eher Zeit gegönnt, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen; jetzt hatte er sich ein kleines Vermögen erübrigt und nun gönnte er sich so viel Ruhe, auf Freiersfüßen herumzulaufen. Die Alte fand nicht Rühmens genug an dem Laden des Nachbars, was dieser für ein guter Mensch sei und wie er eine recht hübsche Frau verdiene. Hermine achtete anfangs nicht auf dieses Geschwätz, auf ihrer Seele ruhte ein Schmerz, der alle mit der Außenwelt verknüpfende Fäden zerrissen, und als sie endlich doch darauf aufmerksam wurde, hatte sie nicht einmal ein mitleidiges Lächeln dafür, ruhig, harmlos hörte sie zu. Den Werbungen ihrer Mutter setzte sie nichts entgegen, weder Spott noch Trotz und doch war dieser schattenhafte Widerstand so undurchdringlich, daß anfangs alle Bemühungen, wie Schwertstreiche in die Luft, nicht den geringsten Erfolg erreichten.

Die Alte zweifelte schon an dem Gelingen ihrer Mission, da griff ihr ein unglückliches Ereigniß fördernd ins Werk. Ein Gerichtsbote war eines Tages gekommen und hatte Kosten aus dem verlorenen Prozesse einziehen wollen und da er kein Geld gefunden, das sämmtliche Mobiliar zur Abpfändung aufgeschrieben. Die Alte jammerte, völlig außer Fassung gebracht, und der neue Freund versprach bereitwilligst Hilfe, wenn er die Hand der Tochter erhalte. Diese Schande, die Ueberreste ihres Hausstandes öffentlich verkauft zu sehen, konnte die Alte nicht ertragen. Hermine mußte jetzt einwilligen, dann war Alles gut, sie noch dazu versorgt und reichlich entschädigt. In Herminen zuckte es noch einmal lebendig auf, und sie sagte ein entschiedenes: Nein; aber als der Tag heranrückte, an dem der Gerichtsbote die Sachen abholen wollte und ihr die Alte das Herzbrechende ihrer Lage wiederholt in brennenden Farben geschildert, wie sie den heutigen Tag nicht überleben würde, da neigte schweigend einwilligend Hermine das Haupt, um von ihrer Mutter gehätschelt und als liebes, einziges Kind umarmt zu werden. „Sieh, ich will Dich ja nur glücklich wissen“, meinte die Alte, „und Du wirst es werden, verlaß Dich darauf.“

Arme — arme Hermine! Wessen Lebensschiff alle Masten verloren, der läßt sich willenlos treiben, wohin es immer sei und wenn es am nächsten Felsenriff zerschellte. Ich schrieb in dieser verzweifelten Lage an meinen Freund, er möge kommen und noch einmal Alles daran setzen, Herminen zu retten, aber keine Antwort kam zurück, selbst mein zweiter Brief blieb erfolglos, auch er also konnte vergessen. Der Kaufmann beeilte

Digitized by Google

sich, die Sache vollends in's Reine zu bringen und bald war der Hochzeitstag angesetzt und genaht.

Das Bild von einer gebrochenen Lilie ist vielleicht verbraucht und doch, wie ich sie in ihrem weißen, schmucklosen Kleide sah, mit erloschenem Auge und bleicher Wange, lag es mir so nahe. Es war, als ob sie, halb unbewußt und willenlos, sich von stärkern Händen leiten ließe. Ich mußte als Verwandter diesem traurigen Festgange beiwohnen. Die ganze Kirche war gedrängt voll Leute, manches Auge ruhte mitleidig auf dem armen Opfer. Die Ceremonie war beendigt. Der Priester hatte mit lauter Stimme das verhängnißvolle „Ja" abgefordert und Hermine dies mechanisch nachgeflüstert. Der Zug bewegte sich aus der Kirche. Da auf einmal in der Vorhalle stürzte in wilder Hast ein Mensch auf die Braut zu und sank vor ihr auf's Knie. Es war der unglückliche Freund. Welch ein Anblick! das lange, schwarze Haar hing verworren um seine Schultern, seine Schläfen pochten in wilder Aufregung, in seinem Auge zitterte bis auf's Höchste getriebene Angst und Verzweiflung, und mit fieberhafter Hast keuchte er: „Ich komme, ich komme! Bist Du mir verloren? Hermine, nein, nein! Du schwurst Niemand Treue, nicht wahr? Du gedachtest des fernen Geliebten und bliebst sein?" und er streckte flehend seine Hände nach ihr aus. Hermine fuhr erschreckt und wie vom Blitz getroffen zusammen. Ihr war's, als wenn der Boden unter ihren Füßen versänke, als ob ein düsteres Schicksal satanisch den Geliebten zuführe, wo sie ihn für immer verloren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Fälschungen der Terracotten von Rheinzabern hat sich Herr Prof. v. Hefner in seinen Aufsätzen wiederholt ausgesprochen. Im Abendblatt zur N. Münchn. Ztg. liefert er nun einen neuen Beitrag hiezu, indem er folgende Fundgeschichte mittheilt: „Am 4. Juli heurigen Jahres veranstaltete der bekannte Antikenhändler Michael Kaufmann in Rheinzabern die Aufdeckung eines in der Gewanne „über der Kandlerstraße" in der Richtung von Rheinzabern nach Landau in einem ihm gehörigen Kleeacker gelegenen antiken Töpferofens. Es fanden sich außerhalb desselben Trümmer von Thonreliefen und samischen Geschirren, dann, bei vorgerückter Tiefe der Ausgrabung, kamen, senkrecht in dem Boden stehend, zwei Thonreliefen zum Vorschein. Das eine davon, 25 Centimeter hoch und 21 Centimeter breit, stellt einen römisch-deutschen Kaiser zu Pferd vor. Das lockige Perückenhaar deckt ein Lorbeerkranz. Der Kaiser erscheint im Reichsmantel, mit Brust- und Beinharnisch, weiten Stülpstiefeln und großen Sporen. Seine Rechte hält das Schwert, seine Linke faßt den Zügel. Als Schmuck trägt das Pferd eine reich gestickte Sattelbecke und Straußfedern am Kopfe und über dem Schweife. Ueber diesem Bilde liest man, mit einzeln, vertieft eingedrückten Buchstaben, die Worte ANTONVS VS AG. Die Rückseite hat den Stempel ABORVS F. Der Vorstellung nach zu urtheilen, gehört das Bild dem Ende des 17., oder dem Anfange des 18. Jahrhunderts an, und stellt wahrscheinlich den Kaiser Leopold I. vor. Das andere, mit diesem gefundene Thonrelief, 30 Centimeter hoch, 33 breit, hat zum Gegenstande die in Rheinzabern häufig in Stein und Thon sich findende antike Gestalt eines Reiters, unter dessen Pferd sich eine in einen geringelten Schweif sich endigende Frauengestalt befindet. Der auf der Rückseite der Platte angebrachte Stempel lautet: ABORVS F." Diesen Fabrikaten der plastischen Kunst der neueren Zeit sollte demnach durch die Beifügung römischer Inschriften ein antikes Ansehen gegeben werden. Die Fälscher sind, wie Hr. v. Hefner bemerkt, wohl einigermaßen des Zeichnens, aber nicht im Geringsten der lateinischen Sprache kundig. Dieß zeigt die Inschrift über dem Kaiserbilde: ANTONVS VS AG, die wahrscheinlich ANTONIVS AVG. bedeuten soll. Ebenso der auf der Rückseite beider Basreliefe, nach antiker Weise, mit erhabenen Buchstaben eingedruckte Stempel ABORVS F. Der unwissende Fälscher hatte auf samischen Gefäßen von Rheinzabern den Stempel ABBOF (Abbo fecit) gefunden und diesen in Aborus f. umgebildet und, um seiner Ignoranz die Krone aufzusetzen, diesen auf dem Relefe mit dem Reiter und der Frauengestalt angebrachten Stempel so-

Digitized by Google

gar auf das Relief mit dem römisch-deutschen Kaiser gesetzt. Auf einer gleichzeitig mit diesen zwei Reliefen gefundenen Lampe, einen Fuß mit Sandalen vorstellend, fand sich der Stempel ABOFVSF — ein Pendant zu dem vorigen. — Dieß sind jedoch nicht die einzigen Blößen, die sich der Fälscher gab. Er stellte den deutschen Kaiser unter einen von 2 Säulen getragenen Flachbogen, wie ihn die Thonlararien von Rheinzabern haben, und versah das Pferd des antiken Reiters mit Hufeisen, die durch drei Nägel angeschlagen sind — ein Anachronismus, den auch die Pferde der beiden früher ausgegrabenen kämpfenden Reiter haben. Diesen innern Kriterien der Unächtheit der beiden obgenannten Reliefe gesellt sich auch ein äußeres bei, daß nämlich weder die Farbe, noch die Feinheit des Thones mit den antiken Stücken übereinstimmt. Hr. v. Hefner ermahnt deßhalb zur Vorsicht bei Erwerbung von Rheinzaberner Terracotten und hofft, daß die Fälscher bald entdeckt werden.

Ein Berliner Hauseigenthümer bemerkte vor einiger Zeit einen auf der Umzäunung seines Gartens sitzenden Kanarienvogel. Er fing denselben ein und war nicht wenig erstaunt, an seinem Halse ein Briefchen befestigt zu finden, welches mit der seltsamen Aufschrift: „An den lieben Gott“ versehen war. Er erbrach es und fand, daß es in der That an den lieben Gott, und zwar von einer geistesschwachen Frau, welche sich erschtklich in einer Privat-Irrenanstalt befand, gerichtet war. Die Unglückliche bat in dem Schreiben den Herrn, daß er sie doch durch einen baldigen Tod von ihrem traurigen Dasein erlösen möge; denn, der Willkühr einer rohen Wärterin überlassen, sei sie der empörendsten Behandlung preisgegeben. Umsonst habe sie dieß ihren Verwandten geklagt, man glaube nicht ihr, sondern der Wärterin, welche jene Angaben als Einbildungen ihres kranken Geistes erklärt und sie alsdann zur Strafe für „ihre Klatschereien“ mißhandelt habe. Der menschenfreundliche Mann beschloß nach Durchlesung des Schreibens, Alles aufzubieten, um eine Veränderung in der Lage der Unglücklichen zu veranlassen. Da sie ihren Namen am Schlusse des Briefes angegeben, so gelang es ihm, ihren Aufenthalt, so wie den ihrer Verwandten, zu erfahren. Er bewog diese, die Geisteskranke in einer andern Anstalt, die wegen der liebevollen Behandlung, die sie den ihr anvertrauten Unglücklichen zu Theil werden läßt, bekannt ist, unterzubringen, und dieser Schritt hat nach wenigen Monaten die besten Früchte in der vollständigen Herstellung der Kranken getragen. Der Brief an den lieben Gott war also an die richtige Adresse gelangt.

Ein süddeutsches Blatt schreibt wörtlich: „In Baden-Baden haben nach der Abreise der Kaisers Napoleon zwei bekannte Schwärmerinnen sich des andern Morgens in das Stephanienbad begeben, den Sand der Fußstapfen des Kaisers (?) in ein Papier verwahrt; ebenso auch zwei Cigarrenstümpfchen mitgenommen. Zu Hause werden diese Gegenstände als Reliquien in einem Kästchen wohl aufbewahrt und öfters geküßt. So weit geht die stille Verehrung für den Faust unserer Zeit!“

---

* Charade.

1. Sylbe.

Ich wohnt' auch einst in deutschen Gauen,
Doch trieb man lange mich schon fort;
Man nennt mich, wo ich bin, mit Grauen,
Denn meine Lust ist Raub und Mord.
Zum Bild der Bosheit macht der Spruch
Des Herrn mich in dem Bibelbuch.

2. Sylbe.

Ich leuchte hell in Diademen,
Viel Tausend werth — als kleines Ding; —
Und doch — wer mag mich immer nehmen,
Lieg' ich am Weg arm und gering?
Doch nenn' ich dir auch einen Mann,
Von dem Herr Schleinitz lernen kann.

Das Ganze.

Ich bin ein Städtchen, fest umschlossen
Von Bergen, mit zwei Burgen kühn,
Im engen Thale, schnell durchflossen
Vom Flüßchen in dem üpp'gen Grün.
Manch' Gegend lobt man in der Pfalz —
So schön bin ich auch jedenfalls.

— h —

Auflösung des Logogryphs in № 60:
Schaar. Haar. Aar.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. Speyer, Samstag 4. August **1860.**

Ein Advokat.

(Schluß.)

Das Geschick riß den Vorhang von der sonst so dicht verhüllten Lebensbühne und Zeit und Raum sprangen wie Marionetten bunt durcheinander; der Augenblick der Trennung und der heutige war eins, und weder Zeit noch Ort achtend, neigte sie sich auf ihn hinab und drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen. Er blickte auf das über ihn gebeugte Antlitz, es zauberte einen ganzen Himmel in seine Brust und mit freudestrahlendem Antlitz und erhobener Stimme rief er: „So gingst Du doch aus jedem prüfenden Feuer als Diamant hervor, Du sagtest „nein", trotz des Drängens einer ganzen Welt, Du bist eine große Seele. O, nun ist Alles gut, ich werde Dich reich, ich werde Dich glücklich machen und Dir Deine Treue belohnen!" „Nein — nein, wir sind für ewig geschieden!" hauchte Hermine, „hasse, verachte mich — ich bin das Weib eines Andern, Du kamst zu spät!" Er sank bei diesen Worten wie vernichtet zusammen, es war, als ob sein Herz von dämonischen Mächten gepackt aus seiner Brust herausgerissen würde, wie ein vernichtender Blitzstrahl zuckte es in seinem Auge, seiner zermalmten Brust entrang sich nur noch klagend das einzige Wort „zu spät", dann brach er in ein schneidendes, schallendes Gelächter aus und die Nacht des Wahrsinns breitete ihren düsteren Fittig über seinen Geist.

Sein Seelenleben blieb umflort, er mußte in eine Irrenanstalt abgeliefert werden. Aus seinem Tagebuche und sonstigen Notizen entnahm ich etwa Folgendes: Er hatte in der Residenz düster und einsam nur seiner Praxis gelebt, den Schmerz um die süße, verlorene Vergangenheit tief in seine Brust schließend. Die Welt der Ideale war hinter ihm in Trümmer gesunken, sein schönster Blüthentraum zerstört und mit bitterm Hohnlächeln warf er sich in das regste Geschäftsleben, um zu vergessen und sich selbst und seinen Schmerz zu tödten. Bald war er einer der renommirtesten Advokaten der Residenz. Er war reich und angesehen, aber das düstere Lächeln spielte noch immer um seine Lippen, zwischen den Augenbrauen drängte sich des Schmerzes und der Sorge Linie nur noch tiefer und dichter um die bleiche Stirn. Auch über sein räthselhaftes Schweigen fand ich in folgender Stelle Aufschluß. „Der Freund hat geschrieben — Armer Träumer — an Todte schreibt man nicht und ich bin todt, jede Faser meines Herzens ist gestorben, oder wäre ich noch derselbe, dem einst das Glück lächelte, der mit trunknem Auge in die Sonne sah? nein, nein. Ich habe mir mit meinem Herzblut Vergessenheit errungen, Du darfst sie mir nicht rauben, ich muß Deinen Brief vernichten, noch ehe ich ihn gelesen."

Aber aus dieser mühsam erzwungenen Ruhe riß ihn plötzlich ein Ereigniß, das das Wrack seines Lebens hoch empor in das Reich neuer Hoffnungen schnellte. Er erhielt die Nachricht, daß sein Client, der prozeßlustige Graf, gestorben, und daß sein Sohn, von so manchen Handlungen seines Vaters unangenehm berührt, dort ausgleichen wollte, wo Pflicht und Ehre es erforderten. Er reiste augenblicklich hin. Der wahrhaft edlen Seele des jungen Grafen genügten wenige Andeutungen, um ihn zu überzeugen, daß auch im Prozesse mit der Wittwe ein moralisches Unrecht liege. Er bat Scharff um seine Vermittelung und offerirte eine solch anständige Summe zur Ausgleichung, daß dieser beglückt abreiste, um sofort die

Digitized by Google

Freudenpost zu verkünden. In dieser Nachricht lag ja auch Versöhnung, er wollte noch einmal mit beredten, begeisterten Worten sein Glück in die Hände der Mutter legen, sie konnte es ihm jetzt, wo er das ihre bauen geholfen, nicht versagen. Er gönnte sich nirgends Rast und wie ein Träumender langte er an seinem Ziele an. Wie war der Sargdeckel seiner Liebe plötzlich gehoben und eine reiche Blüthenwelt knospete ihm berauschend entgegen, doch nur auf einen einzigen, beseligenden Moment, und er schlug nur noch heftiger zu, um ihn selbst in der Nacht der Verzweiflung zu begraben.

Der Zufall wollte es, daß er gerade an dem Tage eintraf, der ihm die Geliebte für immer entreißen sollte, und bei dieser Nachricht seiner Sinne kaum mächtig, stürzte er in die Kirche. Das plötzliche Zertrümmern all seiner Träume vermochte sein ohnehin verdüstertes Gemüth nicht zu ertragen, ein einziger, ihm fürchterlich durch die Seele zuckender Blitz und seine Vernunft war gebrochen, vernichtet, die Flammen des Irrsinns umgaukelten sein Haupt. Ironie des Schicksals, das tückisch dann uns des Glückes Zauberhorn hinzuwerfen, uns mit seinen reichsten Gaben zu überschütten sucht, wenn die Brust hohl und leer, mit dumpfer Gleichgiltigkeit es nicht mehr zu fassen vermag. Das von dem Freunde errungene Gut fiel diesem Alltagsmenschen, dem jungen Ehemann, in den Schooß, und als das Geld ausgepackt worden, war er wie aus den Wolken gefallen, daß er ein so gutes Geschäft gemacht und das arme Mädchen sich so plötzlich in eine reiche Dame verwandelt. Er hatte nicht Sorge um die Schmerzen und die bleichen Wangen seiner jungen Frau, er zürnte nicht über ihre Trauer und ließ sie gewähren, denn das Zählen und Unterbringen des Geldes nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Und die Alte? sie war jetzt reich, sie hatte ihren Mammon wieder, aber an ihrem Herzen nagte doch der Gramesgedanke, daß sie mit ihrem Starrsinn ihr Kind unglücklich gemacht, denn sie trug dennoch bei aller Härte eine unendliche Liebe für Herminen in der Brust und suchte mit der zartesten Sorgfalt Alles hervor, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Vergebens, was in der Seele dieser Unglücklichen vorging, konnte Niemand ahnen, auf ihrem Antlitz lag eine Marmorkälte, um ihre Lippen spielte ein bitterer Hohn, sie hatte die Tiefen des Schmerzes durchkostet und schreckte vor dem Drohendsten nicht mehr zurück. In ihrem Auge aber lag ein unergründlich bodenloses Weh. Sie fühlte jetzt die nagende Qual, daß sie sich willenlos dem Geschick überliefert und daß dadurch der Geliebte ihrer Seele gerade da scheitern mußte, wo er sich am ersehnten Ziele glaubte.

Vergebens suchte ich ihren Geist aufzurichten, sie zu trösten, ihr neuen Lebensmuth einzuflößen; sie blickte mich mit glanzlosen, starren Augen an und erwiederte mit mattem Lächeln: „Ich habe keine Hoffnung — keine, nicht einmal die auf den Tod, das Räderwerk aus meiner Lebensuhr ist herausgenommen und kein Gedanke, nur eine tonlose Leere ist darin, selbst zum Sterbenwollen fehlt mir die Kraft." Der einzige, bittere Trost war ihr, die dunkeln Fäden zu verfolgen, an denen sich ihr finsteres Geschick abgewickelt. Der Mutter Starrsinn — ihre Schwäche, des Freundes Vergessenwollen, das Alles hatte in tückischer Laune die Dissonanzen gerade da am grellsten hervorgerufen, wo sie sich zu Harmonien zu ringen versucht. Seelenschmerzen tödten nicht, sie wühlen sich nur geräuschlos ein dumpfes Grab. In immer stärkern Wellen umspielten des Todes Elemente ihre zertretene Brust, bis sie sie still hinabgezogen in ihr dunkeles, feuchtes Reich.

Kaum ein Jahr nach dem unglücklichen Trauungstage, und sie lag, des Erdenkampfes müde, auf der Bahre. Die Mutter rang verzweifelt die Hände, sie war mitten in ihrem Reichthum ärmer als je, denn man sargte es ein, ihr theures, durch ihre Schuld um alles Erdenglück betrogenes Kind. Sie lag so still, so selig verklärt dort, als hätte sie Frieden jetzt gefunden, nur um ihre bleichen Lippen spielte etwas, als sagten sie: „Der Theure hatte Recht, — das Schicksal gönnt uns kein Glück!" Ich besuchte den unglücklichen Freund, um ihn vielleicht durch die Nachricht von Herminens Tode wach zu rütteln. „Aha!" meinte er mit trübsinnig

Digitized by Google

schlauem Lächeln, auch Dein Geschoß trifft nicht mehr. Ich habe mich als Mann der Themis mit dreifachem Erz umgürtet, die Kugeln des Schicksals sind nur Seifenblasen, sie zerplatzen alle an meinem Panzer; die Welt wäre glücklich, verrieth ich ihr mein Mittel, aber nein, tödtet sie Alle, ich allein will leben!“ und er hüllte sich mit Lachen in seine Decke; ich mußte scheiden — die Thür schlug hinter mir zu — ich war allein! —

Von München nach Hohenschwangau.

Der Starnberger See.

(Fortsetzung.)

Wer von dem einförmigen Hochplateau Münchens mit seinen ungesunden Möosern an die Ufer des schönen Alpensee's tritt, wird sich aber auch immer fragen, warum die bayerischen Fürsten schon in früheste Zeiten in München und nicht in Starnberg ihre Residenz nahmen. Denn wahrlich, Zürich und Luzern hätten an Naturschönheiten ihre Hauptstadt dann nicht sehr überragt. Zwar hatte der kunstliebhabende Herzog Albrecht der Fünfte, dessen Hofcapelle von Orlando di Lasso, dem berühmten Tondichter, dirigirt wurde, sich hier eine Burg bauen lassen, und in romantischer Belustigungssucht den See mit einer Flotte kleiner Schiffchen bevölkert, die bisweilen mit Bauern bemannt wurden und dann zum Festspiel das kleine Meer durchkreuzten. Allein die kostspielige Unterhaltung der Fahrzeuge ließ das seltsame Unternehmen bald dem Untergange anheim fallen. Seit jener Zeit des sechszehnten Jahrhunderts verlor Starnberg immer mehr an Leben, und erst seit die Ueberculturr unseres Zeitalters sich aus dem Kohlendampf der Städte wieder nach den Schönheiten der Natur sehnt, blüht der Ort von Neuem auf. Besonders da die Eisenbahn jetzt in einer Stunde von München bis an den See fährt, sucht Jeder, der die Möglichkeit nicht hat, sich ein Sommerhaus an dem Ufer zu erbauen und einige Monate der schönen Jahreszeit da zu verbringen, wenigstens tageweis die herrliche Luft des See's und seine Bäder zu genießen. Besonders benutzt die Beamtenwelt diese Gelegenheit, von den Anstrengungen des Bureaus sich hier zu erholen, und an vielen Tagen ist der Zudrang so groß, daß man in einer Vorstadt Münchens zu sein glaubt. Auch nehmen die Neubauten stets zu, und bald wird Starnberg zu einem hübschen Städtchen umgeschaffen sein.

Das Dampfschiff, welches täglich zweimal den See durchschneidet, ließ mir noch einige Zeit, ehe es abfuhr; so nahm ich meinen Weg rechts an den niedlichen neuen Häusern, im Gebirgsstyle aufgeführt, vorüber den Hügel hinauf, dessen Gipfel die weithinschimmernde Villa des Prinzen Karl krönt. Während ich gemächlich bergan stieg und mich oftmals umwendete, um das schöne Panorama mir immer wieder vor das entzückte Auge zu führen, eilte ein schlankes Mädchen von etwa fünfzehn Jahren noch in der Morgentoilette hastigen Schrittes an mir vorüber. Sie trug ein blaues Heft und ein Buch unter dem Arm und wurde oben von einer Dame erwartet, die sie mit Zanken empfing, weil sie so spät komme. Als ich auch oben angekommen war, und mir nun die ganze Fläche des See's überschaute, aus dessen Tiefe die Morgensonne wiederglänzte, während seine Oberfläche, an manchen Stellen spiegelglatt, die waldigen Höhen und Landhäuser seiner Umgebung wiedergab, an manchen Stellen leis schauerte von dem kühlenden Morgenwind, der von den Alpen herstrich, da hörte ich auf einmal laute Töne, als wenn Jemand in meiner Nähe Sprech- oder Declamationsübungen vornähme. Ich trat näher, und bemerkte bald meine junge Begleiterin, welche, das Buch in der Hand, sich auf eine Rasenbank gestellt hatte und bei ihrem Vortrage leidenschaftlich gestikulirte, während die Dame, wahrscheinlich ihre Hofmeisterin, ihr gegenüber saß und jede Phrase ausdrucksvoller wiederholte. „Mit ihm allein, einsam am stillen Ort“ — „Trauen Sie ihm nicht, er ist ein böser Mensch“ — „O könnte ich doch alle Zauber des Glücks um ihn ergießen“ —

Digitized by Google

so lauteten die Phrasen, welche ich, drei- und viermal von der Schülerin nachgesprochen, bis sie richtig betont waren, verstehen konnte. Ich wollte noch näher treten, aber da müssen sie mich bemerkt haben, hoben ihre Lection auf und spazierten weiter. Mag es nun Kotzebue oder Wieland gewesen sein, aus dem sie an dem heiteren Sommermorgen ihre Erbauungslection schöpften, ich empfand ein herzliches Mitleid mit dem armen Mädchen, das in die Hände einer solchen theatralischen Gouvernante gefallen war, welche, von allem Andern abgesehen, auch für das Vorlesen ihrer Schülerin die Affectirtheit mühsam einübte, und doch was ist schöner, als wenn das eigene innere Gefühl, die Theilnahme an dem Gegenstand in unbewußter Natürlichkeit bei dem Lesenden sich ausspricht, dagegen was ist unausstehlicher, als eine affectirte Vorleserin, die, weil sie überall nach dem rechten Tone hascht, immer nur den falschen trifft.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Nach dem so eben in Leipzig erschienenen „homöopathischen Führer für Deutschland und das gesammte Ausland" von Dr. Meyer gibt es jetzt in Deutschland, einschließlich Oesterreichs, 566 homöopathische Aerzte, darunter 471 Doctoren und 5 homöopath. Universitäts-Docenten (2 Prag, 2 München, 1 Wien). Am verbreitetsten ist die Homöopathie in Oesterreich. England hat 243, Frankreich 399 (Paris 110), Spanien 94, Belgien 26, Italien 141, Rußland 67, Amerika, so viel bekannt, 1612 hom. Aerzte.

Kunstnotiz.

Adele Ristori, die berühmte italienische Schauspielerin, gibt nächsten Montag und Mittwoch mit ihrer italienischen Gesellschaft zwei Gastdarstellungen auf der Mannheimer Hofbühne. Während man die Italiener früher nur als Sänger kannte, erregte es nicht ungewöhnliches Staunen, als eine Italienerin, Adele Ristori, in Paris, wo sie vor 5 Jahren zum ersten Mal im Ausland auftrat, sich als eine Schauspielerin zeigte, die den ersten französischen Darstellerinnen nicht nachstand. Seitdem hat sie ihren Triumphzug durch fast alle Länder gemacht, und überall wurde sie für eine der größten dramatischen Künstlerinnen unseres Jahrhunderts erklärt. Zu ihren vorzüglichsten, am meisten bewunderten Rollen gehören, der K. Z. zufolge, Medea und Maria Stuart. Der schroffe Gegensatz dieser beiden Charaktere — Medea, das dämonische Weib der altgriechischen Mythe, das sich in Haß und Rache bis zum Morden verhärtet, und Maria, das Bild der Weiblichkeit mit allen ihren Reizen und Schwächen, mit dem Herzen voll Liebe und christlicher Demuth — ist ganz besonders geeignet, das Genie zu zeigen. Möge sich Niemand durch Unbekanntschaft mit der italienischen Sprache abhalten lassen, ihre Vorstellungen zu besuchen, da ihr Spiel so wunderbar deutlich alle Vorgänge in der Seele wiedergibt, daß man das Verständniß der Sprache kaum vermißt. In Maria Stuart kommt dem Zuschauer vollends zu Statten, daß es Schillers Tragödie ist, welche in der Uebersetzung von A. Maffei gegeben wird. Unsern Schiller kennen wir ja auswendig: wer sollte da nicht fast jedes Wort verstehen? — Die ungeheure Wirkung des Schlusses dieser Scene zu schildern, die überwältigende, niederschmetternde Majestät in den Worten: „Regierte Recht, so läget Ihr vor mir Im Staube jetzt, denn ich bin Euer König!" — das ist unmöglich, das muß man sehen, um zu erkennen, daß die dramatische Poesie, so dargestellt, einen Zauber auf den Menschen ausübt, den keine andere Kunst auf der Welt hervorzubringen im Stande ist.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste sieht man nur bei Winterzeit;
Das Zweite zeiget eine Lustbarkeit;
Das Ganze dient zur Lust den Knaben,
Wenn sie genug vom Ersten haben.

Essingen. G. J.

Auflösung der Charade in № 61:
Wolfstein.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Mittwoch 8. August 1860.

Das Oberammergauer Passionsspiel *).

Um einen Tag vor dem Spiel in Oberammergau zu sein und auf dem Weg leichteres Fort- und Unterkommen zu finden, brachen wir früher auf als nöthig gewesen wäre; aber schon das Dampfschiff auf dem Starnberger See war mit Reisenden nach demselben Ziel gefüllt, und nur durch Mühe, Glück und Schnelligkeit gelang es, wenigstens für die Frauen Postscheine nach Murnau zu erobern. Mehr und mehr belebte sich die Straße, als wir am frühen, klaren Morgen der Zugspitze entgegen, dann den Ettaler Berg hinan, das anmuthige Ammerthal hinabwanderten; betende Landleute im Aufzug der Wallfahrer zur Ettaler Kirche kamen uns entgegen Das gastliche Haus eines Malers der Bildschnitzereien nahm uns auf. Werktägliche Geschäftigkeit und feiertägliche Stimmung herrschte im Dorf. Am Nachmittag, am Abend schwoll der Menschenstrom von allen Seiten so mächtig heran, daß bald keine Billette mehr zu haben waren und die Wiederholung des Spiels auf den nächstfolgenden Tag verkündigt wurde.

Das Theater ist von außen mit einem Brettergerüst umgränzt; der größte Theil des Zuschauerraums ist offen, auf einer schiefen Ebene reiht sich Bank an Bank für 4—5000 Menschen; dann folgen mit einem Zeltdach überspannte Logen, eine breitere in der Mitte, zwei schmälere an der Seite. Wir nahmen bei zweifelhaftem Wetter zwischen 6 und 7 Uhr den mittleren Platz ein und schauten auf die dichtgedrängte Menge herab, die bereits ihre Sitze besetzt hatte; der ganze Raum war bald mit mehr als 6000 Menschen angefüllt. Uns gerade gegenüber erhob sich ein giebelgekrönter Bau, an dem rechts und links schmale Häuser mit Balkonen sich anschlossen; darauf folgten rechts und links Thorbogen, durch welche man die Decoration einer Straße sah, die sich auch an den beiden Endseiten noch vorschob, so daß ein freier Raum von etwa 20 Fuß Tiefe sich über die ganze Breite zog. Das Giebelgebäude der Mitte war gleichfalls wie eine Straße bemalt, aber die bemalte Wand ward später als Vorhang in die Höhe gezogen, und man sah dann auf die eigentliche Bühne, den einzigen bedeckten Raum, der gewöhnlich das Innere eines Saales, des Tempels u. s. w. vorstellte; hier wurden auch die lebenden Bilder hergerichtet, während der Chor sich auf der breiten Vorderbühne entfaltete, und dieselbe überhaupt als der freie Platz einer Stadt, in den mehrere Straßen münden, auch für alle Volksscenen diente; die beiden schmalen Balkonhäuser ergaben sich als das des Pilatus und des Kaiphas, die von dort aus mit dem unten versammelten Volk verhandelten. Ueber dem Ganzen erhebt sich Wiese, Wald, Felsgebirge und der freie Himmel. Diese Einrichtung, wie sie sowohl an die Bühne des Sophokles wie des Shakspeare gemahnte, hat für das Stück so viel passendes und eigenthümliches, daß man die sinnreiche Herstellung nur bewundern konnte, etwas ähnliches für große historische Schauspiele wünschen mußte.

Um 8 Uhr erdröhnten die Böller, begann die Ouverture, und zogen von rechts und links je sieben Männer, Jungfrauen und Knaben heran, und stellten sich in einem Bogen orgelpfeifenartig nach der Größe auf, gleichmäßig in lange wallende Gewänder gekleidet. Diese vierzehn Personen bilden den Chor. Er sang eine Ermahnung zur

*) Aus der Allg. Ztg.

Digitized by Google

zur Buße, zur Anerkennung der göttlichen Gnade, dann theilte er sich, daß die Mittelbühne frei ward, der Vorhang erhob sich und man sah als lebende Bilder den Sündenfall und das Opfer des gehorsamen Abraham auf Moria. Der Vorhang fiel, und der Chor forderte nun das Volk auf, den Heiland auf seinem Gang zum Versöhnungstode zu begleiten. Er verschwand hinter den Coulissen, und von fern ertönte Gesang, und man sah durch die gleichfalls als Straße decorirte Mittelbühne einen Volkszug schreiten, die linke Seitenstraße erreichen, und durch dieselbe auf die breite offene Vorbühne kommen; unter dem singenden, palmtragenden, Teppiche ausbreitenden Volk ritt Christus; er stieg ab und sprach einige Worte der Belehrung. Der Vorhang der Mittelbühne war unvermerkt gefallen; wie die Menge sich verlaufen hatte, hob er sich wieder, Christus wandte sich um, und wir sahen in den Vorhof des Tempels, wo die Taubenkrämer und Wechsler ihr Unwesen trieben; er stürzte ihre Tische um, die Tauben flatterten davon, die Krämer, die Schriftgelehrten eiferten gegen ihn, Männer aus dem Volk erklärten sich für ihn, endlich vertrieb er die Tempelschänder und nahm Abschied von dem Volk.

So war nicht bloß die Handlung trefflich eingeleitet, das Auftreten des Chors, seine ceremonielle Feierlichkeit, der Inhalt seines Gesanges hatte zugleich die Darstellung als etwas Gottesdienstliches (daher im Mittelalter mysterium und ministerium, Dienst, Amt) bezeichnet; wir sahen den Zusammenhang des Drama's und der religiösen Festfeier wie in Athen vor Augen, und hatten eine bewegte Volksscene durchlebt, wie sie kein Residenztheater zu Stande bringt; kein Mitwirkender war Statist, alle waren von der Sache erfüllt. Es folgten noch 16 „Vorstellungen" oder Scenen nach dem Typus dieser ersten. Stets eröffnet der Chor mit wechselndem Recitativ des Chorführers und gemeinsamem Gesang, stets gaben lebende Bilder, bald eines, bald mehrere, eine Parallele aus dem alten Testament für die kommende Handlung, und dann folgte diese selbst.

Zunächst hielt der hohe Rath seine Sitzung, die Anklage gegen Christus, die Plane gegen ihn traten in energischen Wechselreden hervor. Dann die Salbung Christi zu Bethanien und der Abschied von seiner Mutter. Dann die Einleitung zu dem Judasverrath. Judas beginnt am Meister zu zweifeln, der das Reich immer noch nicht aufrichte; er zürnt der verschwendeten Salbe bei der Leere des Beutels, den er für die Jünger führt. Da kommt einer der Wechsler, macht ihn auf die Gefahr aufmerksam, in die der Meister durch seinen Eingriff in den Tempel sich und die Jünger versetzt, und verheißt dem Judas nicht bloß Sicherheit, sondern reichlichen Lohn, wenn er angebe, wo Jesus des Nachts sich aufhalte; Judas verspricht dieß und entwickelt in einem Selbstgespräch, wie nun sein Weizen blühe. Sei es mit dem neuen Messiasreich nichts, so erlange er Geld und Gunst des hohen Raths; siege aber Jesus im anhebenden Kampf, dann werde er dem gerne verzeihen, der endlich das Zeichen dazu gegeben habe. Das lebende Bild des Mannasammelns in der Wüste leitet die Einsetzung des Abendmahls ein. Judas scheidet nach derselben und vollzieht den Verrath. Jesus ringt im Gebet am Oelberg, wird gefangen genommen und hinweggeführt. Es kommen die Anklage, die Verhöre, das Herumführen von Kaiphas zu Pilatus, zu Herodes, wieder zu Pilatus; dazwischen die Verspottungen und Dornenkrönung, dann die Reue des Judas, die Verleugnung und Reue des Petrus. Wie ergreifend kam da die Verlassenheit des Dulders und seine stille Größe im Leid zur Anschauung, ebenso die Unrechtmäßigkeit des Gerichts, dessen Vollstreckung einer dem andern zuschieben wollte, ebenso die ganze Lage der Dinge, Christi früheres Leben und Wirken, der Unterschied des römischen und jüdischen Standpunktes ihm gegenüber! Pilatus kann keine Schuld am Heiland finden, Herodes will sich von ihm durch Wunderkünste unterhalten lassen, und als Christus schweigt, erklärt er ihn für zu einfältig, als daß er gefährlich sein könne. Die Verleitung des Volkes, daß es Barrabas losbitte, der Contrast desselben mit Christus war äußerst wirksam.

Es folgte die Kreuztragung. Der Chor erschien statt bunter Gewänder in Trauer-

Digitized by Google

mänteln, und erhob wehmüthig Klage und Mahnung in seinem Gesang. Wir hörten das Klopfen der Hämmer bei seinen Worten von dem Beben des Herzens, wenn die Nägel durch Arm und Fuß des Erlösers getrieben wurden. Der Vorhang ging auf. Die beiden Schächer hingen schon am Kreuz, die Arme über die Querbalken zurückgebogen; Christus lag noch auf seinem Kreuz, es ward eben aufgerichtet mit ihm. Maria und Johannes traten neben das Kreuz, Magdalena mit aufgelöstem Haar umschlingt es knieend; was wir so oft gemalt gesehen, steht mit erschütternder Lebendigkeit vor uns.

Rasch bewegen sich die Scenen auf Golgatha vorüber; mit rührender Innigkeit klingen durch sie die sieben Worte hindurch, die der Heiland vom Kreuze spricht, bis er verscheidend das Haupt neigt! Das Loos wird über seinen Rock geworfen, die Berührung der Lanze färbt seine Seite roth. Lautlos, schonend, zart, mittelst eines weißen Leichentuchs, ähnlich wie auf dem Gemälde von Rubens, wird er vom Kreuz genommen und der weinenden Mutter in den Schooß gelegt. Es folgt das Begräbniß; es folgt die Auferstehung; mit der Siegesfahne, in der Glorie schreitet der Heiland aus dem Grabe durch die Wächter; ein Schlußbild unter den Triumphgesängen des Chors zeigt ihn im Himmel, unter den Heiligen des alten und neuen Bundes thronend, wie auf Raphaels Disputa.

Staunend gewahrten wir erst jetzt, daß das Spiel länger als sieben Stunden ununterbrochen gedauert. Mit innigster Theilnahme war ihm das Volk, waren ihm die höher Gebildeten gefolgt; erschüttert und erhoben gingen sie von dannen.

(Schluß folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

I.

Der Starnberger See.

(Fortsetzung.)

Die Glocke des Dampfschiffs läutete zum zweitenmale, es war Zeit, hinabzusteigen. Die Anzahl der Passagiere war nicht groß, und als nach dem dritten Geläute sich Niemand mehr einfinden wollte, durchschnitten wir bald in rascher Fahrt die Wellen. Das Schiff wandte sich nach dem östlichen Ufer. An Berg vorüber, wo ein königliches Schloß mit Park sich über die niedlichen Bauernhäuschen erhebt, gelangten wir nach Leoni, einem Gasthofe, den ein Münchener Hofschauspieler einst auf diesem Ufervorsprunge gründete. Man hat da bei der Nähe des Wassers zugleich einen schönen Blick auf Starnberg, das sich staffelförmig gegenüber erhebt, die ganze Reihe der Landhäuser des westlichen Ufers, Possenhofen und die Insel Wörth fügen sich daran, dazu bietet sich noch eine weite Fläche des See's mit seinen gegenüberliegenden Buchten in angenehmer Umfassung dar. Es hatte sich unterdessen eine kleine Gesellschaft von Herren zusammen gefunden, wir stellten unsere Stühle in einen Kreis und führten bei brennender Cigarre eine gemächliche Unterhaltung. Neben uns saß ein Bauer noch ganz in der Tracht des Gebirges. Er trug den grünen Jägerhut mit den Auerhahnfedern, das sammtne Wamms, die rothe Weste reich mit den silbernen Knöpfen der „Zwanziger" versehen, und die ledernen Beinkleider, aus deren Seitentasche die silbernen Griffe des Messers und der Gabel hervorschauten. An dem Knie stach auf eine Spannweite die braune, sonnverbrannte Haut hervor, und ebenso waren die Knöchel entblößt. Nur die Waden bedeckte ein kurzer, farbiger Strumpf. Einer aus der Gesellschaft wies uns auf die kräftige Gestalt hin, aus deren Gesicht bei aller Gutmüthigkeit dennoch ein Zug von kühnem Muth und Verwegenheit leuchtete, welchen der martialische Schnurrbart noch erhöhte. „Das ist doch noch ein ächter Kern alter deutscher Gebirgsnatur, den wir in unserem oberbayerischen Volke besitzen, sagte er, und wir können stolz auf ihn sein. Da gehe man nach der Schweiz, nach Tyrol und suche nach einem Völkchen, bei dem man noch so viel Kraft und Biederkeit findet, als hier zwischen den Alpenthälern des Inn- und Donaugebiets?" „Ich kann Ihnen darin nicht Unrecht geben", versetzte ein noch junger, hochgewachsener Mann, dessen anziehende Gesichtszüge von einem

Digitized by Google

Auge voll Feuer und geistverrathender Lebendigkeit beseelt waren, „ich habe diese Erfahrung noch im vorigen Sommer von Neuem in der Schweiz gemacht. Man kann dort fast keinen Schritt mehr thun, ohne angebettelt zu werden, und besonders an den Punkten, welche von den Reisenden meistens besucht werden, läßt man kein Mittel und keine Kniffe unversäumt, dem Fremden das Geld aus der Tasche zu locken. Ganz wohlgekleidete Bauern drängen sich als Führer und Gepäckträger auf, verleugnen dabei ihre Mundart, sprechen hochdeutsch oder gar französisch; von jenem idyllischen Alpenleben, wie man es noch in manchen alten Reisebeschreibungen liest, ist nur wenig mehr zu finden, und wenn Einer den Kuhreihen bläst, während man vorüber geht, so thut er's nur, um gleich darauf die Hand aufzuhalten. Wo man um eine Ecke biegt, oder in eine Umzäunung eintritt, da hat sich irgend ein verstellter Lahmer oder Blinder postirt, oder ein Junge schlägt purzelbaum über den Weg und hält sodann die Mütze hin. Bezeichnend mag es auch sein, daß, als ich einmal einen Knaben frug, ob ich den Weg rechts oder links einschlagen sollte, er mir zur Antwort gab: „Was geben Sie mir, dann will ich's Ihnen zeigen." Und als ich ihm erwiederte: „Nichts bekommst Du", sagte er: „dann zeige ich's Ihnen auch nicht" und ging trocken weiter. Allein wenn der Schweizer nun auch innerlich sich so verändert hat, als er äußerlich sich geldgierig und charakterlos beweist, so kann man die Schuld davon doch nur einzig auf die Fremden schieben, welche alljährlich zu Tausenden heranströmen, um die Wunder seiner Alpen anzustaunen. Es mag den Schweizern des Berner Oberlandes und der Umgebungen des Rigi gehen, wie den Bürgern einer Stadt, nach deren neuentdeckten Heilquellen Hilfe suchende Kranke wallfahrten. Der Reichthum und die Genußsucht steigt, aber die innere Kraft und der innere Friede schwindet mit den äußeren Gütern." „Gewiß", fuhr ein Anderer fort, „haben's die oberbayerischen Gebirgsbewohner auch nur der glücklichen Abgeschiedenheit zu danken, in welcher sie bisher gelebt haben, daß sie die alte Einfachheit und Naivetät ihrer Sitten so treu bewahren konnten, und sollten wir in Jahrzehnten wieder einmal diesen Gegenstand zur Besprechung haben, wir würden dann auch für diese Gegend sicher kein so günstiges Urtheil mehr fällen können."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(New-Yorker Zustände.) Hicks, ein berüchtigter Mörder und Seeräuber, ist vor 14 Tagen in New-York gehenkt worden. Die Procedur war sehr eigenthümlich. Nachdem er den Mord, um dessenwillen er zum Tode verurtheilt worden war, und noch ein Dutzend anderer, bisher ungerächter Mordthaten eingestanden hatte, dictirte er seine schauderhafte Lebensgeschichte einem Journalisten in die Feder und wies das Honorar seinen Angehörigen an. Dann kleidete er sich zu seinem letzten Gange in ein phantastisches Seemannsgewand, als ging's zum Maskenball, und übergab sich dem Henker. Hinrichtungen sind in New-York der Regel nach halb geheim, dießmal aber gestatteten die Behörden „dem Publikum zu Liebe" eine Ausnahme. Der Richtplatz ward auf eine nahe an der Stadt gelegene Insel, wo Hicks seine letzte Mordthat verübt hatte, verlegt. Dorthin fuhr der Verurtheilte mit den Richtern und dem Henker und dem Galgen und etwa 500 speciell Geladenen. Die Gesellschaft aß, trank und scherzte, als befände sie sich auf einer Lustfahrt, und um den Ausflug recht angenehm zu machen, fuhr der Dampfer nicht etwa gerade nach der Insel, sondern schwenkte auf dem Wege noch ein gut Stück ab, um nahe am „Great Eastern" vorbeizukommen. Dann erst wurde auf die kleine Insel losgesteuert, die von flaggenden Booten umgeben war. Hicks starb inmitten von mindestens 10,000 Zuschauern, und die Freunde des Mayors votirten eine Dankadresse an diesen „dafür, daß er so freundlich war, sie zu dem Schauspiel zu laden." —

Auflösung der Charade in № 62:
Schneeball.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grik.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Samstag 11. August 1860.

Das Oberammergauer Passionsspiel.

(Schluß.)

Nach dem Schlusse des Schauspiels war die zusammengeströmte Menge rasch nach allen Seiten auseinander gesluthet. Viele der ferner Gekommenen fanden sich auf dem Starnberger See, auf dem Verdeck des Dampfschiffs am andern Morgen wieder. Man tauschte Eindrücke und Betrachtungen. Ich hörte keinen Unbefriedigten. Und wie sprach schon für das Ganze die Länge der Zeit, die wir vor der Bühne unter vorüberziehenden Regenschauern ausgeharrt! Das war freilich durch die frische Bergluft erleichtert, wohl mochten wir aber darin mit einem der Geistlichen vor allem die Macht der religiösen Ideen erkennen. Und in der That, daß das Christenthum nicht sowohl Doctrin als Leben, daß es Geschichte ist — wie energisch war uns das vor die Seele getreten! Wie groß, wie rührend hatte sich das rein Menschliche im Leben und Leiden des Heilandes unmittelbar vor uns entfaltet, und war uns aufgegangen in seiner innigen Schönheit! Einer der Unterredner war bedenklich: ob das nicht für die Halbgebildeten nachtheilig sein könne, daß ihnen das Heilige so menschlich nahe gebracht worden; wir verwiesen auf das Volk, das dem Schauspiel mit Andacht wie einem Gottesdienste beiwohnte.

Von gewöhnlichen Schauspielern, die vorher und nachher triviale, ja frivole Dinge darstellen, möchte auch ich die evangelische Geschichte nicht gespielt sehen. Aber wie anders ist es hier! Im Jahr 1633 hat die Gemeinde, von einer Pest schwer heimgesucht, es als Gelübde auf sich genommen, das Leiden des Herrn alle zehn Jahre darzustellen. Das mittelalterliche Passionsspiel hat sich auf diese Art von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und in fortbildender Ueberlieferung ist das Ganze zu seiner jetzigen Gestalt erwachsen, die ihm 1810 ein Benedictiner Ottmar Weiß gegeben. Nur wenige Kürzungen, nur wenige Zusätze dürften am Ort sein. Einige lebende Bilder sind zu gesucht; das gilt aber nicht vom Propheten Jonas, der vor dem Rachen des Wallfisches steht, letzterer als Decoration im stürmischen Meer gemalt; der Anstoß, den hier Devrient nahm, entledigt sich dadurch, daß schon das Evangelium die Beziehung auf Christi Auferstehung aus dem Grabe gibt.

Die Ammergauer sind durch die Lage des Orts, da weder Ackerbau noch Viehzucht die Gemeinde nährt, zur Bildschnitzerei geführt worden; das gibt ihnen einen Zusammenhang mit der Kunst. Der Darsteller des Christus ist gewöhnlich ein Mann, der den Gekreuzigten oft in Holz geschnitten, der sich in das Bild desselben hineingelebt. Die Gemeinde erwählt ihn nach Gestalt, Gesichtszügen, Begabung und Unbescholtenheit des Lebens; dießmal verstand er auch gut zu sprechen, nur in den Reden war er etwas predigerhaft. Mit Recht legt ihm der Text fast nur solche Worte in den Mund, die von ihm in der Bibel überliefert sind. Seine ganze Erscheinung war voll Würde und Milde; die Darstellung des Leidens war wie ein Bild von Fiesole. Wer denkt bei einem solchen an kleine Verzeichnungen? Die Innigkeit der Empfindung, die Hingebung der Seele, die es durchdringt, übt einen viel höheren Zauber auf das Gemüth, als alle akademische Regelrichtigkeit. Jede Bewegung war edel, Haltung und Miene ausdrucksvoll in Gottergebenheit und Seelenfrieden. Wir gedachten des Ausspruchs von Devrient: daß ihm die Versündigung

Digitized by Google

der Menschheit gegen ihr Ideal niemals durch Wort und Bild zu so erschütternder Anschauung gebracht worden, als in dieser Dorftragödie. Großartig und rührend zugleich war besonders die Kreuzigung. Sie war dadurch ermöglicht, daß unter den Füßen, daß unter dem Zusammenschluß der Beine und unter den Achseln unmerkliche Stützen angebracht waren und in den geschlossenen Händen haltende Bänder, und daß das Kreuz nicht ganz senkrecht, sondern nach hinten etwas geneigt steht. Bei der Kreuzabnahme wurden die vorspringenden Klötzchen von der Rückseite her zurückgezogen. Doch bleibt es anstrengend genug, länger als eine Viertelstunde mit ausgespannten Armen in der Höhe zu schweben, und die Erschöpfung des Gekreuzigten spielte sich von selbst.

Neben dem Darsteller Christi ragte der des Judas hervor; er war ein tüchtiger Charakterspieler. Aber gewiß hat keiner von allen seine Rolle als etwas neues geschaffen. Was vor Jahren einem oder dem andern besonders gelungen ist, das hält man fest, das will das Volk wieder so sehen. Die ganze Gemeinde nimmt an dem Spiel Antheil, Kinder, Jünglinge, Frauen und Männer; die Musiker, die Darsteller der lebenden Bilder eingerechnet, kommen gegen 600 Personen zur Verwendung. Schon jetzt mögen die künftigen Darsteller der Hauptrollen sich auf dieselben vorbereiten. In den Zwischenjahren wird das Talent durch Aufführung von Ritterstücken, oder von Scenen aus der Bibel geweckt und geübt. Wir sehen auch hier vor Augen, wie die volksthümliche Kunst nicht die Erfindung des Einzelnen, sondern ein Werk der Gesammtheit ist, und im Laufe der Jahrhunderte allmählich erwächst. Das Schauspiel ist Gemeindesache, ist eine That des Gemeinsinns. Die Gemeinde gewinnt dadurch den Segen eines idealen Lebensgehalts im irdischen Treiben und Wirken, und die Befürchtung der Nachtheile einer Schauspieldarstellung des Heiligen widerlegt sich auch dadurch, daß der Eindruck, den die Oberammergauer auf den Fremden machen, vielmehr der einer edleren Gesittung ist.

Nur Ammerganer wirken mit. Aber jeder will das seine thun, und wäre es auch nur als Zimmerer der Gerüste, als Schneider der Costüme, als Thürsteher. Was die einzelnen Darsteller erhalten — der des Christus 100, des Judas und Pilatus 80 fl., und so herab bis zu 25 fl. für die Gesammtleistung, ist noch kein Ersatz für die durch Vorbereitung und Darstellungen der Tagesarbeit entzogene Zeit. Der Preis der Plätze steigt von 24 kr. bis zu 2 Gulden; der Ueberschuß über die Kosten fließt in die Gemeindekasse, erhält die Gemeindeanstalten, namentlich die Dämme gegen die Ueberschwemmungen. Die Leistungen selbst tragen das Gepräge der Naivetät. Sie erinnern an die Altarschreine, an die Bilder aus dem 15. Jahrhundert; manches Derbe, Eckige, Harte würde einen Anstoß erregen, wenn nicht im Ganzen so viel gesunde Natur, so viel Kraft und Frische der Empfindung läge. Das gilt auch von den lebenden Bildern. Einige zeigen wenige Figuren gut gruppirt, andere sind ohne klare Sonderung und Gliederung massenhaft überladen; aber wie selbst die Kinder drei Minuten lang ihre Stellung festhalten, das ist doch nur durch den Herzensantheil an der Sache möglich. Die Costüme erinnern gleichfalls an die der mittelalterlichen Bilder, und sind etwas grell in der Farbe; mehr Anschluß an die Werke neuerer Künstler und an die Wirklichkeit des orientalischen Alterthums wäre wohlthätig.

Nach dem Oberammergauer Passionsspiel begriff ich, wie die Griechen drei Stücke an einem Tag sehen mochten. Gleich jenen war auch für sie das Theater keine alltägliche Unterhaltung, sondern eine jährliche gottesdienstliche Festfeier. Sodann die vortreffliche Verbindung von Bild, Musik, Wort und Handlung. Jede der vielen Vorstellungen wird von einem Grundgedanken getragen. Der Chorgesang legt die Stimmung desselben dem Gemüthe dar, indem er sich an das Ohr wendet; ein lebendes Bild zeigt ihn auf ansprechende und überraschend sinnvolle Weise dem Auge, und nun kommt das Wort, kommt die Handlung, und entwickelt die Sache vor der Vorstellung; dieses Zusammenwirken der Künste in ihrem Wechsel läßt keine Ermüdung aufkommen, indem es sich nach einander an

Digitized by Google

verschiedene Sinn- und Gemüthskräfte zuwendet, und doch durch die Einheit der Idee jedesmal einen gemeinsamen und harmonischen Totaleindruck macht.

Von München nach Hohenschwangau.

I.

Der Starnberger See.

(Fortsetzung.)

In ähnlicher Weise setzte die Unterhaltung sich noch einige Zeit fort, und wir waren unterdessen bis zur Station Ammerland gelangt, als der schöne junge Mann nach Stock und Reisetasche griff, um sich zum Weggange bereit zu machen. „Wir müssen uns trennen, meine Herren", sagte er, „dort drüben ist meine Wohnung, und hier im Kahn, sehen Sie, erwartet mich schon meine Familie. Ich sah nach dem Ufer. Ein kleiner Nachen löste sich von demselben ab, und schwankte an das Dampfschiff heran. Darin stand eine junge Frau, deren zartes Gesicht die Ränder eines großen Strohhutes fast gänzlich bedeckten, hob ein freundliches Mädchen in die Höhe und frug es kosend: „Wer da, wer da?" Die Kleine erkannte schnell den Papa, streckte die Händchen aus und zappelte vor Freuden. Hinter ihnen stand neben einem jüngeren Schwesterchen ein blonder, rothwangiger Knabe mit einem Ruder in der Hand, schob damit voller Anstrengung die Wellen zurück und rief dann triumphirend zum Verdeck hinauf: „Sieh mal Vater, was ich schon gelernt habe." Als das Dampfschiff darauf anhielt, stieg der Herr aus und bewillkommnete unter Küssen und Liebkosungen seine Familie. Noch lange sah ich, während das Schiff weiter rauschte, der Gruppe zu, wie sie im lebhaften Gespräche den Laubgang hinaufwandelten, bis sie in das Landhaus eintraten, das er als seine Wohnung bezeichnet hatte. Es war ein Gebirgshaus im niedlichsten Style mit weit vorspringendem Dach, dessen Ränder mit Schnitzwerk verziert waren. Die weißen Wände zwischen den grünen Fensterläden waren bunt bemalt und ein Balkon, von Laubgewinden umrankt, wand sich wie eine Veranda um alle Seiten des Hauses. Die prächtig gelegene Wohnung umschloß dann ein Garten mit netten Anlagen von Blumenrundellen und Gemüsebeeten. Die Wege, mit rothem Kies bestreut, führten auf beiden Seiten zu Gartenhäuschen, aus weißen Stäbchen und lebenden Gewinden lustig aufgebaut, und vor denselben wirbelten kleine Fontainen ihre Wellen empor. Welch ein reizendes Glück mag es sein, an diesem herrlichen See einige Sommerwochen in solcher Familie zu verbringen! So sprach ich laut vor mich hin, und während ich, am Geländer des Verdecks lehnend, träumerisch in die Ferne sah, malte ich mir das stille Glück dieser Familie in schimmernden Farben aus. Welch ein Genuß mag es sein, am frühen Morgen sich zu erheben, vom Vogelgesang geweckt; während die Sonne mit ihrem Purpur noch die Wolken färbt, hinauszutreten in die erquickende Morgenluft! Weithin dehnt sich der Wasserspiegel des See's, noch in zarte Dämmerung gehüllt vom Hauch des Nebels, der aus ihr empor steigt. Leis bewegt, schlagen die Wellen an's Ufer und laden zum Bade ein, und während der Schwimmer die Wogen durchschneidet, winken vom jenseitigen Ufer hell beleuchtet freundliche Dörfer herüber, und im Süden schimmert die Pracht des Alpengebirgs, dessen Gipfel noch von Schnee bedeckt im Morgenstrahl glänzend herüber leuchten. Hierauf geht der Vater neugestärkt und neubelebt zum Hause zurück, muntert auch die noch schlummernde Familie zum heiteren Tage auf und steigt dann unter den schattigen Zweigen des Ahorn- und Buchbaums den Fußpfad hinan, welcher vom Garten aus auf einen Hügel führt, der die kleine Mühe mit der herrlichsten Aussicht lohnt. Dort liest er zugleich, nachdem er sich auf eine aus natürlichem Holze künstlich zusammengeflochtene Bank niedergelassen, irgend ein neues philosophisches oder ästhetisches Werk, und ist von dem bedeutenden Gegenstande um so mehr gefesselt, als die Erhabenheit der Natur, welche ihn rings umgibt, unwillkührlich zu ernsten und feierlichen Betrachtungen einladet. Unterdessen bereitet die

Mutter, nachdem die Kleinen zu neuer Fröhlichkeit erwacht sind, das reiche Morgenmahl. Sie öffnet in der vorderen Stube die Fenster, unter denen ein Kanarienvogel zwitschert, damit die kühlende Morgenluft zugleich mit den Sonnenstrahlen den Geruch der Blumen des Gartens hereinführe, und als Alles bereitet, eilen die Kleinen auf dem bekannten Pfade dem Papa entgegen und nöthigen ihn zur Eile, weniger um dadurch das Gebot der Mutter zu erfüllen, als weil die Scheine dabei an sich selbst denken. Unter Beschäftigungen im Garten, unter Studien, welche bisweilen durch den Klang der Zither oder ein Lied mit Klavierbegleitung unterbrochen werden, vergeht der Morgen. Ein heiteres Mahl vereint zu Mittag wieder die Familie, wobei die Kleinen erzählen, was sie Alles am Morgen gelesen und gemalt. Nach Tische, wenn die Pflaumen und Himbeeren des Gartens zur Nachkost gepflückt sind, geht der Vater mit Karl hinab an den See, um ihm die Angel zum Fischen zurecht zu machen, und nach kurzer Zeit bringt der Junge freudestrahlend einen ganzen Teller voll kleiner Fische der Mutter hinauf. Im Verein mit den Bewohnern des benachbarten Landhauses wird dann am schwülen Nachmittag im Schatten der Gartenlaube der Kaffee getrunken. In lebendiger Unterhaltung, wobei Scherz und Witz mit den häuslichen Gesprächen der Damen und mit den ernsten Betrachtungen der Männer abwechseln, fliegt die Zeit rasch vorüber. Die Sonne neigt sich schon gegen den Himmelsrand, als der Kahn noch zu einer Spazierfahrt hergerichtet wird. Im Golde des Abendroths, dessen Feuer das Wasser aus tiefem Grunde wiederstrahlt, gleitet der Kahn über den See, und eben hat der Vollmond sein magisches Licht über Wald und Wasserspiegel ergossen, und schon lassen von allen Seiten leuchtende Fenster ihr kleines Licht über den See blinken, als der Kahn wieder daheim einbuchtet. Dann wiegt bald der klagende Sang der Nachtigall und der ferne Wachtelschlag in sanften Schlummer ein.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein Markt, der nicht in dem Kalender steht und doch zu den merkwürdigsten und interessantesten gehört, ist der „Heirathsmarkt“ von Suwalki in Polen. Derselbe findet zweimal im Jahr statt. Auf diesem Markt stellen sich die heirathslustigen Mädchen in dreifacher Reihe auf. Die jungen und alten Burschen, die Frauen brauchen, suchen und wählen oft lange, denn Wahl bringt Qual, bis endlich jeder die Rechte findet, und wenn er auch der Rechte ist, dann werden sie leicht handelseins; er führt die Braut heim und zwar im Schlitten. Es ist ein tolles Treiben. Wohl an 60 Schlitten fahren, von Brautpaaren besetzt, pfeilschnell durch die Straßen bis gegen Abend, während die Mädchen, die Keiner haben wollte, noch bis nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Markte bleiben und endlich „verstimmt“ nach Hause gehen. Die Männer, die sich auf solche Weise Weiber holen, sind meist Philippener, eine besondere Secte der griechischen Kirche, die Mädchen aber Töchter polnischer Bauern.

Bei dem Hochwasser in Preußisch-Schlesien rangen am 14. Juli in einem Dorfe drei Menschen in den Fluthen mit dem Tode. Wie vom Himmel gesandt, erschien ein Mann und rettete alle drei mit bewunderungswürdiger Kühnheit. Die schlesischen Blätter feierten den Retter als „braven Mann“. Wie es nun nachträglich herauskommt, war der Mann aus der Fremde ein aus dem Zellengefängniß in Stettin vor vier Wochen entsprungener Verbrecher. Man hatte ihn im Orte, wo er das Rettungswerk vollbrachte, mit Geld und Kleidern reichlich beschenkt und ein amtliches Zeugniß ausgestellt. Er zog sogleich die geschenkten frischen Kleider an und verkaufte die alten durchnäßten, vergaß jedoch dabei aus den Taschen mehrere zu Dietrichen umgearbeitete Schlüssel herauszunehmen. Der Fund erregte Verdacht; der Mann wurde angehalten, entschlüpfte aber, fuhr mit der Bahn nach Stettin zurück und überlieferte sich, mit dem Atteste über seine Rettungsthat in der Hand, wieder der Behörde.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 65. Speyer, Mittwoch 15. August 1860.

* Die Nacht vom 11. auf den 12. August.

Eine Vision im Kaiserdom.

„Wie bleich, Freund, wie übernächtig siehst du aus! Hast du geschwärmt, alter Knabe? Wo ward sie gehalten die attische oder italienische Nacht in diesem schauriz kühlen August, dessen Nächte für solche Feste nichts weniger als günstig sind?“

So ließ ich einen meiner Freunde an, der mir, wie fast an jedem Morgen, so auch an dem des 12. August im Domgarten begegnete. Er aber schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Warum nicht gar! Aber recht hast, übernächtig bin ich, wirr und wüste ist mir's im Kopfe, denn ich habe Wunder erlebt in dieser Nacht, seltsame Bilder geschaut.“

Mit fragendem Staunen sah ich ihn an, denn Blick und Rede wollten mich fast gemahnen, als sei es nicht recht just in seinem Kopfe.

„Komm,“ sprach er, „ich will dir erzählen, was ich gesehen und gehört habe,“ und wir gingen einer einsamen Bank zu, ließen uns nieder und er erzählte.

Ich war im Jahre 1843 hier in Speyer, als man so viel redete und schrieb vom tausendjährigen deutschen Reiche. Gestern war wieder der Jahrestag, an dem einst anno 843 der Vertrag von Verdun unterzeichnet und Deutschland als ein besonderes Reich von dem großen Frankenreiche Karls des Großen ausgeschieden worden ist. Ich gedachte der Nacht vom 11. auf den 12. August 1843, in der ich droben in der alten Glockenstube des Domes eine wundersame Vision gehabt, und wie alle Dinge, bei denen Schauer und Gruseln uns überlaufen, doch am meisten Reiz und Anziehungskraft üben, so konnte ich auch in der verwichenen Nacht einem inneren Zuge nach dem Dom hin nicht widerstehen. Ich blieb etwas länger in der Gesellschaft sitzen und statt dann nach Hause zu gehen, lenkte ich oder vielleicht eine andere geheime Gewalt meine Schritte dem Dome zu. Es war todtenstill in dieser Region, nur der Nachtwind zog leise rauschend durch die hohen Platanen und das Gesträuch und trieb einzelne Wolken über die Spitzen der Thürme hin. Ich ging einmal rings um den Dom und als ich nach diesem Umgang in die Nähe des mittleren Portales trat, hob droben in der Kuppel gerade der Hammer aus, um Mitternacht zu verkünden. Dumpf dröhnten die Schläge durch die mitternächtige Stille, aber sonderbar! Dazwischen hinein klangen noch andere seltsame Töne. Gerade über mir hörte ich solche, die wie Waldhornslaute geklungen haben würden, wären sie nicht so schrill und disharmonisch gewesen. Ich schaue am Portal hinauf, und denke dir, der Ferdinand da oben hatte seine Pretzel an den Mund gesetzt, nach Art eines Waldhorns, und blies darauf wie toll in den grellsten, steinerweichenden Tönen. Und horch! alsbald klangen aus der Kaiserhalle heraus die kurzen Stöße eines Hifthorns und dazwischen die Schläge eines Schwertes an einen tönenden Schild. Das mußte von dem Nassauer kommen, der allein Schild und Hifthorn trägt. Aber die sieben andern Kaiser und Könige zogen, wie zur Antwort, ihre breiten Schlachtschwerter aus den Scheiden und stießen sie wieder hinein, daß es klirrte. Drauf tönte vom innern Portal her zarter Sang. Das waren die musicirenden Engel dort oben auf den Kämpfergesimsen. Sie sangen das de profundis, und mit tiefen geisterhaften Stimmen fielen die Kaiser ein in den Gesang, und alle die Figuren, die Brustbilder und die Masken sangen mit in wundersamem

Digitized by Google

Chor, daß mir die Nerven darob erbebten und tiefe Schauer durch alle Adern rieselten. Fliehen hätt' ich mögen vor dem gespenstigen Spuck, und doch hielt er mich wieder fest. Fest an das Eisengitter gedrückt, lauschte ich den Tönen, bis sie tief und leis verklangen.

Nach kurzer tiefer Stille hörte ich eine Stimme hoch von oben herab rufen: „Ihr deutschen Könige, dem Reiche droht Gefahr!"

„Dem Reiche?" fragte Rudolph von Habsburg, dessen marmorweißes Angesicht ich durch das Dunkel schimmern sah; „wo ist das Reich? Habt ihr es bewahrt, wie ich es euch hinterlassen, als ich vor 569 Jahren vom Thron ins Grab da drinnen niederstieg?"

Die Stimme in der Höhe, offenbar die des Kaisers von Oesterreich, gab keine Antwort auf diese Fragen. Dagegen hörte ich rechts von meinem Standpunkt am Gitter eine andere, ohne Zweifel die des Saliers Conrad II. „Ihr schwachen Söhne starker Väter, wie habt ihr des Reiches Grenzen engern lassen, die ich einst weit über den Wasgau und den Jura hinaus bis an das Mittelmeer gerückt!"

„Ja," sagte der Kraftmann Heinrich III. zu meiner Linken: „sie sind nicht werth, daß wir uns um sie kümmern. Sie haben durch ihr zwieträchtig Wesen dem deutschen Aar die Schwingen selbst gelähmt und ihn von allen Seiten her zerraufen lassen. Sie haben geduldet, daß der elende gallische Hahn ihm eine Schwungfeder nach der andern herausriß. So ist er mark- und kraftlos geworden, wie Simson mit dem beschnittenen Haar. Sollen nun die Todten helfen, wo die Lebenden sich nicht selber helfen mögen?"

„Ich," rief Albrecht von Oesterreich, „habe als Habsburger mit dem Schwert in der Faust gekämpft um des Reiches Krone, und ein Habsburger hat sie zuletzt hingeworfen und in den Staub treten lassen, als sei sie gar nichts werth. Mein großer Vater dort und ich wir haben uns im Grabe umgedreht an jenem vermaledeiten sechsten August des Jahres 1806."

Der tapfere Nassauer hatte bei Albrechts ersten Worten einen Ton des Unwillens vernehmen lassen und sein Schwert klirrend auf den Boden gestoßen. „Ja," rief er bitter, „die Habsburger haben nur für ihr Haus, aber nicht für das Reich gesorgt. Wie gewonnen, so zerronnen. Ich habe am tausendsten Jahrestage des Reiches, heute vor siebenzehn Jahren, mein Grab verlassen und Deutschland überschaut, o wie das klein und armselig geworden ist!"

„Auch was mein tapferer Vater mit eiserner Hand festgehalten," fiel Philipp, der Hohenstaufe, ein, „das herrliche lombardische Land, haben sie sich im verflossenen Jahre entreißen lassen."

„Ich war daran nicht schuld," rief die zuerst vernommene Stimme von der Höhe herab.

„Nein, nicht du allein," versetzte Heinrich IV., „sondern noch viele mit dir. Eure Eifersucht und Zwietracht — leider eine Erbsünde der Deutschen — hat euch sammt und sonders so weit gebracht, daß ihr einem fremden Emporkömmling gegenüber wie ein Volk von lauter Memmen dastehet. Als im October des Jahres 1813 der Nothruf von Leipzigs Feldern bis herüber in die Gräber des Königshores drang, da sind wir alle acht heraufgestiegen, haben euch schlagen und siegen helfen und uns wieder in's Grab gebettet in der Hoffnung, ihr würdet klug und somit einig geworden sein."

„Unsere Väter haben darauf hin den deutschen Bund aufgerichtet und den Bundestag — —"

So tönte es von oben herab, aber mit einer wahren Donnerstimme schrie der grimme Heinrich V.: „Schweig! schweig von dieser elenden Federfuchserei! — Ihr Herren," fuhr er dann mit gedämpfter, ja dumpfer Stimme fort, „ich bin als der letzte meines salischen Geschlechts in die Gruft gestiegen mit zerbrochenem Schild, um meiner Sünde willen. Ich hatte die Hand gegen den Vater erhoben und Zwiespalt in das Reich geworfen, aber ich habe es doch auch wieder geeinigt und gekräftigt. Wenn mir die verdiente Strafe nicht ausgeblieben ist, so werden ihr sicher die nicht entgehen, welche der Einigung und Kräftigung des deutschen Vaterlandes nur Steine des Anstoßes in den Weg werfen. Wollen sie in unseliger Verblendung

Digitized by Google

auf diesem verkehrten Wege weiter gehen, so werden sie für den Wind, den sie säen, Sturm ernten, einen Sturm, der ihnen die Kronen und Fürstenhüte von den Häuptern reißt, ihre Scepter zerbricht und ihre Throne zertrümmert in den Abgrund wirft. Wie ich mit zerbrochenem Schild, so werden sie mit zerbrochenem Herzen niedersteigen, wer weiß, ob in die Grüfte ihrer Ahnen."

„Halt ein, Unglückspropheten!" rief eine andere Stimme aus der Höhe herab, und ich hörte deutlich, wie bei dem Klang derselben der mir gegenüber stehende Philipp von Schwaben durch die geschlossenen Zähne murmelte: „Ha! ein Wittelsbacher!" Der Wittelsbacher aber fuhr fort: „Dein Weissagen soll nicht in Erfüllung gehen. Wir sind nahe daran, daß uns geholfen wird."

„Ich glaub's nicht," rief der letzte Salier: „es sei denn, daß der Erzengel Michael da draußen herunter stiege und den Wurm der Zwietracht zerträte."

Bei diesen Worten hörte ich ein Rauschen, wie von starken Flügelschlägen, ein wundersamer Lichtschimmer blendete mein Auge und siehe da, die Stufen des Portals herauf schritt oder schwebte vielmehr die riesige Gestalt des Erzengels Michael, der jetzt wieder ruhig in seiner Blende neben der heiligen Jungfrau steht. Mit der Spitze seines Schwertes berührte er das eiserne Gitterthor, geräuschlos öffneten sich die beiden Flügel, der Engel trat hinein in die Kaiserhalle, und der Glanz, der von ihm ausging, ließ alle Gestalten und Gebilde in verklärendem Lichte erscheinen. Und sieh, an einer Kette zog der Engel einen scheußlichen Drachen hinter sich her, warf ihn mitten in die Halle und zertrat ihm den Kopf, daß er zuckend verendete. Kein Wort, kein Laut ging über seine Lippen. Aber alle die Kaiser und Könige und alle die Gebilde von Menschen und Engeln riefen zusammen im lauten Chor: „Ehre sei Gott! der Drache hat verendet! Deutschland lebe hoch!" Die Engel sangen nochmals das Ehre sei Gott, und selbst der Pretzel-Ferdinand trompetete, wie am Anfang, in toller Lustigkeit mit.

Sanct Michael aber winkte mit dem Schwerte zur Rechten und zur Linken und von ihren Consolen herab stiegen mit riesigem Schritt die acht Kaiser und schritten dröhnend vor gegen die Mitte der Halle, wo der Erzengel auf der Schlange stand. Dieser deutete mit dem Schwerte nach der inneren Pforte des Münsters, die Flügel sprangen auf, und im blendenden Lichte strahlten die weiten, gold- und farbenreichen Hallen des Domes. St. Michael war sammt dem todten Drachen verschwunden, Dämmerung legte sich wieder über die Kaiserhalle, die acht blendend weißen Heldengestalten aber schritten in den Dom, voran die vier salischen Kaiser, hinter ihnen die vier Könige Rudolph, Albrecht, Adolph und Philipp. Mit schweren, hallenden Tritten gingen sie zum Königschore hinauf mitten durch eine zahllose, schweigende Volksmenge, in der ich deutlich die Trachten aller deutschen Stämme und Gaue unterscheiden konnte. Die große Orgel ergoß Ströme gewaltiger Töne durch die hohen Hallen, alle Glocken läuteten zusammen und droben am Hochaltare stand ein uralter Bischof mit langem, silberweißem Haare, um des heiligen Dienstes zu warten. Auf dem Königschore standen die alten Herrscher still, jeder auf seinem Grabe, so daß sie also noch immer die beiden Reihen bildeten.

Domine salvum fac Germaniam! intonirte der greise Bischof. Die acht Helden zogen ihre Schwerter blank, hielten sie in der erhobenen Rechten und sangen in gewaltigen, Mark und Bein erschütternden Tönen das Amen, und die ungeheuere Volksmenge, die den Dom füllte und mir ganz Deutschland vergegenwärtigte, sang ihnen dieses Amen tausendstimmig nach und ein Halleluja dazu.

Als der Bischof darauf das Te deum begann und die Orgeltöne stärker brausten, sang alles mit, was Odem hatte. Es klang so gewaltig, wie ich nie einen Sang vernommen. Die Kaiser hatten ihre Kniee auf die Gräber gebeugt und beim Verhallen der letzten Töne sanken sie langsam in die Erde hinab, der Lichtglanz ward schwächer und schwächer, die Glocke schlug Eins, und verschwunden und erloschen war die ganze Herrlichkeit, ich aber — —

„Erwachte in meinem Bette," fiel ich dem Erzähler in's Wort: „und wunderte mich über die Wirkungen der Bäder Baden-

Digitized by Google

Baden und Teplitz, die solch merkwürdige Träume in meinem phantasiereichen Gehirn zu erzeugen im Stande sind."

„Mit nichten, Freund," sagte er ernst: „du irrst, wenn du glaubst, ich habe in meinem Bette geträumt. Wohl habe ich die Augen geschlossen, als die ganze Erscheinung vorüber war, und — wie das zugegangen, weiß ich nicht — als ich die Augen wieder öffnete, saß ich bei grauendem Tage zwischen drei und vier Uhr auf der obersten Treppe des Portals, den Rücken an das eiserne Gitter gelehnt."

„Höchst seltsam," sagte ich: „doch dem sei wie ihm wolle, wir trinken heute bei Tisch eine „gute" miteinander mit einem pereat auf den alten Drachen." —

Miscellen.

* Neustadt, 5. August. Unlängst hatten in dem hiesigen Mädcheninstitut von Nestler die öffentlichen Prüfungen statt. Gegenüber der Alles auf das Aeußerliche berechnenden Oberflächlichkeit, die man in unserer Zeit auch häufig bei solchen Anstalten trifft, machte es auf alle Anwesende einen erfreulichen und wohlthuenden Eindruck, zu gewahren, mit welchem Fleiße und mit welcher Sorgfalt hier daran gearbeitet wird, den Zöglingen die gründlichen und umfassenden Kenntnisse beizubringen, welche die Lenker der Anstalt in so hohem Grade besitzen, ohne die von einer wahren Bildung keine Sprache sein kann. Schon die Art und Weise, wie die Prüfung vor sich ging, zeigte offenbar, daß es hier nicht auf eine parademäßige Schaustellung abgesehen sei, berechnet für die Augen der Eltern, daß diese vielmehr einen Einblick thun sollten, in welcher Weise tagtäglich der Unterricht ihrer Kinder betrieben wird. Bei solchen redlichen und eifrigen Bestrebungen der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß das Ergebniß der Prüfung in jeder Beziehung ein glänzendes genannt werden kann, und es ging wohl Niemand hinweg, ohne die Ueberzeugung mitzunehmen, daß hier der körperlichen und geistigen Ausbildung der anvertrauten Zöglinge mit gleicher Sorgfalt Rechnung getragen wird. Das schnell aufblühende Institut wird mit Beginn des nächsten Semesters in ein geräumigeres Lokal verlegt.

Folgendes kleine Abenteuer hat Heinrich Laube jüngst in Karlsbad gehabt. Derselbe war im Begriff, mit der Post nach Hof abzufahren, als sich herausstellte, daß die Thür des Coupé's nicht zu schließen, weil die Zunge des Schlosses abgebrochen war. Lärm, Aussteigenwollen, Ruf nach einem andern Wagen. „So, Ew. Gnaden, aussteigen können's jetzt nimmer. Der Wagen muß zugebunden werden." Neuer Lärm, Drohungen, Hilferuf. Der Wagenmeister erscheint mit einer Federspule und einem Gläschen Oel, um die renitente Schloßzunge durch dieses sanfte Mittel hervorzulocken. Die Zunge erscheint aber nicht, weil sie überhaupt nicht da ist. Alle Beiwagen sind bereits unterwegs nach Hof, die Zeit drängt, der Postknecht macht kurzen Prozeß, und mit einem Strick bindet er die Thür zu. Glückliche Reise! Unverzüglich sandte Beckmann, der Augenzeuge dieser Scene gewesen war, folgendes Telegramm nach Wien: „So eben wurde Director Laube nach langem und vergeblichem Widerstande gegen amtliche Organe, mit Stricken gebunden, nach Hof geschafft."

Die der Allgem. Ztg. entnommenen Artikel über das Passionsspiel zu Oberammergau in den beiden letzten Nummern der Palatina sind von dem Professor der Aesthetik Dr. Moriz Carriere in München. Die letzten vier Vorstellungen, welche durchaus nichts Confessionelles enthalten, finden am 19. und 26. August, sowie am 9. und 16. September statt. Wir möchten jedem Pfälzer, der zu jener Zeit sich in München oder im bayerischen Gebirge aufhält, rathen, das höchst interessante Spiel anzusehen. — In Blättern wurde jüngst die Einnahme des Spiels im Jahr 1850 auf 240,000 fl. und das Honorar der Spielenden auf 100,000 fl. angegeben — bloß je eine Null zu viel.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Erste blinkt' in Küchen sonst uns an;
Die Zweite fragt; die Dritte ist der Mann.
Das Ganze wird man durch die Kunst erlangen,
Doch zeigt es die Natur auch auf den Wangen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Erb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Samstag 18. August 1860.

Des Goldschmieds Tochter *).

Von E. Heusinger.

Johann IV. von Portugal war auch einer von den Königen im schönen Süden von Europa, welche die Freuden der Jagd und der Tafel mehr liebten, als nach den Rechten zu sehen in den ihnen von Gott zur Regierung anvertrauten Landen. Seit Pombals Tode gab's keinen Mann mehr, der dem Könige die Augen geöffnet hätte. Wagte es auch einmal ein rechtlicher Mann von des Königs Räthen in günstiger Stunde die Majestät aufmerksam zu machen, daß es nicht füglich so fortgehen könne am Hofe und im Reiche, wenn sie in so aufgeregter Zeit daran denke, sich im Regimente zu erhalten, so gab es dafür Andere, die den König in seinen Neigungen bestärkten. Da sie ihren Nutzen davon hatten, gab es der schlechten Rathgeber mehr, als der guten, und statt besser zu werden, ging's im schönen Lande Portugal alle Jahre schlechter.

Als leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und der damit verbundenen ausgelassenen Freuden, unterhielt König Johann mit großen Kosten eine Menge Schlösser in den waldreichsten Gegenden des Landes. Wochen und Monate verweilte er bald auf dem einen, bald auf dem andern. Nie fehlte es an einem zahlreichen Gefolge junger und alter lebensfroher adeliger Herren, die sich beeiferten, etwas darauf gehen zu lassen, während sie die großen und kleinen Freuden mit ihrem königlichen Herrn theilten.

Unter allen seinen Jagdschlössern zeichnete sich der reizend gelegene kleine Pallast bei Villa-Nova aus. Die Natur hatte alles aufgeboten, um ihn zu einer der schönsten Sommerwohnungen im Lande zu machen, und der König verweilte dort vorzugsweise gern. Aber nicht weil die Umgebung so schön, oder weil seine hohe Lage den freien Blick weithin über Land und Meer gewährte, sondern weil in einem der inneren Höfe des Schlosses ein Kreis für Stiergefechte eingerichtet war, für jenes grausame Vergnügen, dem das Volk wie in Spanien auch in Portugal vom Bettler bis zum Könige hinauf noch vor wenigen Jahrzehnten mit Leidenschaft ergeben war.

Es war zu Anfang des Jahres 1806, in der Zeit, wo in Portugal alles blüht und grünt und duftet, und das Land vom Gipfel der höchsten Berge bis zum silbernen Spiegel des Meeres hinab wie ein Paradiesgarten erscheint, als der König Befehl gab, das Schloß bei Villa-Nova zu seinem Empfange bereit zu halten. Besondere Aufmerksamkeit aber hieß es in dem Erlaß, soll der Oberaufseher auf den Kreis für Stiergefechte und auf die Stiere verwenden, da des Königs Majestät gewillet ist, den Hofdamen Gelegenheit zu geben, die ritterliche Gewandtheit und den hohen Muth seiner Kavaliere zu bewundern.

Johann IV., der Lust und Freude athmende König, mochte schwerlich beim Ertheilen dieses Befehles eine Ahnung davon haben, daß er ein Jahr später ein Flüchtling vor dem andringenden französischen Heere, mit Hinterlassung aller seiner Herrlichkeiten, die so oft Zeuge gewesen waren von den schwelgerischen Freuden des Hofes, am Bord eines englischen Schiffes Schutz suchen mußte, bis es ihm gelang, nach seinem fernen Reiche Brasilien zu entkommen.

Doch wir haben es jetzt mit dem schönen Februartage zu thun, an welchem der König mit dem Hofe aus dem alten Andajapallaste in Lissabon nach Villa-Nova auf-

*) Aus der „Maje."

Digitized by Google

brach. Der Herren und Damen geleiteten ihn so Viele, daß die kleine Stadt, gleich einem Bienenstocke, eitel Geräusch und Bewegung war; allein weiter ging dieß Gleichniß nicht, denn so wie die Bienen sich durch Fleiß hervorthun, so zeichneten sich die Gäste in Villa-Nova durch Müßiggang aus. Ihrer großen Zahl wegen mußten sie sich bei den Handelsleuten und Handwerkern einmiethen, denn das Jagdschloß hatte bei Weitem nicht Raum für sie Alle. So erschollen denn alle Straßen bis zur kleinsten vom Gelächter oder von den Befehlen schmucker, vornehmer Herren und stolzer Adeliger, vor denen die schlichten Bürger in schweigender Ehrfurcht zurückwichen. — „Excellenz" und „Durchlaucht" klang von allen Seiten; kurz, Villa-Nova hatte noch nie ein solches Gedränge von Edeln und Höflingen gesehen.

Unter diesen stattlichen Herren befand sich auch der Marquis Sebastian Terceira, der hübscheste Mann am ganzen Hofe. Es war ihm eine Wohnung im Schloß angeboten; allein jung und fröhlich, zog er das freie Leben in der Stadt dem steifen Formenleben in der königlichen Nähe vor, und nahm sein Quartier in dem Hause des wohlhabenden Goldschmieds Antonio Pereira.

Dieser hatte eine hübsche Tochter, die für die erste Schönheit von Villa-Nova galt, und gar viele Blumensträußchen wurden ihr von den Jünglingen der Stadt zugesandt, doch noch Niemand hatte je seine Blumen in ihrem Haar oder an ihrer Brust gesehen*). Vielen fiel es auf, daß der schöne Edelmann sich es so fest in den Kopf gesetzt, der Miethsmann des alten Meisters Antonio sein zu wollen, da dieser der unumgänglichste Murrkopf im Städtchen war. Einige Wenige aber seufzten und schüttelten betrübt die Köpfe, als sie hörten, daß der schlanke Marquis den alten Grafen, der einige Zimmer bei Antonio bewohnte, unter Nachweisung eines schöneren Quartiers dahin gebracht hatte, die Wohnung an den Marquis abzutreten.

*) In Portugal gilt das Zusenden eines Blumenstraußes an eine unverehelichte Dame für eine Liebeserklärung. Trägt die Beschenkte den Strauß, so ist die Bewerbung von ihr gebilligt anzusehen.

Der feine Edelmann fand bald Mittel und Wege, die Runzeln von der Stirn des alten Goldschmieds zu glätten. Antonio war verliebt in blankes Gold, und der Marquis kannte es nur als Mittel des Genusses. Wenn der Eine es liebäugelnd einstrich, streute der Andere es leichtfertig aus, und bald waren Beide gute Freunde.

Carlota weilte indessen eingezogen in ihrem schmucken kleinen Stübchen, und die heirathsfähigen Mädchen, die rechts und links ihre Nachbarinnen waren, kannten die Geschichte des jungen Edelmannes, des schönen Marquis von Terceira, ganz genau, ehe Carlota noch sein Gesicht oder die Farbe seines schönen Lockenhaares erkundet hatte. Doch dieß konnte nicht immer so währen. Carlota's Guitarre erklang im Zwielicht, und ihr fröhliches Lachen erschall um Mittag, wenn sie den Vater zu Tische rief. Und Sebastiano Terceira lauschte der Guitarre und belächelte den munteren Klang ihres Lachens, bis der Wunsch, sie zu sehen, immer reger in ihm wurde.

Der alte Antonio aber sah sich wohl vor, sein Töchterchen den Schmeichelreden eines Herrn vom Hofe Preis zu geben, obgleich er immer gern die Goldmünzen des Marquis einstrich. Zwar hielt er Carlota nicht hinter Schloß und Riegel, aber er hütete sie um desto mehr durch väterliche Ermahnungen und Liebkosungen.

Carlota war dem Vater gehorsam und mied den Edelmann, obwohl sie nicht wußte aus welchen Ursachen, jedoch fing sie nach einiger Zeit an neugierig zu werden wegen der eigentlichen Beschaffenheit des furchtbaren Wesens, vor welchem der Vater aus dem Wege zu gehen ihr zum öftern geboten hatte. Von ihren Freundinnen hörte sie, daß er schön sei, von den Dienern, daß er der beste Herr von der Welt sei, und endlich sah sie eines Tages ein Wenig von ihm durch die grünen Blenden ihres Fensters. Der Marquis saß zu Pferde und ließ den edeln andalusischen Hengst im Hofraum mit einem Anstande und einer Leichtigkeit seine Künste machen, daß das einfache Mädchen das nur die derbe und verwegene Reitkunst der Jünglinge von Villa-Nova kannte, darüber unwillkührlich erstaunte. Zu einer Hirsch-

Digitized by Google

jagd vom Könige befohlen, trug er ein grünes Jagdcollet, reich mit Silber besetzt, das an seinem schön gebauten Körper eng anschloß. An der Jagdmütze schwankte ein Reiherbusch, an dem Bandalier hing ein kostbares Jagdmesser. Carlota athmete schneller, als sie so die schöne Gestalt erblickte. Der Marquis umkreiste mehrere Male den Hofraum, und schien nicht zu ahnen, daß zwei schöne schwarze Augen jede seiner Bewegungen verfolgten. Er schwatzte schäkernd mit dem schönen Thiere und in einem so sanften Tone, als wären die Worte an eine Dame gerichtet. Fast zärtlich klangen die Worte, unter denen er den schlanken Hals des Pferdes strich. „Mein Leben, meine Seele" und ähnliche Schmeicheleien ließ er hören, die lieblich in das Ohr einer Lauscherin zu fallen pflegen. Carlota aber, obgleich sie nicht wußte weßhalb, faßte plötzlich einen Widerwillen gegen den schlankgegliederten Andalusier, und hielt den Edelmann für einen sonderbaren Kauz, daß er so mit einem Vierfüßler plauderte.

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

I.

Der Starnberger See.

(Schluß.)

Während meine Phantasie sich so in ein Idyll hineingeträumt hatte, waren wir unterdessen schon eine gute Strecke weitergekommen. Gerade uns gegenüber lag Bernried mit seinen weißblinkenden Häuschen und nördlich von demselben sah man in die fischreiche Bucht von Tutzing hinein, welche beide Orte ebenfalls oft zu einem längeren Aufenthalte benutzt werden, zumal wenn man billig und ungestört leben will. Die meisten Augen waren jedoch jetzt südwärts nach den Alpen gerichtet, welche, eben von der Sonne scharf beleuchtet, uns so nahe schienen, als ständen wir an ihrem Fuße, und doch waren die höheren Gipfel noch acht bis zehn Stunden entfernt. Besonders hervorstechend waren die schroffen Abhänge der Benedictenwand und hinter ihr der Kegel des Wendelsteins mit seiner abgestumpften Spitze, mehr südwestlich sah man schon die Gipfel der Tyroler Berge, daneben erhoben die zackigen Felsen des Karwändelgebirges und der Rücken des Wettersteins, zum Theil noch mit Schnee bedeckt, ihre Spitzen bis in die Wolken, alle aber noch überragt von den Gletschern der Zugspitze. Ich hatte mich auf eine Bank niedergesetzt, und weil das Auge von der steten Fernsicht ermüdete, obwohl man nicht lange genug betrachten zu können glaubte, so wandte ich meinen Blick auf die Wasserfläche unter mir, und sah dem Kiel zu, wie er die Wogen durchschnitt, welche wie unwillig darüber schäumend an ihm in die Höhe spritzten. Die Sonne begann schon etwas heiß mir auf den Rücken zu scheinen, und ich dachte mir, welche Lust es sein müßte, sich da hinabzustürzen in die kühlende Fluth und in die blaue Tiefe der plätschernden Wogen einzutauchen. Unwillkührlich kam mir dabei Goethe's Lied vom „Fischer" in den Sinn und leis lispelte ich vor mich hin:

Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.

Als ich, mit noch nie so tief gefühlter Wahrheit das schöne Gedicht weiter declamirend, an die Stelle kam:

Das Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß,

und meine Hand krampfhaft nach dem Geländer gefaßt hatte, da fuhr ich doch erschrocken aus meinem allzu lebhaften Traume auf. Indem ich dabei den Kopf zurückschnellte, gewahrte ich ein Mädchenantlitz, das mich wahrscheinlich beobachtet hatte, und bei meiner raschen Bewegung lächelnd sich umwandte. Ich meinerseits blickte nun auch auf sie hin und zwar so lange, bis ihr Kopf sich wieder umdrehte, und ich ihren Augen begegnete. Diese Begegnung machte es mir wünschenswerth, den Versuch wiederholt zu sehen, denn ihr großes blaues Auge hatte etwas gar anziehendes und angenehmes, und in der That hatte ich auch das Glück, es noch einigemal auf einem Seitenblicke zu ertappen,

Digitized by Google

Schade, daß die stumme Unterhaltung so bald gestört wurde. Das Dampfschiff war am Ende des See's angelangt, und man rüstete sich zum Aussteigen. Ein Herr, der neben ihr stand, und mit dem sie sich bisher unterhalten hatte, nahm ihre Reisetasche, reichte ihr seinen Arm hin und führte sie über die Landungsbrücke. Während ich hinterdrein ging und ihren schlanken Wuchs und reiches Haar betrachtete, kam mir eine andere Gestalt Goethe's in den Sinn, die mich aber weniger, als die erste erschreckte. Ich dachte an die Lotte in Werthers Leiden und glaubte nun bei einer künftigen Lesung jenes Romans eine leibhaftige Gestalt für jenes liebliche Mädchenideal gefunden zu haben.

Der Geist des alten Försters.

(Aus „Eduard Paulus Waldblumen."

Die Ruhe konnte nicht ertragen
Im stillen Grab der alte Horst;
Es drängt ihn fort zum frohen Jagen,
Zum lang gepflegten, trauten Forst;
Möcht' sich an frischer Luft ergehen,
Möcht' Wald und Wild gern wiedersehen.

Wo bin ich? bin ich irr' gegangen?
Ist dies mein Wald, mein Jagdrevier?
Anstatt der Eichen schlanke Stangen,
Kein Wild, ja kaum ein Vogel hier!
Ich hör' nicht falzen, brechen, segen
In meinen besten Jagdgehegen.

Die alten Wechsel muß ich suchen,
Zur Sulze geh'n und spüren dort. —
Wie! soll ich weinen, soll ich fluchen?
Nicht eine Fährte, Alles fort!
Sogar die Soole liegt ganz trocken,
Auf ihr jetzt leichte Erlen stocken!

Noch will ich nach dem Dickicht schauen,
Wo oft ein Keuler grunzend lag —
Auch dieses hat man weggehauen;
Es sproßt jetzt hier ein Lärchenschlag,
Wo schulgerecht die Bäume stehen,
Wie ich es früher nie gesehen.

Wohl edel ist's, den Wald zu pflegen,
Doch nicht wie Gärtner, nach der Schnur;
Laßt sie auch wirken, laßt sie hegen
Die immer schaffende Natur,
Und hindert nicht durch Künsteleien,
Wenn sich der Wald will selbst erneuen!

Mein guter Wald will mir jetzt däuchen,
Wie ein modern erbautes Haus,
Aus dem die lieben Freunde weichen,
Man trieb sie mit Gewalt hinaus;
Und wär' er noch so schön und eben,
Ihm fehlt das Edelste — das Leben.

Dort winket an dem Hügel drüben
Mein friedlich Haus, wo mir so froh
Mit meinem Weib, mit meinen Lieben
Gar mancher schöne Tag entfloh,
Wo fleißig, sparsam wir uns nährten
Und Gottesfurcht die Kleinen lehrten.

Auch hier ist Alles umgestaltet,
Und mühsam nur kenn' ich mich aus;
Wo sonst die Einfachheit gewaltet
Im heimlich stillen Försterhaus,
Hat sich der Luxus eingeschlichen,
Die deutsche Sitte ist gewichen.

Das Hirschgeweih fehlt auf dem Dache
Und vor dem Haus der Hühnerhund,
Ach! wie ein Mann vom Schreiberfache,
Mit großem Gänsekiel im Mund,
Sitzt gram an einer Waldtabelle
Der Förster vor des Schreibtischs Schwelle.

An Wänden, die sonst Büchsen zierten,
Da steh'n jetzt Kästen, riesengroß,
Voll Acten, die sie überschmierten
Mit Schweiß, der aus der Feder floß;
Anstatt des Pulvers, aus dem Horne
Rinnt Silberſand vom feinsten Korne.

Und eine schmuck geputzte Dame,
Mit Crinolin am schlanken Leib,
Stickt Flitterzeug auf einer Rahme! —
Ist dieß ein einfach Försterweib,
Das schon am kaum erwachten Morgen
Bemüht ist, für das Haus zu sorgen?

Nein, wahrlich nicht! — Ich muß gestehen,
Daß ich nicht länger weilen mag;
Will wieder in die Grube gehen
Und warten, bis am jüngsten Tag
Das Hüfthorn tönt durch Wald und Fluren
Und wecket alle Kreaturen!

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Mittwoch 22. August 1860.

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Male antwortete das junge Mädchen fast mürrisch, als eine ihrer munteren Nachbarinnen ihr an diesem Tage vom schönen Terceira erzählte — sie haßte alle Edelleute, besonders die jungen — sie wollte, daß der alte Graf mit seinem ehrwürdigen grauen Haar, der vorher bei ihnen gewohnt, das Haus nie verlassen hätte. Dann ging sie in ihr Zimmer, und als sie sich unbeobachtet sah, weinte sie helle Thränen.

Mehrere Tage hinter einander spielte sie weder die Guitarre, noch lauschte sie den oft gehörten Geschichten ihrer alten Amme. Der Vater wunderte sich, als er ihre bleiche Wange und die umwölkte Stirn sah, und meinte, es würde gut sein, sie einige Zeit zu ihrer Muhme nach Cordecha zu schicken. Allein Carlota bat so zärtlich, ihr zu erlauben, beim lieben Papa zu bleiben — und versicherte dabei, daß sie sich nirgends als unter dem Dache Liebväterchens sicher fühlen würde, so lange es in der Gegend von den furchtbaren Edelleuten wimmelte, daß Antonio ihr die glänzenden schwarzen Locken von der bleichen Stirn wischte und einen väterlichen Kuß darauf drückte. Dabei schalt er auf die Thränen, die ihren schönen Augen entströmten, und fragte besorgt, ob ihr etwas fehle. Als sie die Frage verneinte, nannte er sie eine kindische Thörin und ging in die Werkstatt.

Carlota war gottesfürchtig, so daß sie keinen Morgen die Kirche versäumte. Plötzlich wurde auch Sebastiano Terceira andächtig. Er machte Bekanntschaft mit dem Pfarrer, gab reiche Almosen an die Armen, und verkehrte viel mit den Geistlichen des nahen Klosters. Die Frau Gevatterinnen waren darüber sehr erbaut, obgleich eine oder die andere der plötzlichen Gottesfurcht des Hofmannes eine weltliche Deutung gab.

Gewiß ist, daß das erste Lächeln, welches Carlota jemals dem Miethsmanne ihres Vaters zukommen ließ, demselben in dem Augenblick zu Theil wurde, als sie einander auf den Stufen zur Kirche begegneten. Carlota war indessen ein viel zu sittiges Mädchen, als daß sie einen zweiten Blick auf den jungen Edelmann geworfen. Der Marquis blieb jedesmal bis zur völligen Beendigung des Gottesdienstes. Beide hatten einen und denselben Weg, unter dasselbe Dach zu gehen; die betagte Begleiterin des jungen Mädchens freute sich über das sittige Benehmen und den Anstand des Marquis und konnte nichts dawider haben, wenn er neben ihrer jungen Schutzbefohlenen einherschritt. Carlota sprach wenig, aber die Worte fielen dem jungen Manne viel süßer in's Ohr, als wenn die feinste Dame vom Hofe mit ihm gesprochen. Als sie in's Haus traten, wagte er die Bitte, ihm ihre so fein klingende Guitarre zu leihen. Die Bitte wurde gewährt, und Carlota erwartete nun mit Spannung die Dämmerung. Kaum war diese eingetreten, so klangen die tiefen vollen Klänge des stattlichen Sängers unter dem Fenster der Goldschmiedstochter.

Nimmer hatte sie solcher Musik gelauscht; nimmer waren ihr Worte so harmonisch in das Ohr gedrungen! Ihr Herz klopfte, ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, sie fürchtete einen einzigen der schönen Klänge zu verlieren.

Von diesem Tage war der Marquis nicht mehr aus dem Wohnzimmer des Goldschmieds verbannt, dessen Fenster auf einen Balkon nach dem Garten führten, in welchem Frucht-

Digitized by Google

bäume kühlen Schatten gewährten und die Luft mit dem süßen Duft ihrer Blüthen erfüllten. Carlota aber übte von nun an den Vorsitz an der Tafel, das Zerlegen der Speisen, das Kredenzen des Weins und des Gebackenen mit einem so lieblichen Anstande ungezwungener Höflichkeit, daß Terceira meinte, er hätte etwas Anmuthigeres noch niemals gesehen. Antonio schüttelte den Kopf bei der zunehmenden Freundschaft unter den jungen Leuten, und sah oft ungehalten aus, wenn Carlota das Spiel des Marquis mit ihrer glockenreinen Stimme begleitete, aber Terceira war ein so großer Liebhaber von Ringen, Ketten und Geschmeide, daß er den Künstler in rastloser Arbeit hielt und so dessen Gedanken von anderen Gegenständen ablenkte.

Staatsgeschäfte — ob es die Vorboten waren der im Lande sich regenden übeln Stimmung? wie hier unerörtert bleiben soll — beriefen den König plötzlich in die Hauptstadt zurück, und mit ihm zog sein ganzes Gefolge. Man wollte indessen zurückkehren, sobald die Geschäfte beendigt waren, und deßhalb ließen wie der König auch die meisten adeligen Herren ihre Hunde und Jagdpferde zurück.

Auf Carlota hatte jedoch die Nachricht einen besonderen Eindruck gemacht. Sie war betrübt darüber, ohne sich über das warum genaue Rechnung geben zu können. Als Terceira, um Abschied zu nehmen, zu ihr auf das Zimmer trat, vermochte sie kein Wort zu erwiedern, als sie aber die schönen dunkeln Augen zu ihm erhob, glänzten Thränen darin. Sie wandte sich ab, um die Bewegung, welche die Thränen hervorgerufen, vor dem Marquis zu verbergen. Der scharfblickende junge Edelmann aber hatte sie längst bemerkt; ihm erschienen Carlota's schwimmende Blicke lieblicher, als ihr sonstiges fröhliches Lächeln. Er hielt eine Granatblüthe in der Hand, drückte seine Lippen darauf und reichte sie dem schönen Mädchen. Erröthend nahm Carlota die Blume und flüsterte mit gesenktem Haupte einige Worte.

Terceira gab sich nicht die Mühe, ihren Sinn sich zu verdeutlichen — ihn kümmerte es wenig, mit welchen Ausdrücken sie ihre inneren Gefühle kund gab. Es war ihm völlig genug, daß sie von diesem tiefen Gefühle beseelt war. Er griff nach der neben Carlota liegenden Guitarre, einige Griffe waren hinreichend, dem schönen Mädchen das Glück zu verkünden, in welches die Annahme des Blüthenzweiges ihn versetzt hatte. Dann wandte er das strahlende Auge nach dem lieblichen Mädchen, das mit leisem Beben der Töne gehorcht hatte, rief: „für kurze Tage, Licht meines Lebens! — Lebewohl", schwang sich auf das unten wartende Roß und eilte, sich dem Gefolge anzuschließen, welches in den inneren Höfen den Aufbruch des Königs schon seit einer Stunde erwartet hatte.

Das Gewühl der Abfahrt hatte kaum in den Straßen aufgehört, die letzten Diener mit dem Küchenwagen die Höfe des Palastes geräumt, als die Gevattersprache unter den ehrbaren Bürgern losging. Der König war so schnell nach Lissabon zurückgerufen worden, daß die Hofherren nicht Zeit gefunden hatten, ihre Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Höchst unangenehm waren die Erfahrungen, welche manche der Stadtbewohner hinsichtlich der leichtfüßigen Junker gemacht hatten. Jedenfalls war es hart, daß sie Gefahr laufen sollten, bei der Rückkehr der eben so vornehmen, als vergeßlichen Schuldner in Speisehäusern, Kaffeeschenken oder als Schuster oder Schneider, Sattler und Büchsenmacher neuen Credit zu geben, ehe die alten Rechnungen getilgt waren.

Einer aber war unter den guten Bürgern des Städtchens, der in dieser Beziehung zur Unzufriedenheit keine Ursache hatte, und der war Antonio, der Goldschmied. Terceira hatte die Zeit dazu gefunden, seinen Wirth bis auf den letzten Thaler zu bezahlen, und außerdem noch in dessen Händen eine vom Goldschmied selbst gefertigte, schöne Halskette als Geschenk für seine hübsche Wirthin zurückgelassen.

Der Goldschmied erkannte, trotz seines anscheinend harten Gemüthes, die Zartheit in dem Benehmen seines vornehmen jungen Miethsmannes und dieser stieg daher um ein Großes in seiner Achtung, weil er annahm, daß er wegen der Tochter keine Heimlichkeiten vor ihm haben wollte.

Carlota hatte eben über eine verwelkte Granatapfelblüthe geweint, als ihr der Vater

Digitized by Google

am folgenden Tage das schöne Geschenk überreichte. Die purpurne Blüthe war schnell verwelkt — vielleicht war sie zu feurig vom Marquis geküßt worden, als er das Zeichen seiner Liebe überreichte, oder auch Carlota hatte sie während der Zeit zu oft an ihre Lippen gedrückt — gewiß aber war es, daß die feinen Blätter welk herabhingen, und so traurig aussahen, als das junge Mädchen selbst.

Als der Vater gegangen war, gab sie sich dem Ausbruch der in seiner Gegenwart schwer unterdrückten Gefühle hin.

„Seine beiden ersten Geschenke" — lispelte sie — „wie seltsam bedeutungsvoll sind sie hinsichtlich seiner und meiner. Ich will sie beide sorglich bewahren", und ihre zarten Finger wandten die Goldkette um die Blüthe, so daß das dunkle Roth der Blume in den Maschen des schimmernden Metalls schier begraben erschien. „Jetzt gleichen beide — fuhr das schöne Mädchen fort — uns mehr als je — das arme Blümchen wird von der Last der Herrlichkeit, die auf ihm ruht, erdrückt — ach! es ist nicht dazu bestimmt, so glänzend umschlungen zu werden."

Carlota stützte den Kopf auf die Hand und ließ ihren Thränen freien Lauf: — „O daß ich ihn nie gesehen, den schönen vornehmen Mann, dessen Bild mir in das Herz gegraben bleibt für die Zeit meines von jetzt an gewiß nur düsteren Lebens! Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! nur du weißt, wie und wann es mit mir enden wird; schütze nur ihn, wenn mir auch in nächster Zeit schon das Herz über meinem Leid brechen sollte." — Und so ließ sie die Blume in der glänzenden Umhüllung welken; sie hatte nicht den Muth, sie aus den glänzenden Fesseln zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

* Aus der Pfalz nach Heidelberg.

Unsere Pfalz ist ein so schönes Land, ein Land, so reich an mannichfaltigen Naturschönheiten, wie an geschichtlichen Erinnerungen, an Kunstdenkmalen, wie an Wundern der Natur, daß ich glaube, wer sein Pfälzer Heimathland recht kennen gelernt hat, wer Ebene und Gebirg, Stadt und Dorf tüchtig durchwandert hat, der hat wie in einem Guckkasten die ganze Welt gesehen; was die Welt Idyllisches und Anmuthiges, was sie Großartiges und Erhabenes bietet, das ist dann Alles en miniature an ihm vorüber gezogen. Riehl hat die einzelnen Theile der Pfalz mit den verschiedenen Länderstrecken Deutschlands verglichen, und dieser Vergleich war so zutreffend, wie er nicht besser hätte sein können. Wer die Fischerdörfer am Ufer des Rheines sieht, der kann sich an die Gestade der Nordsee versetzt fühlen, wer die fruchtbaren Gefilde der Rheinebene durchwandert, der hat die ergiebigsten Gauen Deutschlands kennen gelernt, wer die niedlichen Thäler der Alsenz, des Glans, der Blies verfolgt mit ihren Burgruinen, ihren Weinranken am schroffen Felsen, ihren grünen Wiesenflächen, der kann sich in die Romantik der mitteldeutschen Ströme träumen, wer die überhangenden Felswände bei Dahn, bei Schloß Ebernburg am Ausfluß der Alsenz in die Nahe gesehen, dem können Schilderungen von dem überraschenden Eindruck der zackigen Gipfel der Alpen nicht mehr fremd sein, und wer am Rande des Gebirges hin von Annweiler bis Grünstadt unsere Pfalz durchzogen hat, der hat einen Landesstrich Deutschlands gesehen einzig in seiner Art, wie er sich nur noch einmal und zwar im Rheingau wiederfindet.

Auch an Blicken in die Ferne ist die Pfalz reich, im Süden wie im Norden, — und wer einmal die reizende Aussicht von der Madenburg genossen hat, von jener dunkeln, nebeligen Spitze des Straßburger Münsters an, bis hinab zu den Höhen des Melibocus, oder wer vom Hirtenfels des Donnersbergs in die lachende Ebene geblickt hat, in das freundliche Zellerthal am Fuße, herab auf die vierzig Dörfer und Städtchen, welche man mit bloßem Auge überschauen kann, eingefaßt von dem blinkenden Spiegel des Rheines, wer so die Ferne aus der nächsten Nähe überblicken konnte, der möchte sich genügen lassen mit seiner Heimath und es verschmähen, noch irgendwo außerhalb derselben eine schöne Fernsicht zu suchen.

Digitized by Google

Aber es muß doch auch nicht ohne Interesse und Versuchung sein, sich bisweilen das eigene Land aus der Ferne anzusehen, auf die eigene Heimath aus der Fremde herabzuschauen. Und da gibt es für den Pfälzer keinen gelegeneren Punkt als Heidelberg, seine ehemalige Haupt- und Residenzstadt, den Sitz der einstigen Kurfürsten von der Pfalz. In früheren Jahren pflegte man wohl die schönen Pfingsttage dazu zu benützen, sich das herrliche Schloß von Heidelberg, oder die Wasserkünste, Grotten und Tempeln des Schwetzinger Gartens einmal wieder in der Erinnerung aufzufrischen, allein die Regengüsse und das schuckrige Wetter zu jener Zeit haben in diesem Jahre wohl manche prächtig ausgedachten Lustpartien zu Nichts gemacht. Aber vielleicht wird der September und October nun einen um so strahlenderen Himmel und um so heitereres Wetter bringen, das neue Reiselust anregt und zu Ausflügen einlädt. Wir wollen deßhalb im voraus kurz auf den schönsten Punkten Heidelbergs einmal herumsteigen.

Wenn man den Bahnhof verläßt, und statt links die Straße nach der Stadt einzuschlagen, in die Allee einbiegt, auf deren einer Seite sich eine Reihe neuer, prächtiger Häuser erhebt, die alle, wie in einem Badeorte, nur Miethwohnungen für Fremde enthalten, während auf der anderen Seite die Eisenbahn bald ihre Rauchqualmen wird hervorpusten, bis sie im Tunnel unter dem Schlosse verschwindet, so führt, noch ehe man an das Arboretum gelangt, wo das Wrede-Denkmal seinen Platz erhalten, rechts ein Pfad den Berg hinan, und nach kurzem Steigen gelangt man zu einer Ruhebank unter schattigen Bäumen, welche schon einen überraschenden Blick nach der Ebene gestattet, der sich aber nach wenigen Minuten noch großartiger vom Rondel aus über die ganze gegenüberliegende Pfalz mit allen einzelnen Kuppeln des vordern Haardtgebirges entfaltet.

(Schluß folgt.)

* Zur Sängerfahrt.

So ziehe hin zum Pälzer Sängerfescht,
Du frohi Schaar, ün sei mit Annre froh.
Grüß mer ach all die frohe Sängergäscht,
Wu do sich sammelen vun weit un hoh.
Des is e Feschi vun gleichgesinnte Brüder,
Un was se denken, sagen se in Lieder.

Ich wär so geren mit, wann ich nor könnt;
Ich hätt mich satt gesuckt un satt gehört,
Die Freund begrüßt, die schun vun lang mer kennt,
Un wär voll Lieb dann wieder hämgekehrt.
So aver muß ich all die Freed entbehre
Un kann vum Schöne nor verzähle höre.

Verschbrecht mers drum mit Herz un Mund
un Hand,
Daß, wann ehr z'samme kummen, Jung wie Alt,
Mit Kraft ehr singt vum deutsche Vaterland,
Daß es bis mitte nei in Frankreich schallt.
Es solls der Kaiser in seim Schloß noch höre,
Daß Deutschland eenig is, gilts Deutschlands Ehre!

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes hat uns oft schon lächerlich gemacht
Und manchmal großen Schaden auch gebracht,
Ja selbst des Lebens kann es uns berauben;
Doch nöthig ist's zu jeder Sprache Bau,
Und unterscheidet ihr es nicht genau,
Wird wenig man an euer Wissen glauben.
Zum größten Bau hat in der Menschen Hand
Wie zu der kleinsten Hütte auf dem Land
Mein Zweites stets das Seine beigetragen,
Es nützt der Welt so lang schon, als sie steht,
Und wird ihr nützen, bis sie untergeht, —
Doch halt, nun darf ich euch nichts weiter sagen;
Dem Ganzen fügte sich schon Arm und Reich.
Und unter ihm sind Herr und Knecht sich gleich,

Auflösung der Charade in № 65:
Zinnober.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Orth.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Samstag 25. August 1860.

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

(Fortsetzung.)

Ein Monat war vergangen, als das Gerücht sich verbreitete, daß der Hof wieder auf dem Wege nach Villa-Nova sei, und einige Tage später traf auch der Befehl ein, Alles zu einem glänzenden Stiergefecht vorzubereiten. Man hatte es längere Zeit im Städtchen entbehren müssen, weil der König andere Schlösser mit der grausamen Hetze beglückt hatte. Kein Wunder also, daß man von jetzt an von nichts als von dem großen bevorstehenden Stierkampfe sprach und der Schulden einstweilen nicht gedachte, mit denen die Rechnungsbücher des handeltreibenden Publikums in Villa-Nova während des zweiten Aufenthaltes des Hofes sich wieder anfüllen würden.

Vor Allen nahmen die Stierhüter eine Miene von großer Wichtigkeit an; die Matadores — Stiertödter — tummelten ihre feurigen Berberrosse, und die Picadores — Stierstachler — holten ihre schmucken Sammt- und Seidenjacken aus den Schreinen hervor, in denen sie so lange unbenutzt aufbewahrt lagen.

Alles lebte in gespannter Erwartung; selbst die ernstesten Bürger theilten die allgemeine Aufregung, und leiteten große Wetten über die verschiedenen Thiere ein, welche für die Kampfschranken bestimmt waren. Aus den Fenstern der Stierstachler hingen die brandrothen Mäntel heraus, um im Sonnenschein gelüftet zu werden; dort war es, wo die jungen Bursche und Mädchen sich versammelten, um über die Schleichwege zu verhandeln, sich während des Stiergefechtes Eintritt in den Hof mit dem Raum für das Stiergefecht zu verschaffen. Auf allen öffentlichen Plätzen aber wurde die Wählbarkeit der jungen Wettkämpfer besprochen, die bereits ihre Absicht ausgesprochen, die Gefahr und den Ruhm der Schranken muthig zu theilen. Anerkannte Fechter saßen unter den Veranden der Kaffeehäuser hochnasig spottend über unbekannte Namen, bis unter mehren bekannten Edelleuten zuletzt auch der Name des Marquis Terceira genannt wurde. Da hörten Spott und Uebermuth sofort auf, denn Terceira war als einer der kühnsten und geschicktesten Stierfechter bekannt*). Seine schöne Gestalt, seine edle Haltung, seine gewaltige Muskelkraft, seine sich stets gleichbleibende Geistesgegenwart und Verachtung der Gefahr — machten ihn zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit, und besonders zu dem Kampfe tüchtig, zu dem er sich als einer der Ersten gemeldet hatte.

Carlota zitterte, als sie die Nachricht von den Freundinnen vernahm, die nicht fehlten an den Orten sich zu zeigen, wo über den bevorstehenden großen Tag Näheres zu erfahren war. Er, Terceira, der Edle, Anmuthige, der Schöne, er, mit einem gereizten, wuthschnaubenden, kraftbegabten Thiere kämpfen! Er sollte vielleicht auf dessen weitgespreizte Hörner genommen, unter dessen schweren Klauen zermalmt, hoch in die Luft geschleudert werden, um zerquetscht, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, zu Boden zu fallen! Carlota's aufgeregte Einbildungskraft führte ihr so entsetzliche Bilder vor das geistige Auge, daß sie unwillkürlich aufschrie

Wäre die Tochter des Goldschmieds die Tochter eines hohen Adeligen gewesen,

*) Später wurde es der berüchtigte Infant Don Miguel.

Digitized by Google

oder hätte sie nur etwas von einer Heldin gehabt, so hätte sie vielleicht mit Entzücken auf den Beifallsruf gehört, womit die große Menge den Liebling begrüßte, dessen Bild sie jüngst in dem Altarschrein ihres keuschen Herzens aufgestellt hatte. Aber Carlota war nur ein zartes, innig liebendes Mädchen, und obgleich sie nimmer an dem Muthe des Marquis zweifeln mochte, so bangte sie doch für ihn, und schon der Gedanke an die Möglichkeit einer ihn treffenden Gefahr machte sie zittern.

Endlich fand die vorverkündigte Ankunft des Hofes statt. Die Majestät mit einem Theile des Gefolges residirte wieder im Schlosse, und der Marquis im Hause Antonio's. Auf der Straße rannte wieder alles geschäftig hin und her, und in Carlota's Herz war wieder die Freude eingezogen. Terceira lächelte, als er sah, wie von jetzt an täglich das Haar des lieblichen Mädchens mit einem frisch blühenden Granatzweig geschmückt war, und entzückt horchte sein daran gewöhntes Ohr, wenn sie die Lieder mit der Guitarre begleitete, die sie von ihm gehört, ehe er Villa-Nova verließ.

Der verhängnißvolle Tag nahete endlich heran. Die wohlgenährten Thiere, die zu den Opfern der Sieger in der Arena ausersehen waren, wurden in der äußeren Gebäudereihe des Schlosses eingestellt; ihre Hüter, in die braunen Mäntel gehüllt, schliefen dicht neben ihnen; die Soldaten der königlichen Leibwache schritten mit den Lakaien und Dienern in den inneren Höfen auf und nieder, oder verbrachten mit Kartenspiel die Zeit in den Wachtstuben. Die Herren vom Hofe, die der Dienst frei ließ, spazierten auf den schönen Blumenterrassen oder sprengten auf ihren wohlgeschulten Rossen die weiten Kieswege entlang, welche den grünen Rasen des Lustwaldes durchschnitten, wobei sie durch die Anwesenheit der stolzen, dunkeläugigen Damen vom Hofe ermuntert, die höchste Geschicklichkeit in der edeln Reitkunst entfalteten.

Es war ein wundervoller Anblick, den das Jagdschloß, oder das „Schloß der Stiere“ mit seiner prachtvollen Umgebung am Vorabend des Stiergefechtes gewährte. Ein Flor von vornehmen und schönen Damen schäkerte zwischen den buntschillernden Blumenpartien zerstreut und manche unter ihnen verwetteten goldene Ketten und Diamantringe auf den Ausgang des nächsten Tages, gerade so, wie man in England hunderte und tausende von Guineen auf diesen oder jenen berühmten Renner verwettet in den Gasthäusern Tags zuvor, oder kurz vor dem Beginn des Reitens in der Bahn selbst. Die schönste und stolzeste von Allen, Marianna Gräfin von Silveira, ermunterte scherzend den schönen Marquis von Terceira, der auf dem grünen Rasen vor ihren Füßen saß, bei der morgenden Gelegenheit alle seine früheren Heldenthaten zu übertreffen. Die Gräfin war jung, sehr schön, aber ihr schwarzes Auge blitzte, während sie ihn anredete, keine Spur von Besorgniß für seine Sicherheit schien in ihrer Seele zu haften. Einer der Stiere, der größte und wildeste von allen, den man noch nicht lange aus der Gebirgswildniß heimgeholt hatte, wurde eben in die Stallung unfern der Terrasse geführt. Sechs kräftige Männer hielten ihn an starken Stricken, der Kopf war an die Füße geschnürt und doch hatten sie vollauf zu thun, das Ungeheuer auf der rechten Bahn zu erhalten.

„Seht, — sprach die stolze Schöne — „dort schreitet der Hauptmann der wilden Bande einher. — Es ist an der Zeit für den Marquis Sebastiano Terceira, zu zeigen, daß er sich nicht vor dem Beschmutzen seines zierlichen Sammtjäckchens, oder vor der Verknitterung seiner Goldschnüre fürchtet. Wollt Ihr es ihm bieten, Sebastiano?“

„Wünschest du es, Marianna?“ fragte er in einem Tone, der fast wie Vorwurf klang.

„Kann ich mich doch kaum des Lachens erwehren — lautete die Antwort — „der Herr Marquis beliebt mit ernsthaftem Gesichte zu scherzen.“ Plötzlich aber ging sie vom Tone des Leichtsinns, dem sie sich hingegeben, in den der Zärtlichkeit über, und flüsterte zu ihm niedergeneigt: „Wäre ich deiner würdig, Sebastiano, wenn ich nicht wünschte, daß mein erkorener Geliebter, mein künftiger Gemahl, auch in den Stun-

Digitized by Google

den der Wettkämpfe es mit dem Stärksten aufnähme?"

„Ich werde dir willfahren, Marianna" — sagte der junge Edelmann, als er ihren zärtlichen Blicken begegnete, „und diese theueren Augen sollen Zeuge sein, wie ich den Bitten ihrer Eignerin keine Schande machen werde."

„Der Herzog von Lima hat erklärt — fing die schöne Dame wieder an — selbst du würdest es mit dem vielbesprochenen Thiere nicht aufnehmen. Er sprach die Worte in der Gegenwart des Königs, mein Sebastiano, und — der König lächelte. Ich konnte den Ausdruck dieses höhnischen Lächelns nicht verschmerzen; und als ich beim Heraustreten aus des Königs Gemächern an dem spöttelnden Herzoge vorüberschritt, flüsterte ich ihm zu: „„Ew. Durchlaucht scheinen vom Marquis von Terceira keine rechten Begriffe zu haben.""

„Ich danke dir", sagte der junge Mann, indem er die Hand der Geliebten an seine Lippen zog — „es wäre eine ewige Schande für mich, wenn ich einer so schönen Vertheidigerin, einer so liebenswürdigen Zuschauerin morgen nicht genügen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

* Aus der Pfalz nach Heidelberg.

(Schluß.)

Von den Höhen bei Weissenburg und Bergzabern an, bis hinab zum waldigen Donnersberg streckt sich das Gebirge in prachtvollster Lagerung vor uns aus. Dabei stehen die zackigen kegelförmigen Gipfel vom Trifels und der Madenburg an aufwärts im schönsten Contrast zu den langgezogenen gleichförmigen Bergrücken unterhalb derselben. Majestätisch ragt der Kalmit mit seiner 2096 Fuß hohen Spitze in die Höhe und als fast ebenbürtiger Geselle zeigt sich neben ihm der Steigerkopf. Der Einschnitt des Thales von Neustadt ist nur schwer zu erkennen, da die hinterliegenden Berge sich allzu sehr vordrängen, dagegen schimmern die Felsen und Steinbrüche bei Haardt hell herüber. Im Norden bildet dann den imposanten Schluß der Bergkette der dunkelwaldige Donnersberg, auch von hier aus eine großartige Bergerscheinung, wenn er auch nicht ganz das eigenthümliche Aussehen hat, welches ihn von Darmstadt oder Mainz aus so seltsam macht, da er von dort wie ein ungeheurer Todtensarg sich auf der Ebene ausbreitet. Lassen wir nun den Blick am blauen Gebirge wieder aufwärts schweifen und blicken sodann in die weite Rheinebene hinab, so zeigt sich im Süden etwas unterhalb der schwarzen Rauchsäulen, die von Waghäusel aufsteigen, eine nicht weniger erhabene Erscheinung. Der Dom von Speyer mit seinem mächtigen Schiffe und seinen vier Thürmen ragt einsam und scheinbar alleinstehend aus der Ebene hervor. Weder Haus noch Kirche ist sonst ueben ihm zu erkennen, und darum heben sich seine grauen Mauern um so gewaltiger von der Wasserfläche ab, die an ihm vorüberströmt, ein Zeichen des frommen Sinns und der opferwilligen Baulust früherer Jahrhunderte. Was aber die Fernsichten von Heidelberg vor allen andern des Gebirgs, auch vor denen der Pfalz, auszeichnet, das sind die beiden Ströme, die in seiner Nähe vorüberrauschen. Mag sich auf einem Berge eine auch noch so reizende und abwechselnde Landschaft vor uns ausbreiten, der jedoch die glänzenden Wasserspiegel, der ein Fluß fehlt, wir werden sie immer eintönig, leblos, ermüdend finden, während eine schimmernde Wasserfläche jeder Landschaft einen belebenden, aufheiternden Reiz verleiht. Daher das immer neue Wohlgefallen, wenn wir hinab sehen auf die schlängelnden Windungen des Neckars, auf die bald nach Westen, bald nach Norden gerichteten Strömungen des Rheins, die sich oft so sehr herüberbiegen, daß man hinter dem Garten von Schwetzingen die Pappelbäume am Ufer erkennen kann. Auch die Neckarbrücke in Mannheim ist am Ende eines glänzenden Wasserstreifens deutlich zu erblicken. So großartig und erhebend nun aber der Blick in die Ferne ist, so anmuthig und reizend ist er auf die nächste Nähe, auf die Dörfchen am Gebirg abwärts, auf die Gärten am Flusse, auf den Bahnhof und die Weinberge am Fuße. Zur Linken

Digitized by Google

sieht man in einer Einbiegung des Bergs auch auf den Kirchhof von Heidelberg herab, wohl einen der schönstgelegenen, die es weithin gibt, wenn auch nicht so geschmückt, wie der blumenreiche Frankfurter. Und jeder Pfälzer, dem es nicht vergönnt sein sollte, auf heimischer Erde zu sterben, möchte wünschen, wenigstens hier unter dem Epheu und den Trauerweiden des Schwarzwalds, gegenüber den Pfälzischen Bergen, hinter denen im Scheine des Abendroths die Sonne so majestätisch hinabsteigt, sein Grab zu finden.

Vom Rondel abwärts führt uns der Weg nach kurzer Zeit zu einem Vorbau, die Kanzel genannt, von welcher man einen malerischen Blick auf die untenliegende Stadt, den Fluß mit den freundlichen weißen Häusern am jenseitigen Ufer und den waldgekrönten Heiligenberg genießt. Hier in der Nähe am Abhang des Geißbergs stand auch der „Trutzkaiser", eine Feste von Friedrich dem Siegreichen nach den Schlachten bei Pfeddersheim und bei Seckenheim dem Kaiser zum Trotze erbaut. Unterhalb der Kanzel liegt ein mächtiger Felsblock auf schmaler Unterlage seltsam aufgethürmt, der sogenannte „Riesenstein". Ohne von der Kanzel aus durch das Klingenthal in die Stadt herabzusteigen, kann man den Weg am Berge hin gleich bis zur Molkenkur ausdehnen, die man in einer Viertelstunde erreicht. An dieser Stelle stand das alte Schloß aus der Ritterzeit, aus jener Zeit, wo man, wie auf der 1900′ hohen Nippburg bei Edenkoben, dem Himmel gern nahe und den Menschen gern fern war, damit sie Einem die geraubte Beute nicht wieder abjagten. Die Aussicht von hier auf Stadt, Ebene und die beiden Ströme ist herrlich und es vergeht fast kein Abend, an dem nicht Fremde den großartigen Sonnenuntergang von hier aus genießen, wenn das Tagesgestirn oft in scheinbar zehnfacher Größe hinter dem Donnersberg versinkt. Ein breiter Fahrweg und ein etwas steilerer, hübsch angelegter Fußweg führen von da in einer halben Stunde zum Kaiserstuhl (1752′), der von seinem hohen Wartthurme die ausgebreitetste Aussicht über Rhein und Neckar, Schwarzwald und Odenwald, Taunus und die Haardt gewährt. Wer gerne Treppen steigt, kann vom Kaiserstuhl in schnurgerader Richtung abwärts zum Schloß gelangen, bequemer jedoch ist der Weg über die Molkenkur zurück. Wenn man sich dann die Herrlichkeiten des Schlosses angesehen, den prächtigen Otto-Heinrichsbau, den gesprengten Thurm, den Festsaal Friedrichs V., das berühmte große Faß, welches im Jahre 1769, wo es zum letztenmale gefüllt war, 1500 Ohm in seinem Bauche aufnahm, so ruht's sich gar bequem auf der Terrasse im Schloßgarten, zumal fast täglich Musik hier spielt. Zugleich erfreut der Gedanke, daß man innerhalb kaum dreier Stunden einen der schönsten und gepriesensten Punkte Deutschlands kennen gelernt hat. W.

Miscelle.

Oberammergau, 19. Aug. Ihre Maj. die Königin, begleitet von dem Kronprinzen, dem Prinzen Otto und dem Großherzog Ferdinand von Toscana, wohnte der heutigen Vorstellung des Passionsspiels bei, welche, vom schönsten Wetter begünstigt, von 8 Uhr Morgens bis halb 5 Uhr Abends dauerte. Das kolossale Standbild des Königs im Krönungsornat, ein Kunstwerk dieses Ortes, zierte die Façade des Posthauses, wo die Königin mit den Prinzen während einer kleinen Pause der Vorstellung verweilte. Im Festtheater selbst war für die hohe Frau, bei deren Eintritt sich die überaus zahlreiche Versammlung von mehr als 3000 Menschen in ehrfurchtsvoller Stille erhob, eine ganz schmucklose Loge errichtet, wo Ihre Majestät mit den Prinzen auf einfachen Sesseln Platz nahm. Die Scenerie der Darstellung erfreute sich heute ausnahmsweise der schönsten Lichteffecte, indem die Sonne, oft von Wolken umhüllt, gerade bei den anziehendsten Bildern, wie bei dem heiligen Abendmahl, die Bühne plötzlich im herrlichsten Glanz bestrahlte. Die Bewohner des Ortes selbst rühmen die heutige Vorstellung als die gelungenste, die bis jetzt stattgefunden hat.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 69. Speyer, Mittwoch 29. August 1860.

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

(Fortsetzung.)

Allein in dem Augenblicke, in dem Terceira diese Worte sprach, erinnerte er sich, wie Carlota's Wangen erbleichten, wie ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten, als er ihr am Morgen von den bevorstehenden Ruhmesthaten auf dem Kampfplatze gesprochen hatte.

„Es ist seltsam, sehr seltsam", sprach der junge Edelmann zu sich selbst; — „und dennoch ist es gewiß, daß Marianna mich eben so liebt, wie die schöne Goldschmiedstochter. In den Adern der Gräfin fließt zu viel stolzes Blut, es treibt sie, meine Gefahr über der Bewunderung zu vergessen, die ich erregen möchte — nur das Verdienst meines Muthes strahlt auf Marianna zurück — Carlota aber liebt mich, nicht wegen meiner hohen Geburt, oder weil ich ein Liebling am Königshofe bin, sondern einzig und allein um meiner selbst willen."

Es war dies ein gefährliches Sinnen; es begann das bessere Gefühl im Marquis zu dämmern, aber es kam nicht zu Tage, denn in dem Augenblick, der wegen seines künftigen Benehmens gegen Carlota hätte entscheidend werden können, wurde er durch Marianna's Stimme aus seinem kurzen Sinnen geweckt, und bald waren die vornehmen Liebenden wieder im zärtlichen Gespräche begriffen. Er vergaß die besseren Gedanken, die sich bei ihm geregt hatten, und die Gräfin gedachte nicht der Möglichkeit eines Unglückes, welches sich am nächsten Tage ereignen konnte.

Die Nacht war hell und klar, der lusitanische Frühlingshimmel übersäet mit zahllosen Sternen, die so lieblich leuchteten, wie die Augen der südlichen Mädchen. Ihr Auge ruhete entzückt auf der entschlummernden Erde. Der Wind seufzte zuweilen, als wäre er ermüdet von der Last der süßen Düfte, mit denen er befrachtet war. Solche Nacht war wohl geeignet zum Gespräch der Liebe, und lange weilten die Gräfin und der Marquis auf der Straße, indem sie sich alle die schönen Dinge sagten, die sie schon oft zuvor sich gesagt, und die ihre Lippen wiederholten, ohne zu ermüden. Allein die Stunde der Trennung war gekommen, der Dienst erforderte ihre Anwesenheit im Schlosse und die Gräfin gestattete, daß Terceira ihre Hand zum Abschiede an seine Lippen drückte. Sie zögerte noch so lange, bis der Marquis sein unten bereit gehaltenes Pferd bestieg, um nach Villa-Nova zurückzukehren, flüsterte ihm, über das Geländer geneigt, noch einmal „gute Nacht" zu und Terceira sprengte davon — Marianna's zufriedenes Lächeln begleitete ihn.

Als jedoch der Marquis der Stadt näher kam, drängte sich ihm Carlota's Bild wieder auf, das schöne Bild der sanften, tieffühlenden Carlota, mit den großen dunkeln, Liebe strahlenden Augen, und dem Blicke voll unschuldiger Zuversicht. „Auf welchen Wegen gehe ich?" fragte der Marquis, sein Pferd anhaltend, sich selbst, während er die Ereignisse der jüngstverflossenen Zeit an sich vorüber gehen ließ. „Marianna, die schöne, stolze Gräfin, ist meine verlobte Braut, die ich mir aus einer Menge von Anbetern gewann; des Königs Majestät hat die Verlobung bestätigt; unsere Zukunft verspricht eine sonnige zu werden, klar und vollkommen, wie die Maitage unseres schönen Vaterlandes — weßhalb trachte ich nun noch darnach, die Jugend eines andern, nicht minder schönen Mädchens zu vergiften, die,

Digitized by Google

wer weiß, — eine innere Stimme flüstert mir es zu — vielleicht mit noch größerer Treue und Innigkeit mir ergeben ist, als Marianna? Um einer thörichten, selbstsüchtigen Eitelkeit zu fröhnen, wäre ich also bislang bemüht gewesen, eine Leidenschaft einzuflößen, die mir zur Unehre, dem schönen, unschuldigen Kinde zum namenlosen Leid gereichen kann? Und doch" — fügte er, wie sich zu ermuthigen, hinzu, „warum soll gerade ich ein Weltverbesserer werden wollen. Sittenprediger sind schlecht angesehen am lustigen Hofe Johanns IV. und was ist's am Ende weiter; wenn hübsche Landmädchen unsern sehnsüchtigen Blicken mit Liebe entgegen kommen, warum sollen wir sie mit Kälte von uns weisen? Das würde einem jungen Handwerksmanne von Villa-Nova schlecht anstehen, geschweige einem Hofjunker; die ganze Welt würde am Ende darüber lachen."

Das waren arge Gedanken, wie sie nur dem leichtfertigen Gemüthe eines Marquis Terceira entspringen konnten. Er scheute mehr den Hohn seiner adeligen Genossen, als die Vorwürfe seines Gewissens. Er war an einem Hofe erzogen, der eine Schule der Nichtswürdigkeit war. Die hoffärtigen Junker hielten die schlichten Bürger von Villa-Nova so niedrig im Werthe, daß es auffallen mußte, wie der Marquis von Terceira auch nur einige Augenblicke daran dachte, Carlota's Herz könne wirklich gebrochen werden.

Es war spät, als der Marquis seine Wohnung betrat; des Goldschmieds schöne Tochter sah er an diesem Abend nicht mehr.

Der verhängnißvolle Morgen dämmerte herauf, und schon mit dem ersten Zwielicht begann die Aufregung und das Gewühl der Beamten und der mit jedem Augenblick von nah und fern herbeiströmenden Zuschauer. Hurtige Boten trugen Nachrichten vom Schlosse zur Stadt, betreßte Lakaien strömten in allen Richtungen im Auftrage ihrer Herren. Hufschlag dröhnte auf dem rauhen Gassenpflaster und der stattlichen Reiter freundliche Begrüßung mischte sich mit den erfrischenden Strömen des Morgenwindes.

Zur ungewöhnlich frühen Morgenstunde wanderte Carlota unruhig im Garten des Vaterhauses umher. Das Herz war ihr schwer, sie hatte in der vergangenen Nacht kaum ein Auge geschlossen. Fürchterliche Träume hatten sich in den kurzen, unerquicklichen Schlummer gemischt, so daß sie, obgleich traurig, sich doch minder elend in völlig wachem Zustande fühlte, als umgeben von der schaurig dunkeln Nacht.

Das arme Mädchen seufzte, wie von einem Zauberbanne umfangen. Schon oft hatte sie Verlangen getragen, einmal einem jener Feste beizuwohnen, die in Portugal festas dos toros, Stierfeste, genannt werden, und von denen ihr die Mutter mit so großem Entzücken erzählt hatte. Jetzt war ihr jede Andeutung auf das bevorstehende Stiergefecht zuwider; sie erbebte, fuhr zusammen bei jedem Schall, der auf dessen Vorrichtung hinwies. Ihre Freundinnen liebäugelten mit ihren Erwählten und ermunterten diese, sich in der Arena anständig, aber zuvorkommend zu beweisen. Carlota aber fühlte, daß nur Einer lebte, den sie gern aus den Schranken jenes Schauplatzes unsichern Erfolges und gewisser Gefahr fern gesehen hätte, selbst wenn es ihr möglich und gestattet gewesen, sein Fernsein vom Kampfe dadurch zu erkaufen, daß sie statt seiner der Gefahr Trotz bot, die sie für ihn fürchtete.

Das reine, hochherzige Mädchen hatte keine Ahnung von den Gedanken, mit denen Terceira am Abend aus dem Schlosse in das Haus des Vaters zurückgekehrt war; ja hätte ihr Jemand gesagt, welche Gefühle sein Inneres auf dem Heimwege durchkreuzten, sie würde den Verleumder mit Verachtung zurückgewiesen haben, selbst wenn der innere Kampf dabei ihr das Herz gebrochen hätte.

Der Marquis hatte für den Goldschmied und seine Tochter einen der besten Plätze im Circus besorgt. Die ehrsamen Bürger der Stadt aber waren so stolz auf Carlota's Jugend und Schönheit, daß sie um des Mädchens willen den eigenen Platz hingegeben hätten, um den prunkenden Hofdamen zu zeigen, wie sehr dieselben von den bescheidenen Reizen Carlota's übertroffen wurden. Der Marquis hatte aus einem gemischten Gefühle, das er sich selbst nicht so recht

Digitized by Google

zu enträthseln vermochte, Carlota einen besonders in's Auge fallenden Sitz auserwählt. Der alte Goldschmied erkannte darin nur eine herablassende Höflichkeit; Carlota sah es als eine von Liebe erzeugte Aufmerksamkeit an.

(Fortsetzung folgt.)

* Groß- und Kleinbockenheim.

Die beiden Dörfer liegen an den letzten Ausläufern des Haardtgebirges, nicht weit von der hessischen Grenze. Das Gebirge wendet sich hier vom Rheine ab und im weiten Bogen den alten Wormsgau umspannend, zieht es sich Kreuznach zu. Gegen Norden werden die waldlosen Kalkhöhen flacher und verlaufen sich allmählich in den weit gezogenen Wellenlinien der Rheinebene. Die Lage der Dörfer ist nicht ohne Anmuth. Der Kirchthurm von Kleinbockenheim mit seinem stattlichen Zinnenschmuck und spitzen Steinhelm, die Kirche daneben mit ihren blendendweißen Mauern, die Emichsburg im modernen Gewande krönen die Höhe und leuchten weit in's flache Land hinaus. Unter ihnen am Bergeshang ziehen sich die Häuser hin. Ein Wald von Obstbäumen umschließt beide Orte; Weinberge und üppige Felder reihen sich an. Das innere Aussehen der beiden Dörfer ist in nichts von dem der andern am Gebirge verschieden.

Die zahlreichen Bewohner bebauen den fruchtbaren Boden mit ungemeinem Fleiße und sind dadurch meistens zu wohlhabenden Leuten geworden. Das ist ein tüchtiger Schlag Menschen, mit ausgeprägtem rheinischem Naturell. Es sind Pfälzer von ächtem Schrot und Korn: thätig und arbeitsam, derb und bieder, gastfreundlich, aufgeweckten Sinnes, heiter und ausgelassen! Die Großbockenheimer führen einen muntern, stoßlustigen Bock im Wappen: in der That, sie waren Schlägen und Stößen nie sehr abgeneigt. Es rollt etwas von dem raschen, hitzigen Blute ihrer frühern Gebieter, der Emiche von Leiningen, in ihren Adern. Freilich kommt's jetzt selten und nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn ihnen die Asselheimer einen Besuch abstatten, zu förmlichen Begrüßungen. Aber früher! da waren die Bockenheimer ein wildes, tapferes Volk, eine Hauptstütze der Leininger Grafen. — Im Bauernkriege (1525) zeichneten sie sich besonders aus. Während die Nußdorfer die Burgen und Klöster am obern Gebirg plündern, reißen die Bockenheimer am untern Gebirge Alles zusammen. Sie stürmen die Burg Wachenheim und plündern im Verein mit den Pfeddersheimern die Klöster Himmelskron und Liebenau und das Stift Neuhausen rein aus. Dann vereinigen sie sich mit den Nußdorfern in Neustadt, und sind am 10. Mai 1525 zu Forst. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte sich dahin begeben in die Mitte der aufrührerischen Bauern, um sie durch gütige Worte zu besänftigen. Aber seine Worte waren fruchtlos. Der Kurfürst war kaum nach Heidelberg zurückgekehrt, so stürmten die Bockenheimer am Gebirge hinab und im Bunde mit einigen andern Heerhaufen hausten sie gottlos. Rauben, Morden, Sengen und Brennen war die Losung. Aber es kam der Tag der Vergeltung, der 24. Juni 1525. Da wurden die Bauern bei Pfeddersheim, einem Städtchen eine Stunde von Bockenheim entfernt, durch den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz auf das Haupt geschlagen. Gräßlich war ihre Niederlage. 4000 Bauern fielen, am andern Tage wurden 800 niedergemetzelt und 54 als Rebellen hingerichtet. Unzweifelhaft betheiligten sich die Bockenheimer an der Schlacht. Mit blutigen Köpfen wurden sie heimgeschickt.

Die Entstehung von Groß- und Kleinbockenheim, von denen das letztere eine Abzweigung des erstern ist, fällt in frühe Zeiten. Urkundlich hatte die alte Abtei Lorsch schon unter dem Regimente Kaiser Karls des Großen hier bedeutende Besitzungen. Auch den Klosterleuten zu Höningen, Kaiserslautern und Otterberg gefiel der üppige fruchtbare Boden so gut, daß sie sich frühe schon hier Grundstücke durch Kauf oder Schenkung erwarben. Im Verlaufe der Zeit fielen die beiden Orte den Grafen von Leiningen-Hardenburg zu, unter deren Schutz sie wuchsen und gediehen. Sie theilten mit ihnen Freud und Leid, das letztere

Digitized by Google

in nicht geringem Maaße. Die ihren Herren zugedachten Schläge mußten sie manchmal bitter empfinden. Im Jahre 1460 berannte der Kurfürst Friedrich I., der Siegreiche, die Veste Kleinbockenheim, beschoß sie über 8 Tage auf das Heftigste und nahm sie nach der Schlacht bei Pfeddersheim weg. Daß dabei Beute gemacht und tüchtig geplündert wurde, versteht sich nach den Grundsätzen der damaligen Kriegsführung von selbst. — Zehn Jahre darauf lagen sich Kurpfalz und Leiningen schon wieder in den Haaren. Friedrich der Siegreiche zog im Juni 1471 mit seinen Truppen vor Groß- und Kleinbockenheim und eroberte diese festen Plätze nach einer achttägigen Belagerung. Die Besatzung lief bei Nacht und Nebel davon, aber die Festungen ließ der Kurfürst schleifen, die beiden Orte niederbrennen und völlig zu Grunde richten. Die Bockenheimer konnten sich von dieser ihnen geschlagenen Wunde nur langsam erholen, denn auch der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg (1503—1507), der in unserer Gegend mit entsetzlicher Rohheit geführt wurde, scheint das Wiederaufblühen der beiden Orte gehemmt zu haben. Erst als Emich VIII., Graf von Leiningen-Hardenburg, oberhalb Kleinbockenheim eine feste Burg erbaute, kam wieder Leben in die Orte; namentlich wurden 1514 der durch die Kriege zerstörte Thurm und die Kirche von Kleinbockenheim wieder hergestellt. Aber neue Stürme folgten: die furchtbaren Kriege des 17ten Jahrhunderts. Das moderne Aussehen der beiden Dörfer bekundet hinlänglich, wie gründlich hier Alles zerstört wurde. Nur wenige Bauten erhielten sich: es sind dies der Kirchthurm zu Großbockenheim, die Kirche und der Thurm, sowie der Thoreingang zur Emichsburg von Kleinbockenheim. Da die architektonischen Formen derselben von kunstgeschichtlichem Interesse sind, so wollen wir sie uns etwas näher ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Aus Zweibrücken schreibt der „Punsch“: Einigen guten Zweebrückern wurde weiß gemacht, sie könnten am heiligen Napoleonstag von Forbach aus um zwanzig Franken nach Paris und zurück fahren und dürften sich dort noch zwei Tage aufhalten. Die guten Zweebrücker wollten von der Freigebigkeit des großen europäischen Glücklichmachers „profitire“ und fuhren also nach Forbach. In Forbach sagte man ihnen, diese Vergünstigungskarte bekämen sie erst in Metz. Die Herren Zweebrücker ließen sich auch Das nicht verdrießen und pilgerten zu Ehren des heiligen Napoleon nach Metz. In Metz aber sagte man ihnen: sie könnten um den gewöhnlichen Preis nach Paris fahren, sich dort beliebig aufhalten und dann um ihr Geld auch wieder zurückgelangen. Da machten die Zweebrücker freilich lange Gesichter. Ihre süße Hoffnung, für so wenig Geld den interessantesten Mann von der Welt von Angesicht zu Angesicht zu schauen und auf den Pariser Boulevards herumzubummeln, vielleicht gar Mam'zell Rigolboche zu sehen, war zu Wasser geworden. Das ist doch um die Kränk zu kriege, sagten sie, und feierten den Napoleonstag in der ex-deutschen Stadt Metz. Kehrten dann wieder nach Zweebrücke zurück und können sich nun rühmen, daß sie beinahe Paris gesehen hätten.

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste kommt von Pflanzen her,
Ist Staub, hübsch zart und fein.
Das Zweite glänzt und pranget sehr
Im frühen Sonnenschein.
Das Ganze ist der Pflanzen Plage
Ost zu der Zeit der heißen Tage.

B.....heim. P. E.....

Auflösung der Charade in № 67:

Fallbeil.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr Eduard Grisebach.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 70. Speyer, Samstag 1. September 1860.

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

(Fortsetzung.)

Die Edelleute lächelten über die Geschäftigkeit, womit Terceira diese Anordnung betrieben hatte, und mancher kecke Blick ruhte auf dem erröthenden Mädchen, als sie sich zu dem Sitze begab, der für sie von einem von des Marquis Dienern bereit gehalten wurde. Eine Zeit lang war ihr, als ob Alles mit ihr rund ging; doch bald war ihre Schüchternheit von ihrer Liebe zu Terceira verdrängt, und sie wagte es, die glänzenden Reihen zu überblicken, um den Marquis zu suchen. Endlich begegnete sie seinem Blick; er aber wendete sich sogleich ab, und ein kalter Schauer fuhr über Carlota's Herz.

„Und doch war es schicklich, was er that" — sprach sie zu sich selbst — „da er in der Nähe des Königs steht. Wie konnte er anders, als nur Augen und Ohren für die Majestät zu haben!"

Aber nur zu bald sollte die arme Carlota die Grundlosigkeit der Gedanken gewahren, mit denen sie so bereit war, Terceira zu entschuldigen. Nicht zum Könige hatte der Marquis den Blick gerichtet, als er sich von ihr abwendete, — er hatte es gethan, um dem leisen Druck einer Hand auf seinen Arm und einigen ihm eingeflüsterten Worten Folge zu geben. Die stolze Gräfin Marianna war zu ihm getreten, und Carlota schauderte zurück, als hätte ihr Fuß eine Natter berührt. Sie beachtete nicht den Federhut, nicht das von Juwelen strahlende Hofkleid, auch nicht den kostbaren Sammtmantel der Gräfin, aber sie bebte an allen Gliedern und hielt den Athem an, um das wie vom Fieberfrost erregte Aufeinanderschlagen der Zähne den Nahestehenden zu verbergen, als sie das Blitzen der schwarzen Augen, das Lächeln, die Freudigkeit und den zuversichtlichen Stolz in den Mienen der hochgeborenen Dame erblickte.

Die arme Carlota sah nichts von den geputzten vornehmen Damen, nichts von den Schaaren der stattlichen Hofherren, welche, den Hut in der Hand, die schöne Gräfin umringten und tausend schöne Worte an sie richteten. Selbst der König auf seinem karmoisinroth überzogenen Prachtsessel unter dem vergoldeten Thronhimmel, die einem Bürgermädchen so selten vorkommende Erscheinung, wurde nicht von ihr beachtet. Für sie gab es nur zwei Menschen auf der Terrasse: der falsche Terceira, der ihr noch am frühen Morgen Liebe geheuchelt und ihr mit so viel Zärtlichkeit die Thränen getrocknet hatte, die sie für sein Leben bangend geweint hatte, und — die stolze Dame, deren Wangen sich höher rötheten, als er zu ihr aufblickte. Carlota glaubte bei diesem Anblick, das Herz müßte ihr brechen.

Jetzt erhob sich am Eingange zu den Schranken ein Gewühl, eine Aufregung unter der Menge, und zwei berittene Trompeter zogen herein und bliesen einen Tusch, der von dem Jubelschrei der Menge beantwortet wurde. Nun erhob sich ein Flattern und Wehen von Fächern und Federn auf der königlichen Terrasse. Sechs königliche Leibpagen in blau und Silber gekleidet erschienen, leichte Stäbe mit scharfen Silberspitzen tragend, welche sie unter die Damen des Hofes vertheilten, damit die adeligen Damen vermittelst dieser Stachesstäbe das Spiel der ersten Stunde theilen möchten. Eine dieser leichten Lanzen wurde von Terceira einem der nächsten Pagen abgenommen und der Gräfin Marianne überreicht. Ein Weilchen tändelte die jugendliche Schöne

Digitized by Google

mit der leichten Waffe, indem sie, fortkosend mit dem Geliebten, den Spieß nicht zu beachten oder seinen Gebrauch nicht zu kennen schien. Als jedoch die Damen sich einzeln den hohen Gittern vor den Behältern der Stiere näherten und hinein sahen, lenkte auch die Gräfin ihre Schritte dahin und blickte mit erheucheltem Schauder auf die ungeheuren dachlos umherschreitenden Gefangenen. Bald darauf begannen die Edeldamen, angefeuert durch die Scherze der sie begleitenden Herren, und im Drange, ihre zierlichen Bewegungen zu zeigen, die Stiere noch gereizter dadurch zu machen, daß sie dieselben mit den leichten Speeren peickelten, während die ungeheuren Hörnerträger sich damit begnügten, die plumpen Köpfe zu schütteln oder sich mit dem langen Schweife die Weichen zu peitschen, als ob sie von Bremsen gestochen würden. Als jedoch die lachenden Damen kecker wurden und ihre Spitzwaffen tiefer eindringen ließen, da erhoben die gepeinigten Thiere ein so arges Gebrüll, daß dadurch Schrecken und Gelächter im widrigen Gemisch unter den Damen und Herren vom Hofe erregt wurde. Und Donna Marianna, die jugendliche gefeierte Schönheit, die hochgeborene, fein erzogene Gräfin, die Verlobte des Marquis Sebastiano Terceira, deren kleine, im weißen Handschuh steckende Hand nur gemacht schien, den Fächer zu halten, den sie dem Marquis so lange zum Aufbewahren übergab, schlug den Spitzenschleier zurück und — lachte, als des Stieres Gebrüll ihr verkündigte, wie gut sie das Thier hatte martern helfen.

Carlota rang nach Athem. Unmöglich konnte Terceira diese Dame lieben, dieser Terceira, der so viel Zartgefühl gegen sie bewiesen. So schön die Gräfin auch war — und Carlota fühlte, daß sie sehr schön war, so hoch sie auch stand — denn selbst der König beehrte sie mit einem Lächeln, als sie neben ihm stand — es war unmöglich, daß Terceira ein weibliches Wesen liebte, das an Thierquälerei Vergnügen fand! Des Goldschmieds schöne, gefühlvolle Tochter hatte sich denn mit aller erfinnlichen Mühe überredet, daß alle vom Marquis an die schöne Dame gerichteten Blicke und Worte nur hofmännische Schmeichelei wären — als abermals die Trompeten erklangen und dadurch das Zeichen gegeben wurde, daß das ernste Geschäft des Tages seinen Anfang nehme.

Alle vorgängigen Ceremonien hatten stattgefunden. Der Matador hatte seinen schnaubenden Renner ringsum in dem Kreise traben lassen, wobei er den Boden mit der Schwungfeder seines Hutes berührte. Die Picadores hatten in ihrer grellfarbigen enganschließenden Kleidung ihren Aufzug vor den Zuschauern gehalten — jeder Theilnehmer am Kampfe hatte seine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor dem Könige gemacht. Endlich wurde ein schöner Stier in einem Zustande völliger Wuth durch die Hüter vermittelst der schweren Stachelstangen in den Kreis getrieben. Der keckste unter den Picadores trat ihm entgegen, und bald sah dieser sich hart bedrängt. — Es befinden sich auf gewisse Entfernung Thüren in der Mauer des Kreises; sie sind eben breit genug, daß ein Mann von der Seite hineinschlüpfen kann und dienen den Picadores zur Zuflucht, wenn sie allzu heftig vom Stiere bedrängt werden.

Joseph war hart bedroht, doch gelang es ihm, ein halbes Dutzend Lanzen in den Rücken der wüthenden Bestie zu werfen, ehe er ihr seinen scharlachrothen Mantel überließ, der bald in hundert Stücke zerrissen in der Luft umherwirbelte; indessen glückte es dem verwegenen Picador, sich hinter das Gehörn des Thieres zu werfen und ihm das scharfe Stilet in den Rückgrad zu stoßen. Der gewaltige Stier stürzte dröhnend zu Boden, und Joseph verließ die Arena unter dem Jubel der Zuschauer, ohne auch nur eine Schramme davon getragen zu haben.

(Schluß folgt.)

* Groß- und Kleinbockenheim.

(Fortsetzung.)

Der Thurm von Großbockenheim nebst der Kirche und dem alten Friedhofe liegt mitten im Dorfe auf einer Anhöhe. Das Ganze umschließt burgartig eine starke mit Strebepfeilern gestützte Mauer. Di-

Digitized by Google

Anlage gewährt uns einen Blick in den wilden, stürmischen Charakter des frühen Mittelalters. Die meisten Kirchen und Friedhöfe unserer Gegend galten zugleich als Vertheidigungsplätze. War Gefahr in der Nähe, drohte ein Ueberfall, so zogen sich die Dörfler in dieselbe zurück, bargen ihr Bestes in der Kirche, griffen zur Waffe, und wiesen dem Feinde die Zähne. Gelegenheit dazu gab es genug. An die Stelle der alten Kirche, die früher hier stand, ist im vorigen Jahrhundert eine neue getreten, im ächten Zopfstyl, mit hohlen, aufgeblasenen Formen, unklar und geschmacklos. Der Thurm dagegen ist ursprünglich, und im romanischen Style aus Sandsteinen der Umgegend aufgeführt. Er hat eine quadratische Grundform und ist im Verhältniß zu seiner Höhe außerordentlich breit. Er gliedert sich in vier Geschosse. Das unterste ist massiv aus behauenen Quadern zusammengesetzt, ohne allen Schmuck, nur von kleinen Lichtöffnungen durchbrochen. Bei den drei oberen Geschossen ist die Mauerfläche durch Lissenen belebt, welche an den Ecken und mitten durch die Wand herablaufen und letztere in zwei Hälften theilen. Rundbogenfriese verbinden die Lissenen und bilden zugleich die Abschlüsse der einzelnen Geschosse. Der Bogenfries des zweiten Geschosses hat zur Verbindung der kleinen Halbbögen consolenartige Widderköpfe. In gleicher Höhe mit letztern ist in die mittlere Lissene ein roh geformter Menschenkopf, in die Ecklisenen je ein byzantinisches Kreuz eingehauen. Ganz dieselbe Anordnung hat das dritte Thurmgeschoß; nur ist hier der Rundbogenfries noch kräftiger, die Widderköpfe mit gewundenen Hörnern treten stärker über die Mauerfläche hervor, Crocodile und andere Ungeheuer füllen die einzelnen Felder des Rundbogenfrieses aus.

Das vierte und oberste Geschoß ist nicht mehr vollständig erhalten. Während alle andern Thurmabtheilungen nur mit winzigen, schmalen Lichtöffnungen versehen sind, ist die oberste Mauer von großen Oeffnungen durchbrochen, bedingt durch die im obern Raume aufgehängten Glocken. In dem Mauerwerk neben den Schallöchern finden sich Rundbögen und ein byzantinisches Kreuz ohne alles Verständniß eingemauert. Sie gehören offenbar zum ursprünglichen Bau, wurden aber bei der spätern sinnlosen Reparatur des ruinirten Thurmgeschosses hier eingefügt. Dasselbe hatte vor seiner Zerstörung wahrscheinlich dieselben Formen, wie die untern Abtheilungen. Der Rundbogenfries und ein einfaches Kranzgesims schloß es ab. Die Schallöffnungen waren höher, rundbogig und hatten je in der Mitte ein Säulchen mit Würfelkapitäl. Ein entsprechender Steinhelm krönte das Ganze. Ich ziehe diesen Schluß aus den fast gleichen Architecturformen des romanischen Thurms zu Albsheim an der Eiß. Bei einer späteren Restauration ließe sich der Bockenheimer Thurm in seiner alten Gestalt ganz gut wiederherstellen; diese möchte um so wünschenswerther erscheinen, als durch die frühere schlechte Reparation der architectonische Charakter des Thurmobertheils ganz verwischt wurde.

Die Horizontalgesimse, welche die einzelnen Thurmabtheilungen im Eißthale krönen, fehlen hier gänzlich. Ueberhaupt ist die Behandlung eine rohe und barbarische, auf die Details ist keine Sorgfalt verwendet. Aber dennoch machen diese alten Bauformen einen guten Eindruck; sie tragen das Gepräge fester, unerschütterlicher Kraft, ein frischer, lebendiger Geist spricht aus ihnen. Die Ungeheuer und die andern phantastischen Gebilde erinnern uns an den träumerischen Zug unserer Vorfahren nach dem Abenteuerlichen und Wunderbaren. Auch die Wormser Thürme sind mit Ungeheuern und wilden Thieren geschmückt und sie mögen auf die Thürme unserer Gegend nicht ohne Einfluß gewesen sein. Die Zeit der Erbauung des Großbockenheimer Thurmes, über welche ich nichts Urkundliches finden konnte, mag der Anfang des 12. Jahrhunderts sein.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Wahrheit in der Retscherfrage.

„Der Reichstag zu Speyer vom Jahre 1529 ist im dortigen Rathhofe, nicht im Retscher abgehalten worden." Für und gegen diesen Satz ist bekanntlich viel und heftig gestritten

Digitized by Google

worden. Dessenungeachtet hoffen wir, daß sich Niemand der Anerkennung der historischen Wahrheit länger widersetzen werde, wenn es gelingen dürfte, dieselbe ebenso einfach als bündig bis zur Evidenz zu erweisen. Dieß kann nun nachträglich geschehen. Neben allem schon Vorgebrachten liegen jetzt noch zwei unverdächtige, unantastbare Zeugnisse für die Wahrheit der Behauptung vor: der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529 ist im dortigen Rathhofe und nicht im Retscher abgehalten worden.

Das erste Zeugniß ist jenes von Simonis in seiner „Beschreibung aller Bischoffen zu Speyr", Seite 199. Dort heißt es:

„Anno Domini 1524 ist der new Buw im Rathoff zu Speyr fürgenommen vnd angefangen worden, Also dz er im jar 1526 vollendet gewesen, vnd darzumalen der Reichstag samt dem Regiment vnd Cammergericht (so von Eßlingen gen Speyr transferiert) darin gehalten."

Dieser Neubau ward demnach gerade deßwegen ausgeführt, damit im Rathhofe der erforderliche Raum für die Abhaltung der Reichsversammlungen und das Reichskammergericht gewonnen wurde. Der nöthige freie Raum für die Reichstagsversammlungen war also seit dem Jahre 1526 im Rathhofe hergerichtet.

Ist aber auch namentlich der Reichstag vom Jahre 1529 zu Speyer im Rathhofe abgehalten worden? Man lese folgende Urkunde, welche im Würzburger Kreisarchive — „Reichshandlung zu Speyer MDXXIX, tom. XI. fol. 24" — sich befindet, als zweites entscheidendes Zeugniß für jene Behauptung:

„Volgents am Sonndag Judica (1529), als Hochgemelte Khönig Chur vnnd Fursten, nemlich Khönig Ferdinand zu Hungern vnnd Behaim ꝛc. ꝛc., wie vorgemelt zu Speier annkhommen geweſt, Ist vff morgen Monndag die Reichshandlung anzufanngen angesagt worden vnnd derhalb Monndags darnach den funffzehnten Marcii hochgenannter kayſ. Statthalter sampt den anndern Chur vnnd Fursten, außgenommen der Churfurst vonn Saxen, Furst von Annhalt vnnd Grave Berthold von Hennenberg, so mit Jme ankhommen, morgens vmb sex hore in dem Rathove sich gesammelt, volgennts miteinander In denn Dhumstifft gannngen beim Ampt der heyligenn Meeß, so erlich gesungen worden, gewesen vnnd nach außgang deßselben wider Jnn denn Rathove (darinn Saxen Annhalt vnnd Hennenberg Jn des ankhommen geweſt) gezogen, denn außgeschriebenn Reichstag anzufangen, haben der kayserlich Statthalter, Orator vnnd Commissarien volgenden kayserlichen gewalt vbergeben" . . . . „Als balde darnach haben hochgemelte kaiſerliche Statthalter Orator vnnd Commissarien der Reichsversammlung volgend fürpringung gethan ꝛc. ꝛc."

Der Reichstag zu Speyer vom Jahre 1529 wurde demnach unzweifelhaft im Rathhofe daselbst abgehalten. Seien wir daher alle so redlich, der gehörig erwiesenen Wahrheit beizupflichten!

Dr. Remling, Domcapitular.

Miscelle.

In einer Sitzung der polytechnischen Gesellschaft in Leipzig erörterte Dr. Reclam die Wirkung des Kaffee's auf die Gesundheit. Er hält denselben für sehr zweckmäßig als Frühstück, indem er die freiwillige Gährung unterbreche, die über Nacht im Magen eingetreten sei; nur müsse man sich hüten, den Kaffee zu heiß zu trinken, auch wäre es solchen, die keine sitzende Lebensweise führen, dienlich, anstatt der faden Brödchen kräftiges Schwarzbrod mit Butter zum Kaffee zu genießen, wie er es schon seit Jahren thue. Früh solle man ferner den Kaffee nicht zu stark trinken, nach Tisch dagegen könne der Kaffee eher stark getrunken werden. Surrogate in den Kaffee zu thun, müsse er als widersinnig bezeichnen. Schließlich theilte Dr. Reclam noch mit, wie man den Kaffee zubereiten solle. Man waſche ihn vor dem Brennen, trockne ihn zwischen zwei Tüchern vollständig ab, lasse ihn zwei Stunden lang liegen und brenne ihn nur rehbraun; er könne sehr empfehlen, nicht eine Sorte allein zuzubereiten, sondern zwei verschiedene Sorten, z. B. grünlichen und braunen, mit einander zu mischen und zu brennen, oder wenn sie sich nicht gleichzeitig brennen sollten, jede Sorte für sich allein zu brennen und nach dem Brennen beide mit einander zu vermischen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 71. Speyer, Mittwoch 5. September 1860.

Des Goldschmieds Tochter.

Von E. Heusinger.

(Schluß.)

Es würde ermüden, alle Kampfthaten zu erzählen, wodurch kühnverwegene Gesellen sich an jenem Tage bald mehr, bald minder hervorthaten, wie einige derselben, ohne großes Mitleid zu erregen, verwundet aus der Arena hinaus hinkten oder getragen wurden. Indessen stand der grimmigste Kampf noch bevor, und dieser ist es, mit dem wir es in der Erzählung von der schönen Goldschmiedstochter zu thun haben.

Terceira war von der Terrasse verschwunden, doch kehrte er bald zurück, und die zitternde Carlota hielt sich an dem Geländer des Balcons, der ihr unten im ersten Range angewiesen war. Terceira scherzte lachend mit der Gräfin Marianna. In seinem Wesen lag ein ruhiges Bewußtsein, und eine Vorahnung der Bewunderung, die seine Erscheinung erregen würde. Er trug ein enganschließendes Jäckchen von blaßblauer Seide mit karmoisinrother Schärpe. Der Scharlachmantel lag nachlässig über dem Arm, und in der Rechten trug er ein Bündel jener kurzen Lanzen, die in den Nacken des Thieres zu bohren, um dasselbe zur grimmigsten Wuth aufzustacheln, der Zweck des Picadors ist. Die junge Gräfin war beschäftigt, an die Schafte dieser Lanzen die farbigen Bänder zu knüpfen, wodurch diese noch auffallender erschienen. Kein Gedanke obwaltender Gefahr schien in ihrer Seele zu wohnen, keine Furcht um Terceira trübte den Sonnenschein ihrer Fröhlichkeit und doch hatte sie an diesem Tage, auf derselben Stätte schon manchen wackern Mann bluten sehen — sie hatte mit angesehen, was nahe daran war, das warme Blut Carlota's in Eis zu verwandeln, was die zartfühlende Tochter des Goldschmieds, wenn es nicht Herkommen und Schicklichkeit verboten hätten, veranlaßt haben würde, einen Schauplatz zu verlassen, auf dem ihr Herz so schwer zu leiden hatte.

Terceira verließ die Terrasse und stieg die in die Schranken führende Steintreppe hinab. Für einen, aber auch nur für einen einzigen Augenblick, zuckten die Lippen der Gräfin und ihre Wangen erbleichten, aber der junge Edelmann blickte furchtlos zu ihr auf, warf ihr unter Lächeln einen Handkuß zu, und sofort zog die Wolke vorüber. Der Marquis wickelte den Mantel fester um den Arm, schritt festen Trittes vor und gab das Zeichen. Ehe noch ein Athemzug von ihm gethan, stürzte der riesige Stier, der größte und wildeste der ganzen Heerde aus dem Zwinger hervor. Sein Gebrüll klang wie das ferne Rollen des Donners, und fast mit einem Satz stand er wie ein blutdürstiger Löwe inmitten des Kreises. Hier stand er still, schüttelte den Kopf, und schnob mit weit geöffneten Nüstern nach Luft. Dann ging er langsam einige Schritte näher zu seinem Gegner heran, bis er wieder stand und mit der schweren Hufklaue dicke Staubwolken vom Boden aufwühlte. Von Neuem brüllte er seinen Grimm aus, und als das Echo dieses Gebrüll zurückwarf, war er mit einem Sprunge dicht neben Terceira, der ihm mit Sicherheit und Besonnenheit eine Lanze in den Nacken stieß und dann behende in eine der Schutznischen sprang, die einzige, die in jener Gegend des Kreises befindlich. Ein lauter Beifallsruf erscholl, als das berückte Thier seinen Schmerz aushenlte und dann die Rennbahn in wilden Sätzen umkreiste. Der Jubel der Zuschauer erscholl auf's Neue.

Digitized by Google

„Muth, auf ihn! drauf und dran! o, welche Lust!“

Die Gräfin schwenkte ihr Tuch und schaute stolz umher, mehr um den Beifall der sie Umgebenden zu fordern, als ihn zu bemerken. Carlota rang unterdessen wie ein Opfer auf der Folterbank. Ihr scharfes Auge hatte die dicken Schweißtropfen entdeckt, die auf Terceira's Stirn getreten waren; sie sah das Aufeinanderpressen seiner Lippen und glaubte ein leises Zittern, vielleicht das der Aufregung, an seinem Körper zu bemerken — sie fühlte, auf welch' ungleichen Kampf Terceira sich eingelassen hatte. Sie schrie nicht auf, sie regte sich nicht, allein ihr starrer Blick verweilte unverwendet auf dem Marquis. Der Kampf begann auf's Neue. Terceira hatte eine dritte Lanze mit Erfolg in den breiten Nacken des wuthschnaubenden Thieres eingebohrt und er hielt sich noch wacker; indeß entdeckte sie bald, daß es ihm an Stärke für einen glücklichen Ausgang gebrach. O, wie verwünschte sie in der Tiefe ihres Herzens das gefühllose Auffordern der Zuschauer zu fernerem Wuthkampfe! wie weh that ihr der Ruf, womit man in ihn drang, seinem Verderben entgegenzueilen. Der gefühllosen Menge war ja der Kampf ein Vergnügen. Vergebens bemühte sich das Thier, sich der Lanzen zu entledigen, die zahlreich in seinem Körper steckten und deren scharfe Spitzen es zum höchsten Grimm aufregten, während der behende Terceira niemals sein Ziel verfehlte, so daß sein Köcher bald ausgeleert war und fast alle seine Reizlanzen in dem Fleische seines fürchterlichen Gegners brannten.

Zweimal hatte der Marquis sich dadurch gerettet, daß er den Scharlachmantel über die Augen des Thieres warf. Zu wiederholten Malen hatte er in den Nischen Zuflucht gefunden; doch seine Stunde war gekommen; einen Augenblick verging ihm der Athem — einen Augenblick verließ ihn die Besonnenheit, und im dritten lag er auf den riesigen Hörnern des Bullen!

Ein Schrei drang durch die Lüfte; es war die Stimme der jungen Gräfin Marianna. Sie hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und stürzte außer sich in das Schloß.

Immer schwächer drang ihr Ruf in das Ohr der entsetzten Menge, bis er endlich verschwand, und die tiefe, jetzt erfolgende Stille ergriff mit unaussprechlicher Gewalt die Gemüther der Anwesenden. Dann vernahm man ein anderes Geräusch. Der Marquis war zu Boden gefallen und sollte eben wieder von dem Stier auf die Hörner genommen werden, als das Thier vor einem ungewohnten Schrei zurückwich. Carlota war über die Umschließung in den Kreis gesprungen, und als wollte oder könne sie dem Geliebten Hilfe bringen, schwenkte sie ihre seidene Manta — da wendete sich der Stier gegen sein neues Opfer, während der Marquis zerschmettert und blutend am Boden lag. Abermals ward ein Menschenkörper in die Luft geschleudert — es war Carlota. — Ein Schauer durchrieselte die Zuschauer, das Mädchen fiel herunter, und als sie die Erde berührte, lagen ihre Arme auf dem Herzen Terceira's. Beide waren Leichen!

Ein Matador sprengte in die Schranken — ein entsetzliches Gebrüll — ein schwerer Fall erfolgte, und der gewaltige Stier, der „Hauptmann der Bande“, wie ihn Gräfin Marianna am Morgen scherzhaft genannt hatte, streckte die gewaltigen Glieder wenige Schritte von seinen Opfern.

Dem Marquis wurde ein kostbares Mausoleum in der Kirche St. Guelamo gesetzt. Unter einem Kastanienbaume auf dem Friedhofe von Villa-Nova zeigt man einen einfachen Stein, unter dem die irdischen Ueberreste der schönen liebenden Goldschmiedstochter die letzte Ruhestätte fanden. — Im Jahre 1811 hatte Lord Wellington sein Hauptquartier einige Tage im „Schlosse der Stiere“, 1828 war es vom Generallieutenant Sir Henry Clinton bewohnt, welcher die von England geschickte Befriedigungsarmee befehligte. Es war in dieser letzten Zeit, wo noch die Stelle in dem Kreise gezeigt wurde, wo die Unglücklichen den Tod fanden. Carlota's Grab wird alljährlich am Tage aller Seelen von der Jugend der Stadt Villa-Nova mit Blumen geschmückt.

Ein Stiergefecht hat seit Don Miguels Zeit nicht wieder in der königlichen Quinta

Digitized by Google

— Schlosse — zu Villa-Nova stattgefunden. Aus dem Kampfkreise ist eine große Reitbahn geworden, die besonders gern von dem liebenswürdigen Prinzen von Leuchtenberg benutzt wurde, der Villa-Nova bald nach seiner Ankunft in Lissabon wegen seiner schönen Lage zum Sommeraufenthalt gewählt hatte.

* Groß- und Kleinbockenheim.

(Fortsetzung.)

Die Kirche zu Kleinbockenheim zeigt im Grundriß die Form des lateinischen Kreuzes. Sie ist einschiffig, mit einem vortretenden Querhause versehen, an welches sich der Chor anfügt. Chor wie Querhaus schließen rechtwinklich ab. Auf der Westseite legt sich eine kleine Halle vor. Die Anlage ist ganz spätromanisch und hat mit jener der Klosterkirche zu Seebach entschiedene Aehnlichkeit.

Das Portal der westlichen Halle ist rundbogig, mit dickem Wulst und tiefer Kehle geziert, der obere Aufsatz neu.

Das einschiffige Langhaus besteht aus drei Gewölbabtheilungen; auf je zwei Rundpfeilern an den Seitenwänden und auf je zwei Kragsteinen in den Ecken ruhen die Gewölbrippen auf. In die Wandflächen zwischen Pfeiler und Kragsteine sind die ursprünglich rundbogigen Fenster eingebrochen. Die untern Mauern sind ursprünglich und aus der Zeit des Rundbogenstyls, das Gewölbe dagegen hat das Gepräge der spätesten Gothik. Dies läßt sich besonders aus den Rundpfeilern ersehen. Dieselben steigen empor ohne Abschluß durch den charakteristischen Kapitälkranz und setzen sich sofort als Gewölbrippen in kehlenartigem Profil bis zum Schlußsteine des spitzbogigen Gewölbes fort. Die Schluß- und Kragsteine sind sculptirt. Auf dem einen der Schlußsteine ist eine Hand mit zum Schwure gehobenen Fingern, auf dem andern ein schöner Kranz von Eichenblättern mit schwellender Frucht ausgehauen. Einer der Kragsteine zeigt uns einen Mann, der mit der vollen Kraft des Körpers und mit angestemmten Armen die schwere Last des Gewölbes trägt; andern Kragsteinen schmiegt sich gothisches Blätterwerk an.

Im Querhaus treffen wir gleichfalls romanische und gothische Architectur. An der Kreuzung herrscht eine wahre Verwirrung von Formen. An den zwei Pfeilern gegen Norden bestehen die Basen aus einer etwas abgerundeten Platte, die Kämpfergesimse aus Karnies mit Platte darüber. Das Karnies ist im Gegensatz zu der straffen hellenischen Form von außerordentlicher Weichheit und voll ausgebaucht. Ganz dieselbe Profilirung hat das Karnies an den Pfeilern des Mittelschiffs im Dome zu Worms; dessen Einfluß ist hier unverkennbar. — An den Pfeilern der Kreuzung gegen Osten ist das Kämpfergesims höher über dem Boden als bei jenen gegen Norden und besteht hier aus einer Platte und schräger Schmiege. Die letztere ist mit ineinander geschlungenen Bändern, Nägelköpfen und Trauben aufs herrlichste geziert, und entspricht jener Ornamentation, wie sie zu Worms im Chore des Domes und am südlichen Kreuzgangportale sich findet, und bereits den Ausgang des 12., den Beginn des 13. Jahrhunderts bezeichnet. An einem der Ostpfeiler ist die Basis in klarer Bildung die Attische. Zwei Pfähle verbindet eine hohe Hohlkehle. Eine Platte ist die Unterlage. Diese Basis, sowie die Kämpfergesimse an den Ostpfeilern stehen mit jenen Gliederungen an den beiden andern Pfeilern in grellem Widerspruch und es läßt sich derselbe nur aus Bauänderungen, die im Laufe der Zeit vor sich gingen, erklären. Das Gewölbe hat den spätgothischen Typus. Rippen steigen in scharfen Kehlenprofil von den Pfeilern spitzbogig empor und verbinden sich im Schlußsteine des Gewölbes. Auf dem Schlußsteine erblicken wir den Ritter Georg (oder Sct. Michael), wie er das flammende Schwert in der Rechten gegen den Drachen schwingt, der sich zu seinen Füßen krümmt.

An der nördlichen Querhausabtheilung haben die untern Mauern die romanischen Elemente, das Gewölbe ist gothisch. Auf dem Schlußstein ist ein Christuskopf mit Lockenhaar eingehauen, eine sinnige Sculptur: Christus ist die Liebe, Christus ist der

Digitized by Google

Schlußstein von allem. — Während alle andern Fenster des Baues durch kopflose Reparaturen fast bis zur Unkenntniß ihrer ursprünglichen Form entstellt wurden, zeigt sich hier ein Fenster noch wohlerhalten. Es ist rundbogig, schmal, verengt sich perspectivisch nach innen und ist — dem Portale ähnlich — mit zwei Wulsten geziert, die an den Laibungen herumlaufen. Ganz derselbe Schmuck findet sich an Fenstern des Domes zu Worms und es beweist dies auch hier wieder die Einwirkung jenes Riesenbaues auf unsere Gegend. Die Klosterkirche zu Seebach konnte sich diesem Einfluß des Wormser Domes auch nicht entziehen, denn sie hat ganz dieselbe Fensterarchitectur.

Die südliche Querhausabtheilung ist wie die nördliche. Kragsteine tragen die Gewölbrippen. Einer derselben hat die Form einer Frauengestalt, welche einen Schild über die Brust hält. Auf diesen Schild ist die Jahreszahl 1514 gehauen.

(Fortsetzung folgt.)

* Sternennacht.

Wenn dämmernd längst der Sonne Pracht
Am Horizont entschwandt,
Und friedlich schon die stille Nacht
Des Tages Lärm verbannt,
Dann strahlt der Sterne gold'nes Heer
Am Himmel mild und rein,
Und Thal und Höh'n und Land und Meer
Begrüßt ihr Zauberschein.

Wenn ernst und friedlich wie ein Grab
Entschlummert Wald und Feld,
Dann schauen freundlich sie herab
Vom blauen Himmelszelt.
Und durch die Nebel, schwarz und dicht,
Durch düst'rer Dämm'rung Flor,
Durch jede Wolke dringt ihr Licht
Stets glänzender hervor.

Des Wand'rers Pfad, von Nacht verhüllt,
Erhellt ihr reiner Blick.
Die schlummernde Natur erfüllt
Ihr Strahl mit süßem Glück.

Ihr Zauber ist's, der uns umweht,
Wenn Schmerz und Trauer flieh'n,
Wenn sie in hehrer Majestät
Auf fernen Bahnen zieh'n. —

H. Hildebrand.

Miscellen.

Nach dem Krimmkriege ordnete der Kaiser von Rußland eine Volkszählung an. Dieselbe ist jetzt beendigt und hat folgendes Resultat ergeben: Die Gesammteinwohnerzahl beläuft sich auf 68,931,728 Seelen, und zwar 33,655,824 männlichen und 35,275,904 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Bürger, Bauern und Leibeigenen ist 53,426,216, wovon 21 Millionen allein dem Adel angehören. Sibirien und die Nomadenvölker umfassen etwa vier Millionen. Der Adel und die anderen privilegirten Klassen zählen in Summe nur 900,000 Seelen.

In Straßburg singt man nach einem alten Gassenlied jetzt Folgendes auf Napoleon:

Der Hans im Schnokenloch
Thut Alles was er will
Und was er thut, das sagt er nicht,
Und was er sagt, das thut er nicht;
Der Hans im Schnokenloch
Thut Alles, was er will!

Homonyme.

Wenn mich die Zweifel quälen
Ich nicht weiß, was ich wählen
Und was beginnen muß, —
Dann bringst am rechten Orte
Du leicht mit diesem Worte
Das Schwanken zum Beschluß.
Und soll ich Dir verkünden
Das Wort? Willst Du's ergründen? —
Du thust es selber gern:
Das Dunkle überwinden,
Das Wort erforschen, finden —
Das ist des Räthsels Kern.

Auflösung der Charade in № 69:
Mehlthau.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 72. Speyer, Samstag 8. September 1860.

Der Häringssamen.

Eine Humoreske nach dem Englischen.

Herr Goldlack war ein großer Blumist und fand seine einzige Freude im Bebauen seines lieblichen, duftigen Hausgärtchens, das in einer freundlichen Vorstadt lag. Mit welchem behäbigen Wohlgefallen pflegte er das Werk seiner Hände zu betrachten, wenn er so an einem schönen Sommerabend in seinem Lehnstuhle im Garten saß, gemüthlich sein Pfeifchen schmauchend, und die Aufmerksamkeit einiger Freunde auf das Gedeihen seiner Setzreiser oder die mannigfache Schönheit seiner Lieblingsblumen lenken konnte. Eines Abends war Herr Tips, ein ächtes Stadtkind, das vom Landleben und Gartenbau gerade so viel verstand, als ein Fisch vom Nußknacken, in Gesellschaft des Herrn Goldlack. Herr Tips war ein ehrsamer Krämer in der Stadt, hatte es zum Stadtrathe gebracht und ging schnurstracks auf die Bürgermeisterswürde los. Diese Ehren hatten wohl seine natürliche Prahlsucht etwas vermehrt, aber keineswegs seinen angeborenen Geschmack an Späßen verringert. Freilich waren weder seine Scherze sehr fein, noch seine Neckereien zu zierlich, aber, wie er zu sagen pflegte, „Spaß ist Spaß," und Niemand machte ihm die Vaterschaft seiner Possen streitig.

„Wie geht's, alter Krautsteugel?" war sein ewiger Gruß, so oft er über Herrn Goldlack's Schwelle trat. Nach dieser neckischen Anspielung pflegte er sich einem minutenlangen glucksenden Gekicher hinzugeben.

„Nun," sagte Herr Tips, als Herr Goldlack eine lange Abhandlung über ein prachtvolles Chrysanthemum beendet hatte, „nun, Goldlack, ich verstehe nicht viel von Euerem Krimskrams da, aber Das weiß ich, daß ich Euch ein oder zwei Samenkörnlein schicken will, dergleichen Ihr Euer Lebtag nicht gesehen habt, alter Junge."

„Und was kann das sein?" fragte Herr Goldlack mit großem Interesse.

„Nun, das kann schon Etwas sein," erwiderte Herr Tips innerlich kichernd; „aber 's sind nur Samenkörnlein. Gott helfe mir, aber ich kenne sie nicht. Aber selten sind sie, — sehr selten. So ein Gärtner, wie Ihr, sollte die Pflanze nennen, wenn er nur den Samen sieht. Wollt Ihr sie haben?"

„Herrlich!" antwortete Herr Goldlack, „schickt sie nur sobald Ihr könnt, und es soll daraus ein prächtiger Aufsatz für die Gartenzeitung werden."

„Ja freilich; gebt nur Acht beim Pflanzen, Goldlack, weil sie hier zu Lande noch niemals gebaut wurden."

Hier überkam Herrn Tips plötzlich ein heftiger Hustenanfall, den er auf die Abendluft schob, oder auf den Rauch, welcher in den „unrechten Schlund" gerathen war, den aber schärfere Augen leicht als die Folge von unterdrücktem Kichern erkannt hätten. Aber Herr Goldlack, von seiner neuen Eroberung ganz bezaubert, merkte es nicht.

„Ah, da ist meine Kutsche," sagte Herr Tips, und klopfte die Asche aus seiner Pfeife.

„Vergeßt nicht die Samenkörnlein, Tips," waren Herrn Goldlack's letzte Worte, als sich sein Gast empfahl.

Herr Goldlack schlief schier die ganze Nacht nicht; er war nie eine Schlafmütze, aber am nächsten Morgen war er noch früher als gewöhnlich auf, und bearbeitete sorgfältig im Schweiße seines Angesichtes ein Beetlein zur Aufnahme des versprochenen Samens.

Beim Frühstück war er in rastloser

Digitized by Google

Unruhe. Der Postbote wollte nicht kommen. Endlich kam er doch und übergab Herrn Goldlack, der schon vor der Hausthüre wartete, um ihn zu empfangen, ein kleines Päckchen mit einem Schreiben von Herrn Tips, worin dieser bedauerte, daß er nur zwanzig Körner schicken könne und ihre geringe Anzahl mit ihrer Kostbarkeit entschuldigte.

Diese zwanzig Wunderdinge waren ganz rund, sehr klein und von dunkelrother Farbe.

Herr Goldlack besah sie und machte ein bedenkliches Gesicht; dann beroch er sie und sagte: „Hm!“ Dieses Hm war sehr bedeutsam, denn selbst Herr Tips pflegte sein Kichern einzustellen, wenn Herr Goldlack h'mte.

Vielleicht weiß der liebe Leser, daß alle Kunstgärtner die Samen mit einem Vergrößerungsglase untersuchen und ihren Geschmack verkosten. Herr Goldlack machte sich sogleich an diese doppelte Prüfung und betrachtete die Körnlein sorgfältig durch sein scharfes Mikroskop.

„Nun, wahrhaftig,“ sagte Herr Goldlack und schaute nochmals. Es war offenbar nicht recht geheuer. „Ich glaube wahrhaftig,“ wiederholte er, und dem Schauen folgte das Kosten. Er schmatzte mit den Lippen, drückte die Zunge an den Gaumen, runzelte die Stirne, spuckte den Samen aus, legte nochmals den Kopf an das Mikroskop und rief: „Der Spitzbube — Samenkörnlein! Getrocknete Häringseier hat er mir geschickt!“

Trotz seines Aergers lachte Herr Goldlack aus vollem Herzen, faltete das Päckchen, ehe er es in seine geheime Schublade legte, sorgfältig zusammen und sagte: „Schon recht, Herr Tips!“ wodurch er zu verstehen gab, daß er das Stadtherrlein mit dessen eigener Münze bezahlen wolle. Er schickte Herrn Tips ein höfliches Dankschreiben für das Geschenk, und der kleine Herr beeilte sich, seinen Hauptspaß in den Wirths- und Kaffeestuben so oft als möglich zum Besten zu geben.

Aber wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

Drei Wochen später begegnete Herr Tips Herrn Goldlack auf der Straße.

„Wie geht's, alter Krautstengel?“ fragte Herr Tips.

„Nun, danke schön,“ erwiderte Herr Goldlack. „Wollt Ihr morgen bei mir speisen?“

Herr Tips war nicht der Mann, eine solche Einladung abzulehnen.

„Unter Anderem,“ fragte er pfiffig und wollte schier vor Kichern bersten, „wie steht's mit den Samenkörnlein?“

„Was für Samenkörnlein?“ fragte Herr Goldlack mit einem Schein von gänzlicher Unwissenheit.

„Puh, das hilft Nichts,“ erwiderte Herr Tips. „Sage, Junge, keimen sie schon?“

Herrn Goldlack's ernste Miene verhütete das schallende Gelächter, in das Herr Tips ausbrechen wollte.

„Wenn Ihr jene Samenkörnlein meint, die Ihr mir vor drei Wochen geschickt habt, so muß ich Euch sagen, daß sie prächtig gedeihen.“

„He, was?“ rief der Stadtrath.

„Nun ich gebe schon zu, daß es ein lusus naturae ist.“

„Oh, wirklich!“ sagte Herr Tips und dachte, daß Dieß das Gartenlatein für einen Häring sei.

„Sehr sonderbar — sehr!“ murmelte der verblüffte Herr Tips für sich, nachdem Herr Goldlack sich entfernt hatte.

(Schluß folgt.)

* Groß- und Kleinbockenheim.

(Fortsetzung.)

Der Chor hat, wie schon oben bemerkt wurde, einen graden Abschluß und liegt nicht höher als das Langhaus. Seine Architectur weicht von der der übrigen Bautheile ab. Vier Säulen steigen in den Wandecken auf. Ihre Basen, welche auf einer Platte ruhen, haben die attische Gliederung, bekunden aber eine solche Unkenntniß der Formen, wie sie nur zur Zeit des Verfalls des Rundbogenstils auftreten konnte. Die Hohlkehle, sonst das Hauptglied, ist tief eingezogen und verschwindet fast zwischen den beiden Pfühlen; der untere Pfuhl ist unförmlich groß, stark ausgebaucht und tritt weit über die viereckige Plinthe vor. Aus

Digitized by Google

dieser Gliederung sollte man schließen, eine gewaltige Ueberlast drücke auf die Basis herab, so daß die Glieder keinen elastischen Gegendruck mehr ausüben können, die Kehle sich auf's Aeußerste einzieht, der Pfuhl aber auseinander gepreßt wird. In der That ist dem aber nicht so. Auf die Basis stellt sich ein Säulenschaft, so kurz, dünn, leicht und noch dazu mit Verjüngung nach oben, daß er einen komischen Gegensatz zur Basis bildet. Darüber legt sich, durch den Ring verbunden, ein außerordentlich hohes Kapitäl, geschmückt mit leichtem, gothisirendem Blätterwerk. All das bekundet das Verdrängen des romanischen, das siegreiche Auftreten des gothischen Styles. Der letztere macht sich im Gewölbe bereits fühlbarer. Ein nach oben abgerundeter, würfelförmiger Aufsatz über dem Kapitäl bildet den Stützpunkt der Gewölbgurten. Auf ihn schwingen sich in etwas flachem Spitzbogen die Rippen, deren birnenförmige Profile, von zwei Rundstäben umrahmt, uns wieder in den Dom nach Worms führen: denn die Gewölbrippen im dortigen Mittelschiff haben dieselbe Gliederung! Ein Rundstein, mit schönem, stylisirtem Eichenlaub geschmückt, bildet den Schluß des frühgothischen Gewölbes.

Das Innere der Kirche, geräumig, einfach ausgestattet, dient den Protestanten zum Gottesdienst. Den südlichen Theil des Querhauses füllt der Herrschaftssitz aus. Abgeschlossen von der übrigen Gemeinde, wohnten die Grafen von Leiningen hier der gottesdienstlichen Handlung bei. Das Leininger Wappen mit der Grafenkrone, von zwei geflügelten Engeln gehalten, ist auf die Holzwand gemalt. Die Malerei ist aus dem vorigen Jahrhundert. Ich stieß hier auf zwei gräfliche Stühle; der eine mit schöner Stickerei auf braungelbem Plüsch, der andere mit derartigem Sammt überzogen, die Füße in Roccocco zierlich gedrechselt. Sie haben bessere Zeiten gesehen. Jetzt stehen sie unbeachtet in einem Winkel, Sammt und Stickerei abgeschossen, die Füße halb zerschlagen, wurmstichig. So schwindet alle Herrlichkeit!

Das Aeußere der Kirche prangt in der schönsten weißen Kalkmilch: es wurde so viel restaurirt, daß die architectonischen Formen arg entstellt wurden. Namentlich ist dies bei den Fenstern der Fall. Neben der Kirche liegen die Reste eines Taufsteines, arg zerstümmelt, so daß es unmöglich ist, sich von seiner früheren Gestalt ein Bild zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die jüngsten urkundlichen Ermittelungen über die Reichserfrage.

Auf den von dem Domcapitular Dr. Remling in Nro. 70 der Palatina gelieferten Aufsatz „die Wahrheit in der Reichserfrage" ist Folgendes zu bemerken.

Als erster Zeuge für die Richtigkeit der Behauptung, der Rathhof sei Reichstagslocal im 16ten Jahrhundert gewesen, wird nunmehr der Chronist Simonis angeführt. Dieser war aber nach dem Urtheil des domcapitularischen Archivars J. M. Loebel (des genauesten Kenners der ältern Speierer Geschichtsquellen) nichts weiter, als ein urtheilsloser Abschreiber anonymer sowohl, als bereits bekannter Schriftsteller, die er noch dazu nie nennt, um allein groß zu scheinen. Auch Dr. Remling selbst sagt (in der 1852 erschienenen Geschichte der Bischöfe von Speyer I. p. 10): „Die Chronik des Simonis ist weder rücksichtlich der Thatsachen, noch weniger rücksichtlich der Zeitbestimmung eine zuverlässige Stütze, sondern ein ungesichtetes Durcheinander, aus welchem die Weizenkörner wie aus der Spreu müssen ausgesucht werden." Daß nun mit einem Male derselbe Simonis ein unverdächtiges, unantastbares Zeugniß liefert, mit dem man einfach, bündig, bis zur Evidenz eine Thatsache beweisen kann und daß dieß jetzt ohne weiteren Nachweis derselbe Dr. Remling sagt, der ihn früher so tief in der Glaubwürdigkeit herabsetzte, ist gewiß ein sehr auffallender und zugleich charakteristischer Widerspruch, mit dessen Lösung wir uns übrigens um so weniger zu befassen nöthig haben, als die Autorität des in der vorliegenden Streitfrage sicherlich unbefangenen Archivars Loebel vollkommen genügt, um das Zeugniß des Simonis als ein entscheidendes entschieden zurückzuweisen.

Digitized by Google

Was sodann das zweite von Dr. Remling vorgebrachte Zeugniß, nämlich den Auszug aus den im kgl. Archiveonservatorium zu Würzburg — ein „Kreisarchiv" gibt es daselbst nicht — aufbewahrten Reichstagsacten anbetrifft, so lautet dasselbe allerdings günstig für die Ansicht des Herrn Domcapitulars: nur fehlt diesem Zeugniß das zur Beweiskraft vor Allem wesentlichste Erforderniß, der Nachweis seiner Glaubwürdigkeit. In Reichstagsacten ist häufig gar vielerlei beisammen: Sitzungsprotokolle im Original und in Abschrift, Correspondenzen, Flugschriften ꝛc. ꝛc., überhaupt also Documente von sehr ungleichem kritischen Werthe. Eine aus solchen Acten herausgenommene Notiz wird nicht dadurch glaubwürdig, daß man Band und Seite angibt, wo sie steht: zum Mindesten muß doch nachgewiesen werden, von wem sie herrührt und in welchem Zusammenhange sie gegeben wird. So lange dieß nicht geschehen ist, kann sie unmöglich als Ausspruch dienen, der eine wissenschaftliche Streitfrage „einfach, bündig, bis zur Evidenz entscheidet."

Speier, am 4. September 1860.

Rau, k. Professor.

Miscellen.

* Dahn, den 5. September. Durch den hiesigen Cäcilienverein kommt am 23. d. Mts. die Glocke zur abermaligen Aufführung. Da die Solisten der ersten Aufführung wieder zugesagt, die Begleitung in die Hände von Fachmännern gegeben ist, und Herr Lehrer Leininger, welcher durch seinen meisterhaften Vortrag bei der ersten Aufführung sich ungetheilten Beifall erworben, den Meister wieder übernommen hat, so kann man einem kunstliebenden Publikum zum Voraus einen genußreichen Abend versprechen. Auch den Tanzliebenden soll Rechnung getragen werden, indem man einen Festball zu geben beabsichtigt.

Berlin, im August. Die Mittheilungen des statistischen Amtes von Berlin geben in ihrer Nummer 11 interessante Nachweisungen über die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung des preußischen Staates, welche wir im Folgenden auszüglich mittheilen: Der Staat zählte Ende 1858 17,739,916 Bewohner, davon 15,428,551 Deutsche und 2,311,362 Nichtdeutsche, Slawen und Litthauer im Osten, Franzosen im Westen. Die Slawen zerfallen wieder in Polen, Cassuben, Mähren, Tschechen und Wenden. Die Polen in Preußen, Posen und Schlesien waren an Zahl 1,902,627, die Cassuben in den Regierungsbezirken Danzig und Köslin 94,445, die Mähren im Reg.-Bez. Oppeln 48,582, die Tschechen in den Reg.-Bez. Breslau und Oppeln 6189, die Wenden in den Reg.-Bez. Frankfurt (Niederlausitz) und Liegnitz (Oberlausitz) 109,009. An Litthauern in den Reg.-Bez. Königsberg und Gumbinnen zählte man 1858 139,780 Seelen. Unter dem Namen Franzosen werden theils Wallonen im Reg.-Bez. Aachen mit 699 Köpfen, theils Nachkommen der Refugiés in Berlin und den Reg.-Bez. Königsberg, Potsdam, Stettin, Frankfurt und Magdeburg mit 10,031 Seelen aufgeführt. Alle fremden Nationalitäten in Preußen zusammen genommen verhalten sich demnach zu der deutschen wie 1 zu 7.

Charade.

(Zweisylbig.)

Es lehrt die Erste überwinden
Das größte wie das kleinste Leid;
Sie schwindet schnell und läßt verschwinden
Den Schein, die ird'sche Herrlichkeit.

Doch fest in allen Ewigkeiten,
Ein lichter Stern, ein treuer Hort,
Führt uns das gold'ne Wort der Zweiten
Im Lebensdrang zum sichern Port.

Ein Kind der Ersten ist das Ganze,
Ihm dient der Zweiten ehr'ne Schaar;
Das Neue bringt's im bunten Kranze,
Und neu beginnt's mit jedem Jahr.

Auflösung der Homonyme in № 71:

Rathen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Mittwoch 12. September 1860.

Der Häringssamen.

Eine Humoreske nach dem Englischen.

(Schluß.)

Als unser Blumist Abends heimging, kaufte er sich zwanzig Stück Pökelhäringe. Am nächsten Abende speiste Herr Tips, wie er versprochen, bei Herrn Goldlack.

„Wenn wir nach Tische unser Pfeifchen geschmaucht haben, sollt Ihr sehen, wie Euere Samenkörnlein schon gedeihen.“

Herr Tips steckte die Hände in seine Hosentaschen und versuchte ein mattes Lächeln. Beim Essen bemühte er sich mehrmals, zu erfahren, ob etwa irrthümlich wirklicher Samen geschickt oder sein Spaß verrathen worden wäre. Aber Herr Goldlack sprach von See-Anemonen, Stachelfischen und anderen Meerbewohnern, die das Aussehen von Gemüse haben, und so fort, bis Herr Tips keinen Unterschied zwischen einem Stockfisch und einem Tannenbaum sah und schier fühlte, daß sein Spaß doch nicht gar so gut war, als er dachte.

Als die Mahlzeit beendet und die Pfeifen geschmaucht waren, gingen beide Herren in den Garten. Herr Goldlack ergötzte sich weidlich. Herr Tips begann an alle Personen zu denken, denen er den Capitalspaß von Herrn Goldlack und den Häringen erzählt hatte, und bedauerte, daß er nicht mehr Zeit auf das Studium der Naturgeschichte verwendet hatte. Doch schritt er wacker fürbaß und folgte Herrn Goldlack durch eine ganze Reihe von Geranien, Nelken, Rosen und wunderbaren Tulpen, bis sie endlich an ein abgeschlossenes Plätzchen kamen, wo auf einem frisch gegrabenen, von zwei herrlichen Bohnenbäumen überschatteten Beete zwanzig umgestürzte Blumentöpfe in vier Reihen ständen.

Hier blieb Herr Goldlack stehen.

„Nun,“ sagte er, „Ihr müßt Euch nicht wundern, Tips, wenn die Pflänzlein noch nicht so weit gediehen sind, als Ihr vielleicht erwartet habt; aber ich glaube, sie wachsen schon ganz prächtig, wenn man bedenkt, daß sie hier zu Lande zum Erstenmale gebaut wurden.“

Herr Tips gedachte seiner eigenen Worte und murmelte Etwas von — „Erstenmal — hier zu Lande — wer hätte gedacht“ — und machte ein wahres Schafsgesicht.

„Da!“ rief Herr Goldlack und hob den ersten Topf auf. Herr Tips bemerkte, daß Etwas darunter war.

„Potz Tausend!“ rief er, und steckte seine Brille auf.

Eine leibhaftige Häringsschnauze guckte aus dem Boden hervor.

„Deckt sie zu, Tips, die kühle Luft könnte ihr schaden,“ rief Herr Goldlack, der sich mit den anderen Töpfen zu beschäftigen schien.

„Da ist eine bessere, — sie stand mehr in der Sonne,“ und Herr Goldlack deutete auf einen Häringskopf, den er eben aufgedeckt hatte und dessen Augen auf das Unverschämteste hervorglotzten.

Unter einem dritten Topfe ragte ein mächtiger Häringsschwanz wie ein Fähnlein aus der schwarzen Erde heraus, worüber Herr Goldlack die Bemerkung machte, daß er das Körnlein aus Versehen wohl verkehrt in die Erde gesteckt haben müsse.

Herr Tips ging schweigend weiter und starrte der Reihe nach sämmtliche Häringssprossen an.

„Sie gedeihen recht gut,“ sagte Herr Goldlack, „'s ist in der That ein merkwürdiger Anblick.“

„Merkwürdig?“ wiederholte Herr Tips, als er wieder seine Sprache fand, „'s ist wunderbar! — Herr,“ sagte er und zog Herrn Goldlack bei Seite, „gestern hielt ich

Digitized by Google

es für Spaß, aber ich gebe Euch mein heiliches Ehrenwort, ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte."

Nach diesem denkwürdigen Bekenntniß schwenkte Herr Tips rechtsum und ging nachdenklich in's Haus. Herr Goldlack drückte sein Sacktuch fest an den Mund und als Herr Tips fort war, grub er seine Pökelhäringe wieder aus und lachte aus vollem Halse.

Groß- und Kleinbockenheim.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der Zeit der ursprünglichen Erbauung der Kirche ließ sich nichts Bestimmtes auffinden. Nach der Lorscher Chronik übergab Alberad, eine Tochter des Grafen Emich III. von Leiningen, im Jahre 1196 die hiesige Kirche zu Sct. Martin in Hinsicht auf den Pfarrsatz und Zehnten der Abtei Wadgassen. Den romanischen Formen nach zu urtheilen, welche sich an jene des Wormser Dommittelschiffes anschließen, fällt der erste Bau der Kirche in's Ende des 12. Jahrhunderts. Die Architectur des Chores dagegen ist aus der Zeit des Ueberganges vom romanischem zum gothischen Style, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Gewölbe des Lang- und Querhauses tragen das Gepräge der spätesten Gothik. Bei der Belagerung von Kleinbockenheim im Jahre 1460 wurde die Kirche durch die einschlagenden Kugeln der feindlichen Geschütze bedeutend demolirt, und was noch ganz war, fiel bei der Niederbrennung des Ortes im Jahre 1471 zusammen. Erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts wurden die zerstörten Theile wieder aufgeführt; darauf scheint sich die Jahreszahl 1514 zu beziehen, die im Querhaus auf einem Schild eingehauen ist. Ob Emich VIII., Graf von Leiningen, der um jene Zeit die Emichsburg erbaute, auch Wiederhersteller der Kirche ist, ließe sich bei den bekannten Grundsätzen des Grafen bezweifeln. Jedoch aus dem Anbringen von Schilden in der Kirche, aus dem Umstande, daß er neben seinem neuen Schloß keine Vorliebe zu Ruinen haben konnte, möchte ich schließen, daß Emich der Wiedererbauer der Kirche ist. Dann kommen die Zopfreparaturen aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, die wahrscheinlich in Folge des Orleans'schen Krieges nöthig geworden waren. Ueber der innern Thüre zur Kirche sind die Worte: „ope comitis Johannis Friederici pii reparatoris" in Stein gehauen. Diese Worte scheinen sich auf den Grafen Johann Friedrich von Leiningen-Hardenburg zu beziehen, der am Beginn des 18. Jahrhunderts lebte und sich besonders gegen die Stadt Dürkheim sehr wohlwollend erwies. Graf Johann Friedrich ließ somit jene Reparaturen vornehmen, die — ein Zeichen des damals herrschenden Geschmackes — die Kirche nicht wenig verunstalteten.

Trotzdem daß unsere Dorfkirche weder bei Riehl noch Blaul noch sonst irgend wo eine Erwähnung findet, trotzdem daß sie vor vielen romanischen Bauten der Pfalz zurückstehen muß, so ist sie doch, wie wir sahen, nicht ohne kunstgeschichtliches Interesse. Sie zeigt in ihrer Anlage eine durchaus klare, verständige Anordnung, die einzelnen Theile stehen im richtigen Verhältniß zum Ganzen. Einzelne Gliederungen sind rein gehalten, ein Ornament hat künstlerischen Schwung. Im Allgemeinen sind zwar die Details schwerfällig und roh ausgeführt, aber sie verrathen Kraft und religiösen Sinn; einzelne zeigen uns wieder die Vorliebe unserer Väter an Ungeheuern und ihre Neigung zum Phantastischen. Interessant ist es, die Einflüsse des Wormser Domes auf unsere Kirche zu verfolgen: wir sahen, wie die Gliederungen an den Kämpfergesimsen, an den Fenstern und an den Gewölbrippen dort ihre Vorbilder haben. Es ist dies nicht Zufall. Denn nicht allein hier, sondern an einer Reihe pfälzischer und hessischer Kirchen lassen sich die mächtigen Einwirkungen des Wormser Domes nachweisen. Die Reste der Klosterkirche zu Frankenthal, jener zu Hönningen, die meisten Dorfkirchen und Thürme des Eisthales wie der untern Pfalz haben alle ihr Urbild im Wormser Dome. Selbst bis tief in das Herz des Westrichs, bis auf das Hochplateau von Enkenbach

Digitized by Google

und in das schöne Thal von Otterberg ist die Wormser Architektur gedrungen. Bei Dürkheim erheben sich auf stolzer Höhe die Ruinen der Limburger Abteikirche: diese haben die architectonischen Formen mit jenen des Domes zu Speyer gemein. Aber hart neben ihnen weist die Klosterkirche in dem lieblichen Thale von Seebach die Wormser Architectur auf. Da begegnen sich Speyer und Worms! Man kann recht gut von einer Wormser Architecturzone sprechen: die Grenzen derselben festzustellen, wobei besonders die früheren Grenzen des alten Bisthums in das Auge zu fassen sind, ist eine schöne Aufgabe. Sie harrt noch der Lösung.

Neben der Kirche steigt der Glockenthurm auf. Es ist ein stattliches Gebäude von quadratischer Grundform. Die mächtig dicken Mauern, in den untern Theilen ohne allen Fensterschmuck, oben von zackig aufspringenden Zinnen gekrönt, lassen nicht vermuthen, daß der Thurm bestimmt ist, mit dem Klange der Glocken die Gläubigen zum Gebete zu rufen. Er stellt sich vielmehr wie ein mittelalterlicher Städtethurm dar, erbaut zum Schutz und Schirm gegen Feindesangriffe.

Eine Inschrift an demselben sagt, daß der „torn" anno 1460 gebrochen und anno 1514 wieder hergestellt wurde. Die Jahreszahl 1460 ruft uns jenen Krieg in das Gedächtniß zurück, den der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche, gegen Mainz, Württemberg, Veldenz und Leiningen führte. Bei Bockenheim und in der Umgegend kam es zum Entscheidungskampfe. Kleinbockenheim war damals eine starke Veste und der Pfalzgraf wollte seinen Gegnern durch Wegnahme des Ortes einen tüchtigen Schlag beibringen. Er zog deßhalb am 23. Juni 1460 von Heidelberg aus mit großer Macht vor dasselbe: er hatte 12,000 Mann, darunter über 2000 Reiter bei sich. Er verschanzte sich sofort hinter eine Wagenburg und begann den Ort zu belagern. Hatte er geglaubt, ihn bald nehmen zu können, so hatte er sich doch dies Mal verrechnet. Die wackern Bockenheimer wehrten sich muthig und dem Kühnen hilft das Glück. Auf unsern Kirchthurm schafften sie die Karthaunen und bald krachten die Geschütze in's feindliche Lager hinaus. So kräftig schlugen die Kugeln in die Reihen der Gegner, daß Friedrich sich genöthigt sah, seine Kanonen auf den Kirchthurm richten und ihn zusammenschießen zu lassen. Er konnte jedoch nicht hindern, daß die Belagerten mit dem mainzer und leininger Heere in Verbindung blieben. Schon über 8 Tage lag er vor der Veste, ohne vorwärts zu kommen. Der siegreiche Kurfürst mußte sich darauf beschränken, durch seine Truppen die Umgegend plündern und verheeren zu lassen. Und jetzt nahten sogar der Erzbischof von Mainz, Pfalzgraf Ludwig und die Grafen von Leiningen mit einem Heere von 8000 Mann, um die tapfern Kämpfer aus der Noth zu retten. Der Kurfürst mußte vom Orte ablassen und am 4. Juli den Feinden auf dem Wege nach Pfeddersheim entgegenziehen. Gelang es ihm nicht, die Gegner zu schlagen, so stack er in einer argen Klemme: die Bockenheimer, die ihm in die Flanke und in den Rücken fallen konnten, hätten ihm den Rückzug sauer gemacht. Aber hier bewährte sich sein Führertalent auf das Glänzendste. Während er selbst sich mit 1200 Reitern bei Mousheim lagerte, ließ er seine übrigen Schaaren gegen Pfeddersheim den Feinden entgegenrücken und diesen gegenüber auf einer Anhöhe sich verschanzen. Die Mainzer kamen zahlreich heran; an ihrer Spitze der Erzbischof von Mainz selbst, der Pfalzgraf Ludwig, die Grafen von Leiningen und viele Adelige. Sie hatten Wagen und Geschütz bei sich, schlugen eine Wagenburg auf, und verschanzten sich hinter ihr. Nach kurzer Zeit kam's zum Kampfe. 300 pfälzer Reisige griffen zuerst an und ließen sich schlagen; siegesmuthig stürzten die Mainzer in hellen Haufen ihnen nach. Sie kamen in's Thal. Da brach plötzlich wie ein Wetter der Kurfürst aus dem Hinterhalt los. 1200 Reiter jagten unter dem Rufe: „Heute Kurfürst oder nie mehr!" in die feindlichen Reihen und schlugen Alles nieder. Der Landgraf von Hessen, das Fußvolk aus den Städten, halfen wacker mit. Die Wagenburg der Feinde wurde erstiegen, das Geschütz genommen, die Vertheidiger gefangen und über 1000 Wagen

Digitized by Google

erobert. Zahlreiche Todte deckten das Schlachtfeld. Bald war die Flucht grenzenlos. Viele ertranken in der Pfrimm. 4 Grafen, darunter Philipp von Leiningen, eine Masse Adeliger wurden gefangen, die Fürsten selbst entrannen nur mit Mühe dem siegreichen Gegner. Alles eilte nach Pfeddersheim und Worms zu. Den Bockenheimern schlug das Herz nicht wenig, als sie von ihren Höhen aus in der Ebene die dunklen Schaaren, deren Ankunft sie mit so heißer Sehnsucht erwarteten, in wildem Getümmel nach dem Rheine laufen sahen. Die Folge dieses glänzenden Sieges war, daß Mainz und kurz darauf Württemberg mit Friedrich I. Friede schlossen. Die Schlacht entschied auch das Schicksal von Kleinbockenheim: es fiel, wurde den Lanzknechten preisgegeben und geplündert

(Fortsetzung folgt.)

* Des Kaisers Traum.

Zu Aachen im Palaste in treuer Mannen Hut,
Umweht von kühnen Träumen, der Kaiser schlummernd ruht.
Sein Auge schloß sich friedlich, doch wacht der Heldengeist,
Der stolz und frei den Fesseln des Schlummers sich entreißt.

Und höher hebt die Brust sich; zu Kampf und Schlachtenglück
Führt ihn des Traumes Zauber so mächtig stets zurück.
Die Helden sieht er alle: sie kämpfen in den Reih'n,
Hell schimmert Rolands Klinge im lichten Sonnenschein.

Da blickt der Kaiser kühner. „Wer zählt sie“, ruft er aus,
„Die schon mein Schwert bezwungen in manchem schweren Strauß?
„Sie stürzten, doch den Sieger, der tapfer sie bezwang,
„Ihn preisen Bardenchöre bewundernd im Gesang.“

Und sieh, aus finstern Schatten hebt sich ein bleiches Bild,
Die Stirne rollt es finster, die Wimpern zucken wild.
Aus seinem düstern Antlitz strahlt keines Auges Licht,
So starrt's in ernstem Schweigen, ein Dämonsangesicht.

„Blick auf, du stolzer Kaiser! Du zitterst, Siegessohn!“
So ruft jetzt eine Stimme in dumpfem Geisterton.
„Nicht ist's der Bayerherzog, der tapfer hier dir steht,
„Nicht ist's der Mönch, der knieend vor dir um Gnade fleht.

„Des Todten blindes Antlitz muß dich des Frevels zeih'n.
„Er ging durch Todes-Pforten zu Licht und Freiheit ein,
„Doch aus der Knechtschaft Banden, aus seiner Ketten Schmach
„Folgt dir, dem stolzen Sieger, sein Schatten zürnend nach.

„Er sah in ferner Zukunft noch seines Hauses Glanz
„Mit Kron' und Diademen geschmückt im Siegeskranz. —
„Doch zitt're du im Purpur, wenn dir das Glück auch lacht:
„Hoch über Zeit und Wechsel thront der Vergeltung Macht!

„Dein Reich mag stolz sich thürmen bis an des Meeres Strand;
„Dein Scepter magst du schwingen bis in das fernste Land:
„Im raschen Sturm der Zeiten wird deine Macht verweh'n,
„Der Letzte deines Stammes in Dunkel untergeh'n!“

Und ernst, wie sie gekommen, verschwindet die Gestalt.
Es faßt den Träumer glühend, es drückt ihn eisig kalt,
Und wie des Traumes Fesseln er bebend sich entringt,
Des Morgens erster Schimmer schon durch die Hallen dringt.

H. Hildebrand.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 74. Speyer, Samstag 15. September 1860.

* Groß- und Kleinbockenheim.

(Fortsetzung.)

Erst im Jahre 1514 wurde der niedergeschossene Thurm, wahrscheinlich durch Emich VIII., wieder aufgerichtet. Man sieht bei näherer Betrachtung deutlich, wo das ursprüngliche Mauerwerk aufhört und das neuere beginnt.

Das unterste Geschoß, das in Folge späterer Erhöhung des Bodens so tief liegt, daß man auf einer Leiter hinabsteigen muß, wird von einem romanischen Tonnengewölbe überdeckt; zwei rundbogige, jetzt vermauerte, Eingänge führten in dasselbe; die Kämpfergesimse an diesen bestehen aus der schrägen Schmiege mit Deckplatte. Auch an einer der äußern Mauern des Thurmes sieht man etwas über dem Boden dieselbe Profilirung; es war dies die Horizontalgliederung, welche das erste Geschoß abschloß. Die Anwendung des Tonnengewölbes und der primitiven Formen ist ein Beweis, daß der Thurm schon in früher Zeit hier aufgeführt wurde, wenn nicht im Ausgange des 11., so doch im Beginne des 12. Jahrhunderts. Jedenfalls charakterisiren sich diese Formen als viel älter, wie die der anstoßenden Kirche.

Das Mauerwerk aus dem Jahre 1514 ist von dem älteren an einer andern Bearbeitung und Zusammensetzung der Steine zu erkennen; ohne irgend einen Schmuck steigt es auf. Hoch über dem Boden, da wo im Innern die Glocken hängen, wird es durch vier große Rundbogenfenster durchbrochen. Etwas darüber läuft ein Rundbogenfries um die Mauern; Kragsteine verbinden die flachgespannten Backsteinbögen. Ueber ihnen steigt als mächtig wirkender Abschluß des Ganzen ein Zinnenkranz auf. Hinter ihm erhebt sich, durch die Zacken etwas verdeckt, ein achteckiger, pyramidal zulaufender Steinhelm.

Der Bau erscheint wie aus einem Gusse. Trotzdem, daß man bereits das Jahr 1514 schrieb, als er ausgeführt wurde, eine Zeit, wo der gothische Styl Geltung hatte, trotzdem, daß die Kirche daneben mit ihren Gewölbreparaturen aus dieser Zeit Zeugniß von der Herrschaft dieses Spitzbogenstyls ablegt, so hat doch der Thurm Rundbogenformen und die schöne Gestaltung der Fenster bewerst, daß der Architect ein richtiges Verständniß von denselben hatte. Diese Abweichung von dem zu einer gewissen Zeit herrschenden Style ist eine Ausnahme und in der Pfalz möchten sich nicht viele ähnliche Beispiele aufsinden lassen.

Ob der Thurm eine Nachbildung des im Jahre 1460 niedergeschossenen ältern ist, läßt sich schwer beantworten, da von dem letztern nur wenig mehr erhalten ist. Jedoch möchte er in den Hauptzügen dem älteren gleichen. Das unterste Geschoß des älteren Thurmes, welches wir noch besitzen, gleicht auf's Genaueste dem Untergeschoß des Thurmes zu Albsheim an der Eiß. Dieses hat denselben Umfang, dieselbe Kämpfergliederung, dasselbe Tonnengewölbe und ich glaube, daß der ältere Thurm in Kleinbockenheim in der Hauptsache dieselben romanischen Formen wie jener zu Albsheim, Großbockenheim und andere Thürme im Eißthale hatte. Auf das untere Geschoß, welches mit Platte und Schmiege abschloß, bauten sich drei weitere Geschosse mit derselben primitiven Horizontalgliederung auf, durch Lissenen und Rundbogenfriese belebt. Die untern Geschosse hatten bloß kleine, schmale Lichtöffnungen, das oberste dagegen größere gekuppelte Fenster, mit Würfelsäulen. Ein Kranzgesims krönte

Digitized by Google

das Mauerwerk und darüber schloß ein Steinhelm das Ganze ab.

Von den Zinnen des Thurmes hat man eine weite Aussicht über die schöne Ebene, mit ihren sanften Hebungen und Senkungen. Die gelben wogenden Fruchtfelder durchzieht der hellschimmernde Rhein in majestätischen Kurven und begrenzt auf beiden Seiten eine Kette tiefblauer Berge, aus welchen die schöngeformten Spitzen des Melibocus, der langgedehnte Rücken des Kaiserstuhls, die Dürkheimer Höhen hervorragen. In weiter Ferne heben sich die duftigen Bergmassen des Schwarzwaldes vom Horizonte ab. Und wo das Auge hindringt, nah und fern, da steigen die Thürme und Mauern von Städten und Dörfern aus der Ebene auf, ohne Zahl. Welche Fülle von Erinnerungen knüpft sich nicht an dieselben! Da drüben liegt Pfeddersheim; jene Erde ist mit Blut getränkt. Dort am Hochufer des Rheines liegt Worms, die alte Bischofsstadt; der Dom mit seinen Thürmen überragt wie ein Berg die übrige Häusermasse. Der Deutschen größte Heldensage, das Lied der Nibelungen, umtönt jene Mauern. Dort thronten die Burgunderkönige Günther, Gernot und Giselher; dort weilte Chriemhilde, die minnigliche (edle) Maid, dort gewann sie Siegfried, der stolze Held von Niederland. Auf dem freien Platze vor dem Dome schalten sich die Königinnen: darob manch kühner Degen Leib und Leben verlor. Siegfrieds Heldenkraft, sein Fall durch Hagens Verrath, Chriemhildens Rache, der Untergang der Burgunder durch Attila — alle diese erhabenen Bilder umschweben wundersam das alte Worms. — Dort herrschte Conrad, der Führer der Franken, gewaltig; „klug im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte". Er hatte seinem Herrn und Kaiser die Treue gebrochen: aber mit dem Preise des Höchsten, seinem Blute, sühnte er die schwere Schuld. Er ist der Ahnherr jenes mächtigen Frankengeschlechtes, das 100 Jahre Deutschlands Scepter führte. — Dort stand, 6 Jahrhunderte später, Luther auf dem Reichstage vor Kaiser Karl V. und den versammelten Fürsten und schloß seine Vertheidigungsrede mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." — Und weiter schweift das Auge rheinaufwärts: es sucht jene Thürme, die in weiter Ferne hinter dem dunklen Walde am Horizonte auftauchen: sie bezeichnen Speyer, die Todtenstadt der deutschen Kaiser. Im Dome, jenem erhabenen Denkmale deutscher Kunst, haben sie das müde Haupt zur Ruhe gelegt. Alle die Kaiser des fränkischen Hauses, Conrad II. und die drei Heinriche, birgt die stille Gruft. Das Land, dem sie entstammten, wo sie gerungen und gelitten, das sie vor allen andern geliebt und hoch erhoben: die heimische Erde hält sie. Aber nicht allein diese, auch Philipp der Hohenstaufe, der in der Blüthe der Jahre unter dem Mordstahle endete, Rudolph von Habsburg, des österreichischen Hauses Ahnherr, liegen hier bestattet, und jene Beiden, die um die höchste irdische Krone rangen und in diesem Kampfe als Todfeinde bis zur Vernichtung sich verfolgten, Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich: sie ruhen nun im Grabe friedlich neben einander. Der Tod stillt jede Leidenschaft, versöhnt Alle.

Fürwahr, ein schönes, reichgesegnetes Land ist die Pfalz am Rhein! der Schauplatz fortwährender blutiger Kämpfe, wahrer Vernichtungskriege, erhob sie sich nach kurzer Zeit des Friedens stets wieder, herrlicher als zuvor. Seit den ältesten Zeiten stritten sich hier die Völker und die Fürsten um die Herrschaft und stets schaute der Nachbar mit lüsternem Blicke auf den glücklichen Besitzer. Aber wir werden diesen urdeutschen Boden nicht so leichten Kaufes abgeben. Was unsere Vorfahren mit ihrem Herzblute erstritten, das müssen auch wir mit aller Kraft zu behaupten suchen, selbst um den Preis unseres Blutes. Denn

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

*. Die Wahrheit in der Retscherfrage.

Die Bemerkungen des Hrn. Professors Rau dahier in Nro. 72 der Palatina auf den obenbezeichneten Aufsatz in Nro. 70 desselben Blattes liefern wiederholt den Beweis, daß jedes Zeugniß angetastet werden kann. Ob dieß mit Recht oder Unrecht in vorliegendem Falle geschehen, ist näher zu prüfen.

Bezüglich des Zeugnisses aus Simonis bemerken wir einfach, daß dasselbe nicht für sich allein steht, sondern dessen ganzer Inhalt schon anderwärts erwiesen und veröffentlicht ist. So namentlich, daß der Rathhof in Speyer zum Behufe des Reichstages vom Jahre 1526 baulich erweitert und hergestellt wurde (Retscherheft II. Note 32); daß ferner darin wirklich mehrere Reichstage im sechszehnten Jahrhunderte unzweifelhaft abgehalten worden sind (Retscherheft III. S. 63—73). Daß endlich das Reichsregiment und das Reichskammergericht in den Jahren 1530 bis 1689 seinen Sitz im Rathhofe zu Speyer hatte, ist noch von Niemanden in Zweifel gezogen worden. Sohin gehört das fragliche Zeugniß aus Simonis zu jenen geschichtlichen „Weizenkörnern", deren Aechtheit von keiner gesunden Kritik angetastet werden darf.

Bezüglich des Würzburger Zeugnisses diene zur Kenntniß, daß dasselbe von einem Mitgliede der Kanzlei des Bischofes Conrad III. von Würzburg, welcher persönlich dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 angewohnt hatte, mit den wichtigsten Verhandlungen dieses Reichstages amtlich in ein besonderes Folioheft, dem es von uns entnommen ist, niedergeschrieben ward und sohin aus äußern und innern Gründen die höchste Glaubwürdigkeit besitzt.

Sollte Hr. Professor Rau auch jetzt noch wirkliche Zweifel dagegen hegen, so dürften dieselben, ohne unsere weitere Dazwischenkunft, mittels einiger Zeilen an seinen freundlichen Collegen, den Hrn. Professor Dr. Contzen, Archivconservator in Würzburg, am Zuverlässigsten sich heben lassen.

Wir erstrebten in der Retscherfrage keine gerichtliche, sondern eine geschichtliche Entscheidung, sonst würden wir nicht ermangelt haben, unsere Beweise in bester Form Rechtens mit Siegel und amtlicher Unterschrift auf vorgeschriebenem Stempelpapier jedermänniglich bereit zu halten. Diese Entscheidung ist für den Wahrheitsliebenden herbeigeführt; mag dieß nunmehr allseitig genügen!

Speyer, den 9. September 1860.

Dr. Remling, Domcapitular.

Miscellen.

* Ludwigshafen, 8. Sept. Unsere beiden Kirchenbauten schreiten in erfreulicher Weise voran und man muß staunen, wenn man sieht, was mit den verhältnißmäßig geringen Mitteln geleistet worden ist. Die protestantische Kirche, an welcher die reichen Formen immer mehr hervortreten, wird im nächsten Sommer unter Dach kommen. Der Dachstuhl der katholischen Kirche wurde heute vollendet und bei dieser Gelegenheit trug ein Zimmergeselle folgenden, von Herrn Domcapitular Molitor gedichteten Zimmermannsspruch sehr gut vor:

Zum Spruche steh' ich keck hier oben —
Doch muß das Werk den Meister loben!
Und lobt sich selbst nicht dieser Bau,
Hoch ragend zu des Himmels Blau,
Weit schauend in des Rheines Gau?
Ist's nicht ein Werk von stolzem Adel,
Voll kühner Kraft, ganz ohne Tadel?
Zeigt's nicht, daß, wer den Riß erfand,
Des Baues heil'gen Sinn verstand?
Und zeugt nicht Säule, Bogen, Wand
Von unf'rer emi'gen fert'gen Hand?
Bürgt wohlgefügt nicht jeder Stein
Von deutschem Fleiß am deutschen Rhein?
Doch welche Pracht und Zier und Glanz
Wenn erst das Werk vollendet ganz!
Wenn in den Sonnenschein und Sturm
Des Kreuzes Gold erstrahlt vom Thurm;
Wenn durch die farbenreichen Hallen
Der Orgel fromme Lieder schallen,
Wenn segnend nieder zum Altar
Vom Goldgrund blickt der Heil'gen Schaar!
Ja auf und ab am deutschen Strom
Steht manch' ein schöner, heil'ger Dom,
Das letzte nicht — stolz sprech' ich's aus —
Wird einstens sein dies Gotteshaus!

D'rum müssen Allen Dank wir sagen,
Die zu dem Bauwerk beigetragen.
Dem König **Max** in Lieb und Treuen,
Will ich den ersten Trunk nun weihen;

Digitized by Google

Er hat den Bau zumeist bedacht,
Ihm sei ein feurig Hoch gebracht.
Sodann dem König **Ludwig** Dank!
Er schenkte uns die Säulen schlank.
Mit Recht! Wo deutsche Kunst was wagt,
Nach seinem Namen wird gefragt.
Ein donnernd Hoch ihm mit Vergunst,
Dem edlen Schirmherrn deutscher Kunst!
Und Dank dem kunstbegabten Mann,
Der diesen Bau so fein ersann.
Der ihn so groß hat durchgeführt,
Daß jeder Quader Geist verspürt.
Hoch ihm! Mög' er noch lange bauen,
Manch' steinernen Triumph noch schauen!
Und hoch so recht aus vollem Mund,
Daß männiglich es werde kund,
Ihm, der den Meister ganz verstand,
Des großen Kopfes rechte Hand,
Der nicht nur's Tuschen herrlich geht,
Die auch vom Mörtel was versteht!
Hoch unser Meister, der uns lehrt,
Wie man sich durch die Arbeit ehrt,
Wie adelig ein Herz oft schlägt,
Das unter'm Bürgerrock man trägt!
Hoch den Gesellen, Hoch den Jungen,
Die fleißig Arm und Hand geschwungen!
Hoch Allen, die dem Bau geneigt,
Ihm Gutes treu und klug erzeigt!
Kann sie beim Namen All' nicht nennen,
Sie selber werden sich schon kennen.
Und — daß der Segen sich noch mehre,
Zu diesem Haus in Fülle kehre,
Gott Dank — und ihm allein die Ehre! —

Noch Eins! — Ich stehe noch zur Stunde
Auf deutschem Bau, auf deutschem Grunde.
Deutsch fließet dort der Vater Rhein,
Deutsch ist in diesem Glas der Wein!
Ein Hoch dem theuren Vaterlande!
Wer es vergißt, dem Schmach und Schande!
Und wer ihm Feind ist, soll verderben,
Wie dieses Glas hier geht in Scherben!
(Er wirft das leere Glas hinab.)

---

* Die Novedades vom 30. v. M. berichten über einen schrecklichen Unfall bei einem Stiergefecht in Sarragossa am 26. August: „Bei einem Stiergefechte hatte der beliebte Toreador Cucharés, ein Aragonier, bereits drei Stiere abgemacht, die sich nicht besonders lebhaft gezeigt hatten. Da erscheint der vierte. Seine Wuth ist außerordentlich; die Banderolles der Picadoren zerfetzte er, dann setzte er mit einem Satze über die Palisaden, stößt einen Soldaten nieder, so daß dieser bald darauf im Spitale erliegt, springt dann über die Barriere und stürzt wuthbrüllend mitten unter die Zuschauermenge, deren Zahl wohl an 6000 war. Der Schrecken ist allgemein, man schreit, flieht, drängt sich zum Ersticken. Soldaten mit Säbeln und Bajonetten, Cucharés mit dem Degen in der Hand verfolgen das stolze Thier, welches nur zu entfliehen, Niemanden zu verletzen trachtet. Einige Zuschauer schießen mit Pistolen auf den Stier, treffen aber unglücklicher Weise nicht ihn, sondern andere Zuschauer. Dann stürzt Cucharés, so gewandt wie behende herbei, gerade auf den Stier los und streckt ihn mit einem Stoße todt zu seinen Füßen nieder."

Homonyme

Es ist ein wirksam seltsam Wesen,
Oft ist es scharf, oft stechend, spitz;
Es kann in allen Sprachen lesen
Und macht doch oft nur schlechten Witz.

Oft dient es, das Gewicht zu messen,
Und zeiget dir es auf ein Haar.
Gekocht kannst Du das Ding auch essen,
Du ißt es mit dem Dinge gar.

Es wird dies Ding, das, wohl verwahret
Im engen Raume, sticht und schlägt,
Nur dann dem Ohre offenbaret,
Wenn es dazu sich selbst bewegt.

Auflösung der Charade in № 72:

Zeitschrift.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Mittwoch 19. September 1860.

Groß- und Kleinbockenheim.

(Schluß.)

Wir haben schließlich noch das Portal zur früheren Emichsburg zu besprechen. Es ist nur wenige Schritte von der Kirche und dem Thurme entfernt. Emich VIII., der streitlustige Graf, der mit den Limburger Mönchen in fortwährendem Hader lebte und ihnen zuletzt ihr schönes Kloster niederbrannte, ist der Erbauer der Burg. Nach ihm bildete sich der Seitenast Leiningen-Dachsburg-Hardenburg zu Kleinbockenheim, welcher im Jahre 1747 mit dem Grafen Karl Ludwig im Mannsstamme ausstarb. Die Burg war dem kriegerischen Charakter des Grafen gemäß ein trotziges Bollwerk, fiel aber doch in jenen Kriegen des 17. Jahrhunderts, wo die Pfalz ein Tummelplatz entmenschter Horden war und Alles unter den Kugeln und der Brandfackel der modernen Vandalen niedersank. In den Ruinen hat sich jetzt ein Gutsbesitzer wohnlich eingerichtet, und tiefer Friede ist in die Mauern eingezogen, aus denen früher der dröhnende Schritt geharnischter Männer, Schwertergeklirr und die kräftigen Flüche der Leininger ertönten. Der Geist Emichs, der die Mauern umschwebt, muß sich da unbehaglich fühlen.

Von dem Erhaltenen ist der Thoreingang hervorzuheben; wie schon der erste Blick zeigt, fällt seine Errichtung nicht in die erste Bauzeit, sondern bedeutend später. Er ist aus weißen Sandsteinen in den Formen der Renaissance erbaut.

Der Thorbogen ist mit einem schönen flachgehaltenen Ornamentband geziert; zu beiden Seiten desselben erheben sich je zwei Säulen auf hohen Bodesten. Die Glieder der letztern sind antikisirt, das Karnies herrscht vor. Die Basis der Säulen ist die attische, jedoch ist der obere Pfühl etwas willkürlich. Der Säulenschaft, schlank und verjüngt, hat tiefe, weiche Kanäle und breite Stege. Das Kapitäl, frei gebildet, ist mit Voluten geziert. Durch die ganze Säule klingt das jonische Element. Der Aufsatz über dem Kapitäl, der sich auch als Horizontalgliederung über den Thorbogen zieht, besteht architravartig aus einer doppelten Platte, von denen die obere über die untere etwas vortritt, dann aus einem Kranzgesimse, dessen Glieder die Welle und das Karnies bilden. Ueber dieses Mauerwerk legt sich ein mit Arabesken gezierter Fries und darüber als Abschluß des Portales ein aus Karnies, Welle und Pfühl bestehendes Krönungsgesims. Man merkt sofort das Studium des jonischen Tempelgebälkes.

Im Gegensatz zu den derben Details der romanischen Architectur ahmen die einzelnen Glieder den feinen elastischen Schwung des Hellenismus nach. Dagegen ist die Zusammensetzung der Glieder manchmal ganz willkürlich und unklar in der Weise, wie wir sie auch an den römischen Triumphbögen finden. Hie und da begegnen uns zopfige Elemente, wie z. B. in den Muschelnischen zwischen den Säulen, aber diese treten doch nicht vor und stören daher auch nicht die Gesammtwirkung. Die Nachahmung der Antike geschah ohne Ueberladung, mit ziemlich richtigem Verständniß, und das Portal ist sicherlich eines der schönsten seiner Art in der Pfalz.

A. S.

Ueber die Fälschung der Antiken von Rheinzabern

gibt Herr Professor Jos. v. Hefner in der „N. Münch. Ztg." weitere Aufschlüsse, nachdem er zum Zweck der Erforschung derselben eine zweite

Reise in die Rheinlande gemacht und namentlich die Sammlungen von Mainz, Straßburg, Speyer und Karlsruhe, in denen sich viele Antiken aus Rheinzabern befinden, besucht hatte. Wir entnehmen seinem Referate Folgendes:

Das römisch-germanische Central-Museum in Mainz hat vor Kurzem das Antiken-Cabinet des Dr. Hepp aus Neustadt an der Haardt käuflich erworben; eine werthvolle Acquisition durch seine Broncen und Gläser — und daher ein Verlust für die Sammlungen Bayerns, denen sie entging — und interessant durch die bedeutende Anzahl von Terracotten aus Rheinzabern, von denen aber leider ein großer Theil als gefälscht bezeichnet werden muß. Reichlich sind hier die Lararien vertreten, unter denen sich auch ein unächtes mit Rundbogen und Säulenstellung befindet, das aber dem Fälscher schlecht gerathen ist. Von dem unächten Sacellum mit Romulus und Remus unter der Wölfin, das sich auch in der Speyrer Sammlung findet, ist hier ebenfalls ein Exemplar vorhanden. Als merkwürdigstes Beispiel des groben Betruges bleibt aber immer ein Tempel mit Kuppeldach, unter dem ein Krieger mit vor sich hingestelltem Schilde sitzt, wahrscheinlich ein Mars ultor!

Die Antiken-Sammlung auf der Bibliothek zu Straßburg ist ebenfalls nicht frei von gefälschten Rheinzaberner Alterthümern geblieben. Von besonderem Interesse waren dort Herrn v. Hefner eine, angeblich in Rheinzabern ausgegrabene Standarte, in Form eines ausgezackten Blattes gearbeitet mit der Schrift C. A. LGXXII (custos armorum legionis vicesimae secundae), und ein kurzes Schwert, beide Stücke aus Bronce, von denen sich Duplicate in der Antikensammlung in Karlsruhe befinden, die ebenfalls aus Rheinzabern stammen, wo sie der bekannte Antiquitäten-Finder Kaufmann ausgegraben haben will. Diese Gegenstände sind unächt. Ebenso ein zweites Exemplar einer solchen Standarte mit der Inschrift IIII LG (statt LG IIII, legio quarta) und eines, dem obgenannten gleichen Schwertes, die sich in dieser Sammlung finden und ebenfalls von Kaufmann in Rheinzabern ausgegraben und dahin verkauft wurden.

Das Antiquarium in Speyer, die Wiege der Rheinzaberner Alterthümer, läßt den Entwicklungsgang der Fälschungen deutlich erkennen und verfolgen. Diese begannen bei den Terracotten mit dem bloßen Abformen antiker Gegenstände, wie z. B. einer vierseitigen Röhre mit den Reliefbildern der auf den Lararien vorkommenden Gottheiten: Fortuna, Mercur, Vulcan und Minerva, von welcher Röhre sich auch ein Exemplar in dem k. Antiquarium in München befindet, dessen Fertigung ungefähr ins Jahr 1830 fällt. Als zweites Beispiel der Fälschung ist eine Graburne mit einem Greife, welche im Jahre 1842 in das Antiquarium gelangte, anzusehen. Der Greif auf dieser Graburne ist ein würdiges Seitenstück zu den kämpfenden Reitern mit der Armbrust und zu dem neulich ausgegrabenen Reliefe des römisch-deutschen Kaisers Antonius! Von diesem berüchtigten Reliefe hat Kaufmann außer dem in die Hände des Herrn v. Hefner gelangten, noch drei Exemplare in den Handel gebracht, bei deren einem die verhängnißvollen Stülpstiefel und die ärgerlichen Sporen abgeschabt waren. Vielleicht ist für Leute, die Geschäfte mit diesem Reliefe machen wollen, noch ein Dutzend zu haben! Bei dem israelitischen Antiquitätenhändler Nathan Heß in Wiesbaden steht die Thonstatuette des bekannten Reiters aus Rheinzabern, unter dessen Pferd die in einem geringelten Schweif sich endigende Frauengestalt liegt, für den Preis von 10 fl. Heß erkennt aber selbst die Statuette für unächt.

Schließlich erklärt Herr v. Hefner, an seiner bisherigen Ueberzeugung festzuhalten, daß weder die gefälschten, in so viele Sammlungen übergegangenen Broncestatuetten, noch die gefälschten Terracotten in Rheinzabern selbst fabricirt werden, sondern daß der Antikenhändler Michael Kaufmann sie zum Verschleiße von auswärts erhalte.

Zum Retscherstreit.

Die Erläuterungen, welche Hr. Dr. Remling in Nro. 74 der Palatina zu seinen unlängst besprochenen jüngsten Retscherforschungen gibt, sind sehr eigenthümlicher Art.

Zuvörderst wird das Würzburger Zeugniß nunmehr als eine amtliche Aufzeichnung eines Mitgliedes der bischöflichen Kanzlei qua-

Digitized by Google

liſicirt. Die Bezeichnung „Mitglied einer Kanzlei“ iſt aber ebenſo undiplomatiſch, d. h. der Ausdrucksweiſe in den Urkunden ganz unangemeſſen, als vag und unbeſtimmt, denn Mitglieb der Kanzlei iſt am Ende jeder, vom Kanzler bis herab zum unterſten Schreiber. Mit einer ſolchen Erläuterung bewirkt Hr. Dr. Remling nichts weiter, als die Ueberzeugung, daß er weder über den Verfaſſer ſeiner Würzburger Notiz etwas Beachtenswerthes weiß, noch überhaupt eine ſonſtige Beglaubigung ihrer Authenticität beizubringen vermag. In der That beſtärkt er ſelbſt noch den Leſer in dieſer Ueberzeugung durch die mehr von Verlegenheit als von Scharfſinn zeugende Unterſcheidung zwiſchen „gerichtlicher und geſchichtlicher“ Argumentation, ſowie namentlich durch die Verweiſung an einen Dritten für weitere Aufſchlüſſe. Wer mit dem Anſpruch auftritt, entſcheidende Urkunden zu bringen, muß ſelbſt für ſie nach Form und Inhalt einſtehen können, wenn er anders überzeugen und nicht — überraſchen will. So lange demnach Hr. Dr. Remling nichts Beſſeres bringt, als beſagtes „Mitglied der Kanzlei, deſſen Aufzeichnungen ſich in einem beſondern Folioband befinden“, bleibt die Glaubwürdigkeit ſeiner Würzburger Notiz mit Fug und Recht beanſtandet.

Abgeſehen übrigens von dieſem Mangel aller äußern Beglaubigung, würde fragliche Notiz ihrem Inhalte nach nicht mehr Gewicht haben, als die von Hrn. Dr. Remling bereits beigebrachten Frankfurter Urkunden. Dieſe wie jene ſind Mittheilungen auswärtiger Berichterſtatter; daß aber ſolche Berichterſtatter in beiläufiger Bemerkung über die Localitäten des Reichstags ſich viel eher ungenau ausdrücken konnten, als man dieß von dem Rathe der Reichsſtadt Speier in einer abſichtlichen amtlichen Auseinanderſetzung über denſelben Gegenſtand annehmen darf, dieſer Anſicht wird man ſich um ſo weniger verſchließen, je ſpecieller man die hieſigen geſchichtlich-localen Verhältniſſe kennt und darum auch unbefangen würdigt.

In dieſer Beziehung würde allerdings das Zeugniß des Simonis, als eines Hieſigen, viel mehr Gewicht haben. Nach der vorliegenden Erläuterung Hrn. Dr. Remlings iſt aber der „einfach“, d. h. doch wohl der für ſich klar beweiſende, „bis zur Evidenz bündig entſcheidende“ Simonis wiederum zu einer ganz ſecundären Autorität herabgeſunken, die nur inſoweit Giltigkeit hat, als ſie mit andern bereits beglaubigten Zeugniſſen übereinſtimmt. Und ſelbſt mit dieſer Anlehnung an fremde Autorität erweckt die angezogene Stelle des Simonis ſammt Hrn. Dr. Remlings Beſprechung noch „wirkliche“ Zweifel. Simonis ſagt z. B. an dem bewußten Orte, das Reichskammergericht ſei bereits 1526 im Rathhofe dahier gehalten worden; die früheſte urkundliche Spur von der zweiten Anweſenheit des Reichskammergerichts in Speier datirt aber erſt vom 28. November 1527 und ſeine Verlegung in den Rathhof fand, wie aus einer Rathsurkunde hervorgeht, erſt um 1535 ſtatt (Vgl. meinen „Reichsherhof und Königspfalz“ S. 42 Anm. 2). Jedenfalls iſt dieſe Angabe des Simonis „geſchichtliche Spreu.“ Auch blieb das Reichskammergericht nicht von 1530—1689 im hieſigen Rathhof, wie Hr. Dr. Remling meint, da es ja in den Jahren 1539—1540 nach Wimpfen, 1555 noch einmal nach Eßlingen verlegt ward und kam erſt 1556 wieder nach Speier zurück, um von da an ununterbrochen bis 1689 daſelbſt zu bleiben (Vgl. Datt de pace publica Lib. IV.). Ob das Reichsregiment 1526 im Rathhof ſeinen Sitz hatte, wie Simonis angibt, laſſen wir dahingeſtellt ſein, da es ſonſt Niemand ſagt. Ein grober Irrthum aber iſt es, wenn Hr. Dr. Remling behauptet, das Reichs-Regiment ſei mit dem Reichskammergericht von 1530—1689 im Rathhof geweſen. Wer mit der deutſchen Geſchichte jener Zeit nur einigermaßen bekannt iſt, weiß, daß das Reichsregiment, ein collegiales Reichsvicariat für die Dauer der Abweſenheit des Kaiſers, nachdem Ferdinand, Karls V. Bruder, 1531 zum römiſchen König gewählt worden war, ganz einging. Man ſieht, in dieſer Frage ſtehen Hr. Dr. Remling und Simonis nahezu auf ganz gleicher Höhe.

So viel von unſerer Seite zur ſchließlichen Würdigung der neueſten urkundlichen Ermittelungen des Hrn. Dr. Remling über die Reichsherfrage in der Palatina *).

Speier, am 16. September 1860.

Rau, k. Profeſſor.

*) Wir ſchließen hiemit dieſe Erörterung. Die Redaktion.

Digitized by Google

Miscellen.

(Druckfehler.) Eine junge Schriftstellerin in spe hatte sich nach langem Bedenken entschlossen, den geliebten Erstling ihres Talents, ein unter süßen Schmerzen empfangenes, geborenes und groß gewordenes Mondscheingedicht à la Matthisson auf den Flügeln eines bescheidenen Lokalblattes in die Welt tragen zu lassen. Es fing an: „Mond, du mildes Kind der stillen Nacht“ und hatte übrigens keinen Mangel an Abendwolken, grünen Matten, Rasenhügeln u. dgl. Ihren Liebling in dem neuen Gewande zu erblicken, äußerlich aussehend wie ein Gedicht von Matthisson, Schiller, Goethe: sie konnte die Zeit kaum erwarten. Endlich langte das Blatt an, sie entfaltete es unter Herzklopfen, sie lies't — man denke sich das Entsetzen des armen Weibes — sie lies't „Mond, du wildes Rind“ und zum Ueberfluß: Abendmolken, grüne Motten und Nasenhügel. Sie fiel, natürlich in Ohnmacht und hat seit der Zeit, leider, nie wieder ein Verslein drucken lassen. So empfindsam pflegen nun freilich Schriftsteller nicht zu sein; ja, F. A. Krummacher sagte zu dem Verleger, der sich wegen eines ansehnlichen Druckfehlerverzeichnisses glaubte entschuldigen zu müssen, sehr stoisch: „nun, jedes Buch muß wie ein Bergmann sein A.... leder haben.“

Nach einem preußischen Consulatsbericht ist bei dem großen Brand, welcher am 27. August Smyrna heimsuchte und 2—3000 Häuser in Asche legte, auch die preußische Diakonissenanstalt hart heimgesucht worden, indem ein neuangekauftes, zur Erweiterung bestimmtes Haus niederbrannte und die eigentliche Anstalt nur durch die angestrengteste Thätigkeit des preußischen Consuls gerettet wurde. Die Entstehungsursache des Brandes war nach diesem Bericht folgende: Eine griechische Frau, mit ihrem Kinde an der Brust, zündete zu Ehren der Jungfrau Maria, deren höchstes Fest (Himmelfahrt) gefeiert wurde, eine Kerze an; dabei kam sie der Flamme zu nahe und faßte Feuer. Der Mutter, welche das Kind nicht aus den Armen lassen wollte, schlugen im Nu die Flammen über das Haupt und forderten sie und ihr Kind als erstes Opfer. Ein wüthender Nordwind verbreitete dann das Feuer mit reißender Schnelligkeit über das Griechenviertel, dessen Bewohner, des Festes wegen, fast sämmtlich nach einem mehrere Stunden entfernten Heiligthume gewallfahrt waren.

Literatur.

Auf ein in der T. Löffler'schen Buchhandlung zu Mannheim erschienenes Werkchen, betitelt: „Gesammelte Notizen über Griechenlands Industrie und Landwirthschaft,“ herausgegeben von Friedrich v. Zentner, k. b. Major in Landau, erlaube ich mir, Ihre geehrten Leser aufmerksam zu machen. Der Verfasser gibt uns in demselben nicht nur eine gelungene Uebersicht über die früher zerrütteten Zustände des Königreichs Griechenland, und die Schwierigkeiten, die sich anfänglich zur Verbesserung in Menge vorgefunden haben, sondern er macht uns auch bekannt mit den unter der thatkräftigen Regierung des Königs Otto angewandten Mittel zur Hebung und Belebung der in allen Zweigen vernachlässigten Industrie und Landwirthschaft. Es geht aus dem Werchen erfreulicher Weise hervor, daß das Wiederaufblühen des jungen Königreichs hauptsächlich eine Schöpfung von Deutschen ist.

Die Schrift ist auch dem Aeußern nach schön ausgestattet und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. X.

Palindrom.

Niedlich erscheinet das Wort, das vorwärts lautet wie rückwärts,
Muntert es freundlich Dich auf, was Du Dir wünschest zu thun, —
Immer belebend gehört das kleine Wort der Minute,
Immer die Gegenwart selbst, kennt es kein Schwinden der Zeit.

Auflösung der Homonyme in № 74:
Zunge.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Ezib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 76. Speyer, Samstag 22. September 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth *).

Die Abendfeier in der Kirche, mit der sie das alte Jahr zu Grabe trugen, ging eben zu Ende.

„Mach' End', o Herr, mach Ende
An aller unsrer Noth —"

tönte der Schlußvers des Liedes durch die alte Kirche, die sich so wunderbar in der sonst nie gesehenen Beleuchtung ausnahm. Die Gemeinde erhob sich; die Herzen waren stille geworden, die Schauer der Vergänglichkeit, etwas von dem heiligen Wehen der Ewigkeit war durch jede Seele gezogen.

Vor der Kirchthür zogen wie Leuchtwürmchen die vielen Laternchen, jedes seinen eigenen Weg. Junge Mädchen trippelten leichtfüßig über den gefrornen Boden, froh, daß sie nun dem Ernste des Lebens ihren Tribut gezahlt hatten und sich mit leichterem Gewissen einer Sylvesterbelustigung hingeben durften. „Recht gescheit vom Herrn Diakonus, daß er den Gottesdienst schon um fünf Uhr hält," sagte ein bewegliches kleines Dämchen zu ihrer Begleiterin, „so ist man doch fertig und hat seinen Abend für sich! Nicht wahr, Natalie?" — Natalie hörte kaum auf dieses schmeichelhafte Lob für den Herrn Diakonus, in ihrer Seele hatten die Worte des Geistlichen ernste, stille Gedanken geweckt, sie freute sich nicht fertig zu sein; es war ihr fast bange, aus dem Frieden der Kirche zurück in das Treiben der Gesellschaft zu kehren. Nur Eins hätte sie gern gewußt, ob noch eine Stimme, eine tiefe, wunderbare, wie es nur Eine gibt für jedes Ohr und jedes Herz, mit ihr in den Gesang eingestimmt habe.

„Gute Nacht, Natalie!" rief eine freundliche Stimme, nicht die Eine, o nein, sie kam von einer ältlichen, wohleingehüllten Frauengestalt, aber es war ein willkommener Gruß, und Natalie erwiderte herzlich: „gute Nacht, liebes Fräulein Veronika, ich komme morgen bald!" — „Eine absonderliche Freundschaft, die du mit der alten Jungfer hast! Wird wohl eine Ahnung sein, daß du ihre Collegin wirst!" rief übermüthig Melanie, die kleinere, die mit ihren siebzehn Jahren schon halb mitleidig auf die einundzwanzigjährige Natalie blickte. Natalien ward die Antwort erspart, die vielleicht etwas bitter geworden wäre, da eben an der Hausthüre die übrige Familie zu den Mädchen stieß, alle etwas erfroren und sehnsüchtig nach dem warmen Zimmer.

Auch Fräulein Veronika hatte ihr Stübchen erstiegen, das, hoch im Giebel eines alten Hauses gelegen, weit ins Land hinaus schaute und das Menschenleben und Treiben nur in der Vogelperspektive sah. Es war ein gar trauliches Zimmer in seiner tadellosen Ordnung und behaglichen Wärme, die der kleine Ofen, zugleich Veronikas Kochherd, treulich bewahrt hatte. Die Einrichtung gehörte freilich einer noch früheren Zeit an als Fräulein Veronika selbst, obwohl diese bald sechzig Jahre zählte. Es waren die Aussteuermeubles ihrer Mama selig, einst ein Wunder von Eleganz, die nun dem Kinde noch die einsame, aber friedenvolle Heimath bereiteten.

Die Stube war eine Art von Stammbuch und Geschlechtsregister, jedes Stück weckte eine andere Erinnerung. Die großartige Schwarzwälderuhr mit dem langen Gehäuse hatte die ländliche Stube des Großvaters väterlicher Seits geschmückt, die

*) Hausblätter.

Digitized by Google

Veronika's fernste Erinnerung war, mit den Küchlein und der Fülle von Nüssen und Aepfeln, welche sie oft darin erfreut hatten. In dem schwarzsaffianenen Lehnstuhl konnte sie sich noch die Großmutter denken, die Mutter der Mutter, eine feine Frau Professorin im schwarzseidenen Ueberrock und Spitzenhäubchen. Das bequeme Sopha und die hochlehnigen Stühle waren in der Staatsstube des Elternhauses gestanden; den runden Tisch mit kunstvoll eingelegter Arbeit hatte sie aus dem Forsthause erkauft, das ihr eine zweite Jugendheimath gewesen war; wie viel liebe, heitere Gesichter hatte sie nicht darum versammelt gesehen! O, es hat redende Tische, sprechende Stühle gegeben, lang ehe die Klopfgeister Mode wurden!

Im Schlafzimmer hatte Veronika eine alte gesteppte Bettdecke, ein Wunderwerk von Fleiß und Geduld aus vielen hundert bunten Läppchen zusammengesetzt, die war erst das rechte Stammbuch. Aus den vielfarbigen Stückchen erstand für Veronika die ganze goldene Jugendzeit in tausend Farben: in dem Rosakleid hatte sie am Schäfermarkt getanzt; in dem himmelblauen konnte sie sich noch eine frühverstorbene Schwester denken; die grünen Stückchen waren aus Gerda's Sonntagskleid, der glänzende Seidendamast aber stammte aus einem Staatskleid der Großmama, — die jungen Mädchen, die Veronika häufig besuchten, ließen sich gar zu gern von dem Bettcouvert erzählen!

Veronika hatte den Mantel und das wollene Häubchen sorgsam verwahrt und schlüpfte in ihre weichen Pantoffeln. Mit ihrer stattlichen, behaglichen Gestalt, dem klaren Blick und der Ruhe ihrer Bewegungen war sie eine passende Bewohnerin dieser friedlichen Heimath. Auch schien es nicht, daß sie Mangel leide, sie ordnete auf ihrem runden Tisch das zierliche Theegeräth, das sie sonst nur zu besondern Festlichkeiten gebrauchte: die Zuckerdose von silbernem Laubwerk mit blauer Glasschale, die geschnörkelte Thee- und Rahmkanne mit Aepfeln und Birnen auf dem Deckel; die feine chinesische Tasse, welche die Mama so hoch gehalten: und nun zündete sie gar noch die Lampe des Theekessels an, während sie doch sonst ihr Wasser bescheidentlich im Töpfchen siedend machte. Trotz dieser feierlichen Anstalten schien es nicht, daß Veronika Gesellschaft erwartete, nur Eine Tasse stand auf dem Tisch, und außer dem Ticken der Uhr und dem leisen Singen des Theekessels war kein Laut vernehmbar.

Es waren eigenthümliche Gäste, die Veronika an jedem Sylvesterabend zu sich lud und für die sie auch jetzt ihr Herz und ihr Stübchen traulich und heimlich machte: die stillen Todten wollte sie sich zu Gaste bitten. Veronika war keine Geisterbannerin, es ging alles natürlich zu. Die Bilder der Eltern an den Wänden, eine Schatzkammer getrockneter Blumen, eingewickelter Haarlocken, vor allem Briefe mit Bändern aller Farben zusammengebunden — das war der ganze Zauberapparat, mit dem sie die Geister vergangener Tage heraufbeschwören wollte.

Aber ehe sie noch mit dem Thee ihr Herz erwärmen konnte für die stille Begegnung, polterte es draußen auf der Treppe. „Wer kommt so spät?" rief sie. — „Verzeihen Sie, was sollen wir singen?" fragten ein paar junge Stimmchen. — Ja so! das waren die Armenschüler, die nach alter Sitte zu Neujahr vor jedem Haus einen Choralvers nach dem Wunsch der Bewohner absangen. — „Ich habe nun den Grund gefunden," sagte Veronika, indem sie die Kleinen mit einigen Resten der Weihnachtskuchen beglückte.

Sie öffnete ihr Fenster ein wenig, um dem Gesang seine gebührende Ehre anzuthun, und lauschte andächtig, ungestört von etwaigen Mißlauten des jungen Sängerchors. Sie stand noch lange am Fenster, vergessend ihres Theekessels und ihrer Briefe; sie hörte die Geschichte jedes Hauses aus dem Choralvers, den man singen ließ. „Nun danket alle Gott," ließen die jungen Eheleute unten im Haus singen, die morgen ein Kindlein zur Taufe schickten. „Was Gott thut, das ist wohlgethan," hatte die bleiche Frau drüben vorlangt, der sie ihr Kind begraben hatten. „So führst du denn recht selig, Herr, die Deinen!" sangen sie unter hellen Fenstern dort, wo ein glückliches Brautpaar heraussah. „Meiner Frau ist's eins," was man singt," rief das schnippische Stubenmädchen

Digitized by Google

aus einer eleganten Wohnung. Aber zwischen allen frohen und allen schmerzlichen Klängen ertönte wieder und wieder das alte: „Befiehl du deine Wege," das schon manch stürmisches Herz zur Ruhe gesungen, und Veronika dachte: alle Lorbeern der Welt wiegen nicht die Krone des Dichters auf, dem es vergönnt war, also den rechten Friedenslaut für die Seele zu finden! —

Der Gesang war aus ihrer Hörweite, sie schloß das Fenster, goß den Thee an und setzte sich zu ihrem einsamen Mahl, aber ehe sie beginnen konnte, klopfte es leise an die Thür. „Herein!" rief etwas ärgerlich Veronika, aber ihr Gesicht klärte sich auf, als Natalie eintrat, das junge Mädchen, das ihr vor der Kirche begegnet war.

„Du hier, Kind? fragte sie verwundert; „ist mir zwar eine große Ehre, aber ich glaubte dich diesen Abend in Lust und Herrlichkeit bei deiner Tante und nicht in einem alten Jungfernstübchen!" — „Das ist ja ein Vorzeichen für mich, meinte Melanie," sagte Natalie mit einem leichten Aufwerfen ihrer feinen Lippen. „Nein im Ernst, Fräulein Veronika, mir ist's viel wohler bei Ihnen; ich habe nie die lärmende Neujahrsfeier geliebt." — „Allen Respect vor deinem ernsten Sinn, mein Kind," sprach Veronika mit dem warmen mütterlichen Ton, der schon viel junge Seelen aufgeschlossen. „Aber eben heute hätte ich nicht gedacht, daß du die Einsamkeit suchen würdest, heute, wo ihr eine Art von Abschiedsfest feiert." — „Eben darum!" rief Natalie, die nicht zu den verschlossenen Naturen gehörte, mit glühenden Wangen; „das eben ist's! Ich will mich nicht wegwerfen!"

„Nein, wegwerfen sollst du dich nicht, Kind," redete Veronika mit Nachdruck, indem sie mit mütterlichem Wohlgefallen die blühenden Züge, die klaren braunen Augen ihres Lieblings betrachtete, die, obwohl keine Schönheit, doch ihren Augen die anmuthigste Erscheinung dünkte. „Komm, setz' dich, trink Thee mit mir und erzähl' mir, was dich denn fortgetrieben aus dem Kreise der Fröhlichen." Veronika bediente ihren Gast und sich selbst und fing behaglich an, ihren Thee zu schlürfen. Sie war gewiß kein kaltes Gemüth, aber sie war längst am Ufer und konnte ruhig zusehen, wie ein junges Herz noch mit den Wogen rang; wußte sie doch, daß es nicht so leicht Schiffbruch leiden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

Neuwied, 15. Sept. Nach 10tägiger Verhandlung ging vor dem hiesigen Schwurgericht heute Abend ein merkwürdiger Criminalprozeß zu Ende, dem folgender Thatbestand zu Grunde liegt: Ein in Coblenz wohnhafter Lehrer, Namens Joseph Keller, gebürtig aus dem Badischen, wo er wegen Unsittlichkeit entlassen wurde, sonst aber als intelligenter und hübscher Mann geschildert, hatte mit der noch jugendlichen Ehefrau des Wirthes Johann Meder in Ehrenbreitstein ein ehebrecherisches Verhältniß angeknüpft, das mit der Zeit immer intimer wurde. Die Meder lebte anscheinend mit ihrem Manne in ganz guten Verhältnissen, beklagte sich aber bei Keller fortwährend über ihre unglückliche Ehe und suchte ihn durch Bitten, Ueberredungen, Versprechen der Ehe ꝛc. zu der Ermordung ihres Ehemannes zu bewegen. Keller ging darauf ein. Mehrere Vergiftungsversuche, welche beide anstellten, mißglückten durch die Ungeschicklichkeit der Meder, und zweimal wurde Keller an der Ermordung des Meder, zu deren Ausführung er sich bereits in das Haus desselben geschlichen hatte, durch Zufälligkeiten gehindert. Endlich aber kam die schwarze That in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar l. J. zur Ausführung. Zu ihrer Vollbringung hatte Keller mit der Ehefrau des Meder alles abgesprochen. Die Hausthür sollte Nachts für ersteren offen bleiben und die Meder wollte Licht und Feuerzeug, sowie eine Axt, dann Stricke ꝛc. in dem Gang zurechtlegen. Keller erschien auch Nachts verkleidet im Hause, fand Alles, wie verabredet, gerüstet und betrat auf bloßen Strümpfen und mit brennendem Lichte das gemeinschaftliche Schlafzimmer der Eheleute Meder, wo in einem Bette die Frau mit einem 4jährigen Töchterchen und in einem andern Bette der Ehemann Meder schlief. Die Frau

Digitized by Google

erhob sich beim Eintritt Kellers im Bett, dieser aber winkte ihr, sich unter die Decke zu bergen, und nun zertrümmerte er durch eine Reihe von Schlägen mit der Axt vollständig den Schädel des unglücklichen Meder. Hierauf gab ihm die Frau, welche unter der Decke diese Schläge, sowie das Todesröcheln ihres Mannes gehört hatte, den Schlüssel zum Geldschrank, damit er, um einen Raubmord zu simuliren, das Geld aus demselben nehme, und ließ sich schließlich an Händen und Füßen mit den mitgebrachten Stricken binden. So fand man sie den andern Morgen und sie erzählte nun nach einer Verabredung mit Keller allen Leuten, daß Nachts zwei Männer in ihr Schlafzimmer gedrungen seien, sie gebunden, ihren Mann erschlagen und das Geld geraubt hätten. Allein die wahren Thäter blieben nicht lange verborgen. Beide wurden verhaftet und gestanden nach anfänglichem Leugnen die schwere That in ihren wesentlichen Stücken ein, nur suchte jedes so viel als möglich von der Schuld auf das andere zu schieben. Keller wurde daher des Mordes und die Ehefrau Meder der Theilnahme hieran angeklagt. Die öffentlichen Verhandlungen boten viele ergreifende Scenen. Die Meder fiel während der langen Dauer derselben täglich mehrmals in Krämpfe, namentlich so oft ein Zeugeneid geleistet wurde (sie hatte ihre ersten lügenhaften Angaben vor dem Untersuchungsrichter beschworen); Keller, der anfangs den Eindruck eines cynischen Wollüstlings und eines hartherzigen Verbrechers machte, wurde zuletzt wiederholt von seinen bessern Gefühlen überwältigt, besonders als sein Schulvorstand von Coblenz und seine ehemalige Braut, ein unbescholtenes Mädchen aus Wiesbaden, die er unglücklich gemacht und dann sitzen gelassen hatte, als Zeugen auftraten. Beide Angeklagte wurden von den Geschworenen der ihnen zur Last gelegten Verbrechen für schuldig erklärt und vom Gericht zum Tod verurtheilt. Sie nahmen die Verkündigung des Urtheils mit Ruhe entgegen. Die Geschworenen empfahlen indeß beide der Gnade des Prinzregenten.

Miscellen.

Das System der unterseeischen Telegraphen erhält einen Stoß nach dem andern. In tiefem Wasser und auf langen Stangen hat bisher leider keins der Kabel lange Stand gehalten. Alle Hoffnung, das transatlantische Kabel herzustellen oder auch nur theilweise heraufzuholen und zu verwerthen, muß als aufgegeben betrachtet werden. So ziemlich dasselbe läßt sich heute von dem im rothen Meere versenkten Kabel mittheilen. Den Schaden wird in diesem Falle die britische Regierung zu tragen haben. Die betreffende Kompagnie verfügte über ein Kapital von 800,000 L., welches die Regierung ohne Rücksicht auf etwaige Beschädigungen der Leitung mit 4½ pCt. für die Dauer der nächsten 50 Jahre zu verzinsen garantirt hatte. Diese Zinsen werden somit aus den Staatsfonds zu bestreiten sein, ohne daß dem Lande von dem Unternehmen der geringste Vortheil erwüchse. Woran der Fehler liegt, ist nicht ermittelt. Es werden noch manche kostspielige Versuche gemacht werden müssen, bevor das rechte Kabel gefunden ist.

* Charade.

(Dreisylbig.)

Die Erste umgibt und schützet das Land.
Das Scepter führt der zwei Letzten Hand.
Das Ganze singt in Munterkeit
Sein Liedchen selbst zu Winterszeit.

Essingen. Gg. Jäger.

Auflösung des Palindroms in № 75:

N u n.

In dem Aufsatze: Groß- und Kleinbockenheim bittet man folgende Druckfehler zu berichtigen: Seite 283, Spalte 2, Zeile 23 von unten lies P f ü h l e statt Pfähle; S. 286, Sp. 2, Zeile 3 von unten, und S. 287, Sp. 1, Zeile 6 von oben P f ü h l statt Pfuhl; S. 290, Sp. 2, Zeile 21 von oben ist das Wörtchen v o r, und S. 294, Sp. 1, Zeile 22 von unten das Wort (e d l e) zu streichen; endlich auf derselben Spalte, Zeile 10 von oben lies: d i e s c h ö n g e f o r m t e Spitze statt die schön geformten Spitzen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 77. Speyer, Mittwoch 26. September 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Natalie hatte wenig Lust Thee zu trinken, aber ihr Herz mußte sie ausschütten; sie lehnte sich in die Ecke des Sophas, hielt die Hände vor ihr Gesicht und begann: „Sie wissen ja, daß Rudolf, — Herr Normann, wollte ich sagen, seit er hier ist, fast jeden Tag zu der Tante kommt. Ich bin gewiß kein eitles Ding, das sich einbildet, daß jeder Mann, der sie von weitem ansieht, ein Auge auf sie habe. Gewiß, ich hielt mich zurück, mehr, viel mehr vielleicht, als mein Herz gewollt hätte. Ich dachte an nichts weiteres, ich freute mich ihn zu verstehen, freute mich das Verkehrs mit einem so reich gebildeten Geiste. Von der Zukunft wollte ich nichts, — nicht einmal träumen," setzte sie leise hinzu. „Nun kam Normanns schnelle Abberufung. Es war mir ein klein wenig bang auf den Abschied und doch freute ich mich auf den letzten Jahresabend bei der Tante; da sollten wir doch noch einmal so recht beisammen sein. — Da kam die Melanie zur Tante, wie ein Wirbelwind, der alles unter einander weht. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin nicht eifersüchtig, ich habe kein Recht es zu sein, Gott weiß, ich wollte ihn ohne Klage an der Seite einer Andern sehen, eines hohen, zarten, schönen Wesens, das seiner werth wäre! Aber daß er, der edle ernste Mann, dem ich nur mit stiller Verehrung nahte, mit einem so kindischen Ding ein so kindisches Treiben anfängt —". —

„Nun, wenn's Kinderei ist, so wird's ja nicht viel bedeuten, meinte begütigend Veronika. „Was für Verbrechen haben sie denn begangen?" — „Ach, seit sie da ist, läßt sie ihn nicht los und plaudert die dummsten Sachen an ihn hin, und wirft ihm die Katze auf den Schooß und ißt Vielliebchen mit ihm, — ich schämte mich für mein Geschlecht ihres vorlauten Wesens. Er aber, nein es ist zu arg, er schien noch Gefallen daran zu finden! Er kam zweimal so oft zur Tante als sonst und geht in all' ihre Possen ein. — Wir hatten kürzlich ein englisches Gedicht zusammen gelesen," fuhr Natalie nach einer Pause mit leiser Stimme fort, „Normann erklärte es für unübersetzbar, ich hatte es doch versucht und freute mich, ihm, wenn es Gelegenheit gäbe, meinen Versuch zu zeigen. Wie ich zur Tante kam, hörte ich ein Geschrei im Salon, wer war es? Normann jagte mit Melanien die Katze herum, die Melanie wie ein Fräulein aufgeputzt hatte, und die davon ganz toll geworden war, — dieser Mann! Und sie ist nicht einmal hübsch," fügte sie kleinlaut hinzu.

„Nein, das ist sie nicht," versicherte Veronika, die trotz der tiefen Erregtheit des jungen Mädchens herzlich über diesen Schluß lachen mußte; „sie hat gar nichts, als die doppelläufige Flinte, die paar Augen im Kopf, aber so ein paar Augen hat schon viel Unheil angestiftet. Allen Respekt vor den Herren der Schöpfung! Ich will in meinen alten Tagen nicht noch anfangen über die Männer zu schimpfen, daß man nicht denke, sie seien saure Trauben für mich, aber das ist doch meine Erfahrung, daß noch nie ein Mädchen zu den gefeierten gehört hat, wenn sie nicht etwas Kokette war. Das aber thut nichts. Wo es gilt, für's Leben zu wählen, sucht man doch nach ächtem Gold." — „Aber so will ich nicht," sagte wieder erglühend Natalie; „ich will mich nicht in die Reserve stellen lassen, bis es dem Herrn

Digitized by Google

der Schöpfung gefällt, die Hand nach mir auszustrecken. Wenn mein Glück nur um den Preis feil ist, so laß ich's liegen."

„Du hast recht, Kind," meinte wieder ernst Veronika, „ein rechtes Mädchen muß sich suchen lassen und ein rechtes Mädchen läßt sich's nicht reuen, wenn sie ungefunden bleibt. Da muß ich dir geschwind lesen, was der Jean Paul sagt, der Recht hat, obschon er jetzt aus der Mode ist." Und Veronika nahm aus einem Schiebfach ihrer Kommode ein altes Heft in marmorirtes Papier gebunden, wo sie bald die betreffende Stelle gefunden hatte: „Du Verlassene, aber Geduldige, Verkannte und Verblühte! Denke nicht der Zeiten, wo du noch auf schönere Hoffest, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es ist nicht allemal Pflicht zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich nichts zu vergeben, und auf Kosten des Zartgefühls nie glücklich zu werden, und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu vermeiden."

„So gefährlich ist's nun aber noch nicht mit dir, Kind," schloß lächelnd Veronika, indem sie ihre Blumenlese wieder verwahrte. „Da hat's noch gute Wege mit dem Vergessenwerden und Verblühen, obwohl ich mir das zu einer Zeit abschrieb, wo mein Herz noch so jung war wie das deine." —

Natalie saß still mit gesenktem Haupt; endlich erhob sie das glühende Gesicht und sagte leise: „ach ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mir keine Ruhe mehr läßt, aber, — Sie dürfen mich nicht verachten und — auch nicht auslachen." — „Nun, was wird das für ein gefährliches Staatsgeheimniß sein?" fragte lächelnd Veronika. „Komm Kind, ich kann auch ernst sein; du hast mich ja lange schon an Mutterstatt angenommen, rück heraus."

„Gestern Nacht," begann Natalie, die sich ganz in Schatten gesetzt hatte, plauderte die alte Nähkatharine noch mit unsrem Gretchen, die ihr, scheint's, einen Herzenskummer anvertraut hatte. „Ich will dir sagen," flüsterte Katharina geheimnißvoll, „ich weiß dir ein Mittel, wie ein Mann all sein Lebenlang nicht mehr von dir lassen kann: du darfst ihm nur drei Tropfen von deinem Blut in einem Getränke beibringen, so ist er dein für alle Zeit." — Ich mußte bei mir lachen über dies Geschwätz, und dachte, warum sich denn wohl die Katharine nicht selbst eines Herzens versichert habe mit diesem Wundermittel. Diesen Abend vor der Kirche bat mich die Tante, Orangen zu rüsten zum Bischof für die Nacht; ich schnitt mich unvorsichtig, und es träufelte, eh ich's verhüten konnte, etwas Blut in die Terrine. Ich dachte daran, alles auszugießen, aber — es wäre so schade gewesen, um den Wein und die schönen Orangen! — Ich — ich ließ es, und nun trinken sie den Bischof drüben und Er auch! — O bitte, glauben Sie gewiß, daß alles Unsinn ist?"

Veronika war es nicht ganz behaglich; vielleicht vermuthete sie doch eine halb unbewußte Absicht, die ihr leid that an ihrem Liebling. Doch suchte sie die Aengstlichkeit wegzuscherzen und bemerkte lächelnd: „wie fürrecklich, wenn nun die ganze Abendgesellschaft, den alten Medizinalrath mit eingeschlossen, in Liebe zu dir entbrennen müßte!" — „Ach nein," bat Natalie, „lachen Sie nicht! Es ist gewiß ein Unsinn; oder glauben Sie, daß es Liebeszauber gibt?" fragte sie wieder ängstlich — „Weiß nicht," versetzte Veronika, ernsthaft und bedächtig den Kopf hin und her wiegend; „es gibt gar seltsame Mächte und Gewalten in der Natur und im Menschenherzen, es ist besser sie schlafen zu lassen. Ich habe Dinge erlebt, Kind, Dinge, die mich an Liebeszauber glauben lassen könnten, obwohl er über mich keine Gewalt hatte." — „O, welche Dinge?" fragte Natalie, die sich gern die eigenen quälenden Gedanken vertrieben hätte. „Bitte, erzählen Sie!" — „Laß ruhen die Todten," sagte wehmüthig Veronika. „Komm Kind, ich will dir frischen Thee geben, der deine ist kalt. Leg' du dein Loos in Gottes Schooß — das ist der beste Zauberspruch. Es ist nicht gut sein Schicksal selbst machen." — „Aber das könnten sie mir doch erzählen, die seltsamen Dinge, von denen Sie gesagt, schon zum Lohn, daß ich so ordentlich bei Ihnen bleibe."

Eh Veronika antworten konnte, klopfte es wieder; Natalie sah gespannt nach der Thür, sie hoffte dann doch im Stillen, man werde nach ihr suchen. Aber es war der

Digitized by Google

Posthote, der ein Paket an Fräulein Veronika brachte, das heute noch übergeben werden sollte.

Diesmal war die Reihe bewegt zu sein an der alten Jungfer. „Woher mag das sein? Eine ganz fremde Hand, und heute noch zu übergeben?“ murmelte sie, indem sie sorgsam die Knoten der Schnur auseinander wickelte, ohne die Scheere zu benützen, die ihr Natalie zu schneller Lösung bot. „Wenn man jung ist,“ sagte sie lächelnd, „schneidet man gern die Knoten durch, als alt nimmt man sich hübsch Zeit dazu.“ — Endlich war's geöffnet; sie faltete die vielen Papiere auseinander, drei weibliche Porträts von verschiedener Größe und ein ungefaßtes männliches bildeten den Inhalt des Pakets, ein kurzer Brief lag dabei.

„Im Auftrag meines Oheims, des unlängst verstorbenen Gutsbesitzers Dettloff auf Buchhof, habe ich die Ehre, Ihro Wohlgeboren anbeifolgende Portraits aus seinem Nachlasse zu übersenden. Da ich aus diesem Vermächtniß schließe, daß Ihro Wohlgeboren zu den nähern Bekannten meines verstorbenen Oheims gehört haben, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen auch sein wohlgetroffenes Bild beizulegen, nach einer Photographie gestochen. — In Folge eines Wunsches meines Onkels sollen Sie die Bilder am Sylvesterabend erhalten. Ich hoffe, daß sie noch rechtzeitig eintreffen.

Habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Ihro Wohlgeboren
gehorsamer Diener
Oskar Dettloff.“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ueber die Benützung des Torfs.

* Unter den Programmen, welche die bayerischen Gymnasien und Gewerbschulen mit ihren gedruckten Jahresberichten zu verbinden pflegen, handelt das der königl. Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbschule von Passau für das Jahr $18^{59}/_{60}$ „über den Torf und seine Benützung“. Es spricht unter Anderem von den verschiedenen Arten, den Torf zu pressen, namentlich von den Arten, deren Erfinder Bayern sind, wie der Mechaniker Manhardt in München, Oberpostrath Exter aus Zweibrücken und Dr. med. Wahl in Passau. In einem längeren Abschnitt bespricht der Verfasser, Dr. Wahl, das Verfahren, welches die Herren Ministerialrath v. Weber und Jos. v. Maffei aus München in dem großen Werke zur Torfgewinnung in dem am Starnberger See gelegenen Orte Staltach in Anwendung gebracht haben; er beschreibt nicht bloß die ganze Einrichtung und das Verfahren, sondern stellt auch eine Berechnung auf, welche für Torfbesitzer und Torfconsumenten von Interesse sein dürfte. Wir verweisen diese auf die Abhandlung selbst, da hier der Raum zu einer geeigneten Darlegung nicht gegeben ist. Bemerkt sei hier nur, daß das künstliche Trocknen des Torfes sehr günstige Resultate ergeben hat. Es ist nämlich möglich, dem Torfe das Wasser, welches er in Menge enthält, bis auf 5 Procent zu entziehen, was sehr wichtig ist, da die Differenz des Brennwerthes des lufttrockenen und des künstlich getrockneten Torfes in manchen Fällen 50 Procent beträgt und der Gewinn an Fracht nicht unbedeutend ist. Als die beste Trocknungsmethode wird die von Herrn Weber in München erfundene bezeichnet; sie wird auf den Torfwerken der Generalverwaltung der bayerischen Verkehrsanstalten im Haspelmoor und in Staltach in Ausübung gebracht. Sie besteht im Wesentlichen aus Canalfeuerungen, die den Raum, in welchem der Torf auf Lattengerüsten liegt, auf 40 bis 45° R. erwärmen. Die Kosten des Trocknens sind für 1000 Stück Torf 54 kr., mit Einschluß der Zinsen des Anlagecapitals.

Bei der Locomotiv-Feuerung braucht man von getrocknetem Torfe für die Wegstunde nur $9^1/_2$ Cubikfuß, während man vom lufttrockenen $14^3/_4$ braucht. In einer andern Reihe von Versuchen mit schweren Maschinen stellte sich das Resultat noch günstiger, indem man von künstlich getrocknetem Torf nur die Hälfte des lufttrockenen nöthig hatte. Man sieht hieraus, daß das künstliche Trocknen des Torfes viel mehr in Anwendung kommen sollte, als es bis jetzt der Fall ist, und daß auch bei kleinen Feuerungen im Hause nur möglichst trockener Torf zu verwenden ist.

Der Brennwerth des Torfes wird noch häufig nicht hoch genug angeschlagen. Herr Dr. Wahl behauptet, daß Torf bester Qualität, künstlich gut ausgetrocknet, bei gleichem Gewicht ebenso viel

Digitized by Google

Wärme gebe, als hartes Holz, wenn anders die Feuerungs-Einrichtung gut sei. Je compacter und härter der Torf ist, und je weniger Asche er zurücklässt, desto besser ist er; je faseriger und lockerer er ist und je größer der Aschenrückstand, desto schlechter.

Nach Rose sind 924 Stück Specktorf à 12″ lang, 6″ breit und ebenso dick beim Stich, ein Aequivalent für 1 Klafter Fichtenholz, oder 1000 Stück etwas mehr werth als ¼ Klafter hartes Holz.

Nach den Versuchen von Winkler wurden 18 Ctr. Flotzholz ersetzt von 13 Ctrn. Torf bester Sorte, die nur 1 Procent Asche gab und 54 Procent Kohlenstoff enthielt; dagegen waren von der geringsten Torfsorte über 20 Ctr. erforderlich.

Nach Dr. Heeren stellt sich die Heizkraft im Vergleich zu einem Klafter oder 144 Kubikfuß Buchenholz folgendermaßen:

570 Kubikf. leichtesten Torfes, der Kubikf. zu 8 Pfd.
270 „ mitttleren „ „ „ „ 10 „
150 „ besten „ „ „ „ 12 „

oder zu einem Klafter Fichtenholz wie:

460 Kubikfuß leichten Torfes
220 „ mittleren „
125 „ besten „

Nach den Versuchen von Schaafhäutl verhält sich gewöhnlicher Torf aus der Gegend von Schleißheim dem Gewichte nach zu Holz wie 1,2 zu 1.

Man sieht daraus klar, daß guter Torf dem Gewichte nach ebensoviel Wärme erzeugt, wie Holz. In der Praxis nimmt man in München an, daß 20 Ctr. Torf ebensoviel leisten als 1 Klafter Fichtenholz und 30 Ctr. lufttrockener Torf soviel als 1 Klafter Buchenholz.

Nach den Versuchen eines Vereines in Preußen in den Jahren 1847—1850, die mit großer Genauigkeit angestellt wurden, ist der Brennwerth, gefolgert aus Verdampfungsresultaten, folgender:

Lufttrockenes Buchenholz mit 22 % Wasser verdampft 3,39
Lufttrockenes Fichtenholz mit 16 % Wasser verdampft 4,13
Torf, künstlich getrocknet, 4,7 bis 5,1
Torfkohle von Hamburg 7,10
Steinkohlen 6,1 bis 8,9
Braunkohlen 2,3 bis 4,7.

Nach den in Hannover angestellten Heizversuchen mit Torf erhielt man folgende Brennwerthe: Rasentorf 3,5, Fäser-, Blätter- und Wurzeltorf 3,8, Erdtorf 3,7, Pechtorf 3,6, während durch 100 Pfd. Holz an Wasser verdampft wurden 3, 6, durch Holzkohlen 6,8, durch Steinkohlen 7,3, durch lufttr. Torf von München 3,5, durch künstlich getrockneten 5,5 u. s. w.

Nach dem Gesagten kann der Torf die Concurrenz mit allen Heizmaterialien aushalten, wenn er von guter Beschaffenheit und gut getrocknet ist.

Um die Vortheile der Torfverwendung noch weiter anschaulich zu machen, bemerken wir, daß man in München bei einem jährlichen Verbrauch von 50 Klafter Buchenholz à 13 fl. erspart 275 fl., bei Fichtenholz 225 fl. und bei oberbayerischen Kohlen 197 fl. Wendet man Maschinentorf bester Sorte, z. B. Staltacher, an, so erspart man

im Verhältniß zu Buchenholz 358 fl.
„ „ „ Fichtenholz 308 fl.,
„ „ „ Mineralkohlen 280 fl.

Möge man dem wichtigen Brennmaterial, das auch die pfälzischen Torfmoore in reicher Fülle enthalten, stets gesteigerte Aufmerksamkeit schenken; geeignete Verbesserungen in der Torfbehandlung werden den Unternehmern ohne Zweifel einen entsprechenden Lohn bringen und den Reichthum des Landes vermehren. y.

Miscelle.

Vor Kaulbach's Carton der Schlacht von Salamis am Jahrestage der Schlacht des 23. September 480 vor Christo:

Die Heldenschlacht, die dreiundzwanzighundert
Und vierzig Jahre schon die Welt bewundert,
Die Heldenschlacht, bei Salamis benannt,
Wo hoher Muth den Hochmuth überwand —
Kaulbach-Themistokles — Du schlugst sie heute
Zum zweiten Mal! — Hab Dank! Nie wird zur Beute
Je fremdem Uebermuth das Vaterland,
Wird rings dies Bild als Vorbild anerkannt!

München, 21. Sept. 1860.

G. Reichardt,
k. preußischer Musikdirektor aus Berlin.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 78. Speyer, Samstag 29. September 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

Während Veronika tief bewegt den Brief las, hatte sich Natalie erlaubt die Bilder zu mustern. Einige Aehnlichkeit war unter den drei hübschen Gesichtern nicht zu verkennen, so verschieden sie sonst auch wieder waren. Das erste, ein größeres Pastellbild, stellte in etwas verblichenen Farben ein schönes, blühendes Mädchen von schlankem, kräftigem Wuchs dar, die lichtbraunen Haare in natürlichen Locken von einem grünen Bande gehalten; das helle Bild hob ein dunkler Waldhintergrund. — Das zweite war ein feines Miniaturbild, die blauschwarzen Haare in zierlichen Löckchen à la Titus geordnet, die mandelförmigen Augen mit einem Ausdruck schmachtender Zärtlichkeit auf den Beschauer geheftet, die Dame schien kleiner, von weicheren, volleren Formen als die erste. — Das dritte Bild, am sorgfältigsten in einen schönen Goldrahmen gefaßt, eine leichte Skizze, fesselte das Auge mit dem mächtigsten Reiz, man konnte das Auge nicht mehr abwenden von den feinen Zügen, dem sinnenden, tief wehmüthigen Blick, dem lächelnden Munde.

„So, so, er ist todt," sagte Veronika jetzt vor sich hin. „Gott hab' ihn selig, der Herr allein kennt die Herzen. Habe lang nichts mehr von ihm gehört, er hat ein langes, einsames Alter gehabt." — Sie betrachtete nun die Bilder, eins um's andere mit nassen Augen; von dem letzten konnte sie sich fast nicht losreißen. „Du bist's, ja du bist's," flüsterte sie wieder und wieder, „ja, ja, du bist jung geblieben, und ich bin so alt geworden, so sehr alt! — Das ist wunderbar, Kind," fuhr sie zu Natalien gewendet fort, „daß die Bilder eben heut kommen mußten! Nun muß ich dir am Ende doch noch erzählen, die alte Zeit wird mir so lebendig. — Komm, leg' mir die Bilder in Ordnung daher, gib uns noch ein wenig warmen Thee und wirf etwas Holz nach, du sollst alles wissen.

„Du kannst wohl kaum mehr glauben, wenn du mich so ansiehst, daß ich auch einmal jung gewesen bin, und doch war ich's, und das recht. Es gab eine Zeit, wo ich mehr gesprungen oder gehüpft bin, als gegangen, und wo ich Nachts oft eine gute Weile nicht einschlafen konnte vor lauter Lust und Erwartung, was mir alles noch für wunderbare Dinge passiren würden. Hätt's damals nicht gedacht, daß ich mir dereinst mit meiner Mama alten Meubeln ein Stübchen einrichten würde," schaltete sie mit gutmüthigem Lächeln ein. — „Eine fröhliche Kinderzeit habe ich gehabt, Gott sei Dank dafür! Das ist Goldes werth! Mein Vater war Pfarrer in Oberstaich, ich war das einzige Kind und wuchs auf im Bergwind frisch und gesund, wie ein junges Bäumlein. Einsam war ich auch nicht, wenn gleich ohne Schwestern; ich hatte meinen Hofstaat unter den Bauernmädchen, da ist ein Pfarrtöchterlein wie eine kleine Prinzeß, oder war's wenigstens zu meiner Zeit. Man hat auch damals die Kinder nicht so viel gehütet und erzogen. Meine Aufgabe mußt' ich stricken, da hätte der Kaiser nichts davon abbedungen, aber dann hatten wir freie Pürsch in Wiesen und Gärten und trieben uns um bis zum Betglockenläuten.

„Ich muß aber gestehen, daß meine Dorfmädchen nur ein Nothbehelf für mich waren, mein Herzenszug ging hinunter einen hübschen steilen Weg durch Büsche und

Digitized by Google

Brombeerranken, über die grüne Wiese, über den Steg, der über den klaren Bach führte, hinein in den dunkeln Wald bis zum Försterhaus.

„Ich bin lang nicht mehr dort gewesen, aber ich glaube, es gibt in der Welt kein so schönes Plätzchen mehr, als das Forsthaus war. Es ging nicht tief in den Wald, und doch meinte man, man habe die ganze Welt zurückgelassen, wenn man vor dem alten Hause war, so still und einsam stand's auf dem grünen Grunde mit dem stattlichen Hirschgeweih im Giebel, ringsum ein Kreis von prächtigen hohen Buchen; es soll vor Zeiten ein gräfliches Jagdschloß gewesen sein. Selbst den Weg sah man nicht mehr, durch den man hereingekommen; es war wie ein Feenland. Und wenn die drei schönen Kinder des Försters auf der Steinbank saßen oder sich auf dem grünen Grunde herumtrieben mit dem zahmen Reh, das sie zu eigen hatten, — kein Bild kann so anmuthig sein, wie das. — Es geht mir fast wie meinem seligen Vater, der immer behauptete, es gebe gar keine so schöne Mädchen mehr auf der Welt, wie zu seiner Zeit.

„Zur Zeit, als ich Tag für Tag fast herunterſprang ins Forsthaus, besann ich mich darüber just nicht, ich hatt' es zunächst mit Gerda zu thun, der jüngsten von des Försters Töchtern. Wir waren ein paar lustige wilde Dinger und trieben uns um wie die wilden Katzen in den Büschen und auf den Bäumen. Gerda that mir's in allem zuvor; man sah wohl, daß sie im Wald aufgewachsen war, sie war rasch und gewandt wie ein Eichhörnchen, immer voll Possen und phantastischen Stückchen. Einmal mußt ich mich mit ihr als Zigeunerin verkleiden und den Schwestern wahrsagen; dann kleidete sie sich wieder als eine Waldhexe und erschreckte alte Weiber, die Holz suchten, oder nahm heimlich das lange weiße Kleid ihrer Schwester Elfriede und erschien den Kindern, die Erdbeeren sammelten, als Fee. — Lernen war nicht ihre starke Seite; wenn sie aber beim Arbeiten einmal anzreifen wollte, was freilich nicht oft der Fall war, so ging es zweimal so gut von statten, als bei andern.

„Erzogen wurde sie freilich nicht viel, sie wuchs wie ein wildes Reh im Walde auf; der Vater, der für all seine Kinder weich und gut war, hatte für die Kleine eine blinde Zärtlichkeit. Er war ein stiller Mann, der Förster, und hatte nicht viel von dem rauhen Wesen seines Standes. Man erzählte sich absonderliche Geschichten von seiner Heirath; man sagte, seine Frau, ein zartes, schönes Wesen, sei ein vornehmes Fräulein gewesen, das er irgendwo entführt habe. Die Kinder selbst wußten davon natürlich nichts. Verwandte sah man nie bei ihnen, aber etwas Feines und Besonderes hatten sie alle, das ist wahr, und hatten auch die eigenthümlichen Namen. Die Mutter habe ich nicht gekannt, sie starb bei der Geburt der Gerda, die viel jünger war als die zwei Schwestern.

„Daß der Förster den Frauen gefallen hatte, konnte man schon glauben Er war ein stattlicher, wohlerhaltener Mann, und wenn auch stiller Art, so konnte er doch so recht in sich hinein vergnügt sein — wenn er seine Aelteste schalten und walten sah mit ihrem ruhigen Anstand und anmuthigen Wesen; wenn Therese, sein Kätzchen, wie er sie nannte, sich schmeichelnd an ihn schmiegte und die wilde Gerda so lustig um ihn herumflog.

„Die Försterskinder lebten in der Stille für sich, doch nicht gerade so ganz einsam und verborgen, wie verwünschte Prinzessinnen. Es war nicht zu weit nach der Stadt, wo sie ihre Einkäufe besorgten und gute Bekannte hatten. Gerda erhielt Unterricht mit mir von meinem Vater und vom Schulmeister. Viel Umgang aber liebte der Förster gerade nicht; er war, wie gesagt, ein stiller Mann und hütete seine Töchter wie seinen Augapfel.

„Bei der Elfriede hatte er nun das Hüten nicht nöthig, die ging gerade und sicher ihres Weges; sie hatte so jung schon die Sorgen für Haushalt und Geschwister übernommen, und das gab ihr einen steten, bedachten Sinn, obwohl sie hell und heiter drein blickte. Sie wußte immer, was sie zu thun hatte; Dienstboten und Taglöhner fragten nur nach der Jungfer, und der Vater war stolz darauf, seiner Tochter alles überlassen zu können. Wir Kleinen hatten

Digitized by Google

gewaltigen Respect vor ihr, obgleich sie allezeit sanft und gut war, gar nicht so streng gegen Gerda, die wilde Hummel, als diese vielleicht nöthig gehabt hätte. „Ist's wahr, Elfriede, daß du so vorzüglich bist?" fragte sie einmal Gerda. — „Ach geh, sprich nicht so einfältig!" — „Gewiß," versicherte die Kleine, „alle Leute sagen, du seiest eben so vorzüglich; ich sagte, ich wisse nichts davon". Von da an hieß Elfriede bei uns „die Vorzügliche."

„Vor Thereſen, der Zweiten, war unser Respect nicht so groß; es kann vielleicht sein, sie hätte das Hüten nöthiger gehabt als Elfriede, sie hatte gar ein weiches Herz, ihre blauen Augen schwammen immer in Thränen, und wußte doch niemand warum, sie spielte Guitarre und sang rührende Lieder. Wir fügten ihr allerlei Possen zu, weil sie immer so zerstreut war, doch war sie ein gutes Kind, und da ihr Elfriede zu vorzüglich war, so hielt sie an uns Kinder oft schöne Reden über Gefühle, von denen wir nichts wollten und nichts verstanden.

„Der Förster hielt darauf, daß seine Töchter gute Bücher lasen, obschon er selbst nicht sehr belesen war, und schaffte allerlei schöne Werke an. Gerda aber las blutwenig, Thereſe verschaffte sich aus einer Leihbibliothek Romane und schöne Taschenbücher für Liebe und Freundschaft, die sie immer in der Tasche trug. Nur Elfriede las historische Werke und Reisebeschreibungen, weil sie so vorzüglich war.

„So zurückgezogen die Mädchen lebten, so fehlte es doch nicht an Freiern für Elfriede, die in der That wegen ihrer Vorzüglichkeit in der ganzen Umgegend berühmt war. Und schön war sie auch, wie eine schlanke Tanne, frisch und hell Aber der Förster that kostbar mit ihr, und der Elfriede eilte es auch nicht; — so zogen sie wieder ab, und die schöne Försterstochter galt für sehr stolz. Wir waren ein paar kleine, naseweise Mädchen und wollten gar zu gern wissen, was wir nicht sollten, so brachten wir alles heraus. „Du," meinte Gerda, „wenn nur die Herren zu meiner Theres kämen, ich glaube, die schickte keinen fort!" Thereſe war aber damals noch sehr jung.

„Im Winter konnte ich mit Gerda freilich nicht so alle Tage zusammenspringen. Da wurde aber der Jubel noch größer, denn nun durfte Gerda oft auf Wochen zu mir heraufkommen, und statt in dem kleinen Bett in der Eltern Schlafzimmer, durfte ich dann mit ihr hoch oben in einem großen Himmelbett im Gaststübchen schlafen, wo alte geschwärzte Ahnenbilder hingen, wo wir uns flüsternd Geistergeschichten erzählten und uns nachher so entsetzlich fürchteten, daß wir nicht mehr zu athmen wagten und in dem großen Bett ganz eng zusammenschlüpften. Gerda war überhaupt scheu und furchtsam, so lustig und keck sie in andern Stücken wieder sein mochte; sie fürchtete sich vor Hexen und Gespenstern, vor Gewittern und Stürmen, an denen ich mein Lebtag eine geheime Lust hatte. Ich höre nie den Sturm dahinbrausen, ohne daß ich an Gerda denken muß, die er nun längst nicht mehr stört in ihrem tiefen Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

* Wie man das Oster-Datum findet.

Daß das Osterfest immer auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fällt, das lernt man bereits in der gewöhnlichsten Schule. Wie aber auch der Monatstag, auf welchen Ostern fällt, oder vor Jahren gefallen ist, berechnet wird, das wissen nur wenige, und Schreiber dieser Zeilen muß bekennen, daß er es auch erst heute gelernt hat. Zuweilen ist es schon von Interesse, voraus zu wissen, auf welchen Tag eines zukünftigen Jahres das Osterfest fallen wird, zumal sich darnach auch andere Data berechnen lassen. Wer sich aber mit geschichtlichen Studien oder gar mit Geschichtsforschung abgibt, kommt nicht selten in den Fall, das Datum eines wichtigen Ereignisses oder einer Begebenheit wissen zu wollen, während ihm doch die Chronisten oder die Urkunden nur die Festzeit des betreffenden Jahres angeben, so daß er dauach nicht einmal den Monat, viel weniger den Monatstag sicher bestimmen kann. Für solche

Digitized by Google

und ähnliche Fälle ist es nun sehr erwünscht, genau berechnen zu können, auf welchen Tag jenes Jahres das Osterfest gefallen ist. Die Formel zu dieser Berechnung, die ich hier als Lesefrucht mittheilen will, ist nun folgende:

Man dividire die Zahl des betreffenden Jahres durch 19 und merke sich den übrbleibenden Rest, den wir hier a nennen wollen. Hierauf dividire man dieselbe Jahreszahl abermals durch 4 und merke wieder den Rest als b. Drittens dividire man sie nochmals durch sieben und nenne den Rest c. — Nun nehme man a 19mal, zähle 23 hinzu und dividire durch 30. Der bleibende Rest soll d heißen. — Sodann zählt man 2mal b, 4mal c, 6mal d zusammen und noch 4 dazu und dividire die Summe durch 7. Der Rest heißt e — Schließlich addire man d und e und noch 22 dazu, so hat man das Datum des Märztages, auf welchen Ostern fällt, oder wenn es über 31 hinaus geht, das des entsprechenden Apriltages.

Suchen wir beispielsweise das Osterdatum des Jahres 1861. — 1861 durch 19 dividirt bleibt Rest a = 18; dann 1861 durch 4 dividirt bleibt Rest b = 1; 1861 durch 7 dividirt bleibt Rest c = 6. — 19mal a oder 18 und 23 dazu = 365, durch 30 dividirt bleibt Rest d = 5. Nun 2mal b oder 1, 4mal c oder 6, 6mal d oder 5 und noch 4 dazu = 60, dividirt durch 7, bleibt Rest e = 4.

Rest d oder 5 zu Rest e oder 4 gibt 9, dazu noch 22 = 31. Also fällt Ostern auf den 31. März.

In dem laufenden Jahre 1860 kommt bei dieser Berechnung die Zahl 39 heraus. Der 39. März aber heißt so viel als der 8. April.

Miscellen.

Ueber die bisher immer noch nicht genügend aufgeklärte Erscheinung der Irrlichter enthält das zweite Heft von „Natur und Offenbarung“ einen interessanten Aufsatz, dessen auf genaue Beobachtungen begründete Schlußfolgerungen folgende sind: Das Irrlicht bewegt sich nicht, wie die Sage geht, die theils in optischer Täuschung, theils in dem Umstande ihren Grund haben mag, daß bald da bald dort, nachdem eines erloschen, ein anderes Irrlicht entsteht. Dieses Entstehen ist meistens mit einem Knall verbunden, und der geringste Luftzug löscht die Flämmchen, welche von der Größe eines Hühnereies sind, aus. Diese Beobachtungen berechtigen zu dem Schlusse, daß die Irrlichter leuchtende Gasblasen sind, die aus dem Boden aufsteigen und sich entzünden, daß der Grund dieser Erscheinung aufsteigendes phosphorhaltiges Wasserstoffgas ist, wofür auch die Wahrnehmung spricht, daß die Flämmchen ohne eigentliche Wärmeentwickelung brennen.

Die Gesammtbevölkerung der Erde beträgt, nach den neuesten Angaben, in runder Summe 1288 Millionen Seelen. Davon kommen auf Europa 272, auf Asien 755, auf Afrika 200, auf Amerika 59 und auf Australien 2 Millionen.

* Charade.

(Vierfylbig.)

Die beiden Ersten nützen,
Doch schaden sie oft auch;
Die Letzten hatten Schützen
Vor Zeiten im Gebrauch.
Das Ganze — halt, ich sag' es nicht —
Bei den Ersten kömmt's durch Sonnenlicht.

Auflösung der Charade in № 76:

Zaunkönig.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 79. Speyer, Mittwoch 3. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Sylvesterabend wurde in dem Familienkreis im Forsthaus allezeit festlich begangen, sie sagten, der Förster habe vor Jahren am Sylvesterabend seine junge Frau heimgeführt. Wenn besonders klares Winterwetter war, kamen wohl auch meine Eltern herab; einmal aber hatte ich Erlaubniß erhalten, über ein paar Tage allein im Forsthause zu bleiben, was mich sehr glücklich machte.

„Es ist mir, als sähe ich noch heute die Försterstube von jenem Abend vor mir. Es war ein schönes, hohes Zimmer, an den Wänden alte Tapeten, auf denen eine Jagd abgebildet war, und Rehgeweihe mit Verzierungen schmückten die Pfeiler; draußen blickte der Vollmond über die Bäume, und der Wald lag in tiefster Stille. Im Ofen knatterte ein lustiges Feuer, und die drei großen, schönen Hunde lagen behaglich davor. Auf dem Tische standen Aepfel und Nüsse, Pfefferkuchen von Weihnachten her, und die schön geformte alte Punschterrine. Oben im Lehnstuhl saß behaglich der Förster in seinem Hausrock mit Marderpelz und beschaute sich der Reihe nach seine drei Kinder, seine Kleinode und seines Herzens Lust. Ich und Gerda hatten uns ins Eckchen des Kanapee's geschmiegt und plauderten; Therese hielt heimlich einen Apparat zum Bleigießen bereit und sah inzwischen schmachtend in den Mond hinauf, Elfriede stand mit dem Anstande einer jungen Fürstin vor der Punschterrine.

„Da klopfte es rasch, und ohne auf das Herein zu warten, trat ein fremder Mann in einen Mantel gehüllt mit einem Wolfshund ins Zimmer. Der Förster fuhr erschrocken auf, Gerda flog zu ihm und barg ihr Köpfchen an seinem Arm, Therese schrie laut auf, selbst Königin Elfriede ward bleich und ließ den silbernen Punschlöffel sinken. Am tollsten aber waren die drei Hunde des Försters; die fuhren ganz wie wüthend auf den fremden Hund los, der wehrte sich tapfer. Und da auch noch der Jägerbursch und die Magd aus der Gesindestube herbeirannten, so gab es ein Rufen, Knurren, Bellen und Kreischen, wie ich all mein Lebtag noch nichts gehört habe. Eben dieser Höllenspektakel brachte aber den alten Förster am schnellsten wieder ins Geleis, er schrie, donnerte und wehrte an seinen Hektor, Wächter und Pollux hin; der Förster, der Fremde und der Jägerbursche riß jeder so eine Bestie am Schwanz, während Gerda und Therese immer kläglicher schrieen, und als endlich das Gethier auseinander gebracht war, hatte die Motion dem alten Herrn so gut gethan, daß er mit lautem Lachen in seinen Lehnstuhl zurücksank und den Fremden fragte: „So Herr, und wer sind Sie mit Erlaubniß, daß Sie da so mäuschenstill hereinkommen?"

„Elfriede hatte sich auch bald gefaßt und dem Fremden einen Stuhl geboten, der nun Hut und Mantel ablegte und sich als einen jungen Mann mit etwas dunklem, nicht einnehmendem Gesicht, im Ganzen aber als ein gewöhnliches Menschenkind zeigte. Er stellte sich als den neuen Gutsbesitzer Dettloff von dem benachbarten Buchhof vor. Der Gegend noch unkundig, hatte er sich auf dem Heimweg von dem Städtchen im Walde verirrt und bedauerte nun sehr, daß er zu so ungeeigneter Stunde seinen Anstandsbesuch im Forsthause mache und solchen Schrecken gebracht habe.

„Man entschuldigte sich andrerseits über diesen unziemlichen Schreck, man bat den Gast zu verweilen und sich's bequem zu machen; Elfriede bot ihm Punsch an, der Förster sprach zu und belehrte ihn gründlich über die Bodenbeschaffenheit seines neuen Hofs, — aber es wollte nicht mehr recht gehen. Die Hunde wollten nicht Freundschaft schließen; man mußte den Pluto des Fremden einsperren, um Ruhe zu bekommen. Da heulte das Thier fort und fort, was keine schöne Nachtmusik war; Herr Dettloff zeigte sich sehr redselig, und Therese hob ihre schmachtenden Aeuglein kein einzigesmal auf, selbst Elfriede, sonst stets eine freundliche, angenehme Wirthin, ward immer stiller, oft zerstreut und mußte vom Vater vielfach gemahnt werden, die Gläser wieder zu füllen, und doch blieben alle sitzen, wie gebannt. Gerda hatte lang schon ihr Köpfchen in die Sophaecke gedrückt und schlief, ich allein mußte in kindischer Neugierde mit weitoffenen Augen den Fremden und die ganze Scene anschauen, immer unter dem leisen Gefühl, daß etwas Unheimliches vorgehe. Ich konnte aber nicht sagen, was.

„Endlich schlug die große Wanduhr Zwölf, langsam, laut und deutlich, da kein Mensch redete. Der Förster erhob sich, selbst wie erleichtert. „Wir wollen anstoßen, Herr Dettloff," sprach er; „kommt Kinder, füllt auch eure Gläser! Auf gute Nachbarschaft, Herr, und uns allen ein glückseliges Neujahr!" Der Förster und sein Gast stießen zuerst die Gläser zusammen, da sprang des Försters Glas von oben bis unten mit einem schrillen Klang. Er stellte es todtenbleich nieder und setzte sich ohne ein Wort zu reden. Es war nicht das Glück von Ebenhall, kein Pokal mit alten Familienwappen, aber eine Gabe seiner seligen Frau gewesen und wurde nur an Festen gebraucht. Es war künstlich geschliffen mit Täubchen und Blumengewinden und trug eine Inschrift nach Art der damaligen Zeit: „ewig, wie unsre Liebe, sei unser Glück." Nachher suchte man freilich sich und den Fremden zu beruhigen — der Punsch sei zu heiß gewesen, sein geschliffene Gläser können heiße Flüssigkeiten nicht gut ertragen. Aber es war und blieb jedem unheimlich zu Muthe.

„Für die Nacht machte man dem Fremden ein Gastbett zurecht; in der nächsten Früh zog er ab und bat um Erlaubniß, zu schicklicherer Zeit seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Nach dem gewöhnlichen Brauch, der weniger fein als natürlich ist, machte jedes über den Abgehenden seine Bemerkungen. Therese und wir Kleinen, die sonst selten harmonirten, waren diesmal darüber eins, daß Herr Dettloff eigentlich ein garstiger Dings und dazu noch ein trutziger sei; Elfriede sagte nichts, kein einziges Wort, der Förster aber schalt uns naseweise Dinger, es brauche nicht jedermann schön und rothbackig zu sein, Herr Dettloff habe eine saubere Gestalt, wenn auch nicht sehr groß, und scheine ein gesetzter Mensch zu sein. Ich glaube aber, Gerda hatte nicht Unrecht, wenn sie mir ins Ohr flüsterte: „Du, dem Vater wär's doch recht, wenn er nicht mehr käme."

„Aber er kam, er kam oft und viel, ohne besondern Vorwand und Ausrede, auch ohne viel zur Unterhaltung beizutragen, aber er kam, bei Tag und zur Abendzeit. —

„Wie damals alles gekommen, kann ich so genau nicht mehr sagen; wir Kinder waren zwar naseweis, aber doch noch klein und unerfahren und verstanden nicht, was vorging. Das sahen wir freilich, daß ihn niemand recht mochte im Hause. Die Hunde knurrten, auch wenn er ohne seinen Pluto kam. Der Papa, der sonst gesprächig sein konnte mit Fremden, wurde noch einsylbiger als Dettloff selbst; sie konnten oft halbe Stunden lang mit einander im Zimmer auf- und abgehen, ohne ein Wort zu reden. Gerda sprang ihm davon, Therese las, während er im Zimmer war; nur Ein Gesicht gab es, das erröthete, Ein Auge, das glänzte bei seinem Eintritt — Elfriede, die Vorzügliche, die allezeit Besonnene und Tadellose, verlor Kopf und Sinne, wenn er in der Nähe war; sie schenkte dem Vater Essig ein, statt Wein, und gab der Magd eine Lichtscheere, statt des Kellerschlüssels. — Der Förster sah dazu selbst so sauer wie Essig. Elfriede ging manchmal mit verweinten Augen umher; wenn die Mädchen wie sonst

Digitized by Google

mit der Arbeit auf dem Rasen beisammen saßen, hörte man selten mehr singen und plaudern, Elfriede war oft abwesend, — es war nicht das alte Leben mehr.

„Was Dettloff gethan, um Elfriedens Herz zu gewinnen — ich kann dir's nicht sagen, wie ich überhaupt diese ganze dunkle Geschichte als ein Räthsel mit mir durch's Leben getragen habe. Dettloff hatte nichts von all dem, was sonst Frauenherzen gewinnt: nichts Hohes und Ritterliches, nicht den frischen, gutmüthigen Humor, nichts Zartes und Gemüthliches, auch nichts Gewaltiges und Imponirendes, mit einem Wort keinen Gran Poesie in irgend einer Richtung. Er war auch nicht, was man so einen redlichen Mann nennt, obwohl ich nichts Unredliches von ihm sagen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kellerfest in München.

Dem vorige Woche in München versammelt gewesenen Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine hat der dortige Verein zur Ausbildung der Gewerke im Löwenbräukeller eine schöne Feier bereitet.

Trotz der zahlreichen Veranlassungen zu humoristischen und phantastischen Festen, welche jahraus, jahrein in München wiederkehren muß man gestehen, daß die dortigen Künstler und Festgeber von einer Unerschöpflichkeit und immer frischen Originalität in der prachtvollen, gemüthlichen und von tüchtigem Humor gewürzten Veranstaltung solcher Feste sind — eine Ursprünglichkeit, welche dem geselligen Leben der deutschen Kunststadt einen poetischen Zauber gibt, der allen Fremden stets unvergeßlich geblieben ist. Nahe an 1000 Gäste und Einheimische, Kunstfreunde und Mitglieder des Gewerkevereins, viele sogar in Begleitung ihrer Frauen hatten sich eingefunden. Den Zugang zu dem Keller beleuchteten offene Feuer. Das Erdgeschoß des weiten Gebäudes selbst war mit Tannenbäumen, Tapeten, Girandolen, blumengeschmückten Kronleuchtern, Wappen, Fahnen und Boskets in einen märchenhaften Gnomenpalast verwandelt. Die nackten Pfeiler hatte man mit Säcken, Schäffeln und abenteuerlichen Capitälen malerisch maskirt. Kellner und Kellnerinnen erschienen in der kleidsamen Tracht der Bräuer und im Münchener Kostüm mit Gesäuner und Riegelhauben.

Graf Wilhelm von Württemberg und der Staatsminister v. Neumayr waren zu dem Feste erschienen. Nach den begeisterten Toasten auf die Majestäten der Könige Max II. und Ludwig folgten weitere auf den Verein der Gewerke, auf die Gäste und Frauen und sodann eine humoristische Lotterie von archäologischen Curiositäten für die auswärtigen Gäste. Da kamen allerhand erbauliche und höchst komische Alterthümer zum Vorschein, welche unter endlosem Gelächter der Zuschauer an die Gewinner vertheilt wurden. Außer Tell's Pfeilen wurde der Stiefel des Varus präsentirt, den er im Teutoburger Walde stecken ließ. Neben den grotesken Gesichtsmasken des Cicero und Augustus, der Kleopatra und des Nero gab es ammuthige Ungethüme, Lindwürmer und Drachen, das Hufeisen des Rosses des Ritters Toggenburg, ein Münchener Radweib aus dem zehnten Jahrhundert, der Kopf des Hundes, auf den Deutschland schon oft gekommen, ein ägyptischer Eierbecher für Straußeneier, Vasen, Figuren und historische Antiquitäten, sogar ein Band der stenographischen Berichte der deutschen Nationalversammlung vom Jahre 1848. Die meisten dieser Gegenstände waren aus Papiermaché oder Wurzeln ebenso genial als abenteuerlich, viele von Maler Habenschaden construirt worden Unter den übrigen Intermezzo's erwähnen wir noch eines sehr gelungenen Concertes auf einem Kochlöffel und auf einer — Riegelhaube.

Den Gipfel des Humors erreichte die Stimmung mit einem poetischen Festgruß, welchen Regierungsrath Fentsch, von dem auch die Lotterie ausgegangen war, im Namen des Münchener Kindels vortrug. Diese von schlagenden Witzen und beißenden Pointen sprudelnde Rede lautet:

Meinen Willtomm zuvor, Euch lieben Gästen
Von Nord und Süden, von Ost und Westen,

Digitized by Google

Denen der Weg nicht gereuet hat
In's Weichbild meiner lieben Stadt!
Gruß Euch, die Ihr hieher gezogen,
Ihr Alterthumsforscher und Archäologen,
Antiquitätenkrämer und Quellenstudirer,
Historiographen und Codexcommentirer,
Hieroglyphen- und Documentendeuter,
Künstler, Kritiker und so weiter! —

Ihr habt Euch mit vergilbtem Pergament
Die Tage her so bestaubt die Händ',
Daß ihr einmal wieder mit Fug und Recht
An der Gegenwart Euch erquicken möcht.
Zwar ist wohl auch die Gegenwart
Just nit von sehr erquicklicher Art,
Dabei so dunkel und räthelhaft,
Daß Ihr Eure ganze Wissenschaft
Und Philosophie d'ran setzen könnt', —
Ihr wüßtet doch Anfang nit und End'!

Aber — eben deßwegen gab ich Euch
Einen kleinen, bescheidenen Fingerzeig,
Hieß Euch den Weg längs der Glyptothek wallen
Durch der Propyläen säulengetragene Hallen,
Hinter denen ich Euch, Ihr lieben Genossen,
Mein königlich Pantheon erschlossen,
Darinnen Münchens kastalischer Quell
Schäumet und sprudelt — honigheil!

Hier duftet der Hopfenrebe Blut,
Das edle Saazer und Spalter Gut;
Hier entkeimen dem Malze die süßen Gedanken,
Die wie Perlen auf meinem Nektar schwanken;
Hier kochet der braune Göttermost,
Von dem schon die alten Germanen gekost't,
Wie deutlich im Tacitus ist zu lesen,
Und — unsre Väter sind auch keine Esel gewesen!
Ich weiß zwar, die stolzen Herren vom Rhein,
Vom Bodensee, wo da wuchert der Dreimännerwein,
Vom Main und Neckar und Schlesierland,
Wo man die Rebe drischt, wie bekannt,
Schauen etwan mit verachtender Mien'
Auf meine braune Goldfluth hin,
Meinen mit Herrn Justus von Liebig,
Das Bier sei weder lustig noch ergiebig,
Mache allzeit träge, dumm und stumpf,
Bring' die Gedanken nit auf den Strumpf; —
Ich aber sag' Euch, Ihr lieben Herr'n:
Trink Jeglicher nur, damit er's lern',
Ein rechtes Maß mit rechtem Sinn,
Es steckt Poesie auch im Biere d'rin.
Wir wissen, die weiland Weimarer Helden
Ließen das Braunbier zu Recht gelten;
Schiller ließ nie sein „Seidle" stehn,
Vom Platen habe ich es selber geseh'n,
Und die unsterblichen Dichter der Gegenwart,
Davon sich ein Häuflein zu uns geschaart,
Schlagen auch, wie ich weiß, nicht aus der Art.
Und aber — wem beim Bier kein Gedanke im Schädel wächst,
Der macht auch zum Wein einen schlechten Text!
Ihr lieben Gäste, ich rath' Euch d'rob,
Thut's mir zu Lieb, und dem Bier zum Lob,
Gebt mir Bescheid in der prickelnden Fluth, —
Sie thut auch einem Archäologen gut.
Netzt Euch mit ihrem weißen Schaum,
Laßt Euch erzählen ihren Kellertraum,
Und glaubt, ein altes Bier von fermer Qualität
Ist auch keine üble Antiquität.

Und Ihr Historiographen, auch für Euch
Ist mein magisches Naß bedeutungsreich:
Wir haben mit Bier schon Geschichte gemacht,
Revolutionen entzündet und zur Ebbe gebracht,
Und wer weiß — mit 10,000 Banzen von meinem Fabrikate
Hätt' die Schlacht von Magenta vielleicht and're Resultate!

So wünsch ich denn, daß Euch mein Trunk behage,
Kann sein, es kommen noch durstige Tage:
So sollt Ihr denn um Gottes Willen
Den Durst ein Bissel im Voraus stillen.
Mein Trunk aber macht kräftig und stark,
Stählt Euch die Knochen und das Mark,
Und macht, Ihr Männer der Alterthumskunde,
Daß Unsereins auch für die Zukunft gesunde.
Denn die Zukunft ist es doch schließentlich,
Auf die wir harren sehnsüchtiglich,
Die Hoffnung vom rechten Ruhm und Glanz
Unsers heiligen, deutschen Vaterlands,
Zu dem wir uns in Gottes Namen
Wenn alles bricht, selber helfen. Amen.

Auflösung der Charade in № 78:

Regenbogen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 80. Speyer, Samstag 6. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Es ist wahr," sagte Natalie, das Bild betrachtend, „in diesen dunkeln Zügen liegt nichts Bedeutendes, nichts Gewinnendes, und doch möcht' ich sie auch nicht gewöhnlich nennen, — unter diesen Augen ruht etwas wie ein versteckter Vulkan, — aber mehr zu fürchten als zu lieben." — „Das mag's wohl sein!" seufzte Veronika, „zu fürchten war er freilich, aber ein schlechter Mann war er nicht, und auch kein glücklicher, — o gar nicht!

„Der Förster, wie ich nachher hörte, hat sich allerorten nach ihm erkundigt, und nichts Schlimmes erfahren. Er war guter Leute Kind aus einem kleinen Fürstenthum, nicht sehr weit entlegen. Er sei ein wilder Student gewesen, Jurist, glaub' ich. Da es nun nicht gut zum Examen reichte und er daheim nichts Anderes anfangen mochte, hatte ihm sein Vater den Buchhof bei uns gekauft. Der Hof war gut und er wurde ordentlich bewirthschaftet, wenn der Herr selbst auch viel abwesend war. Er hatte gute Dienstboten und sie waren ihm anhänglich, obwohl er unfreundlich, doch nicht hart oder ungerecht gegen sie war. Man sagte, daß besonders die weiblichen Dienstboten, obwohl er wenig mit ihnen machte, für ihn durch's Feuer gegangen wären und seinen Nutzen besser hüteten, als er selbst." — „War er ein gebildeter Mann?" fragte Natalie dazwischen. — „Ich glaube ja, wiewohl es auch mehr Sache des Glaubens, als der Ueberzeugung war. Er las viel, sprach aber nie darüber; er galt allgemein für sehr gescheit, ich wüßte dir aber nicht eine bedeutende Aeußerung von ihm zu sagen.

„Der Förster war aber doch nicht geneigt, ihm die Krone seines Hauses, seine Elfriede anzuvertrauen. Gerda vertraute mir, Dettloff sei lange allein bei dem Vater gewesen, dann sei er in heftigem Zorn fortgeritten, ohne jemand zu grüßen, sein Gesicht sah so dunkel, wie wenn ein Wetter heraufzieht. — Seither komme er nicht wieder. Elfriede ging seitdem gar still umher, immer bleich mit verweinten Augen, es that weh, sie anzusehen.

„Es war vielleicht ein Vierteljahr nachdem, als Gerda eines Abends athemlos zu mir heraufkam: „Nun Broule, ich hab' etwas, was du nicht hast. Rath' einmal, was?" Ich rieth lange vergeblich an allerlei Herrlichkeiten, bis Gerda rief: „einen Schwager hab' ich, einen Schwager! Meine Elfriede ist Braut." — „Mit Dettloff?" fragte ich verwundert. — „Ach ja," sagte Gerda altklug und entschuldigend; es ist uns gerade nicht besonders lieb, aber vielleicht wird sie jetzt wieder vergnügt, weil sie ihn doch so gern hat." Sie war noch ein Kind, meine gute Gerda, und ein Schwager war etwas Neues.

„So war nun Elfriede Braut, aber vergnügt ist sie nicht wieder geworden. Es wurde Aussteuer zugeschnitten und emsig genäht. Der Buchhof wurde auf's schönste hergestellt; am Hochzeittag kamen berittene Bauern der Gegend, um der schönen Braut das Geleite zu geben, aber Elfriede, die blühende Waldrose, war nun zur weißen Rose geworden. Ich hatte mir immer unter einer Braut etwas ganz Wunderbares, Herrliches gedacht; aber als ich Elfriede dastehen sah in dem weißseidenen Kleid, so bleich und zitternd, wie ihr Theresens Hand den Kranz in die Locken heftete, da dachte ich eher an eine Sterbende, als an eine Braut.

Digitized by Google

„Gerda kam oft zu der Schwester auf den Buchhof, ich durfte sie manchmal begleiten. Wir freuten uns sehr, als wir später in neuen weißen Kleidern Elfriedens erstes Kindlein aus der Taufe tragen durften, ich habe aber nie eine junge Mutter so weinen sehen. Es ist nicht gut davon zu reden — Elfriede ging selten aus, aber man rühmte sie als ein Muster von Fleiß und Emsigkeit, von unermüdeter Pflichttreue. Ich sah sie fast nie mit ihrem Gatten beisammen, aber ich machte mir darüber keine Gedanken; wir waren wieder heiterer als in der letzten Zeit. Nur einmal fiel mir ein, Gerda zu fragen: „du, ist denn jetzt deine Elfriede vergnügt?“ Da sah sie mich mit einem Blick an, wie ich nie bei einem Kind gesehen, ein Blick voll tiefen, glühenden Hasses, und sagte: „weißt du, was die Hölle ist? Das ist ein Leben, wie es meine Elfriede hat.“

„Ich vergesse das Entsetzen nicht, das mir die wenigen Worte erregt, es war mir der erste Einblick in die Nachtseite des Lebens. „Aber hat sie denn ihren Mann nicht mehr gern?“ fragte ich ängstlich. — „Das weiß ich nicht; ich glaube schon,“ versetzte traurig Gerda; „aber ich weiß nur, daß sie sehr unglücklich ist, vielleicht plagt sie ihn auch, weil sie ihn so arg lieb hat, aber Er! O sieh, ich könnte ihn umbringen, wenn ich sehe, wie er zornig und hart ist gegen meine Elfriede!“ Und Gerda war sonst nie zornig oder heftig, sie war überhaupt stiller und sanfter geworden, seit sie so viel zu Elfrieden kam, die oft krank war.

„Ich fragte Gerda nie mehr nach der Schwester, aber bald darauf hörte man, daß sie aufs neue schwer erkrankt sei. Therese ging zur Pflege hinüber, die sonst gar nicht gern in des Schwagers Haus kam, auch der Förster besuchte sie jetzt oft, Dettloff blieb meistens daheim, und man hörte rühmen, daß er die kranke Frau treulich pflegen helfe. — Im Frühling starb sie. Der Förster hatte sich nach dem Tode seiner Frau einen eigenen Begräbnißplatz im Walde umzäunen lassen, er bat, auch die Tochter dort begraben zu dürfen. So trugen sie den Sarg herüber an einem schönen Maimorgen, alle Vögel sangen zusammen, so lustig, als ob's ein Hochzeitfest wäre. Der Sarg wurde von Dettloffs Arbeitern getragen und auf dem grünen Rasen vor dem Forsthause niedergesetzt, sie machten noch Guirlanden von grünem Eichenlaub herum. Therese weinte zum Verzweifeln; Gerda weinte nur leise und flüsterte mir ins Ohr: „o, sie hat vergnügter ausgesehen im Sarge, als an ihrer Hochzeit, und denke, sie hat ihren Mann noch lieb gehabt, o, sie war so glückselig, als er sie pflegte!“

„Vom Forsthaus bis zum Grabe trugen die Jäger den Sarg. Dettloff war mit gesenktem dunklem Antlitz hinter der Bahre geschritten; eh sie sie wieder aufhoben, beugte er sich tief, tief auf den Sarg und rief, nicht laut, aber wie aus der innersten Seele: „o ich habe dich doch lieb gehabt, weiß Gott, ich habe dich lieb gehabt!“ Als er sich aufrichtete, trat der Förster zu ihm, bot ihm die Hand und sagte: „wir wollen keinen Groll zum Grabe mitnehmen.“

„Im Forsthaus ging es wieder die alten Wege, wenn auch nicht mehr so fröhlich wie vor Zeiten. Therese war gar ein hübsches Mädchen geworden, sie that dem Vater zu lieb, was sie konnte, wenn auch vielleicht ihre schwimmenden Aeuglein sonst noch herumstreiften. Dettloff kam zu Zeiten, aber nicht oft. Gerda und ich waren bald vierzehn Jahre alt geworden, und wenn Therese niemand anders hatte, so hielt sie immer noch zu Zeiten ihre schönen, gefühlvollen Reden an uns. Auf den Hof hinüber kam der Förster und Therese noch einmal, als Elfriedens einziges Töchterlein starb; sie legten es in seiner Mutter Grab.

„Eines Abends kamen wir zwei miteinander vom Berge herunter, da begegnete uns Therese an Dettloffs Arm. Sie wurde etwas roth und verlegen, sagte zum Schwager: „ich will jetzt mit den Kindern zurückgehen,“ und kehrte mit uns um. Gerda hatte dem Schwager einen trotzigen Haß bewahrt, sie mochte ihn kaum grüßen, und fragte nun vorwurfsvoll: „und du begleitest ihn noch?“ — „O er ist so einsam, so allein!“ meinte Therese schmachtend. — „Mag er's sein!“ sagte trotzig Gerda, „hat er's doch nicht anders gewollt.“ — „Aber du weißt,“ versetzte Therese entschuldigend,

Digitized by Google

„wie gut er war gegen Elfriede in den letzten Zeiten." — „Was hilft mich das, wenn mich einer in's Wasser stürzt und er zieht nachher meine Leiche noch so sanft ans Land?" rief die unerbittliche Gerda. Therese seufzte und war still.

„Nicht lang aber stand es an, so kam Gerda athemlos zu mir: „du Veronika, denke, Dettloff ist gestern bei meinem Vater gewesen und hat um meine Therese angehalten!" — „O das kann nicht sein!" — „Gewiß, ich hab' es gehört, der Vater aber gab ihm ganz kurzen Bescheid: „mit meinem Willen nun und nimmermehr!" Dettloffs Gesicht war wie die schwarze Nacht, als er vom Vater ging, o, ich würde mich todt fürchten, wenn ich allein mit ihm sein müßte! In der Nacht, wie ich schon zu Bette war, hat der Vater noch lange mit Theresen gesprochen; ich verstand aber nicht was. Sie sagte nicht viel, sie weinte und schluchzte nur bitterlich, noch lange in die Nacht hinein."

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Schon früher und jetzt wieder steht in № 75 der Palatina ein Aufsatz, worin die Behauptung des Herrn Professors Hefner in München enthalten ist, daß ich gefälschte Alterthümer verkauft hätte, und daß ich dieselben von auswärts zum Verschleiße erhalte. Da diese Behauptung in allen ihren Theilen unwahr ist, so sehe ich mich zu folgender Berichtigung veranlaßt und erkläre somit:

1. Was Herr Professor Hefner von den hiesigen Alterthümern weiß, kennt er größten Theils nur aus meinen geschriebenen Aufzeichnungen oder Heften, welche er über vier Monate in München hatte.

2. Alle Alterthümer, welche ich verkaufte, habe ich hier ausgegraben, was ich durch Zeugen beweisen kann. Namentlich war Herr Apotheker Wagner von hier persönlich gegenwärtig, als ich das letzte Schwert und die Standarte, so wie den römischen Kaiser mit den Stülpstiefeln und Sporen und den Reiter auf der Frauengestalt mit geringeltem Schweife ausgegraben habe. Es kann dieses also gar nicht gefälscht oder unächt sein.

3. Habe ich alle Alterthümer um so geringe Preise verkauft, daß sie darum kein Mensch neu gemacht oder gefälscht und nachgemacht hätte.

4. Ist es förmlich unwahr, daß ich je irgend Etwas von auswärts zum Verkaufe erhalten habe. Alles wurde hier ausgegraben, und ich fordere Jedermann, der mir je Etwas von auswärts zum Verschleiße gegeben hätte, auf, dieses öffentlich zu erklären. Allein kein Mensch in der ganzen Welt wird dieses erklären können.

Wenn ich so viele unächte Sachen für wirkliche Alterthümer verkauft hätte, dann hätte ich als unstudirter Mann so viele studirte Herren hinters Licht geführt, was doch Niemand im Ernste wird behaupten wollen.

Ich will nicht annehmen, daß Herr Professor Hefner absichtlich eine Verläumdung gegen mich aussprechen wollte, sondern ich will seine Behauptung nur einem Irrthume zuschreiben. Da er aber seine Behauptung durch Nichts rechtfertigen oder beweisen kann, so hoffe ich, daß er seinen Irrthum erkennen und seine Behauptung zurücknehmen werde.

Rheinzabern, den 1. October 1860.

Michael Kaufmann.

Miscellen.

Der Autor einer berühmten Schrift. Napoleon I. ließ bekanntlich den Buchhändler Palm erschießen, weil er den Verfasser der in seinem Verlage erschienenen Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" nicht nennen wollte. Da Palm sein Geheimniß in das Grab mitnahm, so herrschte über die Person des Verfassers bisher Ungewißheit. Der praktische Arzt Dr. Preu in Hersbruck schreibt nun dem fränkischen Kurier: Bezüglich Ihres Leitartikels erlaube ich mir die Notiz, daß mein seliger Vater, Rechtsanwalt Dr. Christoph Preu, die Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedri-

Digitized by Google

gung," nicht verfaßt, sondern nur deren Correktur gemacht und mir als den Verfasser seinen Schwiegervater, damaligen Rektor der Stadtschule zu Altdorf, Joh. Christian Heinrich Adler, angegeben hat, welcher schon 1797 das gleichartige Schriftchen: „Die Franzosen im Nürnberg'schen Gebiete im Augustmonat 1796, Beitrag zur künftigen Geschichte des französisch-deutschen Krieges, Frankfurt und Leipzig" herausgegeben hat.

---

* **Carl Zöllner**, der bekannte Componist deutscher Männerchöre, starb am 25. Sept. d. J. als sechszigjähriger Greis in Leipzig. Wenn wir den Hingang dieses gefeierten Mannes in unserm Blatte besonders berühren, so geschieht es, um eine Pflicht der Dankbarkeit für dessen musikalische Thätigkeit als Liedercomponist zu erfüllen, die hauptsächlich zur Erweckung und Hebung der süddeutschen Männergesangvereine und besonders unserer pfälzer Vereine den wohlthätigsten Einfluß geübt hat. Nicht leicht dürfte sich bei uns ein Sängerkreis finden, der sich nicht an den ernsten und scherzenden Weisen dieses Tonschöpfers ergötzet und seine Zuhörer damit erfreut hätte. Der Meister ist todt, aber er lebt in seinen Werken mehr und mehr unter uns fort. Ruhe seiner Asche!

(Eingesandt.)

Am 24. Septbr. letzthin wurde in Weilerbach ein ebenso schönes, als erhebendes Fest begangen. Die Feier galt dem verdienstvollen Wirken des dortigen Schul- und Vorbereitungs-Lehrers Herrn Schlabeck. Seine ehemaligen Vorbereitungsschüler, nunmehr zu Lehrern herangereift — 20 an der Zahl — überraschten ihn mit einem schönen Sopha. Die Ueberreichung geschah in dem sinnig gezierten Lehrsaale, in Gegenwart des Ortsvorstandes, mehrerer Gemeinderäthe und vieler Ortsbürger. Nach einem passenden Begrüßungsgesange hielt Herr Lehrer Faul eine warme Ansprache, in der er das Wirken des Gefeierten treffend schilderte und mit der Bitte, dieses Sopha als Beweis der Liebe und Anhänglichkeit annehmen zu wollen, zugleich den Wunsch verband, der liebe Lehrer und Vater möge noch recht lange auf demselben ausruhen von den Sorgen und Mühen dieses Lebens. Ein anderer seiner Schüler, Herr Lehrer Heieck aus Lauterecken, brachte ihm sodann eine Widmung in nachfolgendem Gedichte:

So stimmt denn ein, ihr Festgenossen
Von nah' und ferne im Verein!
Ihm, liebend jetzt von uns umschlossen,
Laßt uns des Dankes Opfer weih'n.

Wer so, wie er, in seinem Leben
Das Gute wirkt in Treu' und Pflicht,
Dem ist der schönste Lohn gegeben:
Des Lebens Abend beugt ihn nicht.

Drum was hieher uns heute zog,
Was lebt und flammet in uns Allen,
Soll dem Gefeierten erschallen
Aus vollem Chor; Er lebe Hoch!

Aeußerst ergriffen und bewegt konnte der Gefeierte kaum die Worte „ich danke" hervorbringen, — ein Moment, der alle Anwesenden mit Rührung erfüllte. Ja

Von Ueberraschung hingerissen
Wie pochte ihm die volle Brust!
Das Auge mußt ihm überfließen
Von tiefempfundner, sel'ger Lust.
Den Dank konnt er nur stammelnd bringen,
Weil dem Gefühl das Wort gefehlt.
Er zeiget, die ihn still umringen,
Im Vaterkuß, was ihn beseelt.

Der Festfeier selbst folgte sodann ein recht heiteres, durch Rede und Gesang gewürztes Beisammensein bis zur späten Abendstunde. Allen Theilnehmern werden diese schönen Stunden unvergeßlich sein.

---

* Räthsel.

Ich wandre in die Welt hinaus,
Woher du nie erkundet hast;
Ich hab' kein Ziel, Heimath und Haus,
Bin überall nur flücht'ger Gast;
Ich lebe stets in Saus und Braus
Und schwärme ohne Ruh' und Rast,
Doch nie geht mein Vermögen aus
Und meine Kraft wird nie verprasst.

— h — r.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Fr. Orth.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 81. Speyer, Mittwoch 10. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Wir hatten viel zu thun, bis wir in tiefem Geheimniß unsere Vermuthungen und unser maßloses Erstaunen austauschten, daß Therese, die sonst am heftigsten auf den Schwager erbittert war, ihn im Ernst lieben könne. Als wir aber wieder einmal Abends im Wald herumstreiften, da sahen wir plötzlich auf einer verborgenen Ruhebank unter einer Buche, — sie war früher Elfriedens Lieblingsplätzchen gewesen, — Therese und Dettloff sitzen. Therese, die freilich allezeit thränenreich war, lehnte dicht an ihm und weinte wieder einmal ganz zum Herzbrechen; ich hörte nicht, daß er viel gethan hätte, um sie zu beruhigen, er murmelte nur so ein wenig an sie hin. Da brach auf einmal zwischen den Büschen der alte Förster hervor; alt war er geworden seit Elfriedens Tod. Wir zwei Verborgenen zitterten und bebten, und fühlten wohl, daß das keine Scene war für uns. Therese war ganz vernichtet und rief flehend: „ich wollte ja nur Abschied nehmen, nur Abschied nehmen!" Dettloff war aufgesprungen, er kam mir, Gott verzeih mir den Vergleich, fast wie sein großer Wolfshund vor, der nicht wußte, ob er knurren oder beißen, oder davonlaufen solle. — „Komm mit mir heim, Therese," sagte der alte Förster mit erzwungener Ruhe, „gute Nacht, Herr Dettloff." — Wir Zwei schlichen uns verstohlen davon und hatten nicht mehr Lust zu lauschen.

„Bald darauf aber hieß es, Therese sei Braut; viel Freude kam aber mit der Brautschaft nicht ins Haus, noch weniger als früher bei Elfriede. Therese war doppelt so zärtlich gegen ihren Vater, der sich's ruhig gefallen ließ. Als sie ihn einmal schüchtern schmeichelnd fragte: „ach, Väterchen, hast du denn gewiß auch gern Ja gesagt?" — da versetzte er kurz: „frage mich nicht, ich habe Ja gesagt, um größeres Unheil zu verhüten." — So thränenreich Thereses Brautstand war, so war sie doch eine ungemein zärtliche Braut; ihre Zärtlichkeit war viel sichtbarer, als einst die der armen Elfriede. Auch versäumte sie nicht, sich für recht schönen Hochzeitstaat zu sorgen; meine Mutter, die früher auch Elfriede bei ihrer Aussteuer berathen hatte, meinte, es sei doch zu hoffärtig für eine Förstertochter, und sehe mehr einem Ballstaat, als einem Hochzeitgewand gleich. Aber wahr ist's, das himmelblaue Atlaskleid mit leichtem Spitzengrund darüber, und der volle Myrthenkranz standen ihr schön, und wenn auch etwas bleich, so war sie doch eine vergnügtere Braut als Elfriede.

„Die Hochzeitgesellschaft war nicht groß und die Vergnüglichkeit war auch nicht besonders, der Förster und der Bräutigam waren beide still, Einer wie der Andere. Wir leichtsinnigen jungen Mädchen freuten uns, daß wir diesmal als rechte Brautjungfern mit Blumen in den Haaren auftreten durften, aber ein gedämpfter Ton lag auf allen. — Als Therese von ihrem Vater Abschied nahm, weinte sie wieder so ganz bitterlich, daß ich in meiner Einfalt denken mußte, warum sie denn doch nicht lieber bei ihm daheim geblieben sei. „Gib mir deinen Segen!" bat sie, „o Vater, gib mir deinen Segen! Gibst du mir ihn denn auch von Herzen?" — „Von Herzen, Kind," sagte der alte Förster mit unendlich betrübtem Ton; „verhüte Gott, daß ich dir meinen Segen vorenthalte! Geh in Gottes Namen."

Digitized by Google

„Einmal sah ich die Therese in einem neuen schönen Gefährt ausfahren mit Dettloff, sie war sehr schön geputzt und sah vergnügt aus, aber die Freude muß nicht lange gedauert haben. Wenn ich Gerda nach ihr fragte, so war sie betrübt und schüttelte den Kopf; herüber kamen sie nicht viel. — Wir zwei Mädchen lebten einträchtig wie immer zusammen, der alte Herr hatte eine unendliche Liebe zu seiner Einzigen, wie er Gerda nannte, auch wuchs aus der schwarzen Walddrossel so ganz allmählig ein hübsches Mädchen heraus, es war wieder eine gute Zeit, aber nicht zu lange. Den Tag über mußten wir hübsch still sitzen bei meiner Mutter und nähen lernen, Abends begleitete ich dann Gerda heim und blieb mit ihr und dem Vater auf dem grünen Rasen, bis der helle Mond herauf kam. Sie begleiteten mich dann zusammen bis zum Waldrande und ich hüpfte vollends unsern Berg hinauf. Furcht kannte ich nicht, Gerda aber war immer ein scheues Täubchen.

„Wie wir nun einmal wieder dasaßen am schönen klaren Sommerabend, da brach es durch die Büsche wie ein scheues Wild. Wer aber da hereinflog, verstört und athemlos, das war Therese, in Hut und Shawl, alles aber nur so eilig um sich herumgewickelt. Mit all der Heftigkeit, die unter ihrem sanften Wesen verborgen lag, warf sie sich ihrem Vater um den Hals: „nimm du mich wieder, Vater, nimm dein unglückliches Kind wieder heim! Ich gehe nicht mehr zurück, nein, um keine Welt!"

„Der Förster sah nicht halb so entsetzt und erstaunt aus wie wir, nur sehr traurig. „Das dacht ich wohl," sagte er langsam; „komm, steh auf, Therese! Gerda, führe deine Schwester in euer Stübchen. Leg' dich zu Bette, Kind," redete er sanft zu Theresen weiter, „leg' dich zu Bette, du bist so aufgeregt; Gerda, geh mit ihr!" Ich wagte nicht mitzugehen, ich mochte mich nicht rühren, um den alten Mann nicht zu stören, der nur langsam den Kopf hin und her wiegte und murmelte: „das wußt' ich wohl!"

„Nicht lange nachher hörten wir den Wolfshund bellen, und ihm nach kam Dettloff, in großer Erhitzung und stark athmend. „Ist meine Frau hier?" fragte er heftig. — „Ja," versetzte der Förster ruhig, ohne aufzustehen. — „Ich bitte, veranlassen Sie sie, mit mir zurückzugehen, ich will den Skandal nicht weiter treiben, den ihre maßlose Heftigkeit schon veranlaßt hat. Sie soll mit mir zurück. Muß ich Ihnen erst mein Wort geben, daß Ihre Tochter nichts zu fürchten hat unter meinem Dach?" fuhr er mit steigender Heftigkeit fort. „Sie wird mich der Härte, der Rauhheit anklagen, aber sie wird verschweigen, wie sie mich gequält hat mit maßloser, grundloser Eifersucht, die schon der Dämon zwischen mir und Elfrieden war! Sie wird verschweigen, welch' leidenschaftliche Natur in dieser Taube steckt. Ich will mein Weib zurück!" schloß er fast drohend und seine Miene ward wie der Wetterhimmel.

„Wir wollen nicht mit einander hadern," sagte der Förster, indem er aufstand, mit der alten traurigen Ruhe. „Ich habe kein Recht mehr dazu, ich bin ein schwacher Vater, ich habe meine armen mutterlosen Kinder nicht schützen können. Sie haben ein Recht, Ihr Weib zu fordern, aber," schloß er mit sichtlich schwerer Ueberwindung, „ich bitte Sie, sie noch hier zu lassen, sie ist krank." — „Kann ich sie sehen?" — „Nicht jetzt." — „Bruno!" rief mit schwachem Tone aus dem obern Zimmer Therese, welche die Stimme gehört hatte, „Bruno komm!" — Gerda kam herunter, ganz bleich und finster blickend. „Therese will dich sprechen," sagte sie kurz und trocken zu Dettloff und setzte sich zu ihrem Vater. Dettloff stieg hinauf und blieb lange oben, der Förster sprach in der Zeit nicht, er schüttelte nur hie und da den Kopf.

„Therese ist wirklich krank," sprach Dettloff herabkommend, „ich will heute noch den Arzt schicken und morgen wieder nach ihr sehen." Er entfernte sich mit stummem Gruß; wir gingen hinauf zu der Kranken, die in starkem Fieber lag und Dettloffs Namen abwechselnd mit heftigen Vorwürfen und dann wieder mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit rief.

„Therese verließ ihres Vaters Dach nicht wieder. Das Fieber war ein hitziges, dann wurde es ein schleichendes; sie stand

Digitized by Google

nicht mehr vom Bette auf. Dettloff kam fast täglich sie zu besuchen, sie erwartete ihn mit ängstlicher Sehnsucht, — es kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen, sie schaute ihn glückselig an, wenn er kam, und ließ seine Hand nicht los bis zum Abschied. — Es dauerte nicht zu lange. Es war Frühling gewesen, als sie kam; in den ersten Herbsttagen stand wieder ein Sarg auf dem grünen Rasen. Diesmal reichten sich der Förster und Dettloff keine Hand, stumm und gesenkten Hauptes geleiteten sie die Bahre. —

„Es folgte eine traurige Zeit und ich mußte mich oft recht besinnen auf die fröhlichen Tage, die wir sonst im Forsthause gehabt. Der Förster kam einmal zu meiner Mutter, um mit ihr wegen Gerda zu reden. „Sie sollten das Mädchen ein wenig hinaus thun, Herr Huber," meinte meine Mutter; „sie hätte noch manches zu lernen, und es ist wohl auch besser, sie lernt das Leben außer dem Walde kennen." — „Sie haben recht, Frau Pfarrerin," antwortete der Förster, „bei mir ist's gar zu traurig für das Kind, und — vielleicht hätt' ich meine Mädchen noch, wenn sie Leute und Leben besser gekannt hätten, als in unserer Einsamkeit. Gerda hat eine vornehme Tante. Wir standen sonst in keinem Verkehr, — aber sie schrieb mir nach dem Tode meiner zweiten Tochter; ich könnte mich entschließen, sie zu bitten, meine Gerda für einige Zeit aufzunehmen." — „Thun Sie das, Herr Förster: aber Sie werden sehr allein sein." — „Sehr! Aber wer weiß, ob ich nicht auch einsam würde, wenn ich das Kind dabehalte.

„So kam denn Gerda zu der vornehmen Frau Tante. Da ich so sehr das Heimweh nach ihr hatte, beschlossen die Eltern mich hieher zu thun, wo meine Großmutter lebte, die mich sehr lieb hatte. Da lernte ich denn allerlei: Kleidernähen und Putzmachen, ein bischen Französisch und sogar Tanzen. Bei der Großmutter war ich sehr gern, aber es fiel mir schwer, daß ich nicht wie daheim frei in der schönen Gegend herumstreifen durfte

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Tag auf dem Wurstmarkte.

Dem letzten Sonntage im September ward dieses Jahr die Ehre zu Theil, als Wurstmarktssonntag in der Dürkheimer Chronik verzeichnet zu werden. Wie so viele Andere, zog es mich mit magnetischer Kraft dahin, um dem hl. Michael zum Lob ein Würstlein zu verzehren, und der kalte Regen, der hie und da fiel, störte mich nicht in meinem guten Vorhaben. Es schlug zwölf Uhr, als ich das Ziel meiner Wallfahrt erreichte. Schwer und trübe hingen die Wolken über der Gegend und der graue Himmel spiegelte sich in den Gesichtern so Mancher, die sich vom drohenden Regen nichts Gutes für ihre Taschen versprachen. Aber Nachmittags brach die Sonne siegreich durch das Gewölk und ihre Strahlen belebten die Landschaft wie die besorgten Gemüther. Von allen Seiten ergossen sich fröhliche Waller mit festen Pilgerstäben auf die große Vogelwiese bei der Saline, wo Zelte und Buden aufgeschlagen waren und eine verführerische Musik die Ankommenden begrüßte. Bald war es in den Zeltreihen gedrängt voll und mit Mühe nur konnte man sich den Weg durch die Massen bahnen. Das ist ein Treiben, Rennen und Jagen, Schieben und Geschobenwerden! Der Strom reißt einen fort; dort taucht ein bekanntes Gesicht aus den Wellen auf: Grüß dich Gott! so tönt's herüber; aber noch ehe man den Gruß erwidern kann, ist der Andere im Gewühl verschwunden. Doch da kommt Einer gerade auf mich zugeschwommen und ruft freudig aus: Krieg die Kränk, wo kommst du her? Der kräftige Bierbaß dazu, kein Zweifel, es ist mein treuer Urach, der Schwernöther aus der Westricher Barbarossastadt. Hier ist aber kein Platz, um lange Ständchen zu halten. Wir müssen auseinander und jeder zieht seines Weges fürbaß auf Abenteuer aus.

Wer es liebt, des pfälzischen Volkes Art, Sprache, Trachten, Sitten und Gewohnheiten kennen zu lernen, dem bietet sich hier die beste Gelegenheit. Der Altmeister Riehl war unzweifelhaft auf dem Wurstmarkte, denn sonst wären ihm seine Pfälzer gewiß

Digitized by Google

nicht so gut gelungen. Der Bauer, der Bürger, der Beamte, das weibliche Geschlecht von der schmucken, drallen Bauerndirne bis zur feinen pfälzischen Lady sind auf dem Markte vertreten und bewegen sich ungenirt durcheinander. Hier spricht ein feuriger Weinkopf das Vorderpfälzische rasch und geläufig, dort zieht ein „Westricher Krumbeerekopp" den Schandein'schen Dialect mit breitem Behagen, und einige Schritte weiter hört man die feinen Worte: sehen Sie mich doch mit diesem jemeinen Jewühle! aus dem Munde eines pfälzischen Commis, der in Preußen seine Muttersprache verloren hat. Und was soll ich von den Trachten sagen? Die Nebelkappe und der Dreimaster bis zum Calabreser, Garibaldi und stolzen Angstrohr, die weiße Haube und der Pfannenkuchendeckel bis zum furiosen Amazonenhut mit wallender Hahnenfeder und den kleinen Genickhütchen, die weder vorn noch hinten aufsitzen, sondern mit Nadeln an den Kopf befestigt werden: all dies findet sich in seltenen Exemplaren vor. Der Riehl'sche Rock und das Riehl'sche Kamisol bewegen sich neben dem eleganten Frack und die einfachen Kattun- und Merinokleider der Jungfrauen vom Lande bilden den wirksamen Contrast zu der oben wespentaillenartigen, unten durch die Stahlreife der Crinoline in's Unendliche aufgedonnerten Gestalt der städtischen Damen. Es interessirte mich, auch Kurgäste zu sehen; aber die waren selten, außerordentlich selten. Ich sah einige durch das Gewühl schreiten, erkenntlich an der feinen, noblen Kleidung wie an den theilnahmlosen, herben Gesichtern; ob nun das Treiben der Massen oder die diesjährigen Trauben einen so niederschlagenden Eindruck auf sie übten, ist schwer festzustellen. Gegen die letztere Annahme möchte indessen sprechen, daß nach der Erklärung der Badecommission in Dürkheim die Trauben am 20. September gewöhnlich reifen, und seitdem müssen dieselben durch die heiße Witterung begünstigt und durch den berühmten Rücken des Peterskopfes vor der Nordluft geschützt bedeutend an Süße gewonnen haben. Auffallend war jedoch, daß der neue Traubenmost, der seit Jahren den Wurstmarktskurgästen mit dem besten Erfolge geboten wurde, diesmal fehlte. Seine Stelle ersetzte ein grüngelber sauersüßer Birnenwein, bei dessen Anblick den Verehrer des Bacchus ein gelindes Grausen überfiel.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Böhmische Hochschule für Jagdhunde. Eine Anstalt zur Heranbildung von Jagdhunden besteht seit Jahren in der Gegend von Blatna in Böhmen. Die Lehrer sind wechselseitig durch Wort und Handschlag verpflichtet, die Einzelheiten der Erziehung geheim zu halten. Der Zögling tritt sein Studium fast noch als Säugling an, die Lehrzeit dauert bei gehörigem Talent durchschnittlich ein Jahr, worauf im Kreise der Eingeweihten eine Art Maturitätsprüfung stattfindet und der Eleve als ein geschulter Jagdhund in die Welt geht. Die Mühsale dieser Erziehung sind nicht gering, dafür aber auch der Lohn kein unbedeutender. Ein von dem Erziehungsgremium approbirter Hund hat den Preis von 80—200 fl. Die meisten wandern nach Frankreich oder England.

* Charade.

1. 2. Ich stamme her vom Gotte der Germanen
Man nennt ein deutsches Waldgebirg nach mir
Und Thal im Westrich, b'rin von unsern Ahnen
Manch' alte Namen geben Kunde dir.
3. Bald g'raden Wegs, bald auf gewund'nen Bahnen
Zieh' ich, bekränzt mit Laub und Blumenzier,
Um mich gleichart'gem Größern zu verbinden.
Das Ganze wirst am schönen Glan du finden.

— h — r.

Auflösung der Charade in № 80:
Wind.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Leib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Samstag 13. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Im Herbste kam ich nach Hause, da mein Vater viel unwohl war. Gerda war noch fort. Ich besuchte gar manchesmal den einsamen Mann im Forsthause, und er kam oft zu uns herauf ins Pfarrhaus. Mein Vater hatte einen Vikar nehmen müssen; er hieß Heller und war nur ein Bauernsohn aus der Nachbarschaft, aber auf seine Züge und in seine Seele hatte der Herrgott selbst den Adelsbrief geschrieben. Er zeichnete sehr schön und gab mir Unterricht. Abends brachte er immer etwas zum Lesen, — der Winter wurde mir gar nicht lang, obgleich Gerda nicht da war." —

Es schien Natalien, als ob die Stimme der Fräulin Veronika stocke, die seither fast ohne Unterbrechung fortgesprochen hatte. Sie schob das langherabgebrannte Licht hinauf, stellte eingemachte Früchte auf den Tisch und fragte: „aber Kind, ich komme da so lang, so lang ins Schwatzen, es wird dir doch langweilig, willst du nicht jetzt zu deiner Tante?" — „O nein, nein," versicherte eifrig das junge Mädchen, „es vermißt mich niemand. Bitte, bitte, fahren Sie fort!" — „Wie das so kommt," sagte Veronika, „ich wollte dir's nur so in der Kürze erzählen, aber wie ich nun wieder hinein komme, wird mir alles lebendig, als ob's heut geschehen wäre.

„Im Frühling starb Gerda's Tante und und sie kam wieder zurück, wie ausgetauscht, die lustige Walddrossel. Ich sage dir, wie eine Prinzessin war sie, so fein und schön, aber ihre wunderschönen veilchenblauen Augen blickten noch so treuherzig wie immer, und wenn sie gleich ganz hochdeutsch sprach, so war doch, was sie sagte, gut und lieb; es war die alte, getreue Gerda noch.

„Natürlich kamen wir Mädchen jetzt oft und oft wieder zusammen, es war ein neues Leben im Waldhause aufgewacht, auch der Förster verjüngte sich mit seinem Kinde. Der Vikar begleitete mich gar manchmal hinunter oder holte mich ab. Er war erstaunlich besorgt, daß ich nicht allein nach Hause gehen dürfe; — ach, ich wußte so wohl, was ihn hinunter ziehe! Der Mensch war wie verzückt, seine Predigten wurden immer schöner und feuriger, daneben schrieb er aber auch eine Menge Verse, die nicht ins Gesangbuch gehörten.

„Gerda schien es nicht zu merken, daß sie ihm als ein neuer Stern aufgegangen war. Sie war stiller geworden als ich, sanfter, zurückhaltender, aber doch heiter und kindlich dabei. Der Förster wollte Staat machen mit seiner Tochter, er ging mit ihr auf Maienfeste, Bälle und Landpartieen rings in der Gegend. Ich durfte manchmal auch mit, Gerda wollte nicht ohne mich gehen und die Mutter war nachsichtig. Da traf sie denn auch einmal wieder mit Dettloff zusammen, der seit Theresens Tod nie mehr ins Forsthaus gekommen war. Er grüßte sie mit wenig Worten und bot ihr die Hand, die ihrige zitterte, als sie sie in die seine legte, und sie war blaß und befangen. Von da an kam er je und je wieder ins Forsthaus, so einsilbig wie er immer gewesen. Viel Ermuthigung fanden seine Besuche bei dem alten Herrn nicht.

„Gerda und ich hatten uns so lieb wie früher und doch war mir's oft, als stehe ein Schatten zwischen uns. Ich traute meinem eigenen Herzen nicht recht und meinte oft, es kränke mich, daß sie dem Heller so

Digitized by Google

viel besser gefalle als ich, und das war doch so natürlich.

„Einmal war ein gar schöner, milder Abend, so recht ein Abend, wo Herzen aufgehn. Ich saß mit Gerda an unserem allerliebsten Plätzchen, in einem Waldthälchen auf einer kleinen Brücke, unter der ein verstecktes Bächlein hinrieselte. Heller hatte mir sein Herz aufgeschlossen, seine unendliche Liebe für Gerda, und mich gebeten, seine Fürsprecherin zu sein, ich suchte nur nach dem rechten Augenblick.

„Wie schön ist's hier!“ sagte Gerda leise und innig, nachdem wir lang in tiefen Gedanken ganz still dem Wasser nachgeblickt; „o ich möchte mein Lebenlang nicht weg von hier!“ — „das kannst du noch nicht wissen,“ entgegnete ich scherzend, an welchem Ende der Welt dein Hüttchen gebaut ist!“ — „Das steht schon lange,“ sprach sie ruhig und bestimmt und sah mir voll in die Augen. — „Wo, o sage wo?“ rief ich fast ängstlich in banger Ahnung. — Sie deutete mit der Hand hinauf nach der Gegend, wo der Buchhof lag, ganz still, wieder mit dem seltsamen, wehmüthigen Lächeln. — „O, ich bitte dich, das ist nicht dein Ernst!“ sagte ich erschrocken; „wer könnte dich dazu zwingen?“ — „Gewiß niemand,“ versetzte sie leise und mit derselben Ruhe; „ich fürchte eher, ich werde es am Ende erzwingen müssen.“

„Ich war jung und warmherzig, achtlos auf Klugheit und äußere Rücksichten, so goß ich denn mein volles Herz bei ihr aus. Ich erinnerte sie an die traurige Ehe ihrer Schwestern, an ihren frühern Widerwillen gegen Dettloff, an ihre heißen, bittern Klagen über ihn, und beschwor sie, von dieser undenkbaren Idee abzustehen. Sie blieb unbewegt, sanft, fast traurig, aber fest. „Ich kann nicht anders; und er hat gewiß nicht umsonst so viel gelitten,“ war ihre ganze Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein Tag auf dem Wurstmarkte.

(Schluß.)

Doch wir gerathen bei diesem Philosophiren immer weiter weg; kehren wir von den italienischen Kaffeebuden, Kübel-, Leber- und Knackwurstständen in den Hauptweg zurück, dahin, wo die Massen sich am dichtesten drängen und ein betäubender, ohrenzerreißender Lärm uns empfängt. Welche Raritäten sind da nicht zu schauen! Hier ein zinnoberrother Hercules: zwei Gäule können ihn vom Baumstamme nicht wegziehen, den er umfaßt hält. Neben daran stehen sechs Trompeter mit französischen Kappen und scharlachrothen Pumphosen und blasen das Reiterkünste liebende Publikum in den Circus Schlegel. In den Trompetenschall mischt sich der dumpfe Ton eines blechernen Sprachrohrs: „Hier sind zu sehen die großen Schlachten des Kaisers Napoleon: Montebello, Magenta, Solferino, und Garibaldi, meine Herrn, der edle Garibaldi-i-i“ — und da noch immer Niemand eintreten will, so macht der Mann, der sich blitzblaue Backen geblasen hat, einen Sprung in das Publikum, greift einen feisten Bauer nebst Frau Gemahlin, setzt sie auf die Bühne und läßt die Verblüfften unter dem schallenden Halloh der Massen hinter die Leinwand auf den italienischen Kriegsschauplatz treten. Damit uns nicht Gleiches passirt, wandern wir eilig nach der nächsten Bude. Ein großer Elephant, der in Gießen das Doctorexamen gemacht hat, ist auf die Leinwand gezaubert; der dressirte Rüssel ist emsig mit Naturstudien beschäftigt. Eine Affe präsentirt ihm in der graziösesten Weise die hiezu geeigneten Gegenstände.

Von hier treten wir zu den Reitschulen, wo eine zauberische Janitscharenmusik erklingt. Alles drängt sich, um einen gefahrlosen Ritt zu machen. Soeben holt ein Bäuerchen aus dem ledernen Beutel ein Geldstück; der Dreimaster mit den breiten aufgeschlagenen Krämpen, das Kamisol und die stahlblauen Tuchhosen sind nach Riehl gefertigt. Mit liebevoller Sorgfalt setzt er seinen Enkel, das hellgelockte Hansjörgelchen, dem vor Freude die dunklen Augen blitzen, auf einen feuerigen Schimmel und läßt ihn Parthie stechen. Da herrscht die ungetrübte Freude der lieben Jugend! Und noch sind die Sehenswürdigkeiten nicht erschöpft. Vor einer Bude hoch oben auf der Leiter steht ein Bursch im ganzgestrickten wollenen Wamms

Digitized by Google

und spricht mit heiserer Stimme durch das Sprachrohr also zum versammelten Volke: „Hier ist zu sehen der berühmte Seelöb' oder das Wallroß aus dem Eismeer. So etwas meine Herren, haben Sie noch nie gesehen; fragen Sie sich nur selbst, Sie können sich die beste Antwort darauf geben; und sollten Sie in dieser Beziehung einen Zweifel haben, so fragen Sie nur Ihre Großeltern, auch diese werden Ihnen sagen, daß noch nie so etwas dagewesen: denn diesen Seelöb' hat der große Kapitän Cook auf seiner Entdeckungsreise um die Welt voriges Jahr mit einer Negerfamilie direct aus dem Eismeer mitgebracht! Dieses Ungeheuer verschlingt Menschen und Fische! Es hat 28 Fangzähne! Und alles dies können Sie aufs Genaueste sehen — um einen Groschen, sage Spottgroschen! Darum herein, frisch herein, soeben beginnt die Fütterung!" — Allgemeines Staunen. Wer kann da widerstehen? Alles drängt in die Bude, um das Wunderthier mit den 28 Fangzähnen zu schauen. Und zu einem Bauer, der sich die Sache noch etwas überlegt, sagt ein anderer schmunzelnd: „Nochber, do muschst de e nei, du nemmschst dei Fra mit, die loschste verschlinge." —

Wir haben genug gehört und gesehen; der Magen knurrt vernehmbar, und ermüdet lenken wir unsere Schritte in die mit frischem Tannenreis geschmückte Schick'sche Bretterhütte. Indem wir uns lebhaft und mit historischer Gründlichkeit an die Entstehung des Wurstmarktes erinnern, lassen wir vor Allem eine sauere Bratwurst mit neuem Sauerkraut nebst einem guten Schöppchen Dürrheimer verschwinden und sind gar nicht neidisch auf den Nachbar, der dem Wurstmarkt zu Ehren eine kalte Leberwurst hinunterwürgt und sich den Magen mit neuem Birnenwein füllt. Bald stellt sich die rechte Stimmung wieder her und wir mustern nun unsere Umgebung. Ohne Unterschied des Standes und des Geschlechtes sitzen die Pfälzer an den lose gezimmerten Bretertischen dichtgedrängt beisammen Freunde, die sich Jahre lang nicht mehr sahen, tauschen Gruß und Handschlag und verplaudern vergnügte Stunden; wer weiß, wann und wo sie sich wiedersehen? Wo man hinblickt, überall ungeschminkte Freude, herzliches Entgegenkommen. Der Salonmensch läßt sich hier nicht sehen; die Etiquette, diese Zwangsjacke aller Natürlichkeit, ist verbannt. Der Mann gibt sich wie er ist, und man spricht mit dem Nachbar, wenn er einem auch nicht vorgestellt ist. Die Musik spielt deutsche Volksweisen, in welche die Anwesenden öfters einfallen. Hell klirren die Gläser, immer fröhlicher kreisen sie in der Runde, die Köpfe werden wärmer, von den Lippen fließen die Worte feuriger: die Stunden verrauschen und ehe wir es uns versehen, ist's Abend geworden und die Trennungsstunde herangekommen. Noch einmal werden die Gläser gefüllt und geleert bis zum Grunde, und mit einem Gruße auf fröhliches Wiedersehn über's Jahr! trennen sich die Freunde. — Wir treten vor die Hütte hinaus in die kühle Nachtluft. Am Himmel ist der Mond aufgezogen; sein zitterndes Licht durchbricht die grauen Nebelzüge, die vom Boden aufsteigen, und hüllt Alles in einen zauberhaften Duft. Der Lärm dauert noch fort, aber die Volksmassen sind dünner geworden. Viele haben bereits den Heimweg eingeschlagen, Andere sich in die Stadt zurückgezogen, um auf sich dem Balle die Hörner abzulaufen. Aus einigen Buden wirbelt Rauch auf; durch den offenen Eingang sieht man von den Flammen beleuchtete Gesichter um den Heerd sitzen, auf welchem Würste und andere Delicatessen gebraten werden. Der rothe Feuerschein fällt heraus in das Freie und beleuchtet grell die nächsten Gegenstände; das Mondlicht bekämpft ihn und es bilden sich jene Lichteffecte, welche die Niederländischen und die neuesten Meister als Motive für ihre Gemälde so sehr lieben. In den entfernteren Budenreihen ist es stille geworden; im Dunkeln sieht man hie und da ein Pärchen wandeln, die Brust voll Liebesgluth, oder ein Biedermann einsam seine Straße ziehen, halbverständliche Verwünschungen über das schlechte Pflaster ausstoßend.

Einige hundert Schritte bringen uns von der Wiese in die Stadt zurück, von wo nach kurzem Aufenthalte zwei rasche Pferde die Müden dem heimathlichen Lager

Digitized by Google

zuführen. — Und so lebhaft waren die Eindrücke des Tages, daß mich im Schlafe noch die Wurstmarktsbilder umgaukelten. Der große Kaiser Napoleon erschien mir im Traume und winkte mir freundlich mit der Hand; ich nahte mich ihm vertrauensvoll; in seine Nähe gekommen, war er jedoch plötzlich verschwunden, an seiner Stelle erschien der Seelöwe und biß mir mit einem Ruck den Kopf ab. Jach fuhr ich empor und griff sofort nach der Stelle, wo mein Kopf früher saß; zur größten Freude stand er noch fest auf dem alten Platze, aber er schmerzte mich gewaltig. Es war heller Tag und freundlich schien die Morgensonne in das Zimmer. So rächt sich der Wurstmarkt! —

* Erwiederung.

Alle Dinge wohl beachtend;
Mit den Guten gut und sittlich,
Mit den Schlechten unerbittlich
Und Gemeines still verachtend.

Der Maurer und Antikenhändler Michael Kaufmann in Rheinzabern behauptete in Nr. 80 der Palatina, meine Beschuldigung, er habe gefälschte Alterthümer von Rheinzabern in den Kunst- und Antikenhandel gebracht, sei grundlos. Da ich mich mit einem ungebildeten Manne, wie Kaufmann ist, in keinen wissenschaftlichen Streit einlassen kann, so erwiedere ich hier bloß, daß ich kein Wort von dem Gesagten zurücknehme und verweise das gebildete Publikum auf die Aeußerungen, welche die Archäologen Becker, Gerhard, Jung, Braun, Klein u. A. bei verschiedenen Gelegenheiten über Kaufmann und die von ihm in den Handel gebrachten sogenannten Antiquitäten von Rheinzabern in derber Sprache gemacht haben.

München, den 9. October 1860.

Professor Jos. von Hefner.

---

* In einer „Berichtigung" einiger Artikel des Hrn. Prof. J. v. Hefner in München „über die Fälschungen der Terrakotten von Rheinzabern", beruft sich der hiesige Antiquitätenhändler M. Kaufmann u. a. namentlich auf mein Zeugniß. Auf die Gefahr hin, etwas weitschweifiger zu werden, als dem Kaufmann genehm sein mag, kann ich nicht umhin im Interesse der Sache zu bezeugen:

1. Es ist wahr, daß Kaufmann in meiner Gegenwart ein Reliefbild eines Reiters ausgegraben hat, der rücksichtlich seiner ganzen Bekleidung etwa mit demselben Rechte für einen antiken römischen Imperator gehalten werden kann, mit dem eine mit einer Krinoline bekleidete weibliche Figur für eine antike Römerin gelten kann. Davon verkaufte Kaufmann innerhalb ganz kurzer Zeit 4 Exemplare.

2. Es ist aber auch wahr, daß Kaufmann, nachdem ihm 5 oder 6 Tage vorher der geharnischte Artikel des Hrn. Prof. v. Hefner gegen dieses Spottgebilde mitgetheilt worden war, dem Hrn. Bonnet von Saarbrücken einen Reiter verkaufte, der die anstößigen Beinschienen, Stulpstiefel mit Sporen und die Steigbügel verloren hatte. Daß solche da waren und erst nachträglich entfernt wurden, ist deutlich zu erkennen. Der Käufer war so gütig, mir diese verbesserte Ausgabe zu überlassen, um solche den hierher kommenden Kennern und Sammlern von Antiquitäten zeigen zu können.

3. Ebenso wahr ist es auch, daß Kaufmann angeblich hier gefundene Bronzen verkaufte, die sich bei genauerer Untersuchung als falsch ergaben, und daß Kaufmann den Herren Mone aus Karlsruhe und v. Hefner aus München später in Gegenwart anderer Zeugen eingestand, solche von Juden erhalten zu haben.

Rheinzabern.

J. Ed. Wagner, Apotheker.

---

* Homonyme.

Im Osten raubt' es einst mit List ein schönes Weib,
Im Westen rebellirt es oft zum Zeitvertreib.

— h — r.

Auflösung der Charade in № 81:

Odenbach.

Verantwortliche Redaction: Dr J. L. Jäger. und Dr Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Mittwoch 17. October **1860.**

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Aber weißt du," rief ich außer mir, sicher, daß ich damit die Sache entscheide, „weißt du, welch edles Herz dir eine erste, reine, unentweihte Liebe zu Füßen legt, eine Zukunft voll Friede und Freude? Weißt du, daß Heller dich liebt?" — „Das thut mir leid," sagte sie wehmüthig, „ich hatte das nicht gewollt und hatte mir's anders ausgedacht. Doch" fügte sie heiterer hinzu, „er wird ja nicht daran sterben; man stirbt nicht mehr an der Liebe heutzutage. Mit mir ist's nichts, ich muß dem Zuge meines Herzens folgen." — Was sollt' ich thun? Ich war nicht überzeugt, o gar nicht, aber ich wollte ihr nicht das Herz noch schwerer machen, ihr war selbst bange, wie es ihr Vater aufnehme.

„Ach sieh, Gerda, ich will dich nicht betrüben," fing ich noch einmal an, „glaubst du denn, daß du glücklich mit ihm werden wirst?" — „Das weiß ich nicht," entgegnete sie einfach, „aber ich weiß, ich wäre noch viel, viel unglücklicher, wenn ich nicht die Seine würde."

„Mir war das Herz unbeschreiblich schwer, ich bat sie endlich um Erlaubniß, es meinen Eltern sagen zu dürfen, sie hatte zu Beiden, besonders zu meinem Vater, ihrem Religionslehrer großes Vertrauen und gab es zu. Aber auch seine Vorstellungen glitten machtlos ab. „Ich weiß nicht, ob es mein Glück ist," blieb ihre stete Antwort, „aber ich weiß, daß ich nicht anders kann." —

„So versprich mir wenigstens, mein theures Kind, daß du nichts ohne Wissen und Willen deines Vaters thust," bat sie mein Vater, „und das Eine, Kind: daß du recht von Herzen dein Geschick in Gottes Hand legst. Glaubst du?" fragte er sie, „daß der Bund deiner Schwestern wirklich im Aufsehen auf Gott geschlossen wurde?" — Gerda schüttelte traurig den Kopf. „Ich glaube kaum," meinte sie leise, „obwohl Elfriede gut und fromm war, auch Therese. Aber der meine soll es werden!" setzte sie freudiger hinzu, „so wird uns auch der Segen nicht fehlen. O lieber Herr Pfarrer, ich möchte so reich an Frieden und Segen werden, daß ich ihn ihm bringen könnte!"

„Man mußte sie ihre Wege gehen lassen. Der arme Heller sah sich die Augen fast blind nach ihr, noch manch anderes junge Blut hätte gern geworben um des Försters einziges, schönes Töchterlein, sie sah es nicht. Sie wollte auch nicht mehr tanzen, so heiter sie sonst sein konnte; es mache ihr Brustschmerzen, sagte sie. So traf sich's, daß sie und Dettloff bei ländlichen Ausflügen meist beisammen saßen, — ein seltsames Paar — sie, wie der lichte blühende Frühling, — er, wie ein recht dunkler, trüber Herbsttag. Ich hatte einmal ein Bild von Pluto und Proserpina gesehen, das fiel mir immer bei den Beiden ein.

„Weder Dettloff, noch Gerda hatten recht den Muth, mit dem Vater zu reden. Es scheint, dem Förster gingen selbst die Augen auf und er sprach mit Gerda. Sie war von Kind auf sein verzogener Liebling gewesen, diesmal aber sprach er mit dem ganzen Ernst des Vaters und erklärte ihr fest, daß er nun und nimmermehr in diese Verbindung willigen werde. „Es ist genug an Zwei!" rief der alte Mann im Ton des tiefsten Jammers. — „Aber lieber Vater, wenn er an den Beiden gefehlt hat,

Digitized by Google

vielleicht möchte er's an mir wieder gut machen!" sagte sie mit schmeichelndem Ton, „laß es uns versuchen, ob wir's nicht verstehen miteinander glücklich zu werden!" — „Nun und nimmermehr," sprach aber der Förster in eisenfestem Ton, „und du meine Letzte und Einzige, nicht wahr, du wirst mir nicht ungehorsam?" setzte er dann wieder so innig bittend hinzu, daß Gerda in Thränen zerflossen an seinem Halse hing und ihn versicherte: „nie, nie wolle sie ihn betrüben."

„Sie erzählte mir das an einem der nächsten Abende. „Ich gehorche meinem Vater," sagte sie traurig ergeben, aber diesen Abend noch mußt du mich in den Wald begleiten, wo ich mit Dettloff reden muß. Ich habe dem Vater versprochen, ihn nie mehr allein zu sehen, aber sehen muß ich ihn noch einmal. Ich muß ihm alles sagen, ich allein, der Vater will ihm schreiben, da könnte alles zu schlimm werden, er ist so heftig. Aber gehe du mit mir, daß ich dem Vater nicht zu ungehorsam bin." —

„Wir gingen zusammen, sehr still. Gerda fröstelte, obschon sie gegen ihre Gewohnheit einen Shawl umgenommen hatte und der Abend mild und schön war. Wir kamen an das Lieblingsplätzchen im Thal, da sahen wir Dettloff unten ungeduldig hin und her gehen. Ich wollte mich zurückziehen. „Ich will allein hinunter, aber bleib nicht zu weit weg, liebe Veronika, nicht wahr?" bat Gerda mit einer seltsamen Aengstlichkeit, die mir fast unheimlich war, aber sie war ja immer furchtsam gewesen. „Bleib hier," bat sie, „da siehst du uns und hörst uns nicht!"

„Sie ging hinunter, er kam ihr entgegen, sie gab ihm die Hand und setzte sich mit ihm auf die Brücke — ich vergesse das Bild nie: sie im himmelblauen Kleide und weißen Shawl, ohne Hut, in den lichten goldbraunen Haaren; daneben seine dunkle Gestalt, dazu der lichte Abendhimmel, die dunkelgrünen Erlen, die den Bach begrenzten, — es war mir damals wie ein Traum, und doch sehe ich sie heute noch.

„Sie sprach zu ihm geneigt leise, angelegentlich, wie bittend; seine Stimme wurde immer leidenschaftlicher, lauter. Von unwiderstehlicher Angst getrieben kam ich näher, ohne daß er mich bemerkte, — mein innerstes Herz erbebte vor der maßlosen Heftigkeit der Vorwürfe, mit denen er sie überschüttete: sie war's, die sich von ihm losriß, sie hatte längst ihr Auge auf Jüngere, Schönere geworfen! Da mußte nun der Vater dazu herhalten, der ihm die Andern wahrlich nicht schwer gemacht hatte! Ich könnte nicht wiederholen, was ich dort gehört; nie hatte ich einen Menschen in solcher Wuth gesehen, und nun erst begriff ich, warum die Schwestern gestorben, warum diese Natur zerstörend wirken mußte! — Warum ihn aber Gerda liebte — das, Kind, habe ich nie begreifen lernen, in den vierzig Jahren nicht, die nun dazwischen liegen! —

„Gerda war still, sie zitterte wie ein Espenlaub. „Du thust mir Unrecht," sagte sie endlich leise. — Ich wollte keinen neuen Ausbruch abwarten, ich trat rasch näher und sprach: „Komm mit mir, Gerda!" — Ich weiß nicht, ob er Lust hatte, auch mit mir anzubinden — ich hätte ihn nicht gefürchtet, das weiß ich gewiß — aber er faßte sich mühsam, als er Gerda ansah, die todesbleich und dem Umsinken nahe war. „Du bist unwohl, soll ich dich führen?" fragte er kurz. — „Danke, mir ist recht wohl, gute Nacht," sagte sie sanft, in einem Ton, o ich hätte Blut weinen können! — Dettloff blickte uns nach, so lang er uns noch im Walde sah, und Gerda nahm sich zusammen, fest zu gehen. Aber ihr Schritt wurde wankender, ich fürchtete, ich bringe sie nicht nach Hause, wir sprachen kein einziges Wort. Doch geleitete ich sie langsam, langsam endlich bis auf den Rasenplatz und ließ sie auf die Bank nieder, da — brach ein Strom Blut aus ihrem Munde.

„Der Förster war abwesend im Wald, ich brachte die Kranke zu Bett und sandte nach dem Arzt. Der verordnete einiges, empfahl äußerste Ruhe und meinte mit bedenklichem Achselzucken: „ja, ja, die älteste Schwester starb an der Auszehrung — ist, scheint's, in der Familie." — Ich schickte den Jägerburschen hinauf, um meinen El-

Digitized by Google

tern sagen zu lassen, daß ich im Forsthaus bleibe, dem Förster sagte ich, als er nach Hause kam, sie habe sich bei dem Waldspaziergang erkältet.

Nach einigen Tagen erholte sie sich etwas. Sie war wieder ganz heiter und bemerkte lächelnd zu mir: „nicht wahr, wie ich ein dummes ängstliches Ding bin? Es war gar nicht bös gemeint von Bruno, er ist nur so heftig und niemand um ihn, der sein leidenschaftliches Wesen zügeln könnte. Das war aber auch gar nicht schuld; ich hatte vorher schon Brustweh." Ich war jung und hoffnungsreich und glaubte gern das Beste, ihr Vater aber täuschte sich nicht mehr.

„Bruno hatte vom Arzt Gerda's Erkranken erfahren; er sandte herüber, um nach ihr fragen zu lassen. Ich und der Vater waren bei ihr, als der Diener seinen Auftrag ausrichtete. „Geh nur hinunter, du bekommst gleich Antwort," sagte sie freundlich zu dem Menschen. Als er fort war, nahm sie des Vaters Hand in ihre beiden schmalen weißen Hände und blickte ihn so innig bittend an: „Vater, lieber Vater, erlaubst du nicht, daß er uns einmal besucht? Ich will nichts weiter, gewiß nichts! Aber er ängstet sich um mich, da möcht' ich ihm gern zeigen, daß es gar nichts zu bedeuten hat." — Der Vater sah mit tiefer Wehmuth in ihre Augen, in denen er schon das Todeslichtlein brennen sah, — er konnte ihr nichts mehr verweigern. „In Gottes Namen, Kind," erwiderte er ergeben; er legte jetzt schon im Herzen sein Kind ins Grab. —

„Und Dettloff kam; er kam wöchentlich, er kam am Ende täglich — niemand wehrte es ihm. Gerda erstarkte nicht wieder, die Anfälle kamen selten, aber ihre Gesundheit kam nicht mehr. Doch war sie immer hoffnungsreich, sie hoffte von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern. Die Mutter gestattete mir, daß ich ganz um sie bleiben durfte, und die Zeit dieses Beisammenseins ist die schönste Erinnerung meines Lebens, so traurig sie war.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Alsenzthal.

Wenn man einen Pfälzer fragen würde, wo er lieber wohnen wollte, in dem gebirgigen, rauhen Theile des vordern Westrichs, oder in der flachen Rheinebene, so würde die Wahl keinen Augenblick wohl schwanken und der Rheinebene der Vorzug werden. Anders würde sich die Sache stellen, wenn man die weinreichen Vorhügel des Haardtgebirges und die westlichen Flußthäler des Westrichs in Vergleich brächte. Mag die Aussicht von der Villa bei Edenkoben auch noch so prächtig und überraschend sein, mag ein Spaziergang durch das weinreiche Gefilde auch noch so viel Reizendes haben, ich glaube zum dauernden Aufenthalte würde man bei näherer Kenntniß dennoch den herrlichen Wiesengründen an der Blies, den anmuthig heitren Landschaften des Glanthals mit seinem entzückenden Schlußpunkte, dem Disibodenberge, oder den wechselreichen, belebten Fluren des Alsenzthales den Vorzug geben.

Das Alsenzthal, von dem kleinsten dieser Flüßchen, der Alsenz, durcheilt, beginnt als Thal erst da, wo von der Kaiserstraße die Straße nach Kreuznach durch das Alsenzthal abzweigt. Der erste Hauptort ist Winnweiler und von hier bis zum Ausflusse der Alsenz folgen sich in einer Strecke von nicht ganz sieben Stunden eine Zahl von sechszehn Dörfern und Dörfchen meistens in netter anmuthiger Lage, alle durch 600 bis 1500 Fuß hohe waldgekrönte Berge eingeschlossen. Die erste romantische Stelle ist an dem v. Gienanth'schen Eisenwerke, die Schmelz genannt, wo die Straße am Fuße einer überhangenden Felswand vorüberführt. Rechts gelangt man auf einem Fahrwege nach kurzer Zeit in das bekannte Falkensteiner Thal. Aus einer heiteren, mit blumenreichen Wiesen und herrlicher Buchenwaldung geschmückten Landschaft tritt man plötzlich zwischen zwei hohen Felsen hindurch, die kaum für die Straße und das Bächlein noch Raum lassen, in ein schattiges wildromantisches Thal, wo moosige Felswände senkrecht aufsteigen und die Namen der einzelnen Thalstellen, wie „Räuberhöhle",

Digitized by Google

„Hölle" die schauerliche Romantik der Orte schon malen. Hinten thront die einst lothringische, dann kaiserliche Burg, unter deren Namen als „Grafen von Falkenstein" die Kaiser Joseph und Franz incognito zu reisen pflegten. — Dem Alsenzthale folgend, erreichen wir unterhalb des Kantonsortes Rockenhausen eine breite, grüne Wiesenfläche, an welche sich allmählig steigend der 1500' hohe Stahlberg anlehnt. Noch vor 50 Jahren besaß derselbe ein sehr ergiebiges Quecksilberbergwerk, in welchem an 300 Bergleute Beschäftigung fanden. Später ward der Bau weniger einträglich und die Bewohner des Stahlbergs wurden, was sie heute noch sind, Musikanten, Schuster, Schneider oder Bettler. Am Fuße des Stahlbergs liegen im Thalgrund auf einer Strecke von einer halben Stunde vier freundliche Dörfchen, unter denen besonders Dielkirchen durch seine hübschen Weinberge und den Wohlstand seiner Bauern sich auszeichnet. Schon hier, aber noch mehr weiter abwärts erzeugt das Alsenzthal einen starken, zugleich aber angenehmen Wein und es sollen im vorigen Jahrhundert alle Berge mit Reben bepflanzt gewesen sein. Als jedoch die Pfalz in den neunziger Jahren französisch wurde und die besseren und billigeren Weine Frankreichs herüberkamen, konnte das Alsenzthal die Concurrenz mit jenen nicht aushalten und die Weinberge wurden ausgehauen. Von hier beginnen auch die Burgen des Alsenzthals. Ganz in Trümmern liegt zur Rechten die Burg „Stolzenberg" auf dem Rande eines ehemaligen Krater's und eine halbe Stunde weiter das Schloß Randeck, in dessen Mauern jetzt der Pflug geht.

(Schluß folgt.)

* Herbstklang.

Der schöne Garten wird so leer,
Die Welt wird trüb und trüber;
Im Thal steigt auf das Nebelmeer
Und düster wogt's vorüber.

Verschollen ist schon Sang und Klang,
Bleich ist der Glanz der Sonne,
Und ach, du liegst im Grab schon lang,
Du meines Frühlings Wonne!

Wohl bringt des Frühlings Wiederkehr
Dem Garten Glanz und Lieder,
Mir aber bleibt er trüb und leer —
Denn du kommst nimmer wieder.

Ach, Glück und Blum' im Frühlingshauch
Wie blühten frisch sie beide!
Nun stehn sie miteinander auch
Im falben Todtenkleide!

Wie selig hat der Vögel Lied
Im Herzen nachgehallet:
Nun seufz' ich, da die Liebe schied,
Wie's welke Blatt, das fallet.

Wie Nebelgraun umspinnt den Baum,
Umspinnt mich Gram dein — Bildniß
Und alles Glück scheint mir ein Traum
Des Wandrers in der Wildniß.

Doch selig fliegt das Herz empor
Und bricht des Grames Bande,
Es findet, was es hier verlor,
Im ew'gen Heimathlande.

Ist Trennung denn der Seelen Loos,
Die liebend sich verbinden?
Ein Räthsel wär' das Leben bloß
Ohn' ew'ges Wiederfinden.

Ch. Böhmer.

* Palindrom.

Lang werd' ich oft ersehnet und gehofft,
Damit sich füll' der Keller und die Scheuer,
Doch überdrüssig wird man meiner oft,
Wenn ich zu häufig komm', wie wieder heuer.

Lies rückwärts, und gar wild und schwarz bin ich;
In Africa ist meine Heimathstätte;
Wie Vieh behandeln Namenchristen mich,
Doch wahre Christen brechen meine Kette.

— h — r.

Auflösung des Logogryphs in № 82:

Paris.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 84. Speyer, Samstag 20. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Fortsetzung.)

„Die arme Gerda hatte wenig Schlummer und erwachte immer matter, als sie sich niedergelegt hatte. Der Morgen brachte ihr wieder etwas Kraft, da mußt' ich sie ankleiden und auf den Stuhl ans Fenster setzen, und dann blickte sie hinaus, bis sie Dettloff kommen sah. Der Förster und ich waren ihm freilich nicht hold, aber wie konnten wir ihm noch böse sein, wenn wir sahen, wie die matte Blume aufstebte, sobald sie nur seinen Tritt hörte, wie ihr Auge leuchtete und das alte süße Lächeln auf ihre Lippen trat, sowie er ins Zimmer kam. Was sie zusammen gesprochen, wenn sie allein waren, weiß ich nicht; in meiner Gegenwart, obgleich sie ihnen keinen Zwang anlegte, sprach er so wenig wie immer und nichts Bedeutendes, und wieder und wieder mußt' ich mich besinnen: warum, ach warum denn muß sie ihn so lieben?

„An Sorge und Aufmerksamkeit für sie war er unerschöpflich. Er sandte ihr einen bequemen Krankenstuhl, in dem sie sich an schönen Tagen auf den Rasen tragen lassen konnte; er brachte ihr Blumen, Orangen, alles was sie erquicken konnte, und es erquickte sie alles, was von ihm kam. Wenn ihre Leiden nicht zu heftig wurden, war sie immer heiter. Ihre blühende Gestalt zerfiel und magerte ab, ihr Gesicht aber blieb lieblich, fast bis auf die letzte Stunde, das siehst du an dem Bilde, das Heller noch in ihren letzten Lebenstagen zeichnete.

„Dettloff wußte von Anfang, daß keine Hoffnung war, sie aber dachte an kein Sterben. Sie war so glücklich, daß ihr Vater und ihr Geliebter im Frieden mit einander verkehrten, obwohl ihm der Förster meist auswich. Sie glaubte, daß alles gut gehen werde, und machte Pläne auf Frühling und Sommer. Weder Dettloff, noch sie hatten mehr mit dem Vater gesprochen; die Männer verstanden sich schweigend, daß hier nichts mehr zu gewähren und zu verweigern sei als das Recht, dies kurze Leben noch zu erheitern, so lang es möglich war.

„Dettloff ließ seine Zimmer neu tapeziren, ließ Rosenhecken und Blumenboskete in seinem Garten anlegen, — ihr Gesicht strahlte vor Freude, wenn er ihr von neuen Verschönerungen erzählte, — er wußte wohl, daß ihr Fuß sie nie betreten werde.

„Der arme Heller hörte nur durch mich von der Blume, nach der sein Herz begehrte; er wußte, daß sie im Leben oder Sterben für ihn verloren war, doch hörte er mit Begier alles, was ich ihm von ihr erzählte. Er besuchte sie und sie den Förster, der ihn sehr lieb hatte, Gerda sah er nie, da sie die Krankenstube nicht mehr verließ.

„Der Winter ging, der Frühling nahte, auf den die Kranke mit so sehnsüchtiger Hoffnung wartete, — sie verstel mehr und mehr, aber niemand wagte, mit ihr vom Sterben zu reden. Mein Vater besuchte sie oft, aber der Förster bat ihn immer: „o, ja kein Wörtchen vom Tod! Sie muß geschont werden!“ Und sie selbst, so gern sie den alten Freund empfing, wich allem aus, was dahin führen konnte. Der Vater fügte sich anfangs; später, als der Tod näher und näher rückte, hielt er es für Pflicht, sie darauf zu leiten, — aber er wurde selbst leidend und konnte sie nicht mehr besuchen. Von uns allen hatte keines den Muth, ihre fröhlichen Hoffnungen zu zerstören.

„Da, mit den ersten Schneeglöckchen,

mit den süßen, milden Frühlingslüftchen, die jedes Herz zum Leben und zur Freude locken, kam an Gerda's Herz der Frühlingsgruß aus einer andern Heimat. Er kam ihr nicht von Menschenmunde — die Gewißheit, daß sie nicht mehr zum Erdenleben berufen sei, und die selige Hoffnung, die über alles Erdenhoffen geht, kamen ihr mit einemmale, — der Herr selbst hatte zu ihrer Seele geredet. „Du hörest sein Rauschen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt!“ — Sie brauchte unseres Trostes nicht mehr, ihre Leiden wuchsen, aber sie war selig in Hoffnung. Sie ließ meinen Vater bitten, ihr das Abendmahl zu reichen; er war krank. So war es Heller vergönnt, ihr, der er im Leben nichts sein durfte, den letzten seligen Trost zu bringen, von ihren eigenen Lippen das freudige Bekenntniß des Glaubens zu vernehmen, der ihr so herrlich durch das Thal der Schrecken half. Sein Antlitz war wie verklärt, als er von ihr ging.

„Ihr freudiger Muth verließ sie nicht bis zur letzten Stunde; sie nahm von allen innigen, liebevollen Abschied, ihr Ende war nicht ohne Kampf, aber es war ein seliges. Die Lerchen sangen und jubelten, die ersten Waldvöglein versuchten ihre Stimmchen, und der Rasen glänzte in frischem Grün, als wieder ein Sarg vor dem Forsthause stand, ganz bedeckt mit den schönsten Blumen. Alles kam von nah und fern, um die schöne Waldblume zu Grabe zu geleiten, — sie hatte ihr Loos in Gottes Hand gelegt und Gott hatte es wohl gemacht.“

— — — — — — — — — —

Veronika schwieg in tiefer Bewegung, die alte Zeit war so mächtig in ihr geworden. — „Und Dettloff?“ fragte endlich Natalie, die, des eigenen Leids vergessend, in tiefer Spannung zugehört hatte.

„Er ist todt,“ sagte Veronika ernst, „Gott allein weiß, ob der unerklärliche Zauber, der ihn so anziehend und so unheilvoll machte, sein Unglück oder seine Schuld war. Er hat nicht mehr geheirathet, obwohl es noch viele gab, für die er die Anziehungskraft hatte, die mir immer ein Räthsel geblieben ist. Man hat wenig von ihm gehört. Ob ihm Gerda's Tod zum Segen geworden, weiß ich nicht. Gott allein kennt die Herzen.“

„Und Sie selbst und Heller?“ fragte etwas schüchtern das junge Mädchen.

„Wenn man jung ist, ist das Leben und das Herz noch nicht so vielfältig zusammengesetzt, wie in späteren Tagen,“ versetzte Veronika mit einigem Zögern. „Man lebt und liebt und leidet voll und ganz. Ich darf wohl sagen, daß Gerda's Krankheit und Tod all meine andern Gedanken und Träume zurückgedrängt hatte; und zudem, ich hatte ein stolzes Mädchenherz, das keine unerwiederte Liebe hegen wollte.

„Hellers Liebe zu Gerda schien mir nun durch ihren Tod verklärt, so heilig und geweiht, — etwas für's ganze Leben. Ob er auch so gedacht, — ich weiß es nicht gewiß; er war ein Mann von sehr zartem Gefühl und hätte wohl kaum gewagt, mir ohne Ermuthigung ein Herz zu bieten, von dem ich wußte, daß es zuvor einer Andern gehört. Er wurde Missionär. Ch er ging, sagte er etwas wie eine Frage, ob er wieder kommen dürfte, um eine Gehilfin zu holen, wenn er ihr erst die Wege geebnet habe? — Er konnte errathen, daß die Antwort nicht Nein sein würde. — Er kam wieder, krank und erschöpft zum Tode. Er lag drüben in seinem Heimatdorf in einem armen Bauernhause. Mein Vater war gestorben, die Mutter aber lebte noch, und wir besuchten ihn oft und viel; er starb so selig, wie einst Gerda. Mir ist die Erinnerung an seine letzten Tage ein Besitz für's Leben geblieben. Ein reiches und volles Leben kann sich in wenige, kurze Tage drängen, ich darf nicht klagen, daß ich verkürzt sei an meinem Antheil ans Leben.

„Ich zog mit meiner Mutter hieher zu der Großmutter. Die Mutter starb bald, die Großmutter aber durfte ich noch lange Jahre pflegen und lebte mit ihr in großer Stille. Die Jugend lag weit, weit hinter mir, als ich mich allein und unabhängig befand, ich hatte es nicht bemerkt, wie sie floh. Ich glaube, ich hatte meine Jugend, was man so nennt, schon in Gerda's Sarg gelegt. Aber mein Leben, so einsam es scheint, hat sich noch freundlich für mich gestaltet, — ich habe noch immer jemand

Digitized by Google

gefunden, dem ich beistehen, den ich trösten, mit dem ich mich freuen kann. Es muß auch Zuschauer geben bei dem Schauspiel des Lebens. Am Sylvesterabend schlage ich jedesmal ein Kapitel aus der Vergangenheit auf, diesmal hast du es mit mir lesen müssen, mein Kind.

„Den Förster habe ich noch einigemale besucht, aber er hat nicht lange mehr gelebt. Er wurde bei seinen Kindern begraben und hat vor seinem Tode gebeten, daß der kleine Begräbnißplatz im Walde nicht weiter benützt werde. Das gab sich von selbst. Der neue Förster zog in die Stadt, und das Forsthaus im Walde steht allein. Allein im Walde steht auch der grüne Platz, wo die Gräber sind. Es ist kein Stein darauf, nur Rosen und dunkelgrüner Epheu haben fast alles überwachsen. Eine Hecke von wilden Rosen schließt das stille Plätzchen ein, und die hohen Eichen ringsum sind die Wächter der Gräber."

Es war sehr spät geworden, die Uhr war nahe zu Zwölf gerückt, und stille war's in dem Stübchen, ganz still. Die Beiden waren jedes in seine eigenen Gedanken versunken. Natalie hatte über der Erzählung von lange begrabenen Lieben und Leiden beinahe vergessen, was sie heute aus dem Kreis der Fröhlichen ausgeschlossen und was sie später so bekümmert hatte.

„Und glauben Sie denn," fragte sie endlich wieder mit unsicherem Tone, „daß Dettloff wirklich durch besondere Mittel auf die armen Schwestern gewirkt?" — „Nein, nein, Kind," sagte traurig Veronika, „es gibt noch Räthsel im Menschenherzen, geheimnißvoller als alle Zauberkräuter —" — „Guten Abend, meine Damen!" tönte da eine wohllautende männliche Stimme. Natalie fuhr auf, tiefe Glut ergoß sich über ihr Gesicht, das war ja die Eine Stimme! Und wie kam er hieher?

(Schluß folgt.)

* Das Alsenzthal.

(Schluß.)

Unterhalb des großen Dorfes Alsenz mündet der Finkenbach, an welchem Obermoschel und der Moschellandsberg liegt, in unser Flüßchen. An seinen Ufern ist die Erle noch recht heimisch und man findet da jene Bilder heiterer Ländlichkeit, jene Idylle mitteldeutscher Gebirgsthälchen, deren Hauptreiz die Erle bildet. Ihr tiefgrünes Laub und der schwärzliche Stamm dienen dem hellen Wiesenteppich zur Folie und stimmen angenehm zur Kühle des Wassers, das murmelnd seine Straße zieht. Die Blätterschatten werfen ein spielend bewegtes Netz über die blinkenden Wellen, darinnen sonnt sich die Forelle, und Schwalbe und Bachstelze kommen mit zierlichen Füßchen herbei, zu baden. Am Ufer zwischen Dolden und Halmen hangen Vergißmeinnicht hinab, gelbe Iris schauen fragend herauf; der Trift entlang weiden und lagern genuhige Heerden, eine Mühle klappert nahebei, und zwischen den Büschen hebt sich patriarchalisch der Thurm des Dörfchens hervor, das zu seinen Füßen an den Hügel angelehnt sich hinstreckt. — Wir folgen nun noch zwei Stunden dem Lauf der Alsenz bis zum Dorfe Ebernburg, wo sie sich in die Nahe ergießt. Durch ein enges Wald- und Wiesenthal glanzen wir an den Fuß der Burg „Treuenfels" in der „Altenbamburg". In ihren mächtigen Trümmern auf hohem Berge verkündet die letztere, jetzt noch die Macht der alten Rau- und Wildgrafen, die einst hier gehaust. Die Aussicht von oben ist lohnend, zumal nach der Ebernburg zu, allein sie steht der von der Burg Franz von Sickingens herab bei weitem nach. Die Ebernburg erhebt sich gerade in dem Winkel, welchen Alsenz und Nahe bei ihrem Zusammenflusse bilden und ist der nördlichst gelegene Punkt der Pfalz. Das Panorama, welches sich von ihrer Höhe entfaltet, ist beschränkt, aber so romantisch und pittoresk, daß es seines Gleichen sucht. Der geschwellte Nahefluß schlängelt sich mit breitem Spiegel zu ihren Füßen. Eine Fähre schwankt hinüber und herüber. An seinem nördlichen Ufer hebt sich eine rothe Porphyrwand senkrecht mehrere hundert Fuß empor, welcher gegenüber auf noch zackigeren Felsen der „Rheingrafenstein", wie die Sage erzählt, vom Teufel erbaut ist. Dazwischen breiten sich in reizender Lage die Salinen von Münster am

Stein aus und im Hintergrunde zwischen den Felsen, welche die Nahe durchbraust, blickt die Ebene von Kreuznach hervor, das man in einer Stunde von hier aus erreicht. — An der Stelle der gastlichen Burg Franz von Sickingens steht jetzt ein modernes Gasthaus, das an schönen Sommertagen von den Bewohnern und Kurgästen Kreuznachs überfüllt ist. Ebernburg gegenüber zieht jetzt die Nahebahn längs des Flusses hin und in der Hoffnung der Gewährung eines Anschlusses an dieselbe hat man auch durch das Alsenzthal schon eine Bahnlinie abgesteckt. In landschaftlicher Beziehung möchten wir die Eisenbahn nicht allzusehr herbeiwünschen. Aus dem Waggon gähnt man ermüdet in die heiterste Landschaft hinaus und das Alsenzthal ist werth, daß man es zu Fuß durchwandert, zumal für die Weiterreise Kreuznach und der Rhein einen so lockenden Hintergrund bilden. H.

Beim Feuer am 18. October.

Von Joh. Chr. Nonne *).

Weise: Feinde ringsum ꝛc.

Flamme empor!
Steige mit loderndem Scheine
Von den Gebirgen am Rheine
Glühend empor!

Siehe, wir stehn
Treu im geweiheten Kreise,
Dich, zu des Vaterlands Preise,
Brennen zu sehn!

Heilige Glut!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den lodernden Flammen
Wachse der Muth!

Auf allen Höh'n
Leuchte, du flammendes Zeichen,
Daß alle Feinde erbleichen,
Wenn sie dich sehn!

Finstere Nacht
Lag auf Germaniens Gauen,
Da ließ der Herrgott sich schauen,
Der uns bewacht!

„Licht, brich herein!"
Sprach er; da glühten die Flammen,
Schlugen die Gluthen zusammen
Ueber dem Rhein.

Und er ist frei!
Flammen umbrausen die Höhen!
Die um den Herrlichen stehen;
Jauchzt! er ist frei!

Stehet vereint,
Brüder, und laßt uns mit Blitzen
Unsere Gebirge beschützen
Gegen den Feind!

Leuchtender Schein!
Siehe, wir singenden Paare
Schwören am Flammenaltare:
Deutsche zu sein!

*) Ein altes und wohl Manchem bekanntes Lied aus dem Jahre 1814. Aber es paßt auch für heute, weßhalb wir uns Alle daran erinnern wollen!

Miscelle.

Aus dem Königreiche Polen wird der P. Z. geschrieben: Einen Hauptheil der Vergnügungen, welche Kaiser Alexander seinen Fürstlichen Gästen zugedacht, dürften die Jagden ausmachen, die in der Biolosliwer Haide auf Auerochsen angestellt werden sollen und wozu bereits die großartigsten Anstalten getroffen sind. Diese große Haide liegt im Gouvernement Grodno, also im Russischen Littauen, und es ist daselbst eine Waldstrecke durch eine dreißig Meilen — 210 Werst — lange Umfriedung zu einem colossalen Thiergarten abgezweigt, in dem sich unter zahlreichem andern Wild auch ein Stand von gegenwärtig etwa 1500 Stück Auerochsen befindet. Diese werden sehr geschont. Diesmal soll die Jagd besonders großartig arrangirt werden und sind auch mehrere Militär-Abtheilungen commandirt, dabei Hilfe zu leisten.

Auflösung des Palindroms in № 83:

Regen. — Neger.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 85. Speyer, Mittwoch 24. October 1860.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

(Schluß.)

Professor Normann, der überraschende Gast, wandte sich zuerst mit höflicher Entschuldigung an Veronika. „Wir wollen nicht gerne das alte Jahr schließen, ohne Fräulein Natalie, die in so räthselhafter Weise verschwunden war," sagte er; „nun bin ich seit bald einer Stunde auf der Entdeckungsreise begriffen, bis mir endlich eine mitleidige Magd auf die Spur geholfen." — „Aber Melanie hätte es sicher wissen können," bemerkte Veronika, nur um etwas zu sagen, denn sie kannte Natalie gar nicht wieder, die in maßloser Befangenheit und Verwirrung dastand. — „O Fräulein Melanie ist diesen Abend unzurechnungsfähig," meinte Normann mit leichtem Lächeln; „einer der anwesenden Studenten hatte eine neue Species von Hund, über den und seine Dressur sie außer sich ist."

„Da hat's keine Gefahr!" dachte Veronika und brachte Natalien, die noch immer fassungslos war, Hut und Mantel. Sie ahnte nicht, was das Mädchen bewegte und ihr zur Qual machte, was sie sonst so beglückt hätte. Dieses angelegentliche Suchen, diese gänzliche Gleichgültigkeit gegen Melanie, die sichtliche Freude, mit der er sie gefunden, — was konnte das anders sein als die Wirkung des Zaubermittels, das er ohne ihr Wollen, doch nicht ohne ihr Wissen durch sie erhalten! Und sie, ein Mädchen, hatte auf so unheimliche Weise einen Mann an sich gezogen! O, sie hätte in die Erde sinken mögen, ihr graute vor sich selbst.

Veronika fielen so abenteuerliche Vermuthungen gar nicht ein, sie begriff Natalie immer noch nicht. „Geh, Kind, laß den Herrn Professor nicht zu lang warten," ermahnte sie, „so groß die Ehre meinerseits auch ist, einen so seltenen Gast zu haben. Es schlägt sonst Zwölf, ehe ihr zur Tante kommt, und du kommst ganz um den Bischof." — „O der Bischof!" sagte lachend der Professor, während Natalie bei dieser Erwähnung noch tiefer erglüht war, „da ist Ihnen eine furchtbare Katastrophe erspart geblieben, Fräulein Natalie! Wissen Sie, daß Ihre Tante dies edle Getränke, um es für den rechten Zeitpunkt zu sparen, in den Ofen gestellt hatte? Das aufmerksame Dienstmädchen aber heizte für mehrere Personen, hatte die Terrine einen Riß, ich weiß es nicht, — genug, der Boden sprang aus mit einem Knall und nicht ein Tropfen des edlen Getränkes, das zischend über den Ofen floß, konnte gerettet werden."

„Gottlob!" seufzte Natalie unwillkürlich aus tiefster Brust, ihr war eine Welt vom Herzen gefallen. Leicht und rasch schlüpfte sie in den Mantel und fragte nur noch schüchtern: „aber daß gerade Sie sich bemühten?" „Ich habe von Ihrem Vater Erlaubniß erhalten," sagte er halblaut, indem er ihr den Pelz umlegte, „ich wagte ihm heute einen Brief zu senden, den er mir gütig versprach bei seiner Tochter zu befürworten."

Und das alte Leid und die neue Sorge waren vergessen, als Natalie sich auf den starken Arm lehnte, der sich ihr bot, und halb die Augen erhob zu dem edlen Gesicht, das sich zu ihr neigte. Wie eine begnadigte Sünderin fühlte sie sich, so selig, so demüthig. Fast hätte sie vergessen, ihrer alten Freundin gute Nacht und ein glückliches Neujahr zu wünschen, wenn ihr Begleiter nicht aufmerksamer als sie gewesen wäre.

„Gute Nacht, liebes Kind, schöne Träume

Digitized by Google

und ein glückseliges Neujahr!" rief ihr Veronika nach, und sie blieb allein, allein mit ihren Bildern, ihren Briefen und mit all ihren Erinnerungen. —

Da schlug es Zwölf. Sie blickte hinab auf die mondhelle Straße; dort wandelte noch das junge Paar in angelegentlichem Flüstern. Veronika sah ihnen lächelnd nach und murmelte vor sich hin:

„Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag ist heiß, der Abend kalt,
Sind euch die Blumen eben recht,
Sind mir sechs Bretter auch nicht schlecht!"

Jetzt erscholl die volle Choralmusik vom Thurme, die alten herrlichen Töne, die der Seele eine Ahnung ewiger Jugend geben. Sie schaute auf zum Sternenhimmel und fühlte in seliger Gewißheit, daß ihr das Licht von oben klarer aufgehe, je mehr die Erdenlichter erbleichen. Sie schloß ihr Fenster, sie verwahrte ihre Bilder und Briefe, und lange noch blieb sie wach, bis sie endlich einschlief mit der leisen Bitte:

„Herr, führ' durch alles uns zur Ruh
Und unverrückt dem Himmel zu."

* Von München nach Hohenschwangau *).

II.

Der Kochel- und Walchensee.

In Seeshaupt, dem Landungsplatze, hielt ich mich nur so lange auf, bis ich ein Gericht gerösteter Renken, eines salmartigen Fisches, welcher hier im See gefangen wird, verzehrt hatte, um dann meine Reise zu Fuß fortzusetzen. Der Landstrich zwischen dem Starnbergersee und dem Kochelsee, welchen ich jetzt durcheilte, bietet nur wenig Unterhaltung dar. Der Boden ist hügelreich, nur bisweilen begegnet man einem kleinen See oder Teich, dessen Ufer gewöhnlich in Sumpf oder Moor sich verlieren. Der Gebirgshintergrund bleibt immer derselbe, da der nahe Kesselberg den Blick nach Süden verdeckt. Es war mir deßhalb nicht unangenehm, als sich auf meinem Wege ein junger Bursche und eine Bäuerin zu mir gesellten, und durch ihre Redseligkeit den Weg verkürzten.

Mit Absicht lenkte ich das Gespräch auf die Kriegsereignisse, um zu sehen, in wie weit denn die Wogen der Weltgeschichte und der italienischen Freiheitskämpfe auch in die Gedankenkreise eines oberbayerischen Dörfchens eindrängen. Da meinte denn die Bäuerin, der Napoleon, der wäre ein Protestant und wolle den Papst absetzen und dem Kaiser von Oesterreich sein Land abnehmen. „Aber", fuhr sie fort, „wenn nur in ganz Bayern und in ganz Oesterreich alle Leute täglich drei Vaterunser beten würden für den Papst und für den Kaiser, das müßt danu schon was helfen, da könnt' der Napoleon nichts gewinnen."

Der Bursche erzählte von seinen Kameraden, welche einberufen worden wären, aber sich vor dem Todtschießen nicht gefürchtet hätten. Er dagegen meinte, das solle nicht sein, das Kriegführen, er wisse, wie's dabei zugehe, sein Aeltervater, der alte Huberbauer habe ihm oft davon erzählt, der sei noch mit in Tyrol gewesen und habe in Innsbruck gelegen, als der Hofer und die Tyroler es erstürmt hätten. Eine Geschichte habe er besonders oft erzählt, und habe immer dabei weinen müssen. Der Huber habe nämlich damals mit noch sechs Mann Nachts in einer Schlucht versteckt auf Posten gestanden. Sie hätten sich ganz ruhig verhalten, um dem Feind sich nicht zu verrathen. Aber am Morgen hätten grüne Federhüte über ihnen vom Felsen gelugt. Der Corporal habe „fertig" commandirt, und als wieder ein grüner Hut zum Vorschein kam, hätten sie gefeuert. Unter einem lauten Jammergeschrei sei ein junger, schmucker siebzehnjähriger Tyroler vom Felsen gestürzt und zerschmettert vor ihnen niedergefallen. Aber im selben Augenblicke hätten von oben drei Schüsse gekracht und der Corporal mit zwei Andern seien zusammengesunken. Der Huber habe sich darauf schnell hinter das Dorngestrüpp des Abhangs versteckt, die beiden noch übrigen hätten entlaufen wollen. Allein unter dem Rufe „Jesus Maria" sei der eine von einer Kugel getroffen niedergestürzt, der andere sei wahrscheinlich entkommen.

*) Siehe Nro. 66 der Palatina.

Digitized by Google

Als die Tyroler darauf herabkamen, um ihren Todten zu holen, habe der Huber sich noch tiefer in das Gestrüpp verkrochen. Laut weinend seien sie herangetreten. Es war ein Vater mit seinen beiden Söhnen, die hier ihren jüngsten Bruder und Sohn in seinem Blute liegen sahen. Ueber das kaum mehr erkennbare, vom Falle zerschmetterte Gesicht habe sich der Vater gebeugt und jammernd ihn aufgehoben. Aus grünen Zweigen hätten sie sodann eine Bahre geflochten und den Todten darauf gelegt. In schrecklicher Angst habe unterdessen der alte Huber am Felsen gekauert. Eben hätten sie sich angeschickt, die Bahre fortzutragen, und schon sei er in freudiger Hoffnung aufgelebt, als eine leise Bewegung seines Fußes einen Stein lose gemacht habe, und der sei kollernd in die Schlucht hinabgerollt. Der älteste Sohn habe aufgeblickt, die blaue Uniform hinter den Dornen bemerkt, und mit dem Ausruf: „Ha! da ist noch ein Bluthund", sei er mit gezücktem Messer auf ihn eingedrungen. „Gnade, Barmherzigkeit", habe der Huber geschrieen, „schenkt mir Pardon." Der Vater habe darauf den rachedürstenden Sohn zurückgehalten und gesagt, es sei genug Blut geflossen; sie wollten ihm das Leben schenken, er möge nur aus seinem Verstecke hervorkommen. Sein Aeltervater habe das gethan und ihnen darauf geholfen, die Leiche den Berg hinaufschaffen, bis sie zu dem hochgelegenen Bauernhofe kamen, wo Mutter und Schwestern beim Anblick des Todten in ein neues Klagegeschrei ausgebrochen wären. Als Knecht habe er dann noch einige Zeit bei den braven Leuten gedient, und da der Krieg bald darauf zu Ende gegangen, so sei er glücklich wiederum in seine Heimath gelangt.

Wir hatten unterdessen eine Anhöhe erreicht, von welcher aus man in den Thalkessel blicken konnte, dessen südlichen Theil der Spiegel des Kochelsees ausfüllt. Es mag der kleine, jetzt nur mehr drei bis vier Stunden im Umfang enthaltende See einst einen viel größeren Flächenraum bedeckt und sich erst allmählich zurückgezogen haben, wofür auch die Versumpfung seines nördlichen Theiles spricht. Im Süden dagegen fällt das Gebirge senkrecht herab, und die Tiefe des Sees soll dort noch eine sehr bedeutende sein. Zu meiner Linken lag Benedictbeuren mit seinem einst so reichen und so berühmten Kloster. Jetzt hat man die Räume, in welchen früher einsame Mönche ihren Studien oblagen, oder sich mit der Erziehung der Jugend beschäftigten, zu einem Gestüte umgewandelt zur Erzielung besserer Pferderacen; denn das Kloster wurde im Anfange dieses Jahrhunderts nebst so vielen andern im südlichen Bayern von der Regierung aufgehoben.

Während ich die fruchtbare Ebene durchschritt, braunte die Sonne so heiß in den Thalkessel herein, daß der elfenbeinerne Kopf meines Stockes mir zu warm wurde, um ihn in der Hand zu halten, der Schweiß troff mir von der Stirne herab und ich meinte, die Sonnenstrahlen zu fühlen, welche die Ritzen des Strohhutes durchdrangen. Allein dessenungeachtet schritt ich, den Stock auf dem Arme tragend, muthig darauf los, in der Hoffnung, daß ein Bad am Abend mir dann um so köstlicher schmecken werde. Aber trotz dieses lockenden Hintergedankens stieß ich doch ein schachmatics „endlich" hervor, als ich nach vierstündigem Marsche in Schlehdorf, einem Marktflecken am Ufer des Kochelsees, eintrat. Dort erholte ich mich durch eine kurze Rast von der gehabten Mühe.

Allein eine noch angenehmere Entschädigung sollte mir dafür werden. Ich hatte mich in der Stube des Gasthauses an das Fenster gesetzt und sah den Jungen des Dorfes zu, welche sich ein Vergnügen daraus machten, den Staub von der Straße aufzuraffen, ihn in ihre Taschen zu stecken, um sich dann gegenseitig damit zu bewerfen. Da sah ich auf einmal den Wirth mit zwei Fremden unter den Thorbogen treten, und indem er die Richtung nach dem See hin zeigte, einen Knaben wegschicken, welcher einen Kahn zur Ueberfahrt bestellen solle. Ich erkannte in den Fremden jenes Paar, dem ich heute Morgen beim Aussteigen aus dem Dampfboote nachgewandelt war. Flugs griff ich zur Reisetasche, zahlte meine Rechnung und eilte nach, um wo möglich im selben Kahne mit überfahren zu können. Sie waren eben im Begriffe einzusteigen, als ich an den See kam. Ich bat höflich um die

Digitized by Google

Erlaubniß, denselben Nachen mit benutzen zu dürfen, und meine Bitte wurde auf das freundlichste gestattet. Erst als ich im Kahne saß, wunderte ich mich über meinen voreiligen Entschluß und war einigermaßen in Verlegenheit aus Besorgniß, aufdringlich zu erscheinen.

Schweigend saß ich deßhalb im Anfange da und blickte auf den überwuchernden Seetang, über den der Kahn manchmal wie über eine grüne Wiese glitt. Aber meine Begleiter knüpften bald selbst das Gespräch an. „Sie haben den Weg vom Starnbergersee aus bis hierher wohl zu Fuß gemacht?“ frug mich der Gemahl, ein Mann mit einem etwas prosaischen, aber sehr gutmüthigen Gesichte.

„Und dabei Proben einer afrikanischen Hitze ausgestanden“, erwiderte ich, „denn die Sonne brannte unausstehlich.“

„Wir haben selbst viel davon zu leiden gehabt“, fuhr er fort, „da unser Wagen vorn offen war, und wir dem Süden entgegenfuhren.“

„Ei sieh da“, Wilhelm, das freut mich sehr“, ließ sich darauf scherzend die klangvolle Stimme der jugendlichen Gemahlin vernehmen, „lässest Du nun doch endlich einmal ein Geständniß hören, das Du auf dem Wege bisher so hartnäckig verleugnetest.“

„Es ist mir eben leider wider Willen entschlüpft“, erwiderte der Gemahl, „aber, Paulinchen, was hätte das auch für ein Lamento gegeben, wenn ich in deine Klagen über Staub und Hitze mit eingestimmt hätte? Wir wollen zufrieden sein, daß wir jetzt wieder auf dem Wasser uns befinden und die erwünschte Kühlung jeden Augenblick uns bereiten können.“

„Vielleicht schickt der Himmel auch noch wider Willen uns von oben herab eine Kühlung“, fügte ich bei, „denn es sollte mich wundern, wenn der heiße Tag nicht mit einem Gewitterſturm enden wird.“

„Nun wir wollen die Zukunft sich selbst überlassen“, erwiderte mir Paulinchen, „und lieber an der Gegenwart uns erfreuen, sehen Sie doch die romantischen Felsen, denen Sie den Rücken zugewandt haben, wie sie steil emporragen und fast den See überhangen. Nur eine Erwartung, die ich mir von den Alpen versprochen hatte, hat sich bisher noch nicht erfüllt, obwohl wir fast die ganze Schweiz durchzogen haben. Weder ein Adler, der hoch in den Lüften kreisend seine Fittige schwingt, noch eine Gemse, die schroffe Klippen emporklettert, wollte sich uns zeigen. Würden diese beiden Erwartungen sich hier erfüllen, so könnte ich dem Kochelsee, trotz seinem garstigen Namen, dennoch seine Reize nicht absprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

* Zur Berechnung des Oster-Datums.

Die in Nro. 78 der Palatina mitgetheilte Berechnung des Oster-Datums ist nur gültig für unser Jahrhundert, kann aber mit einigen Modificationen auch auf andere Jahrhunderte angewendet werden. Die mit a, b und c bezeichneten Zahlen (ich beziehe mich dabei auf die in jenem Artikel gebrauchte Bezeichnung) werden stets auf dieselbe Weise gefunden; die Zahlen d und e werden aber für die verschiedenen Jahrhunderte anders bestimmt. Im 16. und 17. Jahrhundert ist d der Rest, der sich ergibt, wenn man zum 19fachen von a 22 addirt und diese Zahl durch 30 dividirt; im 18. und 19. Jahrhundert nimmt man wieder a 19mal und addirt 23 hinzu, im 20. Jahrhundert aber 24, und merkt sich den Rest der bei der Division durch 30 sich ergibt. — Nun rechne man 2 mal b, 4 mal c und 6 mal d zusammen und zähle im 15. und 17. Jahrhundert 2, im 18. 3, im 19. 4 und im 20. 5 dazu, dividire durch 7, so ist e der sich ergebende Rest. — Es können auch Ausnahmen eintreten; doch fand dieß seit der Einführung der Gregorianischen Zeitrechnung erst einmal und zwar im Jahre 1609 statt; im nächsten Jahrhundert kommen 2 Ausnahmen vor, nämlich in den Jahren 1954 und 1981. Dieß hat seinen Grund darin, daß der 25. April der äußerste Termin für Ostern sein soll; in den besagten Jahren wird Ostern eine Woche früher gefeiert. Der seit einigen Jahren verlebte große Gauß von Göttingen hat diese Formel abgeleitet.

G. Kunz.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 86. Speyer, Samstag 27. October 1860.

* Von München nach Hohenschwangau.

II.

Der Kochel- und Walchensee.

(Fortsetzung.)

Wir waren damit auf ein Thema gelangt, das man weiter ausbeuten konnte. Und da der Gemahl nur wenig am Gespräche Theil nahm, und sie die Unterhaltung so lebendig zu führen wußte, daß ich nur immer an ihrem Munde hing, so ist mir von den übrigen Schönheiten des Kochelsees nur wenig mehr in der Erinnerung geblieben. Aber gar leid that es mir, als ich spürte, daß der Kahn auf dem Sande auffuhr, und damit die schöne Fahrt zu Ende war. Jedoch die erwünschte Begleitung der liebenswürdigen Fremden sollte mir noch länger zu Theil werden.

„Sie sind wohl auch auf dem Wege nach Walchensee", frug mich der Gemahl.

„Es ist das mein heutiges Reiseziel", erwiderte ich, „und ich werde mir's als ein Glück anrechnen, wenn ich Ihre Gesellschaft bis dahin vergrößern darf."

„O Sie sind uns dabei freundlich willkommen", sagte darauf die liebliche Stimme der jungen Frau; „es soll uns freuen, wenn wir so weit wenigstens zusammen reisen können, da wir von dort aus durch das Thal der Hachenau nach Tegernsee gehen werden."

Die letzten Worte trübten zwar ein wenig meine schon weitschweifenden Hoffnungen, aber ich sagte mir nun auch selbst, wer wird gleich an die Zukunft denken, man muß die Gegenwart genießen.

Wir gaben darauf unser Gepäck dem Schiffer, welcher mit uns ging und an einer Mühle vorüber zur Seite eines rauschenden Sturzbaches uns den Kesselberg hinanführte. Man kommt dabei an zwei Wasserfällen vorüber, welche bei ihrer beträchtlichen Höhe einen angenehmen Anblick gewährten, und bei der Kühlung, welche um sie herrschte, uns auf kurze Zeit an ihrem Fuße Halt machen ließen. Bald darauf gelangten wir auf die Straße, welche, wie es ein Denkstein meldet, im fünfzehnten Jahrhundert von Herzog Albrecht hier angelegt wurde, und zu einer Höhe von etwa 3500′ hinansteigt. Von oben genießt man eine herrliche Aussicht auf das Karwändel- und Wettersteingebirge, während in der Tiefe der einsame, dunkle Walchensee ruht, dessen Spiegel fast 700′ über den des Kochelsees erhaben ist und einen Umkreis von sieben Stunden hat.

Während wir langsam den Berg hinanstiegen, und der Gemahl mit dem Führer gewöhnlich voranschritt, ging ich mit Pauline in angenehmem Gespräche hinterdrein. Weil die Hitze immer unerträglicher ward, so legte sie ein überflüssiges Kleidungsstück um das andere ab, und Mantille, Kragen und Halstuch trug ich bald auf meinem Arm. Dabei erhöhte die blendende Weiße ihres Halses, im Contraste mit den glühenden Wangen, noch die zarte Blüthe ihrer jungendlichen Reize. Ich fand jetzt nicht mehr die Lotte in ihr, sondern ihre scherzende Lebhaftigkeit und ihr frischer Jugendmuth machten sie eben zur Pauline. So täuscht man sich oft beim ersten Anblicke, obwohl ich im übrigen auch dem Gedanken huldige, daß man aus der äußeren Gestalt und dem Benehmen nicht selten den Namen errathen kann.

Während ich so freudig erregt neben ihr herging, kam mir der Ausspruch eines Freundes in den Sinn, den ich auf der Universität hatte kennen lernen. Er war Theologe

Digitized by Google

und hatte die Gewohnheit, wo ihm ein hübsches Gesicht begegnete, hart an ihr vorüber zu gehen und keck und scharf sie anzublicken. Wenn ich ihm dann vorhielt, das schicke sich nicht für einen künftigen Pfarrer, so ungenirt zu sein, ob er sich dabei denn keiner Sünde zeihen müsse, so frug er mich, was ich denn mache, wenn ich im Frühling an einem Obstbaum vorüberwandle, der sich in seiner Blüthenpracht vor mir entfalte, oder an einem Kirschbaum, dessen Aeste prangend voll der rothen saftigen Früchte sich zur Erde neigten, ob ich da nicht bewundernd stehen bleibe, und in dem herrlichen Erzeugniß der Natur staunend deren Schöpfer ehre. Um wie viel mehr aber, als wir das bei Blumen und Blüthen thun, müssen wir es beim Menschen, der schönsten Blüthe der Erde, und sollten wir nicht auch in seiner Schönheit das Wunderwerk des Schöpfers preisen! Obwohl ich den souderbaren Vergleich meines theologischen Freundes gerade nicht so übel fand, zumal er sich jedesmal damit von meinem Vorwurf befreite, so fühlte ich doch in diesem Augenblick, daß man etwas schwärmerischer neben der Blüthenpracht eines menschlichen Geschöpfes steht, als neben der einer Rose oder Lilie, mit welcher man sie so oft vergleicht.

Unser Weg führte uns jetzt abwärts, wir eilten den Gemahl zu erreichen, dessen Gesellschaft sich noch um einen Pfarrer vermehrt hatte. Bald glänzte uns das Wasser des Sees durch die Zweige entgegen, und auf einem Nebenpfade gelangten wir zu einer Fischerhütte an dessen Ufer, wo Kähne zur Ueberfahrt bereit stehen, denn bei den vielen Buchten des Sees macht der Fahrweg am Ufer hin große Biegungen und Umwege. Man sieht rings um den See, der in tiefer Schweigsamkeit sich ausbreitet, fast keine Wohnung. Die beiden Dörfchen, welche nur aus einigen Häusern bestehen, sind meistens dem Auge verdeckt. Die Berge treten bis hart an das Ufer heran und vermehren durch ihre dunklen Tannen- und Buchenwälder die ernste, feierliche Stille, welche über ihm lagert. Nur nach der Seite seines Abflusses, wo das Thal der Hachenau sich öffnet, wird die Umgebung etwas lichter und heiterer, und man gewinnt einen freien Blick auf die Berge, welche das Isarthal begränzen.

In dem Augenblick jedoch, in welchem wir an den See traten, stellte ich diese geographischen und malerischen Betrachtungen nicht an. Pauline, welche alsbald neugierig in die Hütte eingetreten war, um zu sehen, ob es vielleicht frische Sauermilch gäbe, nach der sie wahrhaft lechze, kam lachend wieder heraus und erzählte, wie drin eine Großmutter mit dicker Pelzmütze, wie sie die Frauen am Gebirge tragen, gemüthlich auf dem Schemel sitze und stricke, ohne etwas von Hitze zu verspüren. Dabei nehme der Ofen mit seiner Bank mehr als den vierten Theil der Stube ein und neben demselben sei ein Hühnerstall angebracht, in welchen die Thiere vermittelst eines Loches in der Mauer vom Hofe aus hereinspazierten. Unterdessen hatte die Bäuerin die Sauermilch herausgebracht und zwei Löffel, die sie mit der Schürze abgeputzt, daneben gelegt.

Pauline lud mich ein, das Mahl mit ihr zu theilen, da der Gemahl es verschmähe, und so saßen wir denn auf der Bank vor der Fischerhütte durch das weitvorspringende Dach vor der Sonne geschützt, zwischen uns die große irdene Schüssel mit der Milch, in welche wir, da es an Tellern fehlte, wechselsweise mit dem Löffel eintauchten, und nach jedem Schluck uns gegenseitig ansahen, scherzend über das ländliche Mahl. Ich glaubte, daß mir noch nie eine Milch köstlicher geschmeckt habe, obwohl kein Zimmt und kein Zucker dabei sie versüßte, und es that mir leid, als der Nachen zu schnell schon gerüstet war, und das „Dirndl", welches uns führen sollte, heraustrat. Den Strehhut auf dem sonnverbrannten Gesichte, die braunen Arme bis über die Ellenbogen entblößt, während das Mieder kaum den vollen Busen umschloß, und der kurze Rock die plumpen Waden unbedeckt ließ, so kam sie hervor, ein Bild ländlicher Ungenirtheit und Frische. Kein Wunder, daß wir alle Drei in helles Lachen ausbrachen, als die dralle Gestalt sich behend in den Nachen schwang und das Ruder ergriff; denn der Gemahl trieb zur Eile an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Ueber das Treffen bei Castel Fidardo schreibt man der Allg. Ztg. aus Wien nach den Mittheilungen päpstlicher Offiziere: Von den päpstlichen Truppen, die im Treffen waren — nämlich zwei italienische Jägerbataillone, zwei Schweizerbataillone, ein Bataillon österreichischer Versaglieri und ein franco-belgisches Zuavenbataillon, dann etwa 300 Mann Reiter unter dem Fürsten Obescalchi und 14 Geschütze mit italienischer Bedienungsmannschaft und einer Compagnie Irländer als Bedeckung — haben sich bekanntlich nur die Zuaven, die Oesterreicher und von der Reiterei etwa 70 Mann alter österreichischer Dragoner mit ihrem Commandanten und den deutschen Offizieren sehr gut, die sonst so tapfern Schweizer nur zögernd, die Italiener gar nicht geschlagen. Das war also die Heeresmacht, gegen welche Cialdini mit der piemontesischen Armee den großen pomphaft ausposaunten Sieg erfochten hat.

In der That ist es den zwei Bataillonen Zuaven und Oestereicher, welche die ganze Zeit über gute Waffenbrüderschaft unterhalten haben, nicht gelungen, die piemontesische Armee aus ihrer stark verschanzten Stellung auf den Höhen von Castel Fidardo zu vertreiben, was um so schwieriger war, als die italienische Bedienungsmannschaft jener 14 Geschütze nach den ersten Schüssen ihre Kanonen in die Straßengräben warf und sich zu salviren suchte, und von der Reiterei, nachdem sie über einen kleinen vor der Angriffslinie laufenden Bach gesetzt hatte, alles was Italiener war, beim Einschlagen der ersten Granate wieder Kehrt machte, zum Angriff also nur der Commandant mit seinen Offizieren und den schon erwähnten 70 deutschen Reitern übrig blieb. Dennoch haben diese wenigen tausend Mann die piemontesische Armee im ersten heftigen Anprall gegen die Höhen zurückgedrängt, und so lange gegen eine nicht viersache, sondern zehnfache und noch dazu verschanzte Uebermacht Stand gehalten, daß General Lamorciere, welchem Alles daran liegen mußte, Ancona zu erreichen, mit seinem Gefolge übers Gebirg glücklich dahin gelangen konnte. Doch ich will, wie gesagt, bei diesen Einzelheiten nicht länger als nöthig verweilen, und habe nur noch zu sagen, daß, nachdem die Zuaven fast aufgerieben waren und die österreichischen Jäger starke Verluste erlitten hatten, die letzteren sich nach Loreto zurückgezogen, wo sie am nächsten Tage capitulirten. Nach den Capitulationsbedingungen sollten sie mit militärischen Ehren nach Borgo Recanati abziehen, die Mannschaft dort ihre Waffen ablegen und alle direct von da nach Triest eingeschifft werden. Statt sich hieran zu halten, hat man sie nach Genua überschifft, um einen Triumphzug durch Italien zu veranstalten, und von Genua an durch ganz Piemont und die Lombardei die Gefangenen den gröbsten Insulten des Pöbels ausgesetzt. In der That, dieser Triumphzug mit den Trümmern einiger Bataillone, welche durch eine Armee gesprengt worden sind — das ist eine würdige Ergänzung des Ueberfalls und Siegs von Castel Fidardo.

Ein in Leipzig zusammengetretener Ausschuß fordert die deutschen Sängervereine auf, Productionen zum Besten der Familie des verstorbenen Liedercomponisten Karl Zöllner zu veranstalten. „Karl Zöllner — heißt es in dem Aufruf des Ausschusses — ist gestorben. Eine ächt deutsche Künstlernatur, kannte er bei größter Pflichttreue für seinen Beruf keinen andern Lebenszweck, als sein Volk mit seinen Liedern zu erfreuen, — irdischen Besitz vergaß er zu erwerben. So hinterläßt er nichts als seine Lieder — und seine unversorgte Familie. Ist es nicht Ehrenpflicht der deutschen Sänger, diese Erbschaft anzutreten, seine Lieder fort und fort zu singen — und auch für seine leiblichen Kinder zu sorgen? Die Unterzeichneten sind zu einem Ausschuß zusammengetreten, um den Bestrebungen für Zöllner's Hinterlassene einen Mittelpunkt zu bieten, und richten an die deutschen Sänger die Bitte: Gedenke jeder Einzelne des dahingeschiedenen Meisters, wie er kann! Wie aber in den meisten Fällen Aufführungen von deutschen Gesangvereinen einen wohlthätigen Zweck im Auge haben, so möge auf einem der nächsten Programme solcher Aufführungen stehen: Für Zöllner's Hinterlassene! Seine Lieder haben dazu beigetragen, manche Thräne zu trocknen; mögen sie ihre Kraft in dieser Hinsicht auch bewähren, wo es die Sorge für seine Frau, seine Kinder gilt." Der Ausschuß besteht aus den Herren: E. Anschütz, Advokat; Roderich Benedix, Schriftsteller; F. David, Concertmeister; Dufour-Feronce, Generalconsul; Karl Gehbauer; Raymund Härtel, Stadtrath (Firma: Breitkopf und Härtel); Dr. Hauptmann,

Digitized by Google

Musikdirector; Joh. Jak. Huth, Kaufmann; Dr. Langer, Musikdirector; J. Moscheles, Professor; Rich. Müller, Musikdirector; Dr. Ruete, Hofrath und Professor; Hugo Scharff, Kaufmann; F. A. Schumann, Lehrer; K. Voigt, Kaufmann (Firma: Berger und Voigt); Dr. E. H. Weber, Professor; T. O. Weigel, Buchhändler. Alle Mittheilungen sollen an Herrn Karl Voigt gerichtet werden.

Zwei Reime, die am Regensburger Rathhaus sich vor Alters befanden, lauteten: der eine

Wer durch die Weisheit sich nicht weiß emporzuschwingen,
Der soll sich nicht in den Rath durch andere Wege bringen:

Der andere:

Ein jeder Rathsherr, der da geht
Von Amtes wegen in den Rath,
Soll seyn ohn all böß' Affect,
Dadurch sein Herz nicht werd bewegt,
Als Feindschaft, Zorn und Heuchelei,
Neid, Gunst, Gewalt und Tiranney.
Und seyn dadurch ein gleich Persan
Dem armen, wie dem reichen Mann,
Auch sorgen für die ganz Gemein
Derselben Nutz betrachten rein.
Denn wie er richten wird auf Erden,
So wird ihn Gott auch richten werden
Am jüngsten Tag nach seinem Rath,
Den er ewig beschlossen hat.

---

* Petrus in petra.

An den heiligen Vater in Rom.

Afflavit Deus et dissipati sunt.

Immer näher rückt die Stunde, wo es zu bewähren gilt,
Daß, wie auch die Welle brause, Gott der Herr ein starker Schild;
Daß du fest auf den vertraueſt, welcher fort und fort regiert,
Der, wenn auch auf dunkeln Wegen, stets das Recht zum Siege führt!

Muth nur!... Seiner eig'nen Sache wird der Herr den Sieg verleih'n!
Wenn die rechte Zeit gekommen, fährt er mit dem Schwerte drein;
Weh' dann, dreimal weh' den Frevlern, die sein unantastbar Recht
Mit den blutbefleckten Händen anzutasten sich erfrecht!

Denkt auch: „Hirte, hilf dir selber!" schadenfroh die halbe Welt,
Dennoch iſt es um die Heerde, heil'ger Vater, gut bestellt.
Millionen Katholiken stehen stolz und freudig ein,
Dir dein Eigenthum zu retten, dich zu schützen, zu befrei'n.

Muth nur!... Wenn die Noth am Höchsten, iſt die Hilfe plötzlich da!
Muth!... die Stunde der Erlösung, heil'ger Vater, sie iſt nah'...
Durch des Aufruhrs trübe Wogen wird der Odem Gottes weh'n,
Seine Kirch', in Felsen wurzelnd, glorreich fort und fort besteh'n.

Ein pfälzischer Katholik.

Dreisylbige Charade.

Meine Erſte ſieht man im Garten und Haus,
Man muß ſie in Kirche und Schule haben;
Auch gehen viel Leute hinein und hinaus,
Doch Mancher wird, eh' er ſie kennt, begraben.
Sie bringt zuweilen auch Manchem Glück,
Und Andere reißt ſie in's Verderben:
In einem einzigen Augenblick
Bricht ſie ganzer Familien Glück in Scherben.

Die beiden Letzten vermögen nur
Effekt zu machen in engem Vereine,
Es liegt in ihrer Art und Natur —
Getrennt zu wirken vermag wohl keine.
Man bringt ſie uns gar oft ins Haus —
Wenn ihrer nur nicht zu viele kommen;
Doch Manchem geht die Geduld ſchon aus,
Wenn Eine ihm macht das Herz beklommen.

Vom Ganzen dagegen wird Keiner klagen,
Man hätt' ihm zuviel ins Haus getragen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 87. Speyer, Mittwoch 31. October 1860.

* Von München nach Hohenschwangau.

II.

Der Kochel- und Walchensee.

(Fortsetzung.)

Einige leichte Wölkchen stiegen in der Ferne am Horizonte auf, und es schien, als sollte meine früher ausgesprochene Vermuthung schon bald in Erfüllung gehen. Der Nachen war so schmal, daß kaum zwei Personen auf einer Bank Platz hatten. Pauline bat darum den Gemahl, er möge sich hinter sie setzen, sonst konnte der Nachen gar umschlagen, da sie ihm, wie sie mit einem Blick auf seine breite, männlich starke Gestalt hinzufügte, doch schwerlich das Gleichgewicht halten könne. Bereitwillig fügte er sich ihrem Wunsche, und so hatte ich nun das schönste vis-à-vis ihres freundlichen Blickes. Ich hätte träumend dasitzen und ihr immerfort in das liebliche Auge schauen mögen, das mit dem Azurblau des Himmels wetteiferte, hätte nicht ihr jugendlicher Uebermuth alle solche sentimentale Gefühle und Wünsche zurückgewiesen und stets zu lebendiger, scherzender Unterhaltung aufgefordert. Dabei erzählte sie viel von den Reiseerlebnissen, welche sie während des Sommers schon gehabt. Wie sie auf den Rigi hinaufgeritten, und weil sie sich umdrehen und noch einmal nach dem Goldauer Bergsturz habe zurückblicken wollen, fast vom Pferd herabgestürzt sei, worauf der Gemahl sie erinnert habe, daß Lots Weib einst ebenso für ihre Neugierde zur Salzsäule geworden. Nachdem sie dann endlich nach dreistündigem Ritte im Gasthofe auf Rigiculm angelangt, und am frühen Morgen vom Klang des Alpenhorns aufgeweckt worden seien, habe ein dichter Nebel den Berg umlagert und den ganzen Tag über jede Aussicht gehindert. So sei die ganze Zuschauermasse, deren Zahl vielleicht zwei hundert betragen, wieder zurückgekehrt mit mißmuthigen Gesichtern. Sie habe sich dabei besonders über die seltsamen Anzüge erlustigt, da nicht nur wollene Decken und Teppiche zum Schutz gegen die kalte Morgenluft hätten dienen müssen, sondern ein Engländer sich gar in die weiße Converte seines Bettes gewickelt habe und so auf die Höhe des Thurms mit einem langen Fernrohre gestiegen sei.

Wir hatten unterdessen etwa die Mitte des Sees erreicht, und schon hatten dunkle Wolken fast die Hälfte des Himmels überzogen. Der Wind strich scharf über die Wasserfläche, die Wellen begannen sich zu kräuseln und ein Gewitterstrum schien nahe. Der Gemahl trieb besorgt die Schifferin zu raschererem Rudern an, und versprach ihr von Zeit zu Zeit eine immer größere Belohnung. Diese arbeitete darauf, daß der Schweiß ihr über die dicken Wangen troff. Pauline dagegen wußte nichts von Besorgniß oder fürchtete sich nicht vor der Gefahr. Ja wir hatten indessen unsere Lust an dem Schaum der Wellen, an den Seevögeln, welche mit schwarzem Fittig über das Wasser strichen, an dem Rauschen des Waldes, welches zu uns herüber scholl, an den Staub- und Blätterwirbeln, welche der Wind über die Fluth jagte, an dem flüchtigen Zug der Wolken und dem geheimnißvollen Dunkel, das sich allmählich über den See lagerte. Es war ein prächtiges und erhabenes Schauspiel, obgleich auf der einen Seite auch wieder von etwas schauerlicher Romantik. Denn der kleine Nachen mitten in dem schäumenden See hin und her schwankend, abgeschnitten von jeder rettenden Hilfe, bot jeden Augenblick die Gefahr dar, von

Digitized by Google

der Wucht eines starken Windstoßes umgeworfen zu werden und seine Inhaber in den Fluthen zu begraben.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß weder ich, noch meine schöne Begleiterin die Angst des Gemahls theilen konnten, und selbst als die Wellen bis hart an den Rand des Nachens schlugen, blieb ich gleichgültig gegen die augenscheinliche Gefahr. Der Gemahl forderte die Schifferin jetzt auf, direct nach dem Ufer zu lenken, obwohl dieses wegen seiner Steilheit keinen Punkt zum Anfahren bot. Ich suchte ihn zu beruhigen, wir würden ja bald in stilleres Wasser gelangen und so lange die Wellen noch nicht in den Kahn hereinspritzten, dürfe man solche Furcht nicht hegen.

„Sie haben gut reden, sagte er, wäre ich allein, so würde ich mich auf meine Kraft verlassen, schwimmend das Ufer zu erreichen, aber nun", fuhr er fort, indem er sich nach seiner jungen Gemahlin hinüberbeugte, „nun, wo mein theuerstes Gut auf dem Spiele steht, da ist's wohl kein Wunder, wenn ich Befürchtungen hege."

„Danke, danke, Wilhelm", erwiderte Pauline, indem sie sich umdrehte und ihm einen liebevollen Blick zusandte, „aber habe meinetwegen keine Angst, ich wollte sehen, wer noch am glücklichsten davon käme. Erinnerst Du Dich noch an die Spazierfahrt, welche wir nach Altona machten, und auf welcher Du mich mit meinen Geschwistern mitnahmst? Als damals die Pferde scheu wurden, und über den Straßendamm setzten, wer war am flinksten zum Wagen draus? Und was wäre aus euch geworden, wenn nicht die Deichsel zerbrochen wäre? Wenn ich als zwölfjährige so was vermochte, was glaubst Du, daß ich heute könnte?"

„Schwimmen, meine Liebe, auf keinen Fall, zumal in diesem erregten Wasser", sagte er, „denn, bedenke, der Kahn ist kein Wagen, aus dem man herausspringen kann."

„Aber festhalten würde ich mich", erwiderte sie, „und an den Brettern wieder in die Höhe arbeiten."

„Gut", fuhr er freudig lachend fort, „daß wir all das nicht nöthig haben, so sehr ich auch Deinen Muth anerkennen will, aber sieh, da sind wir an einer Stelle, die vor dem Winde geschützt ist, und nun außer Gefahr."

„Und wenn ich mich in jenen Häuschen nicht irre", sagte ich, „so ist das Dorf Walchensee nicht mehr weit von uns entfernt, und in einer Viertelstunde sind wir in Sicherheit."

In der That gelangten wir bald nach dem Ufer hin, und längs desselben vorüberfahrend, hatten wir in kurzer Zeit das Dörfchen erreicht und fanden im Gasthaus zur Post daselbst eine freundliche Aufnahme.

Während nun meine Reisegefährten sich auf ihr Zimmer begaben, um sich umzukleiden, wandelte mich die Lust an, den heute Mittag so sehnlichst gehegten Wunsch zu erfüllen. Ich ließ mir den Schlüssel zum Badehäuschen geben, das in der Nähe aufgebaut war, legte dort meine Kleider ab, und schwamm dann hinaus in den freien See. Noch war der Himmel schwarz mit Wolken überzogen, aus welchen dicke Regentropfen auf die Wasserfläche aufschlugen. Bisweilen zerriß ein Blitz die dunklen Wolkenschichten, aber das dumpfe Rollen des Donners verkündigte den Abzug des Gewitters, das mehr östlich seinen Mittelpunkt zu haben schien, und im Süden begann das Blau des Himmels schon wieder freundlich herein zu blicken. Die Temperatur des Wassers war die angenehmste, und obwohl der Wind sich völlig gelegt hatte, so war der See doch noch stark in Wallung, und ich konnte nicht müde werden, bald den überschlagenden Wellen entgegen zu schwimmen, bald mich von ihnen nach dem Ufer zurücktreiben zu lassen. Wahrlich es ist keine der kleinsten Reize, welche der Aufenthalt an einem See bietet, wenn man täglich ein solches Bad genießen kann. Für mich wenigstens haben diese dunkelblauen Wogen eine ungemeine Anziehungskraft, trotzdem mir eben bei diesen Worten wieder jenes Lied von Göthe in den Sinn kommt.

Als ich in die Post zurückkam und das Vergnügen schilderte, welches ich mir unterdessen bereitet, wurde der Gemahl bewogen, auch ein Bad zu nehmen. Während dieser Zeit machte ich mit Pauline einen kleinen Spaziergang am Ufer hin. Die Sonne hatte sich wieder Bahn gebrochen und be-

Digitized by Google

leuchtete mit den Strahlen eines matteren, friedlichen Abendlichtes die Scene, welche vor kurzem noch so belebt und stürmisch war. Der Regen hatte die Hitze des Tages verscheucht und Alles athmete eine sanfte Kühlung. Kein Blatt des Waldes bewegte sich und während die Wellen nur noch leis an's Ufer schlugen, färbte sich allmählich der Spiegel des Sees mit dem freundlichen Schimmer des Abendroths und aus jedem Thautropfen glänzte die Hoffnung eines schönen morgenden Tags.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

* Zur Bienenzucht. Leider höre ich auch aus andern Gegenden die Klage, daß das Bienenjahr 1860 zu den schlechtesten gehört, die selbst alten Bienenzüchtern gedenken. Ich glaube daher im Interesse vieler Bienenhalter und zum Wohle Millionen armer Bienchen zu handeln, wenn ich alle verehrlichen Zeitungsredactionen bitte, die Beantwortung nachstehender Frage in ihren Blättern baldmöglichst aufzunehmen.

„Wie erhalte ich am besten und wohlfeilsten meine volks- und honigarmen Bienenvölker während des Winters?“ Ein volksarmes Bienenvolk kann für sich allein nicht mit Vortheil überwintert werden, weil die Trachtverhältnisse in der Pfalz im Frühjahr volksstarke Bienenvölker erfordern, wenn anders eine Honigernte gemacht werden soll. Es ist daher die Herbstvereinigung bei schwachen Völkern zu empfehlen. Ich verfahre dabei also:

1. In Dzierzonsbienenwohnungen.

Ich nehme einen volksarmen Stock und vereinige denselben mit einem überwinterungsfähigen Stocke. Demjenigen von beiden Stöcken, welcher die älteste Königin hat, fange ich dieselbe heraus, lege jedem Stock für 3 kr. Moschus — der in einer Papierkapsel verwahrt ist — auf das Bodenbrett unter die Waben und nach 24 Stunden, also am andern Abend, hänge ich das eine Bienenvolk zum andern. Die Waben des einzuhängenden Volkes stoße ich nicht fest an die Waben des Volkes, welches bereits in der Wohnung ist, sondern lasse zwischen beiden Völkern einen handbreiten Zwischenraum, damit die Königin desto weniger in Gefahr kommt. Am andern Morgen hänge ich alle Waben der beiden Völker fest zusammen und regelrecht ein und die Vereinigung ist vollkommen gelungen.

2. In Strohkörben.

Ich lege Abends den zwei zu vereinigenden Stöcken den Moschus ein. Am andern Abend nehme ich den Stock mit der ältesten Königin — wenn ich dies weiß — und stelle denselben auf den Kopf, so daß das Unterste zu oberst kommt. Das Bodenbrett nehme ich dann ab und stelle den andern Stock auch ohne Bodenbrett darauf, so daß die beiden Körbe, wenn es Stülpen sind, in der Mitte mit den weiten Oeffnungen auf einander stehen. Passen die Körbe nicht genau auf einander und können Bienen heraus, so wickele ich ein Handtuch um die Stelle, wo die beiden Körbe auf einander stehen. Während der Nacht zieht das Volk aus dem untern Stock in den obern und in der Regel büßt die untere Königin beim Aufsteigen in den obern Korb das Leben ein und die im obern Korbe ist Alleinherrscherin. Hat man zwei entlegene Bienenstände, wie ich, so verstelle man den vereinigten Bienenstock, damit sich keine Bienen verfliegen; ist dies nicht der Fall, so vereinige man zwei Stöcke, die neben einander stehen und stelle dann den vereinigten Stock in die Mitte der Stellen, wo die beiden Völker vor der Vereinigung gestanden. Geht auch dieses nicht an, so bleibt noch übrig, das vereinigte Volk zu einem Freunde auf ein benachbartes Dorf zu tragen. Zur jetzigen Jahreszeit ist übrigens kein Verfliegen mehr zu befürchten, daher nur rasch an's Werk!

Den Moschus kann man sich in einer gut verschlossenen Schachtel jahrelang zum Gebrauche aufbewahren.

Die Fütterung in Dzierzonsstöcken geht am besten, wenn man starken Völkern von ihrem Ueberflusse nehmen und denselben armen Völkern einhängen kann. Hat man keine solche Honigwaben, so muß eben so lange mit flüssigem Honig oder aufgelöstem Kandis gefüttert werden, bis das Volk etwas Vorrath hat. Flüssiges Futter aber gebe ich meinen Bienen nur dann, wenn sie ausfliegen können. In den Monaten November, December und Januar aber beunruhige ich meine Bienen durchaus nicht und sorge dafür, daß jedes arme Volk auch feste Nahrung hat. Ich nehme dafür auf jeden Stock 1 bis 2 Pfund Kandiszucker, je nach der Stärke des Volks, zerstoße denselben zu Mehl, lege mir eine

Digitized by Google

leere Tafel auf den Tisch und streue das Zuckermehl in die Zellen. Ist dies geschehen und belege ich die gefüllte Seite mit nassem Fließpapier, so kann ich auch die andere Seite der Tafel noch mit Zuckermehl anfüllen. Die gefüllte Tafel hänge ich fest an den Winterfitz der Bienen. Das Ganze wird dann für den Winter recht gut verschlossen und verschmiert, je wärmer, desto besser. — In Strohkörben mache ich oben das Spundloch auf und schneide so viele Rosen heraus, bis ich den nöthigen Zucker einlegen kann. Ich nehme dazu nur Bodenstücke, weil diese sich leichter auflösen lassen, tauche jedes Stück in Wasser und lege so viel in die gemachte Oeffnung, bis dieselbe voll ist. Legt man ein mit Wasser getränktes Kinderschwämmchen auf den Zucker, so können ihn die Bienen noch leichter auflösen. Das Spundloch muß wieder gut verschlossen werden. Zu Weihnachten sehe man nach, ob ein oder das andere Volk aufgezehrt hat und helfe nach, wo es fehlt.

So gefütterte Bienenvölker müssen recht warm eingewintert werden, wenn die Bienen von dem Zucker leben sollen; daher es nothwendig ist, dieselben bei strenger Kälte — aber nur nicht früher — in eine dunkle Kammer oder in einen trocknen Keller zu bringen. Das Flugloch aber muß immer offen bleiben.

Lauterecken, den 17. October 1860.

Max Zimmermann.

Miscelle.

Im Nürnberger Anzeiger schwärmt ein Blaustrumpf in ungereimten Reimen für Garibaldi. Marie K. unterzeichnet sich die holde Jungfrau mit dem politischen und poetischen Schafsgesicht; sie singt:

„Ein Name sprengt der langen Knechtschaft Bande,
Und fluchbelad'ne Throne sinken nieder . . .
Aus Kerkern heben sich lebend'ge Leichen,
Zum langentbehrten heiß ersehnten Lichte
Und Greuelthaten sonder Gleichen
Gräbt Kilo's *) Griffel ein in die Geschichte."

*) Soll wohl heißen Klio's.

Der Schluß des unsterblichen Gedichtes lautet:

„O Held, der Du bis jetzt den deutschen Namen
Als Deiner Heimath Fluch nur konntest nennen,
Das deutsche Volk ruft Deinen Thaten Amen;
Lern' Du es wohl von seinen Fürsten trennen!
Bei uns auch keimt der Freiheit heil'ger Samen
Und deutsche Herzen für das Recht entbrennen;
Dir allen Ruhm, Dir allen Preis auf Erden,
Doch möcht' auch uns ein Garibaldi werden!"

Man möchte der trefflichen Marie K. hierauf zurufen:

Hätt'st Du statt deiner Weisheit, liebe Puppe,
Dich selber doch schon an den Mann gebracht;
Denn besser ist's, ein Weib kocht gute Suppe,
Als daß es schlechte Verse macht!

* Räthsel.

Es ist ein König mit weitem Gebiet,
Er herrscht auf der ganzen Erde,
Vor dem ein Jeder mit Grausen flieht,
Denn schrecklich ist seine Geberde;
Und schlüpftest du in das tiefste Loch,
Sein mächtiger Arm erreicht dich doch!

Er fürchtet nimmermehr Rebellion,
Nichts kann seine Ordnung zerrütten,
Es wohnen ganz bleich um seinen Thron
Die Bürger in niedern Hütten;
Doch mehret er täglich sein Reich mit Macht,
Im Stillen und mancher donnernden Schlacht.

Dem finstern König beugt Niemand sich gern,
Doch Einer hat ihn besieget,
Wer diesem folgt, als König und Herrn,
Hat Freiheit, obgleich er erlieget;
Auch ihn zieht der Erste in's furchtbare Reich,
Doch nimmt ihn der Zweite in's seine zugleich.

h—r.

Auflösung der Charade in № 86:
Banknote.

Berichtigung.

In der Reiseschilderung der letzten Nummer soll es statt „Hachenau", „Jachenau" heißen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 88. Speyer, Samstag 3. November 1860.

Wanita.

In einem der wildesten und entlegensten Theile von Texas, etwa hundert englische Meilen nordwestlich von San Antonio und fast ebenso weit von irgend einer anderen christlichen Behausung, sieht man jetzt noch die verfallenen Ueberreste eines ehemaligen spanischen Vorpostens, den die Mexikaner bis auf den heutigen Tag das Bluthaus (casa del sangre) nennen. Die Trümmer liegen auf einer Anhöhe, welche den San Saba-Fluß überschaut, etwa vierzig englische Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Colorado. Die altersgrauen Mauern, die von grünen Wucher- und Klettenpflanzen überkleidet und von riesigen Lebenseichen beschattet sind, schmücken in sehr malerischer Weise die Landschaft, die freilich selten von Anderen, als von dem abenteuernden Jäger und den rothen Wilden des Gebirges besucht wird.

Das Fort, ursprünglich Sabano genannt, wurde zum Schutze einer Silbergrube angelegt, welche die ersten spanischen Ansiedler ausbeuteten. Jetzt ist sie schon seit langer Zeit aufgegeben. Ein Theil des an das Fort grenzenden Thales war sonst angebaut, denn man sieht noch mancherlei Spuren und neben den verfallenen Mauern blühen sogar noch einige Obstbäume so wie einige Pflanzen der Aloe-Art.

Es liegt etwas unbeschreiblich Ansprechendes und Gefälliges in der Betrachtung solcher ehemaligen Ansiedelungen; sie führt die Phantasie in die Vergangenheit zurück. Der Name des Forts namentlich, das Bluthaus, deutet an, daß es nicht bloß durch die Zeit zerstört worden ist.

Mit hochgesteigerter Neugierde stiegen auch einige Reisende, drei Texaner, zwei Mexikaner aus San Antonio und der Schreiber dieses mit ihrem indianischen Führer vor dem verfallenen „Bluthause“ ab. Wir hatten den Ausflug unternommen, um den Zustand der bereits erwähnten Silbergrube zu untersuchen. Das war freilich nicht ohne Gefahr, denn das Thal des San Saba-Flusses befindet sich mitten in dem Jagdrevviere der Comanchen, wenn auch der Vertrag der Regierung mit den Letzteren ein hinreichender Schutz für uns sein mußte, so lange er gehalten wurde. Sollte dieß nicht geschehen, so waren wir Sieben allerdings Mann genug, gut bewaffnet und an Kampf gewöhnt. Selbst unser Führer, ein Halbblutmann, war mehr Mexikaner als Indianer.

Es mochte ziemlich Mittag sein, als wir die Ruinen erreichten und wir beschlossen, unser Mittagsmahl zu halten, bevor wir die Grube besichtigten. Wir banden also unsere Pferde an die hängenden Aeste einer mächtigen Weide und ließen uns in dem Schatten einer Gruppe üppiger Lebenseichen nieder. Bald erschienen Tortillas-Kuchen, Stücke gedörrten Wildprets und Streifen von Büffelzungen aus unsern Jagdtaschen, um fast ebenso schnell zu verschwinden. Dann griffen wir nach unseren kleinen Branntweinflaschen, die man uns in der letzten Ansiedlung freundlichst gefüllt hatte und das Gespräch wurde allmählig lebhaft und allgemein.

„Wo ist Basano?“ fragte eine Stimme.

„Seinor Basano!“

„Er ist in die Ruinen gegangen“, antwortete der Führer.

„Seltsam!“ bemerkte ein Texaner. „Er bekreuzigte sich, als er zuerst das Fort bemerkte, dann noch zwei Mal, während wir durch den Fuß ritten, und dabei murmelte er: „par amor de Dios“ und „Nuestra Senñora“, 's ist seltsam.“

Digitized by Google

„Auch Lopez ist fort", fiel ein anderer Texaner ein, der auf den genannten jungen Mann wies, während derselbe mit ungewöhnlich feierlichen Schritten nach dem Fort hinging. Ich will Euch was sagen: die Mexikaner sind verrückt."

Wir alle glaubten, daß etwas vorgehe, und wenn ich die Wahrheit sagen soll, muß ich gestehen, daß wir Argwohn zu hegen begannen. Wir waren hier hundert Meilen weit von irgend einer amerikanischen Ansiedlung.

„Aber schämt Euch, Ihr Herren!" sagte einer. „Lopez und Basano sind gute Cameraden und so gute Texaner als irgend einer von uns. Es rührt sich wahrscheinlich der katholische Glaube in ihnen. Da kommen sie auch schon wieder."

Die beiden traten in diesem Augenblicke wirklich aus den Ruinen. Basano näherte sich einer großen Maguey-Pflanze, die gleich am Eingange stand, zog sein langes Messer, schnitt einige Stücke davon ab und band sie hinter den Sattel seines Pferdes. Dies reizte unsere Neugierde freilich noch mehr, denn wir konnten durchaus nicht errathen und vermuthen, was er mit einem Büschel Aloe-Schößlingen beginnen wolle. Er sah uns wahrscheinlich die Neugierde an und sagte, als er ganz nahe gekommen war:

„Sie wundern sich gewiß, warum ich die arme Pflanze zerschnitt. Ich that es sehr ungern."

„Ja, Das und einiges Andere hat uns überrascht."

„Ich will's erklären, aber Sie müssen dann eine lange Geschichte anhören."

„Eine Geschichte?"

„Ja, die Geschichte von dem Brazos de Dios."

„Mit Vergnügen", riefen Mehrere auf einmal; „aber erst nehmen Sie eine Tasse des besten Wassers in Texas mit etwas vom ichlechtesten Branntwein."

Unser Branntwein (Mescal der Mexikaner) schmeckte uns in der That freilich sehr schlecht, aber zu unseren Füßen kam eine Quelle klaren Wassers aus dem Felsen, die, von Lilien umblüht, als kleiner Bach dem San Saba zueilte.

Jeder nahm noch einen tüchtigen Zug aus der Flasche, Cigarren wurden angezündet und so erwarteten wir, daß Don Basano die Erzählung seiner Geschichte beginne.

Er bekreuzte sich andächtig und sprach sodann:

„Vierzig Jahre und mehr sind vergangen, seit ich Casa del Sangre zum ersten Male sah. Ihr wundert Euch darüber (— das war allerdings der Fall, weil keiner von uns Basano für viel älter als vierzig Jahre hielt —), aber Ihr müßt wissen, daß ich in diesen Mauern geboren wurde. Vor fünfzig Jahren stand da, wo Ihr jetzt nur einen Haufen zerfallenden Gemäuers seht, ein stattliches Gebäude, dem sich an der Bergseite hin bis hierher, wo wir sitzen, wohl hundert Häuser von Holz anschlossen, die das Feuer vollständig verzehrt hat."

Basano schwieg hier einen Augenblick. Er kämpfte offenbar mit schmerzlichen Erinnerungen und wir wagten es deßhalb nicht, ihn zu stören. Endlich aber fuhr er fort:

„Das Thal war bis hinunter zu der Biegung des Flusses dort geklärt und angebaut; Felder von Mais, Baumwolle und Maguey zogen sich bis weiter hinter die Hügel. Freilich war dieß in der Zeit meiner frühesten Kindheit und ich erinnere mich alles Dessen nur noch undeutlich. Aber es ist mir oft von Jemanden beschrieben worden, welcher die fürchterliche Nacht überlebte. Zehn Jahre später war ich hier und ich sah, daß der Mais wild wuchs, aber keine Hand ihn erntete. Auch einzelne Maguey-Pflanzen standen da, wie jetzt noch, verkümmert freilich und von den Büffeln und wilden Rindern des Gebirges abgefressen. Ich wollte die Ruinen der Stärke meiner Heimath sehen, die Mauern, die alleinigen Ueberreste einer gedeihlichen Niederlassung, die damals noch nicht von Klettenpflanzen überzogen, sondern weiß und von den Flammen geschwärzt waren, welche das Dach verzehrt hatten. Oftmals noch bin ich hier gewesen, um Rache zu nehmen an den Mördern meiner Mutter. Ich fand sie mit meinen Cameraden und mancher der Comanchen hatte Ursache, das Anzünden der Casa del Sangre zu bereuen. Doch ich komme von meiner Erzählung ab."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Von München nach Hohenschwangau.

II.

Der Kochel- und Walchensee.

(Fortsetzung.)

„Es gibt doch nichts Herrlicheres", sagte Pauline, „als das ewig neue Schauspiel der Natur nach einem Gewitter. Man sieht darin aber zugleich wie abhängig wir arme Menschen trotz aller gerühmten Geisteskraft von der äußeren Stimmung der Natur sind. Kommt ein Regentag, so fühlen wir uns mißmuthig unbehaglich, jeder Blick zum Fenster hinaus macht uns ärgerlich und niedergeschlagen. Dagegen wie elastisch hebt sich Körper und Geist bei heiterem Sonnenscheine, Alles geht uns leichter von der Hand, wir glauben uns neugekräftigt, neubelebt."

„Es ist mir auch schon oft dieser Gedanke gekommen, erwiderte ich, ja ein Bekannter von mir hat einmal den Einfall geäußert, er wolle die Stimmung der Welt so ziemlich aus dem Barometerstande errathen. Jedenfalls übt Licht und Wärme einen mächtigen Einfluß auf uns aus. Fühlt man sich nicht gleich wie zum Tanze beflügelt, wenn man in einen hell erleuchteten Ballsaal tritt."

„Sehen Sie nur", sagte Pauline, „wie prächtig aus den Fenstern jenes Häuschens der Widerschein des Abendroths herüberglänzt, wie die Fischer eben emsig damit beschäftigt sind, die Angeln auszulegen, und breite Furchen mit ihrem Kahn durch den See ziehen, während am Ufer unter Schellengeläute die Kühe von der Trift heimkehren. — Aber noch eins muß ich fragen", fuhr sie fort, „warum warfen Sie auf dem Dampfschiff so erschrocken den Kopf zurück, daß ich glaubte, der Strohhut müsse von Ihrem Haare weit in die Wellen hinausfliegen?"

„Die Veranlassung dazu war eine seltsame", erwiderte ich, und erzählte nun meinen damaligen Gedankengang und welche Wirkung Göthe's Lied auf mich gemacht habe. Unser Gespräch wurde dadurch auf jenen großen Dichter gelenkt, und Pauline sagte: „Sie reizen mich dadurch um so mehr, mich ferner fleißiger mit der Lectüre seiner Werke zu beschäftigen. Bisher habe ich ihn nur in seinen Romanen, in einzelnen Gedichten und Schauspielen kennen gelernt, die ich zuweilen auf dem Theater gesehen, aber man ist jetzt so von den Erzeugnissen unserer jüngsten Literatur überschwemmt, daß man viele Schriften aus unserer klassischen Periode schon für veraltet hält. Zwar ist es auch die Welt des vorigen Jahrhunderts, welche uns Göthe zum Beispiele in den „Lehrjahren" seines „Wilhelm Meister" vorführt. Aber die Darstellung ist dabei so plastisch und malerisch, so durchwebt von Aussprüchen der tiefsten Menschenkenntniß, die einzelnen Persönlichkeiten zumal der Schauspielergesellschaft sind so naturgetreu geschildert, daß man sieht, Göthe hat, wie er in seinem Wilhelm Meister sich selber gibt, so auch in den übrigen Figuren Alles aus dem Leben gegriffen, und Schilderungen derart können darum nie veralten, weil der Mensch immer derselbe bleibt, sobald die äußeren Verhältnisse die gleichen sind."

Die Sonne war schon untergegangen, als wir in die Post zurückkamen. Wir trafen den Gemahl im Gespräche mit einem bekannten Münchener Genremaler, der hier auf einige Wochen seinen Aufenthalt genommen hatte. Die Unterhaltung während des Abendessens wurde dadurch sehr interessant und belehrend und dehnte sich auf einige Stunden aus. Da mein Schlafzimmer gegen Osten gelegen war, so weckte mich die Sonne schon früh am Morgen. Ich benutzte die Zeit, bis auch meine Reisegefährten erwacht waren, zu einem abermaligen Bade. Um der Hitze des Tages zu entgehen, gedachten wir alle frühe aufzubrechen. Wir saßen noch am Kaffeetische, als der Wagen vorfuhr, welcher die neuen Bekannten durch die Jachenau und nach Tegernsee bringen sollte. Ich reichte dem Gemahl die Hand und sprach die Hoffnung aus, es möge ein glücklicher Zufall uns in einem anderen Winkel der Erde zu einer so schönen Reiseroute wieder zusammen führen.

„Nun", sagte er, indem er mir seine Adreßkarte überreichte, „diese Hoffnung können Sie selbst sich erfüllen, und wenn Sie einmal in die Nähe von Hamburg kommen, so werden Sie einen kleinen Umweg nicht

Digitized by Google

scheuen und uns das Vergnügen ihres Besuches schenken!"

„Ja das thun Sie", fügte Pauline bei, als ich auch ihr die Hand zum Abschied reichte, „Sie werden uns herzlich willkommen sein und in froher Erinnerung wollen wir dann wieder unseres Zusammentreffens gedenken und auf dem dunkelblauen Walchensee noch einmal einen Sturm durchleben."

Noch lange schaute ich dem Wagen nach, der sich zuletzt hinter einer Baumgruppe meinen Blicken verbarg. Ein melancholisches Gefühl der Oede und Einsamkeit ergriff mich, als ich in die Wirthsstube zurücktrat. Einige Minuten später befand ich mich auf dem Weg nach Partenkirchen.

III.

Partenkirchen und der Eibsee.

Ueber einen Hügel, von welchem ich die ganze Breite des Walchensees noch einmal überschauen konnte, führte mich die Straße im Schatten herrlicher Buchenwälder nach Walgau in's Thal der oberen Isar hinab. Unterwegs hatte ich eine Zeit lang die Begleitung eines Geometers, welcher mit anderen Genossen, von der Regierung beauftragt, schon einige Jahre damit beschäftigt war, eine Karte des oberbayerischen Gebirgs aufzunehmen; ich sah ihm eine Zeit lang zu, während er seine Messungen anstellte, wobei kein Graben und keine Biegung des Wegs übergangen werden durfte. Er schlug sich dann seitwärts in die Büsche, um einen Bergkegel zu ersteigen, auf welchem er den ganzen Tag zubringen müsse, und wohin er schon seine Leute vorausgeschickt habe. Als ich ihm sagte, das müsse ja die angenehmste Beschäftigung sein, so täglich das Gebirge zu durchwandern, erwiderte er: „Wenn Sie das Wörtchen täglich weggelassen hätten, so möchten Sie recht haben. Es ist zu manchen Zeiten, besonders im Beginne, eine wahre Lust auf einem Berggipfel zu stehen und in weitem Kreise die Welt zu überschauen. Aber wenn man das täglich thun muß und zwar genöthigt von seiner Pflicht, dann schwindet am Ende aller Reiz und man sieht nur mehr auf seine Meßplatte." Zugleich war ein Treibjagen im Walde und ein ganzer Rudel Hirsche setzte einmal in flüchtigem Laufe gerade vor mir über die Straße. Es ist ein lustiger, zugleich aber auch Mitleid erregender Anblick, während rings umher die Schüsse knallen, das gehetzte Thier mit seinem majestätischen Geweihe vorüberfliegen zu sehen, das in seiner Angst, das Leben zu retten, gerade dem Tode entgegenstürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfsylbige Charade.

Die ersten Drei bedeuten
Verschied'nes in der Welt,
Und schon seit langen Zeiten
Sind sie dazu bestellt,
Im Streit das Wort zu führen
Mit großer Resonanz,
Und auch zu renommiren
In spiegelhellem Glanz.

Die beiden letzten dienen
Dem Menschen und dem Thier:
Wo saft'ge Wiesen grünen,
Wie in dem Waldrevier, —
Und wenn die Stürme brausen
Sind sie uns schützend nah,
Des kalten Winters Grausen
Ist nimmer für uns da.

Das Ganze ohne Zweifel
Ist schlecht als Spaß gewählt
Und mancher arme Teufel
Ward schon dazu gezählt,
Der fern auf fremder Erde
Und fern vom Liebchen starb,
Indessen sein Gefährte
Den Ruhmeskranz erwarb.

Auflösung des Räthsels in № 87:
Der Tod.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Reid.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 89. Speyer, Mittwoch 7. November 1860.

Wanita.

(Fortsetzung.)

Wir fingen an, innige Theilnahme an der Geschichte unseres mexikanischen Freundes zu empfinden. Sein seltsames Benehmen war vollständig erklärt. Wir hatten Alle schon gewußt, daß das Bluthaus durch die Indianer zerstört und die Ansiedlung in Folge davon verlassen worden sei und sehnten uns deßhalb, den eigentlichen Hergang zu erfahren, um so mehr, da Basano ja selbst da geboren und erzogen worden war.

„Die Casa del Sangre," erzählte er weiter, „hieß ursprünglich Sabano. Erst nach den Ereignissen, von denen ich sprechen will, erhielt sie diesen schauerlichen Namen. Vorher gehörte die Ansiedlung zu den blühendsten in Texas. Die Silbergruben, die wir aufsuchen wollen, befinden sich in jenen bewaldeten Gebirgen und lohnten damals die darauf verwendete Mühe und Arbeit sehr reichlich. Zweihundert Mann waren dabei beschäftigt, dreihundert andere in dem Dorfe und auf den Feldern. Männer und Weiber nahmen Theil an der Bebauung des fruchtbaren Bodens und an der Fertigung von allerlei Waaren für die Indianer. Es gab aber überdieß 150 Soldaten als Besatzung des Forts, sowie eine Mission mit einer Kirche, durch deren Einfluß viele der umwohnenden Indianer veranlaßt wurden, der Ansiedlung sich anzuschließen und die christliche Religion anzunehmen.

„Es war um die Zeit, als die spanische Regierung dem Grafen Rosas das Commando über das Fort und die Colonie übertrug. Er war ein alter Castilianer und brachte außer seiner Gemahlin und einem einzigen Sohne mehrere vornehme Familien, so wie eine Anzahl lebenslustiger junger Herren aus Spanien mit. Er zeichnete sich durch ruhigen Charakter und wohlwollende Gesinnung aus, so daß Sabano unter seiner Verwaltung bald ganz besonders zu gedeihen anfing. Sein Sohn, Francisco mit Namen, ein muthiger und edelgesinnter junger Mann, war dagegen wild wie eine Antilope und verbrachte, statt seinem Vater bei der Verwaltung der Colonie beizustehen, den größten Theil seiner Zeit auf Jagdausflügen und Lustpartien in Gesellschaft seiner jungen Freunde aus Spanien und des größten Theils der Soldaten, deren Hauptmann er war.

„Auf einem seiner Jagdausflüge nach dem Guadelupe-Gebirge traf er einst mit den Seinigen plötzlich auf ein großes Indianerdorf in dem schönen Thale des Rio Saco. Die Bewohner gehörten zu dem Stamm der Comanchen, hielten sich aber in der Regel ein halbes Jahr in dem schönen Thale auf, in dem sie ihre Hütten gebaut hatten und bebauten das Land. Francisco wurde nebst den Seinen mit allen Ehren von den alten Kriegern empfangen und erhielt seine Wohnung in dem Hause des Häuptlings selbst. Man kam überein, daß er einige Tage da verweilen und mit den rothen Kriegern jagen solle. Auch verbrachte man fast eine Woche in dieser Weise; viele Büffel, Bären und Hirsche wurden erlegt und in dem Indianerdorfe herrschte Lust und Schmauserei.

„Graf Rosas aber, wie die Ansiedler von Sabano, wurden besorgt wegen des langen Ausbleibens der jungen Leute und schickten Boten nach denselben aus. Daß ich es gleich sage, nicht die Jagdlust allein hatte Francisco abgehalten, früher nach Sabano zurückzukehren, ein etwas weit Mächtigeres, Anziehenderes. Der Kazike des Stammes hatte eine einzige Tochter, Wanita mit Namen. Sie war sehr schön und

Digitized by Google

ast so weiß als unsere Leute, so daß Viele glaubten, sie seiggar nicht die Tochter des alten Häuptlings, sondern ein aus den Ansiedlungen von Rio Grande gestohlenes Kind weißer Eltern. Wie es gewesen, vermag ich nicht zu sagen; wäre das Gerücht wahr, so müßte Wanita in der allerfrühesten Jugend geraubt worden sein, denn sie wußte gar nichts von dem Leben und der Sprache der Weißen Auch hatte der alte Häuptling sie immer wie sein Kind behandelt.

„Wanita sollte mit dem Häuptlinge eines benachbarten Stammes verheirathet werden und die Vorbereitungen dazu waren bereits gemacht, als die Ankunft der Spanier in dem Dorfe der Sache eine andere Wendung gab. Die glänzende Kleidung, die gebieterische und stolze Haltung des schönen, jungen Offiziers machten einen tiefen Eindruck auf das Herz der Indianerin und vierundzwanzig Stunden nach der Ankunft desselben war sie leidenschaftlich in ihn verliebt.

„Die Liebe einer Indianerin aber gleicht der unserer Mädchen nicht. Sie ist einfach, aber ungestüm, wie der Sturz eines Wildbaches. Sie duldet keine Hemmnisse und geht lieber in den Tod, als daß sie in eine Trennung von dem Geliebten willigt. Ich habe manche Fälle kennen gelernt, in denen Vernachlässigung oder Verlassen durch Ermordung des Schuldigen gestraft wurde, während die Gekränkte dann sich selbst das Leben nahm. Wanita nun hatte allerdings nach dem Wunsche ihres Vaters eingewilligt, Wawara, den benachbarten Stammeshäuptling, zu heirathen, weil sie dieß für ihr Geschick und ihre Pflicht gehalten; jetzt aber, nachdem sie den jungen Häuptling der Krieger der bleichen Gesichter gesehen hatte, wurde ihr schon der Anblick des ihr bestimmten Wawara verhaßt und noch war nicht eine Woche seit der Ankunft des jungen Spaniers vergangen, als sie ihrem Vater in der bestimmtesten und entschlossensten Weise erklärte, sie würde lieber sterben, als die Frau des Indianers werden.

„Francisco seinerseits liebte die wilde Schöne des Gebirges nicht minder als sie ihn. Er war auf den ersten Blick gefesselt worden. Als sie ihrem Vater, dem alten Häuptling, entzegen flog und sich liebevoll an dessen Hals hing, dann zum ersten Male den schönen Fremden erblickte und denselben mit unverhüllter Bewunderung anschaute, hätte auch ein minder gefühlvolles Herz als das des jungen Offiziers entzückt werden müssen. Francisco gestand sich, daß er nie vorher so viel Anmuth, solche brennende und doch liebliche Augen, wie so fein geformte Brauen gesehen hatte. Ihre Züge waren in der That vollendet, wie er sie nie, selbst nicht in seinem spanischen Vaterlande, gefunden hatte. Ihr glänzendes, schwarzes Haar, das lose die Erde berührt haben würde, war an ihrem schönen Kopfe und Nacken in einer Weise geordnet, welche die höchste Kunst kaum würde haben nachahmen können.

„Auf Francisco machte die Schönheit des Mädchens also sofort den tiefsten Eindruck; als er aber nach Ablauf der Woche ihre Züchtigkeit und Unschuld und ihre Anhänglichkeit an ihn, die sie durchaus nicht zu verhüllen suchte, hatte kennen gelernt, empfand er die leidenschaftlichste Liebe für sie. Als die Boten seines Vaters erschienen und ihm den Befehl der Rückkehr überbrachten, hielt er um die Hand Wanitas an.

„Der alte Häuptling, der gutmüthig und den Weißen wohlgeneigt war, würde das Gesuch Franciscos augenblicklich gern bewilligt haben, aber er fürchtete den Zorn Wawaras, der mächtiger war als er selbst. Erst als der Liebende in ihn drang und ihm den Beistand der Weißen versprach, gab er seine Zustimmung. Am nächsten Tage verließ er dann mit dem ganzen Stamme das Saco-Thal und begleitete die Spanier nach Sabano, wo in gebührender Zeit Wanita, mit Zustimmung des Grafen Rosas und der Gemahlin desselben, dem Don Francisco angetraut wurde. Die Zustimmung der Eltern hatte man namentlich durch Beihilfe des Paters Urbano erlangt, der großen Einfluß in der Ansiedelung besaß und durch diese Ehe allmählig alle Indianer-Stämme für das Christenthum zu gewinnen hoffte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

* Von München nach Hohenschwangau.

III.

Partenkirchen und der Eibsee.

(Fortsetzung.)

Ehe ich in das Isarthal hinabstieg, nahm ich auf der Höhe noch neben zwei Reisenden Platz, die mir entgegenkamen und sich im Angesicht des tief unten liegenden Thales und der schroffen Felsen des Karwändelgebirgs und Wettersteins auf einem Baumstamm niedergelassen hatten. Wir tauschten die gegenseitigen Reiseerlebnisse, wobei sie mich frugen, warum ich wohl die Reise allein mache, in Gesellschaft gehe man doch viel unterhaltender. „Ich kann das nicht finden", erwiderte ich, „wer reist, um was zu sehen, um fremde Art und Sitte kennen zu lernen, der muß wohl allein seinen Weg nehmen. Wenn man in Gesellschaft ist, so schließt man sich ab gegen Fremde, man bleibt unter sich, spricht von der Heimath, die man verlassen, während man in der Fremde weilt, oder zecht wohl gar bis spät in die Nacht hinein, weil die Bekannten lustige Brüder sind, um dann den schönsten Theil des Tages zu verschlafen. Ich habe Studenten gekannt, die sich vornahmen, einige Wochen auf Reisen zuzubringen. Allein schon am zweiten, dritten Tage blieben sie liegen, machten sich's bequem in einem Gasthofe, tranken und spielten und kamen nach kurzer Zeit mit leerem Beutel wieder in die Universitätsstadt zurück. Will man sich nur aufheitern und genießen, so gibt's kein angenehmeres Reisen als dies. Und zwar je größer die Gesellschaft ist, um so schöner wird's dann. Nur zwei Freunde sollten eigentlich nie mit einander auf die Reise gehen, es müßte denn der eine dem andern sich unterordnen, sonst kann die herzliche Freundschaft bald in bittere Zwietracht ausarten und oft haben sich solche Zwei schon in den ersten Tagen wieder getrennt. Wer dagegen allein reist, der genießt die vollkommenste Freiheit, hat jeden thörichten Streich nur sich allein zu verantworten, und wird daraus eine um so bessere Lehre für die Zukunft ziehen. Gesellschaft findet er überall, wo er nur Jemand ansprechen will, und weil er überall mit Fremden redet, so ist jede Unterhaltung für ihn eine Belehrung und Bereicherung seines Wissens."

Den größten Theil dieser didactischen Rede habe ich jedoch nicht jenen Fremden gegenüber ausgesprochen, sondern er war der Gegenstand meiner Reflexion, während mich die Straße abwärts in das Thal führte. Mit den Fremden hatte ich nur noch einen Schluck Tiroler Wein gekostet, den sie aus der Scharnitz mitgebracht, da sie von Innsbruck herkamen, und wir hatten uns dann bald wieder nach den entgegengesetzten Richtungen auf den Weg gemacht.

In Krün, wo sich der Weg nach Mittenwald und nach Partenkirchen scheidet, verließ ich das Isarthal und schlug die westliche Richtung ein. Weil die Straße einen Bogen machte, so frug ich eine Bauersfrau nach einem näheren Weg. Sie sagte, ich solle nur mit ihr den Fußpfad da durch die Wiesen gehen. Es war ein junges, artiges Weibchen, welches gar munter einherschritt, und als ich sie frug, warum sie denn die Fremden freundlicher begrüße, als ihre Nachbarn, so antwortete sie: „Ei das muß man wohl thun, denn den Fremden thut es wohl, wenn man ihnen freundlich ist, haben sie doch Niemand in der Nähe, den sie kennen. Ich habe das selbst einmal erfahren, als ich in München gewesen bin. Seine Nachbarn dagegen sieht man ja alle Tage." Sie trug einen Korb auf dem Kopfe ganz angefüllt mit kleinen runden Pfannenkuchen, und erzählte, sie habe zwanzig Arbeiter draußen auf der Wiese beim Heuen, denen sie nun selbst das Essen hinausbringe. Man müsse den Leuten bisweilen nachsehen, denn, wo sie wüßten, daß keine Aufsicht da wäre, ließen sie Alles stehen und liegen. Ihr Mann, mit dem sie erst kurz verheirathet, sei nach Innsbruck auf den Markt gefahren, so daß sie das ganze Hauswesen nun allein über sich habe. Als ich sie frug, ob ihr Mann denn auch so ein schöner Bursch gewesen sei, als seine Frau ein schönes Mädchen, antwortete sie mir lachend, auf die Schönheit komme es ja nicht an, sondern ob man sich gern habe. Uebrigens sei er ein hübscher, schlanker Mann und könne vortrefflich schön singen, sei auch der Director vom

Digitized by Google

Kirchenchor gewesen, bei dem sie mitgesungen habe. „Jetzt sind wir seit vier Monaten verheirathet", fuhr sie fort, „und so glücklich und zufrieden miteinander, daß ich gar nicht wüßte, was ich mir noch wünschen solle, außer etwa, daß er heute Abend recht bald wieder zurückkommen möge."

Die Schneefelder der Zugspitze kamen uns jetzt zu Gesichte und glänzten im vollen Licht der Mittagssonne. Ich frug sie, ob sie sich denn auch noch freue, wenn sie die hohen Berge, welche ihr Thal einschlössen, betrachtete?" „O ja," sagte sie, „obwohl ich sie von meiner Kindheit an gesehen habe und nichts Neues an ihnen mehr finden kann, so freue ich mich doch jeden Morgen, wenn ich vor das Haus trete und die Sonne auf den Spitzen der Berge blinken sehe. Besonders schön ist es im Frühling, wenn im Thal der Schnee schon längst geschmolzen ist, während der Wetterstein und all die hohen Berge noch ganz damit bedeckt sind."

Wir waren indessen bei ihren Arbeitern auf der Wiese angekommen. Sie rief mir noch ein „Grüß Gott" und glückliche Reise zu, nahm dann den Rechen in die Hand und half vor dem Mittagsmahl die Arbeit noch schnell vollenden. Ich gelangte von da bald auf die Straße, welche in Windungen bald aufwärts, bald abwärts neigend mich endlich über eine Höhe führte, von der aus ich mein heutiges Reiseziel überblicken konnte. Vor mir lag eine kleine Ebene, von einer Masse sogenannter „Stadel" bedeckt, in welchen das Heu für den Winter aufbewahrt wird, rechts in der Ecke zeigte sich Garmisch und in der Ferne noch zwei kleine Dörfchen, während Partenkirchen halb verdeckt sich zu meinen Füßen ausbreitete. Ringsum war die kleine Ebene sodann von den gewaltigsten Bergmassen umschlossen, über welche die Zugspitze mit ihrem 9094' Fuß hohen Gipfel majestätisch vor Allen emporragte.

Nachdem mich dieser Anblick einige Zeit erzötzt hatte, folgte ich der Straße weiter, welche steil hinabführte, und trat bald in Partenkirchen ein. Es ist ein nettes freundliches Alpenstädtchen, das jedoch sonst nichts Bemerkenswerthes darbietet. Nur die Röhrbrunnen, welche fast vor jedem Hause das köstlichste, frischeste Bergwasser in reicher Menge ausströmen, hätten meine durstende Zunge trotz aller Gesundheitsregeln beinahe verführt, davon zu kosten, aber ich überwand mich doch, erst nachdem der Schweiß getrocknet, den köstlichen Naturtrank zu schlürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rheinpfalz am 18. October.

Welcher Jubelruf begrüßt dich heuer,
Tag, wo man den größten Stolz gebeugt!
Doch auf Pfälzer Bergen brennt kein Feuer
Und kein Aschenhäufchen wird erzeugt.

Stille herrscht bei Winthen und bei Brauern,
Keine Siegeshymne schlägt an's Ohr,
Und kein Fackelzug erhellt die Mauern,
Keine Liedertafel thut sich vor.

Keine kühne Fahne wird geschwungen,
Niemand ruft: der Völkerschlacht gedenkt!
Bleigewichte liegen auf den Zungen,
Und die Bettler stehen unbeschenkt.

Dumpfes Schweigen war doch sonst nicht Sitte,
Schien unmöglich schier im Pfälzer Land?
Allerdings, in Deutschland's warmer Mitte
Singt sich's leichter, als am äußern Rand.

Jene fühlen schon des Sturmes Wehen
Und im Rücken keinen festen Halt.
Solche Posten pflegen stumm zu stehen,
Denn zum Singen ist's zu öd' und kalt.

Wahrlich das gibt heilsam ernste Kühlung
Auf die Siegeslust bei Bier und Wein!
Süd' und Norden brauchen eng're Fühlung,
Soll's der Pfalz nicht unbehaglich sein.

(Punsch.)

Auflösung der Charade in № 88:

Kanonenfutter.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 90. Speyer, Samstag 10. November 1860.

Wanita.

(Schluß.)

„Von dieser Zeit an blühte und gedieh Alles in noch höherem Grade als vorher. Francisco, der seine junge Frau über Alles liebte, blieb mehr als sonst in dem Fort und beschäftigte sich mit Bauen und Verschönern eines Hauses, in dem er zu wohnen gedachte. Wanita ihrerseits wurde von Allen geliebt und machte bei dem Unterrichte des Paters schnelle Fortschritte in Kenntnissen.

„Nun aber komme ich zu dem schrecklichen Ereignisse, welches das schöne Thal verödete und vernichtete und den Namen Casa Sabano in den schauerlichen des „Bluthauses“ verwandelte. Ich war damals zwar nur erst sechs Jahre alt, aber ich erinnere mich noch sehr genau mancher Vorfälle an jenem Tage des Sengens und Mordens.

„Wawara hatte Kunde von der Flucht seiner Verlobten und des Vaters derselben und beschloß alsbald, blutige Rache zu üben. Er hatte von der Heirath Wanitas mit dem jungen weißen Häuptlinge gehört und sein Herz erfüllte sich mit Zorn und Eifersucht. Da er aber recht wohl wußte, daß ein Angriff auf Sabano, so lange die Soldaten in dem Fort wären, nur zu seinem eigenen Verderben ausfallen müsse, wartete er geduldig auf eine günstige Gelegenheit, die leider nur zu bald sich darbieten sollte. Das Schweigen Wawaras wirkte, wie es der schlaue Häuptling erwartet hatte, und da er nicht alsbald feindlich auftrat, glaubte man allgemein, er habe die Braut und die ihm angethane Beleidigung vergessen.

„In der Mitte des Spätsommers unternahm Francisco mit seinem Vater einen Jagdausflug nach dem Colorado, wo in jener Jahreszeit regelmäßig Büffel in Menge auf ihren Wanderungen erschienen. Fast alle Soldaten des Forts begleiteten die Expedition und folglich blieb das Fort wie die Silbergruben fast unbewacht. Man fühlte sich dermaßen sicher, daß man die Indianer aus der Umgegend ohne weiteres des Handels wegen in das Fort kommen ließ. Diese waren freilich befreundete Wilde und den Ansiedlern meist persönlich bekannt. Am dritten Tage der Abwesenheit Franciscos, an welchem man die Rückkehr der Jäger erwartete, erschienen mehr fremde Indianer als sonst, eingehüllt in Büffelhäute, aber scheinbar ebenso unbewaffnet, wie die anderen, in dem Dorfe und dem Fort. Auf einmal aber erhob sich der Ruf: „Wawara! Wawara! Tod den Weißen!“ — denn auch der Stamm Wawara's hatte die Sprache von Rio Grande reden gelernt — die Wilden warfen ihre Büffelhäute ab und erschienen mit Messern und Tomahawks, mit denen sie alsbald eine grauenhafte Metzelei anzurichten begannen. Ich erinnere mich noch deutlich des ersten Ueberfalles und des furchtbaren Geschreies der Indianer. Ich stand an der Thüre des Hauses meiner Mutter, lief auf dieselbe zu und suchte Schutz bei ihr. Noch sehe ich sie ringen mit einem riesigen Wilden, der sein Beil über ihr schwang und sie mehrmals damit an den Kopf schlug, bis sie niedersank und mich mit ihrem Blut bespritzte. Dann faßte mich der Unmensch an den Haaren und schleuderte mich durch das Fenster hinaus. Ich fiel in einen großen Maguey-Busch hinein, versteckte mich unter den riesigen Blättern desselben und sah von da aus, wie die Indianer von einem Hause zum anderen liefen, mit brennenden Fackeln die Dächer anzündeten und Weiber und Kinder erschlugen, wenn sie sich aus den Flammen zu retten versuchten. Endlich hörte das Geschrei auf

Digitized by Google

und ich sah einen Mann in dunkler Kleidung eine junge Frau dicht an meinem Versteck hin führen. Sie eilten in das Feld, wo sie unter den dicken Blättern der Aloen verschwanden. Dann bestieg der Mann ein Pferd, nahm die junge Frau vor sich — ich erkannte in ihm den Pater Urbano — und jagte mit ihr davon nach dem dunkeln Walde. Das Feuer und der Rauch verbreiteten sich allmählig mehr und mehr und mir vergingen endlich die Sinne."

Don Basano hielt hier inne, um einen Schluck aus der Flasche zu nehmen. Wir hatten ihm so gespannt zugehört, daß auch während der Pause keiner von uns ein Wort sprach. Endlich fuhr er fort:

„Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich noch immer unter den Blättern, aber statt des Dorfes sah ich nur noch einen Haufen rauchender Trümmer. Auch das Fort stand in Flammen, aber der Wind trieb den Rauch nach einer andern Richtung hin, so daß ich wieder frei athmen und um mich sehen konnte. Mit welcher Freude bemerkte ich da statt der häßlichen Wilden die Uniformen der spanischen Soldaten und hörte sie sprechen. Don Francisco war mit den Jägern zurückgekommen. Ich brach aus meinem Versteck sofort heraus und wankte zu ihnen hin. Ich, ein sechsjähriger Knabe, war das einzige noch lebende Wesen. Alle andern Bewohner lagen todt, verstümmelt und blutend umher. Ihr wisset nun, warum das Haus das „Bluthaus" genannt worden ist."

Der Mexicaner schwieg hierauf so lange, daß wir glaubten, er sey mit seiner Erzählung zu Ende.

„Die Geschichte ist sehr interessant, Senor Basano," sagte einer, „aber was hat sie mit dem Brazos de Dios zu schaffen?"

„Hört mich nur weiter," entgegnete er. „Ich berichtete Don Francisco, der fast wahnsinnig war vor Zorn und Gram, was ich gesehen, wie Pater Urbano mit Wanita ein Pferd bestiegen und daß sie nach dem Walde zu entflohen.

„Sobald Don Francisco dieß gehört hatte, eilte er mit allen Soldaten den Indianern nach, denn er wußte, daß Wawara den Pater und Wanita verfolgen würde. Ihre Spuren gingen nach dem Brazos de Dios. Mit Tagesanbruch erreichte Don Francisco den Fluß, aber wie groß war die Ueberraschung, als man Wawara mit allen seinen indianischen Kriegern todt am Ufer liegen sah! Man bemerkte an ihnen keine Wunde, kein Blut, keine Spur von Gewaltthätigkeit, Alle aber lagen mit dem Gesicht nach einer Richtung hin, nach Osten. Die Geier kreisten in der Luft über ihnen, aber keiner wagte, das Fleisch anzuhacken. Daraus schloß man, sie wären alle durch eine Strafe Gottes gefallen und zwar, weil sie gewagt, den frommen Pater zu verfolgen, was derselbe später auch bestätigte, denn er hatte mit Wanita wohlbehalten San Antonio erreicht. Er erzählte, daß die Indianer dicht hinter ihnen gewesen, daß das Wasser des Flusses sich vor ihnen getheilt, um ihn und Wanita durchzulassen, daß dann die Verfolgenden hineingeritten, das Wasser aber Alle verschlungen und sie nach einiger Zeit todt an das andere Ufer geworfen. Darum hieß der Fluß von da an Rio Brazos de Dios, welches bedeutet: „der Fluß des Armes Gottes."

„Don Francisco lebt heute noch mit Wanita und einem einzigen Sohne in San Antonio; wenn ich seinen Namen nennen wollte, würdet ihr ihn und diesen Sohn wohl kennen."

„Nennt ihn, Basano!" riefen alle, welche die Geschichte gehört hatten.

Basano sah den schönen jungen Mexikaner an und wir folgten der Richtung seines Blickes. Derselbe war in der That der einzige Sohn des Helden und der Heldin und im nächsten Augenblicke drückten wir ihm alle theilnehmend die Hand.

„Und die Stücke von den Aloeblättern, die Sie abgeschnitten haben?" fragte einer.

„Diese Stücke?" antwortete Basano. „Ich habe eine Tochter, die mir das Versprechen abgenommen hat, ihr solche als Erinnerungszeichen von hier mitzubringen."

Bald darauf setzten wir uns wieder zu Pferd und ritten nach den Silbergruben.

Digitized by Google

* Von München nach Hohenschwangau.

III.

Partenkirchen und der Eibsee.

(Fortsetzung.)

In dem Gasthaus zur Post nahm ich mein Absteigequartier. Da es noch einige Zeit dauerte, bis man zur Tafel ging, so erkundigte ich mich unterdessen nach den Fremden, die schon hier angekommen seien. Die freundliche und gesprächige Kellnerin machte mir alsbald bereitwillig eine lange Aufzählung ihrer Namen, beschrieb ihre Personen und klagte über die viele Arbeit, welche sie habe. Es waren meistens Norddeutsche, besonders Sachsen, die sich hier zur Sommerfrische eingefunden hatten und zwar in so großer Zahl, daß kein Raum zum Unterbringen da war und Viele sich außerhalb des geräumigen Posthauses einlogiren mußten. Als die Glocke bald darauf zu Tische rief, sah ich sie allmählig Alle eintreten. Es schienen einige vollständige Familien darunter zu sein, welche ihre flachen norddeutschen Ebenen auf einen Monat mit dem Aufenthalte am Fuß der Zugspitze vertauscht hatten. Da der Tisch in einem rechten Winkel aufgestellt war, so gedachte ich in der inneren Ecke Platz zu nehmen, sowohl um Gelegenheit zu haben, beide Theile des Tisches zu überschauen, als auch in der Hoffnung, die beiden blonden Lockenköpfe, welche in reizender Sommertoilette eben eingetreten waren und eine Schwenkung um den Tisch gemacht hatten, würden mir gegenüber ihre Sitze nehmen. Allein mein Unstern wollte es, daß im selben Augenblicke ein hagerer, schwindsüchtiger Preuße den Stuhl gegenüber in Beschlag nahm, worauf die Schönen stracks umkehrten und hart an meiner Seite sich niederließen, jedoch so, daß sie mir mehr den Rücken, als das blühende Antlitz zuwandten.

Nachdem die allseitigen Begrüßungen zu Ende waren, drehte sich die Unterhaltung, welche jedoch meist nur sehr spärlich geführt wurde, besonders um die Reisegesellschaft, welche am gestrigen Tage den Weg auf die Zugspitze angetreten hatte. Man glaubte, sie könnten jetzt wohl die Spitze erreicht, und bei dem klaren heiteren Himmel, der sich heute so hoch wölbe, möge sich ihre Mühe wohl belohnt haben. Auch wurden die Zeitungsnachrichten vom Kriegsschauplatze durchsprochen, und ich kam mit meinem hagern vis-à-vis allmählig in einen heftigen Disput, der noch fortdauerte, als die Gesellschaft sich großentheils schon vom Tische erhoben hatte, und zuletzt damit endete, daß mein griesgrämiger Gegner ausrief: „Ja, Sie haben gut reden, sie brauchen nichts zu fürchten, aber wenn man, wie ich, sein Geld in Staatspapiere gesteckt hat und nun auf so unsichere Renten gestellt ist, dann sieht man die Sache in anderem Lichte.“ „Nun freilich, wenn sich Ihre Ansicht nach Ihrem Geldbeutel richten muß, dann darf ich mit Ihnen nicht streiten,“ hatte ich eben darauf erwidern wollen, verschluckte aber diese Antwort, um seine Galle nicht noch mehr zu erregen, und da er nach dieser letzten Aeußerung seine Serviette, welche er während des Kampfes mit den Händen ganz zerknittert hatte, mißmuthig hinwarf und aufstand, so zündete ich mir eine Cigarre an und folgte dem Beispiele der übrigen Tischgesellschaft, welche unterdessen vor der Thüre unter dem Schatten des vorspringenden Dachs ihren Kaffee einnahm, und ich hatte dabei das Vergnügen, jenen zwei Schönen gegenüber meinen Platz zu erhalten. Allein sie saßen sehr einsylbig und schüchtern da, eifrig mit einer Häkelarbeit beschäftigt, und eine halbe Stunde später machte ich mich auf den Weg, um das bemerkenswertheste Naturwunder Partenkirchens, die sogenannte Klamm, zu sehen, eine Felsenschlucht, welche sich bis zu den schroffen Wänden des Wettersteins hinaufzieht und in welcher die Partnach mit ihren Schneewassern sich ein tiefes, enges Bett gewühlt hat. Die Schwüle des Tags war eben auf ihrem Höhepunkt angelangt. Aber ich hatte das Städtchen kaum eine Viertelstunde verlassen, als sich auch schon ein Abkühlungsmittel nahte, denn leichte graue Wölkchen zogen als Vorboten eines nahenden Gewitters rasch am Himmel hin. Ich glaubte jedoch, vor einer Stunde werde das Wetter wohl nicht ausbrechen, und bis dahin könne ich mir die Schlucht angesehen haben,

Digitized by Google

um dann in dem nahe dabei gelegenen Forsthause auf der „Grasegg“ Schutz zu finden. Aber man sieht sich in den Bergen schneller überrascht, als in der Ebene, wo der Horizont meilenweit sich ausdehnt und das Kommende lange vorauswissen läßt. Es zog plötzlich eine dichte, dunkle Wolke hinter dem Schnee der Zugspitze herauf, verbreitete sich in wenigen Minuten über das ganze Thal, welches der heitere Sonnenschein eben so schnell verlassen hatte; dicke Regentropfen begannen niederzufallen und bald rollte der Donner mit lautem Getöse über den Thalkessel von Partenkirchen und brach sich im Widerhall an den Bergen.

Es war ein majestätisches, wenn auch furchtbares Schauspiel, in das ich mich auf einmal versetzt sah. Ueberall fuhr vor meinen Augen der Blitz mit seinen Schlangenwindungen zuckend nach den Berggipfeln und dreimal mächtiger als in der Ebene krachte der Knall des Donners, welchen das Echo der Thalwände von allen Seiten zurückprallte. Aber da zugleich die vereinzelten Tropfen sich zu einem Platzregen vermehrten, so war ich genöthigt, mich nach einem schützenden Dache umzusehen. Am Fuße eines Abhanges standen einige „Stadel“ beisammen. Es sind das Heuschober aus lauter übereinander gelegten Baumstämmen im Viereck aufgebaut, in welchen das Heu bis zum Winter aufbewahrt und dann in Schneeschlitten zum Wohnhaus geführt wird. Da ich einen Burschen und zwei Mädchen, welche am Wege geheut hatten, dorthin sich flüchten und in das gefüllte Stadel hineinstürzen sah, so eilte ich dahin und frug, ob für mich auch noch Platz da sei. „Ei genug“, rief eine dickbackige Dirne und streckte die Hand herunter, um mir zum Hinaufsteigen behilflich zu sein, da nirgends eine Thür zum Eintreten gelassen ist.

Während draußen das Wetter tobte, ruhte ich nun ganz gemüthlich bei dieser Umgebung da auf dem Heu. Und obwohl ich nicht die Hälfte von den lustigen Scherzen der Bäuerinnen verstand, da sie ihren eigenthümlichen Gebirgsdialekt zugleich sehr rasch sprachen, so hörte ich doch ihrem Geschwatze gern zu, in welchem sie sich über den Burschen, ihren Arbeitsgehilfen lustig machten. Fast war es mir unangenehm, als nach einer halben Stunde der Himmel sich wieder aufhellte, und die Dirne mir wieder lachend die Hand reichte, damit ich beim Hinabsteigen nicht purzle, wie sie sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet, oder selbst verzeiht.

Jean Paul.

Erinnerung gibt uns verlorne Freuden wieder.

Göthe.

Man kann erst den Andern etwas sein, wenn man sich selbst genügt.

W. v. Humboldt.

Die Minuten kommen auf uns zu wie die Wellen, wenn wir am Ufer stehen, aber keine geht zurück.

W. Menzel.

Das Herz muß an etwas hangen,
Muß fremde Lust und fremden Schmerz versteh'n;
Es muß ein Wesen heiß umfangen,
Sonst muß es in sich selbst vergeh'n.

Rückert.

Zweisylbige Charade.

Hoch schreitet mein Erstes und stolz einher,
Als wenn es der Herrscher auf Erden wär;
Es weiß seine Stimme den Donner zu wecken,
Und wo es weilet, da weilen die Schrecken.
Wollt ihr meines Zweiten Bedeutung entsiegeln?
Denkt euch eine Pforte von Lilien umblüht,
Mit purpurnen Angeln und elfernen Riegeln,
Aus welcher Wahres und Falsches zieht.
Wie ist es so gut zu mancher Frist,
Wenn diese Pforte geschlossen ist!
Begehrt ihr mit Ehre mein Ganzes hienieden,
So handelt gerecht und lebet in Frieden.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Gelb.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 91. Speyer, Dienstag 13. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

Folge mir, geneigter Leser, in das freundliche Dörfchen Gohlis bei Leipzig, nach jenem ländlichen Asyl, wo im Jahre 1786 Friedrich Schiller das „Lied an die Freude" schrieb, wo Zollikofer eine Zeit lang dem Stadtleben entfloh, wo die Virtuosin Kirchgeßner die Freuden des Sommers genoß und einst der Dichter Gellert mit dem Satyriker Rabener lustwandelte, weßhalb heutigen Tages der Gang unter den Weiden beim Schlosse vorbei noch der Poetengang genannt wird.

Gellert, der bekannte Fabeldichter und Verfasser vieler frommen Lieder, hatte sich im Jahre 1760 dies freundliche Dörfchen zum Sommeraufenthalt auserkoren, weil er der frischen Luft und der Zerstreuung bedurfte, da sich in letzterer Zeit der Hypochonder seiner immer mehr bemächtigt und die Stubenluft ihn siech gemacht hatte.

Unweit seiner Wohnung, welche ein freundliches Gärtchen begrenzte, befand sich ein Milchgarten, welcher vorzüglich des Abends von Studenten besucht wurde, die hier bei einem Teller Milch und eingebrockter Semmel gar fröhlich und guter Dinge waren. — Plötzlich brach aber manchmal der Gesang ab und das muntere laute Treiben ging in ehrfurchtsvolle Stille über, denn Gellert, Professor der Moral an der Universität Leipzig, Christian Fürchtegott Gellert, der hochgeachtete Lehrer, war in der Nähe.

Oefters hielten vor der kleinen Wohnung auch reiche Equipagen, Besuche von Fremden, welche die persönliche Bekanntschaft des Dichters wünschten oder sich einen Hauslehrer von ihm erbaten, denn Candidaten, von Gellert empfohlen, fanden Aufnahme in den vornehmsten Häusern, und selbst von Curland wendete man sich in solcher Angelegenheit an den Herrn Professor Gellert, welcher zu Leipzig auf der Ritterstraße in dem Hause wohnte, welches das „schwarze Bret" genannt wird.

Die Achtung und Ehrfurcht, die ihm von den Bewohnern Leipzigs gezollt wurde, bewies man ihm auch in Gohlis, ja fast in noch höherm Grade, zumal ja die Bewohner des Dorfs, wenn sie Sonntags nach Entrüsch in die Kirche gingen, mehr denn einmal das schöne Lied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" oder: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" gesungen hatten.

Gellert's ländliche Wohnung, unweit der sogenannten „Wasserschenke" gelegen, war die Einfachheit selbst. Wie hätte er auch Aufwand machen können, da er als außerordentlicher Professor nur einen jährlichen Gehalt von h u n d e r t Thalern bezog, welche Summe nicht einmal zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen hingereicht hätte, wenn ihm nicht hier und da noch Unterstützungen zu Theil geworden wären, wozu der damalige Kurfürst, Friedrich Christian, die Hand bot, und einer der geliebtesten Schüler Gellert's, der treffliche Graf Moritz von Brühl, ihm nicht eine jährliche Pension von 150 Thalern ohne Nennung seines Namens zukommen ließ.

In diese kleine Wohnung trat eines Tages der Famulus des beliebten Lieder- und Fabeldichters, überbrachte ihm mehrere Briefe, die mit der Post angelangt, und erzählte zugleich, daß jetzt in Leipzig ein sehr rühriges Leben, indem der König von Preußen, Friedrich der Große, mit seiner Suite angelangt sei. Gestern habe der große Feldherr auf dem Rathhaussaale ein Bataillon Grena-

Digitized by Google

diere aufstellen lassen und selbige gemustert. — Sodann — ließ sich der Famulus weiter vernehmen — habe ich auch den Herrn General Kalkreuter gesehen, der mit zugegen war, als unlängst die Prinzen Karl und Heinrich, königl. Hoheiten, dem Herrn Professor einen Besuch abzustatten geruhten."

„Ja! auch hier ist viel Kriegslärm!" ließ sich Gellert mit der schwachen, so wehmüthigen Stimme vernehmen. „Im Schloß befindet sich seit einigen Tagen der Commandant eines Armeecorps und es wimmelt daselbst von Soldaten. Noch scheint es uns nicht, als ob der Friede sobald wiederkehren wolle. Hier, nehme Er das Manuscript mit zu Herrn Wendler, es ist zu den Bremischen Beiträgen."

„Sehr wohl, Herr Professor," entgegnete der Famulus und wollte sich so eben wieder entfernen, als Gellert ihn ersuchte noch zu bleiben, denn durch das Fenster gewahrte er jetzt, daß Lisette nahe, die Tochter der Gärtnerwittwe, welche ihm alle Morgen einen Blumenstraus zu verehren pflegte.

„Bleibe Er, mein lieber Geisler!" ließ sich Gellert vernehmen, wahrscheinlich nur aus dem Grunde, da jetzt ein Frauenzimmer in seine Nähe gerieth, denen gegenüber er sich stets mit einer gewissen komischen Scheu benahm.

Heiter und fröhlich trat das Mädchen ein, machte ihren Knix und reichte dem Herrn Professor heute einen ganz auserlesenen Blumenstrauß.

„Besten Dank, mein Kind! In der That, Du gewährst mir jeden Morgen eine Freude. Gib mir nur einmal Gelegenheit, daß ich mich bei Dir oder Deiner Mutter abfinden kann."

„Ach, Herr Professor!" ließ sich Lisette leise vernehmen, „darauf ist's ja nicht abgesehen. Sie sind so lieb, so gut. Früher hatte ich solch großen Respect vor Ihnen, jetzt aber, da geht's, ich bin gar nicht mehr so zaghaft und — ach! wenn nur der Friedrich auch so wäre, aber wer arm ist, der hat keine Courage."

„Der Friedrich, wer ist denn diese Person?"

„Ach! ein herzguter Mensch, so arbeitsam, so fleißig. Schon lange trage ich's auf dem Herzen und wollte es Ihnen einmal sagen."

Bei diesen Worten nahm der Famulus das Buch, worin er gelesen, und trollte sich langsam zur Thür hinaus in den Garten, denn er fühlte, daß er jetzt wohl ein überlästiger Zeuge sei. — Der fromme Gellert gerieth hierbei etwas in Verlegenheit und sorgte, daß die in den Garten führende Thür ja offen stehen bleibe.

Jetzt konnte Lisette frei und ohne Scheu reden; sie erzählte, daß sie den Friedrich beim letzten Pfingstbier in Lützschena habe kennen gelernt, er darauf manchmal nach Gohlis gekommen und seit etlichen Wochen sich beim Gärtner im herrschaftlichen Garten vermiethet habe. — „In den Wochentagen", plauderte sie weiter, „konnten wir uns nur selten sehen und da freuten wir uns immer auf den Sonntag, wo wir auf dem Kirchgang nach Eutritzsch dazu Gelegenheit fanden."

„Ei, ei!" rief Gellert. „Am Tage des Herrn! Na, ich hoffe, doch stets in Ehren und Sittsamkeit. Die Mutter hat doch Kenntniß von der Sache?"

„Ach ja! sie weiß jetzt alles, denn als sie neulich so krank war, da hat der Friedrich ganze Nächte bei ihr gewacht. Die Mutter ist ihm gut, weil er so fleißig und brav ist. Ach! er ist auch nicht arm, nein, wie er mir vertraut, so hat er sich schon ein Sümmchen gespart, er hat fünfzig Thaler in der Lade."

„Das ist brav von ihm. Er hält's zusammen."

„Das wollt' ich meinen. Aber ich kann auch etwas einbrocken; Vater seliger hat mir einige hundert Thaler hinterlassen und dies reicht schon hin, so eine kleine Pachtgärtnerei zu unternehmen."

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

III.

Partenkirchen und der Eibsee.

(Fortsetzung.)

Zur Seite der brausenden Partnach führte mich sodann ein Pfad steil aufwärts, an

Digitized by Google

senkrechten Felswänden vorüber, bald zur Klammbrücke. Es ist das ein Steg, der über eine Felsspalte führt, innerhalb welcher 210' tief die Partnach in einem Bette dahinschäumt, das kaum einige Spannen Weite hat, ein Bild der unermüdlich wirkenden Naturkraft; denn so tief hat sich nach tausenden von Jahren der Bach allmählig in den Felsen eingewühlt. Weil durch den Regen die Pfade schlüpfrig und dadurch gefährlich geworden waren, während noch dazu von den Felsen unaufhörlich Wasser herunter-tropfte, so gab ich es auf, meinen Pfad weiter zu verfolgen, der nach einer guten Stunde beschwerlichen Wegs, die Schlucht der Klamm aufwärts, zu einem Wirthshause, dem „Rheinthaler Bauer" führt, das am Fuße der Wettersteinwand in der großartigsten Umgebung aufgebaut ist.

Ich machte mich daher, nachdem ich auf dem Forsthause mich etwas erfrischt hatte, wieder auf den Rückweg, wobei mir ein Holzhauer, der aus dem Walde kam, Gesellschaft leistete. Der Mann konnte sich's gar nicht erklären, warum jährlich so viele Fremde daher kämen, und was sie da sehen wollten, das wäre ja Alles etwas ganz Gewöhnliches. Als ich ihn nach dem Namen einzelner Bergkuppen frug, sagte er, das sei ihm unbekannt, darum habe er sich nie gekümmert, von den Felsen und dem Schnee könne man ja doch nichts haben, die bewaldeten Berge auf der andern Seite kenne er dagegen alle.

Wie ganz anders urtheilte doch am Morgen das freundliche Bauernweibchen!

Es ging schon gegen Abend, als ich in die Post zurückkam, und weil kein Raum mehr da war, mich für die Nacht unterzubringen, so wanderte ich noch eine Viertelstunde weiter bis Garmisch. Herrlich war der Abendsonnenschein, welcher seine purpurnen Strahlen auf die roth glänzenden Felsen warf und den Schnee der Zugspitze mit einem rosigen Schimmer überzog! Aber auch da war schon Alles besetzt und ich konnte nur noch in einem Privathause untergebracht werden. Nachdem ich noch einige Zeit mich mit einem badischen Rathe, der auch da logirte, unterhalten hatte, ging ich zeitig zu Bett und brach am nächsten Morgen vor fünf Uhr wieder auf, um der Hitze des Tages einen Vorsprung abzugewinnen. Immer im Angesichte der majestätischen Zugspitze wandelte ich das Thal hinauf, wiederum ein Stück Wegs von einem Bauern begleitet, der nach Obergrainau, dem nächsten Dorfe, in eine Seelenmesse ging. Aber trotzdem erzählte er, als der Weg uns an einem neuen rothen Kreuze vorüberführte, das habe Einer aufrichten lassen, der die Gicht gehabt und fast all sein Vermögen der Kirche und den Geistlichen verschenkt habe, damit diese für seine Gesundheit beten sollten; zuletzt habe er auch noch dies eiserne Kreuz gelobt, sei aber doch bald darauf gestorben. „Ja, was kann das auch helfen," fügte er bei, „wenn die Krankheit einmal in den Gliedern liegt. Wäre er nach Innsbruck gegangen und hätte einen Doctor gefragt, es wäre ihm eher geholfen worden, als mit dem Beten." Ich wunderte mich über diese Ansichten bei dem Bauern einer Gegend, die doch vor Zeiten eine bischöfliche Herrschaft gewesen war; allein die Sache fand ihre Erklärung, als er später, wo wir große Massen von Holz am Flußufer aufgeschichtet sahen, erzählte, wie er auch einst Flößer gewesen und die Isar und Donau hinab bis Passau gefahren sei. Ein unstätes Leben streift bald den alten kindlichen Glauben ab, der bei ruhigem Besitz sich Jahrhunderte forterbt. Er wandte sich bald einem Kirchlein zu, das, auf einem Hügel gelegen, die hellen Glöcklein weit über die Ebene schallen ließ, während mich ein steinigter Pfad links in das Gebirge führte, auf welchem ich nach zwei Stunden angestrengten Marsches am Ufer des Eibsees ankam.

Wunderbar seltsam und malerisch liegt dieser einsame See inmitten einer grandiosen Felsennatur. Mit ihren ewig rinnenden Gletschern steigt die Zugspitze neben seinen dunklen Wassern auf. Auf den sieben Inseln, welche aus seiner Tiefe emporragen, nisten schwarze Wasservögel, welche oft kreisend über ihn hinziehen, um dann plötzlich in die Wogen herabzustürzen und einen Fisch, deren der See sehr viele enthält, als Beute davon zu tragen So melancholisch düster nun aber die Lage des Sees ist, so absonderlich ist auch das Geschlecht seiner An-

Digitized by Google

wohner. Es haben nämlich vor etwa fünfzig Jahren zwei kinderreiche Fischerfamilien aus einem Zigeunergeschlechte den See mit seinen Inseln um kleines Geld gekauft und sich da niedergelassen, um sich vom Fischfang und den Fremden zu nähren, welche neugierige Wanderlust in ihr Gehege bringen würde. Denn Jeder bezahlt gern ihnen dreifach das schlechte Bier, welches sie als Trunk darbieten, und die Pistolenschüsse, mit welchen sie ein hallendes Echo hervorrufen. Doch allein wird es Einem bald unheimlich in diesem abgelegenen, schauerlichen Winkel und in der Nähe dieser zerfallenden Hütten am Ufer. Nachdem ich mir daher unter den zerlumpten und gebräunten Buben der beiden Familien einen herausgewählt, welcher den Weg nach Griesen, dem österreichischen Zollhause, kannte, schlug ich alsbald mit ihm die Richtung nach dem Brisachthal hinab ein. Der Junge sprach wenig, war aber munter für sich und pfiff lustig in den Wald hinein. Seinen Füßen, obwohl entblößt, schienen weder Dornen noch spitzige Steine ein Hinderniß zu bieten, denn er ging mir rasch den unbequemen Pfad voran. Später erzählte er auf meine Frage, was sie denn im Winter machten, ihr Haus sei oft wochenlang ganz eingeschneit und einmal hätten sie fünf Tage fast nichts zu essen gehabt, bis ihr Vater von Partenkirchen zurückgekommen sei, worauf sie das Haus vom Schnee befreit hätten.

Als ich wieder in's Brisachthal herabgekommen war, nahm ich allein meinen Weg nach dem nahen Griesen, wo ein schwarzgelber Schlagbaum die Straße absperrte. Der österreichische Mauthbeamte untersuchte dort mit unverschämter Gewissenhaftigkeit meine Reisetasche bis in die unterste Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rheinpfalz am 18. October 1860.

Eine Antwort.

„Welcher Jubelruf begrüßt dich heuer,
Tag, wo man den größten Stolz gebeugt!“ —
— Brennt auf Pfälzer Bergen auch kein Feuer
Und kein Aschenhäuschen wird erzeugt,

Glüht in Pfälzer Herzen doch ein Feuer,
Würdig, daß es brennt auf deutschem Herd;
Wenn beim Bierglas mancher stolze Bayer
Diese heil'ge Flamme auch nicht ehrt.

Auf den Thürmen flattern stolz die Fahnen
Weiß und blau; und in der luft'gen Höh
Wollen alle froh und freundlich mahnen
An des lieben Königs holde Näh.

Kommt zu Fuß, zu Wagen er, beim Ritte,
Alles jubelt ihm entgegen laut.
Durch sein Weilen in der Pfälzer Mitte
Hat er eine Festung sich gebaut.

Süßer noch, als süßer Trauben Beeren,
Schmeckt dem König treuen Volkes Lieb.
Darum wird mit aller Macht er wehren
Jedem offnen und geheimen Dieb.

Und sollt' bald der Sturm von Westen wehen,
Wird bei deutschen Schwertes hellem Klang
Diesen Posten noch besetzt man sehen;
Darum ist uns Pfälzern noch nicht bang. —

Reden läßt sich's bei des Bieres Schäumen
Doch die That läßt man dem kräft'gen Wein.
An der Isar kann man sorglos träumen,
Aber wachen heißt's am deutschen Rhein.

(Obige „Antwort“ auf ein in Nro. 89 der Palatina abgedrucktes Gedicht des „Punsch“ hat den Lehrer K. in O., bekannt durch seine netten Gedichte in vorderpfälzischer Mundart, zum Verfasser. Die Red.)

* Palindrom.

Lies wie du willst, ich bleib mir gleich,
Ein Feind des Tags, ein Freund der Nacht,
Von außen bin ich zart und weich,
Von Innen stets auf Mord bedacht.

Auflösung der Charade in № 90:

Leumund.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Donnerstag 15. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

(Fortsetzung.)

„Die Mutter willigt also ein, hat nichts dagegen?“

„Ja, nur meint sie, man müsse sich das Ding überlegen und nicht sogleich „was hafte was kannste“ d'rauf losmachen. Sie meint, so ein Garten in der Stadt sei doch ein ander Ding und dazu bedürfe es einer Fürsprache. Sie, Herr Professor, stehen ja in solch großem Aestim, wenn Sie ein Wort einlegen wollten, da wäre die Sache gemacht. — Sehen Sie, so zum Exempel in Bosens Garten oder im Apel'schen, ei, das wäre eine Freude! wir wollten Zeit unsers Lebens dankbar sein und ich wollte Ihnen alle Morgen die schönsten Blumen schicken.“

„Nun, was in meinen Kräften steht, ich — helfe ja gern.“

„Wie? Sie wollen? Ach! mein guter Herr Professor;“ - hier rückte sie ihm so zu sagen auf den Leib; Gellert aber streckte die Hand vor sich und mit dem Worte: Frauenzimmerchen! wehrte er sie ab, denn Lisette wäre in der Freude ihres Herzens jetzt wahrhaftig im Stande gewesen, ihm um den Hals zu fallen oder vielleicht gar einen Kuß aufzudrücken, wenn jetzt nicht der Famulus wiederum eingetreten.

„Also darf der Friedrich zu Ihnen kommen?“

„Ja wohl; soll seine Zeugnisse mitbringen.“

„Ach ja! da werden sich der Herr Professor freuen, denn der Friedrich ist gar nicht so ungeschickt. Na, das Attestat sollen Sie sehen, das ihm der Herr von Beust auf Altscherbitz ausgestellt, das ist schön. Unten das Siegel mit dem großen Wappen. Und in Altscherbitz auf der Gärtnerei, dies will was sagen. Ein Treibhaus mit Ananas und . . . ach! ich muß hinweg und dies Alles meiner Mutter und auf den Abend meinem Friedrich hinterbringen.“

Wie ein Reh schlüpfte sie durch das Gärtchen; sie war heute die Glücklichste im ganzen Dörfchen, welches gegen Abend neue Truppen empfing. — Aus allen Häusern und Gehöften kamen die Bewohner heraus, denn heute rückten außer der Infanterie vom Regiment Bernburg auch noch Ziethen'sche Husaren ein.

Auf dem Schlosse, wo der Commandant lag, herrschte große Rührigkeit. Bald kam eine Ordonnanz, bald ging ein Adjutant; nach der Mühle zu ritt ein Trupp Husaren, die ihre Pferde in die Schwemme führten.

Friedrich und Lisette sahen dies Alles aus dem Parterregeschoß der kleinen friedlichen Wohnung mit an. Die schmucken Husaren, der Klang der Trompete, die muthigen Pferde, es lockte Alt und Jung herbei. — Friedrich zeigte große Lust, sich dies Alles in der Nähe zu besehen und die Kriegsthaten von Friedrich's siegreicher Armee aus der Helden eigenem Munde zu hören. Wohlweislich warnte aber Lisette, davon abzustehen, indem die Werber in Lützschena schon ein Auge auf ihn gehabt und er es nur seiner List zu verdanken gehabt, daß er ihnen entgangen.

„Hast Recht, Lisettchen!“ entgegnete ihr Friedrich; „das Kriegshandwerk wäre nicht meine Sache. Da bleibe ich lieber bei meinen Früchten und Blumen.“

„Ja, so denke ich auch. Ach! wenn ich Dich im Kriege wüßte, ich hätte Tag und Nacht keine ruhige Stunde und weinte mir die Augen aus dem Kopfe.“

Digitized by Google

Unter solchem Gespräch nahte die Stunde des Abschieds. Morgen früh, hieß es, wollen wir zum Herrn Professor gehen — Friedrich studirte auf die Anrede und wie er dann zu antworten habe. Seine Zeugnisse hielt er schon in Bereitschaft.

Obschon es etwas spät war, so herrschte im Schloß und Schloßhof dennoch reges Leben. Oben saß der Commandant mit mehreren Officieren bei einer wohlbesetzten Tafel, wo gar wacker der Weinflasche zugesprochen wurde. Aber auch unten in den Wirthschaftsstuben ging es fröhlich her, da saßen meistens Unterofficiere und Wachtmeister und um diese herum die Gemeinen.

In den Ton der muntern Rede, in das Klappen der Bierdeckel, Anstoßen der Weingläser und Sporengeklirr mischte sich fröhlicher Gesang. Kräftig erklangen dann mehrere damals beliebte Kriegslieder, die mitten im Felde entstanden und meist von Soldaten verfaßt waren. Plötzlich rief ein alter Sergeant: „Landon singen!“ und es erklang nun im Chor die Strophe:

Landon, was ist dein Begehr,
Daß du kommst zu uns hieher;
Willst du uns hier attakiren
Und uns unsern Marsch turbiren?
Nein, Landon, das geht nicht an.
Landon, wetz dir man den Schnabel!
Landon, steck man in den Sabel,
Vater Fritz thut mit uns ziehn.

Als dies Lied zu Ende, kamen noch andere an die Reihe, die zu jener Zeit im Heere beliebt waren, als:

Schwerin, der steht an unsrer Spitz,
Drum lustig vorwärts hitz, hatz, hitz!
Und wenn die Welt in Stücken fällt,
Der Preuße bleibt man Siegesheld ꝛc. ꝛc.

Kein Wunder, daß diese Fröhlichkeit und der weithinschallenden Gesang so manchen aus dem Dorfe in die Nähe der preußischen Grenadiere lockte, sollte es auch nur sein, um außen an den Fenstern zu horchen. Unter diesen Horchern befand sich anfänglich unser Friedrich, der jetzt beauftragt wurde, etliche Früchte in den obern Saal zu tragen, wo der preußische Commandant saß. Als er wieder herunterkam, blickte er durch die Thür, wo die Soldaten saßen. Er dachte, du bist ja hier zu Hause, du wirst ein wenig hineingehen und da auf Gesang und Rede lauschen.

Während er im Begriff war, dies zu thun, redete ihn ein Grenadierunterofficier mit den Worten an: „Na! was steht Ihr denn man vor der Thür, kommt mit 'rin!“

Der zutrauliche Ton dieser Worte wirkte; Friedrich ging mit in das Zimmer, wo eben wieder ein Lied angestimmt wurde. — Ha! da machte unser Gärtner Augen, als er die schmucken Soldaten sah, alles so proper und adrett; vorzüglich die Ziethen'schen Husaren in ihren rothen Uniformen und hinten auf dem Rücken ellenlange Zöpfe.

Mitten aus dieser Soldatenschaar trat jetzt der bewußte Unterofficier an Friedrich heran und ersuchte ihn, ein Glas Wein am Tisch mit zu trinken. Dies konnte er nicht ausschlagen, nein, er schätzte es sich vielmehr zu einer großen Ehre und that dies um so eher, als er plötzlich unter den Roth- und Blauröcken einen Bauerssohn aus Gohlis, den langen Grafer-Lieb sitzen sah, der sich, wie es schien, gar nicht wenig darauf einbildete, mit Ziethen'schen Husaren zu zechen und zu plaudern.

Friedrich ergriff das gefüllte Weinglas und nippte gar tapfer, denn der Wein aus dem Schloßkeller war gar nicht so übel, er mundete trefflich.

Der bewußte Unterofficier erzählte lustige Geschichten aus dem Soldatenleben; wie sie überall glänzend aufgenommen würden, wo sie un's Quartier kämen, welche Ehre ihnen überall zu Theil werde und es der größte Stolz sei, unter Vater Fritz zu dienen. Dabei schenkte er den Beiden immer wieder das Glas voll, und als Grafer's Christlieb seine Pelzmütze abgenommen, weil ihm der Wein etwas zu Kopfe stieg, nahm der Unterofficier einen in der Nähe liegenden militärischen Hut und drückte gleichsam wie zum Spaße ihm solchen auf das Haupt. Christlieb glänzte im ganzen Gesicht, ihm war zu Muthe, als hätte man eine Krone auf sein Haupt gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Von München nach Hohenschwangau.

IV.

Am Plansee.

(Fortsetzung.)

Hinter Grießen verließ ich wieder die Straße und schlug westlich einen Reitpfad ein, den König Max von Bayern als Verbindungsweg zwischen Hohenschwangau und Partenkirchen hat anlegen lassen. Durch ein enges, einsames Waldthal führt er aufwärts im Schatten des überhangenden Gebüsches. Ein steinigtes breites Bett eines Sturzbaches geht ihm zur Seite, aber die Glühhitze des Sommers hatte jetzt alles Wasser aufgesogen. Schweigend stieg ich bergan und malte mir unterdessen in Gedanken jenes schauervolle Ereigniß aus, das auch von hiesiger Gegend erzählt wird. Achtzehn Schmuggler, jeder mit einem Pulversack auf dem Rücken, wanderten hintereinander einen Bergpfad hinan. Da bemerkte der letzte in der Reihe, wie sein Sack allmählich leichter wurde, und wollte sich schon Glück zu dieser Wahrnehmung wünschen, als ihm der Einfall kam, es möchte die Erleichterung vielleicht auf Kosten seiner Last stattfinden. Das war nur zu wahr. Ein langer Pulverfaden zeigte sich auf dem Wege, den sie durchwandert hatten. Es war das ein Verlust, aber noch mehr, es war ein Zeichen, das den Gang der Truppe verrathen konnte und ihrem Geschicke unheilvoll zu werden drohte. Er rief Halt und auf diesen Ruf setzten sich die andern siebzehn auf ihre Säcke nieder, tranken einen Schluck Branntwein und trockneten sich den Schweiß von der Stirne. Unterdessen ging der letzte, der pfiffige zurück, bis zum Anfang der Pulverspur. Nach einer Stunde erreichte er das Ende und legte da mit seiner Pfeife Feuer an, indem er die glühende Asche auf das Pulver schüttete. Wie eine feurige Schlange bewegte der sprühende Funke mit Blitzesschnelle sich vorwärts und es dauerte nicht lange, so hörte er ein furchtbar prächtiges Donnergetöse, welches bei seinem Rollen durch die Thäler, seinem Wiederhallen an den Felswänden, seinem Tosen in den Schluchten ihm eine schreckliche Ueberraschung bereiten mußte. Es lagen in jenem Augenblick die siebzehn Familienväter zerschmettert am Boden, welche er durch Vertilgung der Pulverspur vor einer Verfolgung der Grenzwächter hatte sicher stellen wollen.

Nach langem, mühseligem Marsche gelangte ich endlich auf eine schmale mit Wald bewachsene Ebene, welche sich nach Westen etwas abwärts senkte und nur als Wasserscheide zwischen dem Brisachthal und dem Plansee erschien. In der That gelangte ich nach kurzer Zeit auf eine offene Stelle, an der mir aus der Ferne ein glänzender Wasserspiegel entgegenschimmerte. Welch überraschender, herrlicher Anblick ist es doch, wenn man, vom Wandern erschöpft, endlich aus der Ferne zwischen dem Halbdunkel des Waldes die Fläche eines freundlichen Sees herüberstrahlen sieht! Das Herz geht Einem auf, wenn der Blick weit darüber hinschweift. Sehnsucht und Freude regt sich in der Brust. Man steht allein auf dem Hügel, der uns den Blick über das in der blauen Ferne verschwimmende Wassergebiet gestattet, aber dennoch dünkt man sich nicht allein, denn man weiß, der Strand ist belebt von regsamen Fischern, Kähne durchkreuzen die Fluth, und am Ufer lachen in dunklem Grün versteckt weißblinkende Häuschen, von dem schlanken Kirchthurm überragt, um den sie sich gruppiren; man weiß, daß man dem Leben, daß man der bunten, reizenden Mannigfaltigkeit menschlichen Treibens nahe steht. Ich malte mir eine solche Scene, dachte mich an die Ufer des Starnbergersees zurück, oder frischte in meiner Erinnerung das Bild einer Rheinlandschaft auf, wie sie von altem Zauber herbstlicher Freuden bewegt und erfüllt ist, obwohl ich wußte, daß derartige Genüsse mich heute nicht erwarteten. Und in der That hatten diese Bilder nur dazu gedient, den Contrast des Anblicks noch zu erhöhen.

Es dauerte keine Viertelstunde mehr, so lichtete sich der Wald, ich trat ins Freie heraus und sah den Plansee in schauerlicher Romantik vor mir ausgebreitet. So weit mein Auge reichte, nirgends sah es eine Spur menschlicher Wohnung in der lebens-

Digitized by Google

losen Einsamkeit. Von schroffen Felsen eingeengt, die nur theilweise mit dunklem Föhrenwald bedeckt waren, streckte sich der See in langen Windungen etwa zwei Stunden weit hinab, bis ihn ein Vorsprung des Gebirges meinen Blicken entzog. Die Breite mochte etwa nur zehn bis zwanzig Minuten betragen, aber seine Tiefe scheint sehr beträchtlich zu sein, denn man konnte vom Ufer aus nur zwei bis drei Schritte den Grund erblicken, dann ging es senkrecht hinab. Während die Lage des Eibsees noch mehr grotesk war, lag hier die Natur in ihrer ganzen Wildheit vor mir, und noch mehr wie dort fühlte ich mich hier trotz des hellblinkenden Sonnenscheins unheimlich einsam in der prächtigen, großartigen Umgebung.

Während die Wellen in monotoner Wiederholung stoßweise ans Ufer schlugen, ging ich mit raschen Schritten weiter, bis ich endlich in einer Einbuchtung des Sees ein kleines, weißes Häuschen gewahr wurde, in dessen Nähe einige Ziegen lustig umhersprangen. Die schwarzgelbe Barriere kündete mir an, daß es eine Zollstation der Grenzwache sei, welche für ihr spähendes Auge selbst da eine Wohnung baute, wohin sich nur selten der Tritt eines Wanderers zu verlieren schien. Doch sah ich später, daß hier, etwas weiter westlich, durch ein enges Waldthal sich vom bayrischen Gebirge ein Weg an den See herabzieht. Schon vor dem Schlagbaum von dem Bellen eines Hundes aufgeschreckt, der grimmig brummend und schnuffelnd an mich herankam, trat ich in das Häuschen ein. In Hemdsärmeln, die österreichische Mütze auf dem Kopf, saß ein ergrauter alter Soldat mit gewaltigem Schnurrbarte vor einem großen Buche und schrieb mit feierlicher, bedächtiger Miene. Nachdem ich eingetreten war, schob er langsam die Brille von der Nase und frug wahrscheinlich ungehalten darüber, daß er gestört wurde, ziemlich barsch: „Wo kommen Sie her?“ Ich beantwortete ihm seine Frage, indem ich zugleich hinzufügte, daß meine Reisetasche schon visitirt sei und daß ich mich nur nach dem Weg übers Gebirge erkundigen wolle, der auf das bayerische Gebiet zurückführe. Zugleich bat ich, ob man gegen gute Vergütung nicht etwas zur Stärkung haben könnte, das heiße Wetter mache durstig.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Ueber die letzten Stunden der Kaiserin-Mutter berichtet das „Journal de St. Petersbourg“: Nachdem Ihre Majestät schon zweimal das heilige Abendmahl genommen, betete der Beichtvater Baschanoff am Mittwoch Nachmittag die Sterbegebete, welche Ihre Majestät andächtigst anhörte. Sie segnete alsdann den Kaiser und ihre übrigen Kinder und Enkel, ließ die Hofdamen und die hohen Würdenträger sich nähern, deren Namen ihr der Kaiser jedes Mal nannte, um ihnen Dank und Lebewohl zu sagen. Endlich durfte sich auch die Dienerschaft nähern, um der Sterbenden zum letzten Abschied die Hand zu küssen. Der Todeskampf war schmerzlos. Die Kaiserin behielt fast bis zum letzten Augenblick ihre Besinnung, einige Seufzer gingen dem Scheiden der Seele von dem Körper vorher. Alle Mitglieder der Kaiserlichen Familie waren am Sterbebette anwesend; die Kaiserin, die Großfürstin Konstantin und Nikolaus und die Großfürstin Marie hatten Ihre Majestät schon seit der letzten Erkrankung nicht mehr verlassen. Die Großfürstin Olga und der Großfürst Michael waren am 30. October angekommen.

Zweisylbige Charade.

Ruhe sanft auf Nummer Eins, —
Denn dich stört nicht dein Gewissen,
Auch ein schlechtes Schlummer-Kissen
Ist doch besser stets als kein's.
Gehe dann durch Nummer Zwei,
Zwar nicht Blumen wirst du treffen,
Doch wird kein Morast dich äffen,
Und der Weg ist felsenfrei.
Hat das Ziel erreicht dein Fuß,
Schreibe dann an deine Lieben,
Die zu Hause dir geblieben,
Und das Ganze brauch' am Schluß.

Auflösung des Palindroms in № 91:
U h u.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 93. Speyer, Samstag 17. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

(Fortsetzung.)

Jetzt wollte der Unteroffizier man mal auch sehen, wie dem Andern so ein Federhut stehe; er griff nach einem solchen und stehe da, auch des Gärtners Haupt wurde mit einem solchen geschmückt. — „Kreuzstern-Element!“ rief der Sohn des Mars, indem er die Flasche ergriff, „wahrhaftig wie ein paar Kameraden, die schon bei Kesselsdorf mitgeklopft. Auf! nehmt das Glas zur Hand und stoßt mit an: Der König von Preußen soll leben. Hoch!“ — Hoch! schrieen die Beiden nach und stießen kräftig an. — „Hoch! seine siegreiche Armee. Hoch!“

„So! Die Gimpel sind im Netz,“ brummte der Unteroffizier für sich, indem er seine Brieftasche öffnete und aus derselben ein Blatt Papier hervorzog. — „Da, den Namen eines Mannes, der es mit uns und unserm König hält, den darf man nicht vergessen. Hier, Kamerad! schreibt einmal Euern Namen darunter.“

„Ich kann nicht schreiben,“ rief der Bauerssohn mit etwas schwerer Zunge.

„Nun, so macht drei Kreuze!“

„Dies kann ich thun. — Da!“

„Nun auch Ihr, guter Freund!“

Friedrich setzte in dies Anliegen nicht das mindeste Mißtrauen, er vollzog das Begehr und — setzte auch drei Kreuze auf das ihm dargereichte Papier.

„Trefflich!“ murmelte der Grenadier mit dem langen Corporalstock. „Aber man muß das Bild des *juten* Königs nicht nur im Herzen, sondern auch in der Tasche haben. — Wollt Ihr das Bild des Königs?“

„Ja, ja!“ schmunzelten Beide und konnten gar nicht die Großmuth des Herrn Soldaten begreifen. — „Da, nehmt hin!“

Friedrich erschrack, als ihm der Sergeant zwei Geldstücke mit dem Bildnisse des Königs gab; er dachte an ein Portrait auf Papier gemalt. —

„Na! immer zu, nicht geniert. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. — Haha! Angeworben!“

Das letzte Wort verstanden die Bethörten freilich nicht, zumal ihnen jetzt von Wein und Gesang der Kopf ein wenig wirbelig geworden. Sie tranken wohl noch ein Glas und dann brachte sie der Grenadier in ein Zimmer nebenan, wo sie baldigst einschlummerten.

So wurde in jener Zeit das Werbesystem betrieben, und der alte bezopfte Blaurock freute sich in der Stille gar weidlich über seinen Fang, den er gethan.

Als der Morgen durch das Fenster lugte, erwachten Friedrich und Glaser-Lieb, die jetzt gar nicht begreifen konnten, wie sie an diesen Ort gekommen. Beide zogen sich an und wollten sich entfernen, aber — die Thür war verschlossen. Das Rütteln und Toben an der Thür lockte baldigst den langen Unteroffizier von gestern Abend herbei, welcher mit einem kräftigen Fluch hereintrat und fragte: was dies für ein Mordspectakel sei.

„Ich will nach Hause!“ rief Glaser-Lieb trotzig.

„Ah, was da, nicht raisonnirt! Arm an Leib! Hand vor . . .“

„Ich muß nach Hause und will doch 'mal sehen, wer mich hier zurückhalten will.“

„Ich, ich will Dich zurückhalten, Du Matz Du! — Handgeld genommen, unterschrieben! Seid königlich preußische Recruten!“

Digitized by Google

„Recruten?“ schrien Beide laut auf.

„Seit gestern Abend! Habt verteufelt schlecht Gedächtniß.“

„Das ist Betrug!“ schrie der Bauerbursche; „jetzt geh' ich fort und sage es meinem Vater. Ich Soldat? Nimmermehr! Da wehre ich mich mit Händen und Füßen, eher schlage ich Alles . . .“

Pfiff! hatte er einen Streich mit dem langen Corporalstock. — „Wart, Bursche, ich will Dir lernen raisonniren Kreuzsacker . . . . ich fuchtele Euch alle Beide hier durch, wenn nur noch einer muckst. Ist's etwa eine Schande, dem Fritz zu dienen, vor dem alle Welt den Hut zieht? Wart Bursche! Steh' Du nur unter der Muskete, da will ich Dir den Hahnekamm schon etwas streichen. Ruh' gehalten, oder Euch soll ein Kreuzsternschock-Millionen-Hageldonnerw . . . . .“ Die letzten Sylben verhallten wie ein in der Ferne rollendes Gewitter. Er ging zur Thür hinaus und drehte den Schlüssel herum.

Welch eine Wendung der Dinge! Christlieb war außer aller Fassung und gringte jetzt gar ein wenig. Friedrich hingegen war gefaßter, obgleich der Gedanke, Recrut zu sein, ihn fast aller Sinne beraubte. — „Lisette, Lisette!“ stöhnte er, „Dein Friedrich Soldat in der königlich preußischen Armee.“ Mitten in dieser Verwirrung flammte ein heller Gedanke in ihm auf. Flucht! das war jetzt die Losung. Er konnte von innen das Fenster entriegeln, in Haus und Hof war er bekannt und es war nur so einzurichten, daß die Soldaten von gestern Abend nicht seiner ansichtig wurden.

Rasch gedieh dieser Gedanke zum Entschluß. Er entfloh durch das Fenster. Sein Leidensgefährte ahmte dies nach. Ersterer entkam glücklich; Letzterer wurde jedoch erwischt, weil er zu langsam, zu tölpisch und unbeholfen war.

Ungesehen lenkte der Gärtner seine Schritte in das Haus seiner getreuen Lisette, wo er leichenblaß ankam und sich immer scheu umsah, ob man ihn nicht verfolge.

„Ach, Du armer Junge!“ rief Lisettens Mutter, als Friedrich in kurzen Worten sein Abenteuer erzählt. Lisette war gefaßter und beschwor ihn, sich im Hause zu verbergen.

„Nein, nein!“ rief ängstlich und bekümmert die alte Mutter, „nein, das geht nicht. Wahrscheinlich wird Haussuchung gehalten, und wenn sie Dich finden, bist Deserteur, ach Du meine Güte! mußt Spießruthen laufen oder gar — die Kugel — vor — den Kopf!“

Dies waren Donnerworte. Jetzt erst erkannte man das Mißliche der Lage, und Friedrich verwünschte den Augenblick, wo ihn mehr seine Neugierde als Berufspflicht in die Soldatenstube geführt. Was List und Betrug, hielt er für Gastfreundschaft, er wähnte, es wären alle Menschen so treu und offen gesinnt, wie er.

Was war zu thun? er hatte sogar etwas Schriftliches von sich gegeben, er hatte Geld genommen, dies waren unauflösbare Bindemittel, wenn nicht von irgendwo eine rettende Hand eingriff. — Wo aber war diese zu finden, welcher Weg war zu betreten, um das nun Unvermeidliche abzuwenden? — Lisette, welche ihren Geliebten schon entrissen wähnte, die ihn schon unter der Muskete, auf dem Schlachtfelde, unter den Todten und Blessirten sah, sie bangte jetzt mehr, aber auch in dem verhängnißvollsten aller Augenblicke drang sich ihr der Gedanke zur Rettung ihres Geliebten auf

„Ja, er oder sonst Niemand kann hier helfen. Ich gehe hin zu ihm und Du mußt mitgehen“

„Zu wem, zum Commandanten?“

„Nein, zum Herrn Professor!“

„Zu Herrn Gellert?“

„Ja!“

„Wie soll denn der helfen, das ist ja ein geistlicher Herr?“

„Eben deßhalb! Alle Welt hat vor ihm Respect und vielleicht auch die Soldaten.“

„Nein, Lisette, nein! — Ach! da kommt ein Soldat die Gasse herauf. Lisette, ich geh mit zum Herrn Professor Gellert; geschwind, schnell, daß mich Niemand sieht. Ach! wenn sie mich . . .“

„Vorwärts!“ rief Lisette, „tempere nicht so lange.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Von München nach Hohenschwangau.

IV.

Am Plansee.

(Fortsetzung.)

Freundlicher erwiderte der Alte: „Wenn Sie vielleicht mit einem Stück trocknen Brodes und einem Seidel Wein zufrieden sind, das können Sie haben, doch müssen Sie noch etwas warten. Mein College, der den Schlüssel zum Keller hat, wird bald kommen. Wir sind da abgeschnitten von aller Welt, denn der nächste Ort ist beinahe drei Stunden weit entfernt, und bei der seltenen Gelegenheit ist es kein Wunder, wenn das Brod trocken wird. Den Wein haben wir uns absichtlich eingelegt für Fremde, die bisweilen vorüberreisen." Darauf schwieg der Alte und schrieb wieder fort.

Um mir die Zeit abzukürzen, trat ich noch einmal an den See heraus und suchte nach einer Stelle, an der man etwa baden könnte. Ich legte auch meine Kleider ab und ging ins Wasser hinein, das am Ufer von der Sonne ganz durchwärmt war; allein so wie man sich einige Schritte weiter entfernte, strömte aus der Tiefe, die alsbald hervorgähnte, eine unangenehme Kühle herauf. Deßhalb wandte ich mich nach jedem Ansatz, in das Freie hinaus zu schwimmen, bald wieder dem Ufer zu, und obwohl es ein romantischer Gedanke war, auf der stillen, tiefen Fluth sich hinauszuwagen in die Wogen, über welche ein düsteres Schweigen sich ausbreitete, über die kein Vogel dahinstreifte, während zu beiden Seiten nackte Felsen schroff empor stiegen, so vermochte ich doch in der That den dunklen Wassernixen in der kalten, unergründlichen Tiefe kein Vertrauen abzugewinnen, und ich kehrte bald wieder zum Zollhause zurück, wo nun eine Flasche rothen Tirolerweins bereit stand, der jedoch weder sehr süß, noch sehr feurig schmeckte, sondern mit köstlichem Seewasser etwas aufgefüllt erschien.

Der Alte war mit seinen Schreibereien fertig und ward, als ich ihn einlud mitzutrinken, ganz lebendig. Er erzählte, daß er schon bei Wagram und Aspern mitgefochten habe, als französischer Gefangener dann mit nach Spanien geschleppt worden sei, wo man ihn unter ein Regiment steckte. Mit lebhaften Farben schilderte er Scenen, die er dort miterlebt. Eines Abends seien sie an ein Kloster gekommen und hätten Einlaß verlangt. Die Mönche hätten sie freundlich aufgenommen und für die Offiziere einen kostbaren und reichen Tisch gedeckt. Allein weil man ihnen doch nicht völlig trauen konnte, so lud der Oberst den Abt und zwei Mönche ein, mitzuspeisen. Nach einigem Zögern hätten sie bereitwillig daran Theil genommen, und die Offiziere hätten, nach geendeter Mahlzeit, bei welcher es an köstlichem Wein nicht gefehlt hatte, für die herrliche Bewirthung schon ihren Dank aussprechen wollen, als der Abt ihnen erklärte, es sei nicht mehr Zeit zum Scherzen, sie sollten sich auf das nahe Ende gefaßt machen, der Wein, welchen sie getrunken, sei vergiftet gewesen. Und in der That seien der Abt, die beiden Mönche und die meisten Offiziere noch in der Nacht unter den fürchterlichsten Schmerzen gestorben. Die übrigen Mönche habe man darauf erschossen und das Kloster am Morgen angezündet.

Auch aus dem Tirolerkriege wußte er eine interessante Geschichte zu erzählen, die auf den See, an welchem ich weilte, Bezug hatte. Am westlichen Ufer desselben stand nämlich damals ein Bauernhaus, aus welchem die Bayern und Franzosen die Einwohner verjagt hatten, um einen Stationsplatz für ihre Vorposten daraus zu machen. Aber während einer stürmischen Nacht kam der Tiroler Bauer, von einigen Kameraden, Scharfschützen aus dem Vellin, begleitet, zurück, schlich sich in seine Scheune und steckte von da aus das Gehöfte in Brand. In wirrem Schrecken habe die Mannschaft zu entfliehen gesucht. Aber da ihre Gestalten, von den Flammen beleuchtet, den kaltblütigen Schützen, welche im Dunkeln standen, einen nur zu guten Zielpunkt boten, so wurden sie von allen Seiten wieder zurückgetrieben. Dem Offizier mit einigen Leuten gelang es jedoch gegen Morgen, sich in den Kahn zu retten, welcher am Ufer stand, und mit dem sie unbemerkt das entgegen-

Digitized by Google

gesetzte Ende des Sees zu erreichen hofften. Allein als sie eben dem Zollhause gegenüber, nicht weit von der Stelle, wo ich mich gebadet hatte, angekommen waren, knallten über ihnen vom Felsen Schüsse herunter, und ein Ruderer stürzte rücklings in die Tiefe. Da ihre Geschosse den Feind nicht zu erreichen vermochten, so suchten sie Schutz, indem sie sich auf dem Boden des Nachens ausstreckten. Aber eine Kugel schlug durch das Holz und aus der Oeffnung quoll das Wasser herein. Bald in der Gefahr zu sinken, sprangen sie verzweifelnd in die Fluth, welche, von der eisigen Kälte des Frühlingsschneewassers noch erfüllt, bald ihre Glieder erstarrte und in die Tiefe zog. Der Offizier, ein Franzose, nebst zwei Leuten, gelangte jedoch glücklich an das jenseitige Ufer, wo ihn die Kugeln der Tiroler nicht mehr erreichen konnten.

Als ich in den Sonnenschein wieder heraustrat, der mit feierlicher Stille über den einsamen Wassern lag, konnte ich mir kaum denken, wie dieser Ort einst von einem so tragischen Ereigniß hatte belebt sein können. Noch einen Blick warf ich auf die wilde Einöde dieser Gebirgslandschaft und wandte mich dann nördlich vom Plansee weg, ein Thälchen hinauf, wobei mich der alte Zollbeamte noch ein Stück Wegs begleitete. Mein Pfad führte mich zur Seite eines klaren Baches, der an manchen Stellen in seinem durchsichtigen Wasser ganze Schaaren von Forellen erblicken ließ. Auch einer menschlichen Wohnung begegnete ich noch, die jedoch ganz der waldigen Umgebung entsprach. Es war eine Hütte aus Baumstämmen, wie sie die Natur darbietet, in einer Vertiefung des Bodens aufgebaut. Der Rauch quoll zur Hausthüre heraus, vor welcher schmutzige Kinder, nur halb bekleidet, mit einer Geise spielten. Doch hörte ich aus dem Walde auch die Schellen einer weidenden Rinderheerde herübertönen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Kleine Sprüchlein. Bei der Generalversammlung der nassauischen Gewerbevereine, welche kürzlich in Dillenburg stattfand und welche sehr glänzend ausgefallen sein soll, machten die Sprüche der einzelnen Gewerbe großes Aufsehen.

Der Spruch der Bergleute lautete:

Gib gutes Eisen Eisenstein,
Leg's, Herr, in feste Hände,
Wenn in das deutsche Land herein
Der Feind den Weg einst fände.

Als der Schreiner Sprüchlein las man Folgendes:

Wir leimen und einen
Im Großen und Kleinen.
Könnten doch auch zu festem Verband
Zusammen wir leimen das Vaterland!

Die Gerber führten sich ein durch die Worte:

Wir gerben das Leder,
Drum hüte ein Jeder,
Besonders der Feind,
Der am Rhein erscheint,
Sein eigenes Fell
Vor dem Gerbergesell.

Die Hutmacher meinten:

Unter einen Hut zu bringen
Alle, will mir nicht gelingen.

* Charade.

Kennst du der Ersten Zaubermacht,
Wie sie auf Rosenpfad
In reicher, märchenhafter Pracht
Dir lieblich lockend naht?
Was schlummernd tief im Herzen ruht,
Dir selbst noch unbekannt,
Führt ihres leisen Hauches Gluth
In's schönste Wunderland.

Die Zweite such' im Silberquell',
Bestrahlt vom Sonnengold!
Wie glänzt ihr Schimmer, freundlich hell,
Aus Augen, zart und hold!
Das Ganze ist der Ersten Kind,
Es naht bald mild, bald hehr,
Es fesselt, täuscht und flieht geschwind
Und läßt das Herz so leer.

H. H.

Auflösung der Charade in № 92:
Streusand.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 94. Speyer, Dienstag 20. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

(Fortsetzung.)

Sie machten sich Beide auf den Weg, die Mutter gab ihren Segen zum besten Gedeihen und blickte ängstlich in die Dorfgasse, um nach dem Soldaten zu sehen. Der Schein trügt, vorzüglich wenn jemand Angst empfindet. Gedachter Soldat war eine alte Bauersfrau mit einem blauen Mantel und übergelegten rothen Kopftuch. — Auf dem Wege nach Gellert's Wohnung machte ihm die Phantasie noch ganz besonders zu schaffen. In den Birkenruthen, die ein armer Besenbinder auf dem Schiebbock in's Dorf fuhr, sah Friedrich der Bedrängte schon die Spießruthen, womit ihn die preußischen Grenadiere kitzeln sollten, und das Kollern einer leeren Biertonne schlug an sein Ohr wie Trommelschlag zum Todtenmarsch.

Mit größter Behutsamkeit nahten sich Beide der Wohnung, welche den Mann barg, der hier als Helfer und Retter erscheinen sollte. Dem armen preußischen Rekruten wider Willen pochte das Herz, als wenn er vor einem Kriegsgericht erscheinen sollte, denn es wollte ihm gar nicht in den Sinn, wie ein einfacher Magister in den kurzen Kniehosen die rauhen Männer der Muskete mit den langen Bärmützen so zu sagen herumkriegen und ihn vom Gamaschendienst befreien sollte.

Am liebsten hätte Lisette den armen Schelm gleich selbst mit zu Gellert genommen, aber nach ihrer Ansicht hieß dies mit der Thür in's Haus fallen und es wurde beschlossen, erst selbst hineinzugehen und ein ut es Wort einzulegen.

Mit den schönsten Blumen des Gartens in der Hand nahte sie sich dem Parterrezimmer und lugte durch die in den Garten gehende Glasthür, ob der Herr Professor allein sei Friedrich sollte außen an der Thür warten, da regten sich aber auf einem Gute in der Nähe preußische Soldaten. Mit größter Schnelligkeit ergriff Lisette ihren Zukünftigen, lief mehrere Schritte mit ihm seitwärts in den Garten und versteckte ihn an einen Ort, wo ihn so leicht niemand aufstöberte, — in das Bienenhaus.

Ein schöner Aufenthalt, dachte unser Fritz; doch lieber unter Hummeln oder in einem Wespennest als unter den Soldaten; lieber in einem Bienenstock als unter dem Corporalstock.

Drinnen in der Stube saß Gellert auf einem einfachen Canapee, schon völlig angezogen und angethan mit dem schwarzen Leibrock, was er stets zu thun pflegte, da er nicht selten durch Besuche zu allen Stunden und aller Tageszeit überrascht wurde. Er hatte so eben einige Briefe empfangen. Der erste war von dem Tonsetzer Emanuel Bach aus Berlin, welcher wiederum etliche Melodieen zu Gellert's geistlichen Liedern verfaßt und nun solche dem Dichter zusendete.

Lisette wollte schon durch die Thür treten; Gellert ergriff aber den zweiten Brief und las ruhig in den Zeilen. — Diese Zuschrift war von seinem Verleger, dem Buchhändler Wendler aus Leipzig, welcher ihm die Anzeige machte, daß eine abermalige Auflage der Fabeln nöthig sei und er ihm in Folge des guten Absatzes und der steten Nachfragen fortan für neueres Manuscript den Druckbogen mit einem Laubthaler honoriren werde.

Jetzt konnte sich Lisette nicht mehr halten. Sie faßte sich ein Herz und trat in Gellert's Zimmer. Der freundliche seelenvolle Blick

Digitized by Google

des Dichters gab ihr allen Muth wieder, und als sie die Blumen auf den Tisch gestellt, da stammelte sie: „Ach, Herr Professor! ich habe etwas vorzubringen.“

„Was ist's, mein Kind? Heraus damit, rede frei und offen.“

„Es ist eine Bitte und noch dazu eine recht große.“

„Soll mir Vergnügen gewähren, wenn ich sie erfüllen kann.“

„Ich war so glücklich, so zufrieden . . .“

„Nur Gott vor Augen und im Herzen und Du wirst es fortan sein.“

„Ich und mein Friedrich, ach! wir malten uns so hübsch die Zukunft aus und nun . . .“

„Nun, und jetzt?“

„Verloren! Alles hin!“

„Wie so? Auf welche Art?“

„Ach, mein guter Herr Professor! ich will es nur gesteh'n, es ist ein Unglück geschehen!“

„Was? hättest Du den Pfad der . . .“

„Der Unteroffizier im Schlosse trägt die Schuld!“

„Entsetzlich!“

„Der Friedrich ist gestern Abend in die Gesellschaft der Soldaten gerathen, da haben sie sehr freundlich gethan, er hat mit ihnen Wein trinken müssen und endlich haben sie ihn angeworben.“

„Also der Friedrich! Hm! — Gott sei Dank!“

„Durch List haben sie ihn dahingebracht. Sie haben ihm einen Hut aufgesetzt. Er hat mit auf das Wohl des Königs getrunken; ach! er hat noch mehr gethan.“ —

„Nun?“

„Er hat so einen kleinen Zettel unterschrieben, ach! du meine Güte, er hat sogar Handgeld genommen.“

„O weh! ein böser, böser Handel.“

„Aber noch ist zu helfen.“

„Wird schwer halten, mein gutes Kind. Wer soll ihm hier helfen?“

„Sie, mein guter Herr Professor!“

„Ich? — Kind, ich helfe gern, ich diene Jedermann — aber — wo ist denn der Bräutigam?“

„Er ist den Soldaten entwischt.“

„Was? entsprungen?“

„Ja! in aller Frühe hat er sich aus dem Staube gemacht. — Es ist gewiß nun schon ruchbar; sie werden ihn suchen.“

„Schlimm, sehr schlimm!“

„Ach, jawohl! aber Sie, Herr Gellert, Sie können ja helfen.“

„Ich — auf . . . welche Art?“

„Sie machen sich auf und gehen zum Herrn Commandanten.“

„Kind, welch' ein Gedanke!“

„Ach! gewiß ein recht guter. — Ein Mann wie Sie, so ein vornehmer gelehrter Herr, wenn der ein Wort spricht, das fällt in die Wage, das zieht.“

„Bedenke: ein General, ein wilder Kriegsmann hier in Feindesland“

„Ihnen ist er gewiß nicht feind. Wenn er hört, daß Sie die schönen frommen Lieder gedichtet; wenn er hört, daß Sie das schöne Gedicht geschrieben: „Um das Rhinoceros zu sehen“ — da steckt er gewiß einen Pflock zurück und läßt meinen guten Friedrich seines Weges gehen.“

„Kind, baue nicht auf meine Hilfe, sie ist schwach.“

„Nein, nein! Sie dürfen mich nicht verlassen. So oft schon fand ich und die Mutter in Ihren Liedern Beruhigung und Trost; was Sie geschrieben, das werden Sie auch üben im Leben. Nur frisch an's Werk, ach, es ist so nöthig!“

„Sie hat Recht. — Nächstenliebe! — sie gebietet. Der Commandant, wie ich gehört, soll ein Ehrenmann sein.“ —

„Ja das ist er. Helfen Sie, gehen Sie hin, er befindet sich auf dem Schlosse.“

„Ja, wo aber steckt denn Dein Bräutigam?“

„Hier im Garten!“

„Was? ein Deserteur in meiner Behausung?“

„Ja, hinterm Bienenstock.“

„Kind, welche Unvorsichtigkeit! Wenn sie ihn finden, ich — ein Hehler. Rings herum Soldaten! mein Ruf, meine Ehre, wenn . . .“

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

IV.

Am Plansee.

(Fortsetzung.)

In Schlangenwindungen führte mich dann der von da aus frisch angelegte Reitpfad einen steilen Berg hinan, von dem aus sich der Blick nach Westen öffnete. Einige Zeit wanderte ich darauf in einen hochgelegenen Thale weiter, das bisweilen schöne Triften darbot. Und bald merkte ich, daß man diese auch nicht unbenutzt lasse, denn hie und da zeigten sich Sennhütten am Wege und von den Abhängen der Berge ertönte das Schellengeläute der Heerden.

Vor einer dieser Sennhütten war ein junger Bursche damit beschäftigt, Holz zu spalten. Ich redete ihn an, und da er sehr freundlich erwiderte, so ließ ich mich in seine Hütte hineinführen, um seinen Käse zu versuchen. Das Innere bestand aus zwei Räumen, in deren einem, dem kleineren, ein ganz wohl gedecktes Bett stand, über welchem der Pendel einer großen Uhr pickte, so daß derselbe bei dem übrigen Hausrathe von einem Stuhl und einer Kiste ein ganz wohnliches Aussehen trug. Der andere, größere Raum, die Küche, war wohl von Rauch geschwärzt, allein die Milchgeschirre standen doch in blanker Reihe, ganz weiß geschneert. Ueber dem Herde, der in der Mitte stand, hing ein großer Kupferkessel, der zur Bereitung des Käses dient. Aus der Küche führte eine Treppe in einen kleinen Keller hinab, in welchem die Käse in der gewöhnlichen radgroßen Form aufgeschichtet waren. Einen derselben, von dem er selbst zu essen pflegte, trug er herauf. Ich bot ihm das Brod an, welches ich vom Zollhause noch in der Tasche hatte, wonach er mit großer Freude griff und mir dann beim Essen Gesellschaft leistete. Der Käse, von einer zwar nicht schönen, etwas ins Gräuliche schimmernden Farbe, aß sich jedoch, da er nicht fett war, ganz gut ohne Brod und war dabei sehr schmackhaft. Als ich den Burschen frug, ob er denn nicht bisweilen Langeweile bekäme, so meinte er, wenn man immer Beschäftigung habe, wie das in einer Sennte der Fall sei, so vergehe einem die Zeit so schnell, wie auf dem Dorfe. Dazu kämen Sonntags bisweilen seine Kameraden aus Schwanheim, wohin seine Heerde gehöre, um ihn zu besuchen, auch habe er noch einen Buben bei sich, der eben draußen bei den Kühen sei.

Als ich die Sennhütte verlassen hatte und abwärts zu steigen begann, führte mich meine Straße bald auf einen chaussirten Weg, der unter überhangendem Gewölz zur Seite eines rauschenden Baches, des Pöllat, welcher mit lautem Rauschen über die Felsen stürzte, mich gemächlich der Ebene zuführte. Ein neu gebautes Bauernhaus, dem ich begegnete, die mannigfaltigen Bannarten, welche die Straße beschatteten, verriethen schon die Nähe einer reichen Besitzung, einer sorgsamen, beaufsichtigenden Hand. Als ich eben in einen prächtigen Tannenwald eingetreten war, sah ich nach kurzer Zeit zwei Hofwagen vor mir auf der Straße halten. Ich erkundigte mich nach der Ursache und hörte, daß heute ein Treibjagen stattgefunden habe und daß der König bald erscheinen werde, um hier einzukehren. Neugierig wartete ich eine Zeit lang da und sah bald den König mit dem Jagdgefolge durch den Wald herabkommen. Es waren darunter auch einige Münchener Professoren, wie der als geschickter Jäger, als Dichter und Naturforscher bekannte v. Kobell. Alle waren im bayerischen Jagdcostüm, trugen ein grünes Wamms und den grünen Jägerhut mit Federn geschmückt. Den König zierte außerdem noch eine reiche goldene Halskette, welche bis zur Brust herabhing und ein großes Medaillon zum Schlußpunkt hatte. Das Wild wurde auch alsbald nachgebracht, und ich hörte später, daß ein Hirsch und fünfzehn Gemsen geschossen worden waren, von denen der König neun erlegt hatte. Die Jagdbestände sind hier noch ziemlich reich an Gemsen, und der Stilling birgt deren noch eine Menge, obwohl sie allerdings hier zugleich auch gehegt werden.

Ich ließ die Wagen und Treiber an mir vorüber eilen und ging gemächlich hinten nach, mich freuend an dem herrlichen Buchen- und Tannenwalde und den Blicken auf die

Digitized by Google

Ebene, welche ein erhöhter Punkt bisweilen darbot. Nach einer Stunde Wegs trat ich darauf aus dem Walde heraus und vor mir lag auf einem Hügel gegenüber das altberühmte, neu auferbaute Hohenstaufenschloß, das schöne Hohenschwangau. Noch stand der Triumphbogen, aus Moos und Blumengewinden aufgeführt, mit und an welchem die Einwohner von Schwangau die Königsfamilie begrüßt hatten. Unter ihm hindurch schritt ich an einigen hübschen Bauernhäusern und freundlichen Gärten vorüber, nach dem Wirthshause, das am Fuße der Burg gerade da gelegen ist, wo der Weg sich zur Auffahrt wendet, und erfrischte mich dort etwas nach dem langen, anstrengenden Marsche.

V. Hohenschwangau.

Hohenschwangau, jetzt das Ziel so vieler Reisenden, hat außer seiner herrlichen Natur und Lage auch einige Bedeutung als geschichtlicher Ort. Schon die Römer hatten diesen Punkt als einen militärisch wichtigen erkannt und lange vor unserer Zeitrechnung stand hier ein Wartthurm, der die nahe römische Colonie Fauces Alpium, jetzt Füssen, vor einem feindlichen Ueberfall schützte. Füssen war wichtig als Alpenpaß, da der Lech, welcher oberhalb desselben noch einen Wasserfall bildet, hier in die Ebene tritt. Als die Völkerwanderung den Wartthurm und die römische Colonie zerstört hatte, wurde später auf demselben Punkte eine Ritterburg gebaut, Schwanstein; so genannt, um der Schwäne willen, welche den See am Fuße der Burg belebten. In der Ebene bauten sich dann nach und nach die Untergebenen des Ritters an und bildeten das Dorf Schwangau. Aber auch diese Burg wurde vernichtet, das Geschlecht, welches sie bewohnte, vertrieben, und wiederum spiegelte ungestört der Hirsch sein Geweih in den Wellen, stieg furchtlos die Gemse vom Felsen herab. Zur Zeit der Welfen erhob sich jedoch wieder ein neues Schloß auf der Höhe, aber diesmal nicht mehr auf dem alten Flecke, sondern mehr östlich, näher dem Hochgebirge, aber etwas niedriger. Nach dem Dorfe Schwangau ward der neue Bau Hohenschwangau genannt. Dieser wurde zugleich der Mittelpunkt einer gleichnamigen Herrschaft, welche nach der Aechtung Heinrichs des Löwen an die Herzöge von Schwaben und somit an das Hohenstaufische Kaisergeschlecht kam. Hier verbrachte Konradin einen Theil seiner Jugendzeit, und hier war es, wo er die Aufforderung der Ghibellinen empfing, mit ihrer Hilfe sein väterliches Reich wieder zu erobern, wo ihn die Gesandtschaft der Italiener traf, welche ihn beredete, den Zug über die Alpen zu wagen. Aber statt Sieg und Herrschaft fand er Fesseln und Tod, und seine Hinrichtung bildete das tragische Ende des herrlichen Hohenstaufengeschlechts, welches über ein Jahrhundert die Welt mit der Bewunderung seiner Thaten erfüllt hatte. Vor seinem Auszuge noch hatte Konradin Hohenschwangau seinem Onkel, dem Herzog von Bayern als Pfand für geliehenes Geld hinterlassen und seitdem blieb die Burg bayerisches Besitzthum.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Als gelehrte Spielerei geben wir folgenden alten Spruch, welcher angeblich die Macht haben sollte, den Teufel und seine Versuchungen abzuhalten. Das Interessante wie Seltene hieran ist, daß er vorwärts wie rückwärts gelesen gleich lautet:

„Signa te, signa! temere me tangis et angis!“

Ein ähnliches Sprüchlein, ebenfalls vorwärts wie rückwärts gleich, lautet bekanntlich:

„Roma tibi subito motibus ibit amor.“

Räthsel

Raubt Einer mich, so bin ich gern ihm nah',
Doch fall' ich nie dem Räuber in die Hände,
Bald bin ich eng', bald weit, oft lieg' ich offen da,
Doch hat mich Keiner wohl gesch'n vor meinem Ende.

Auflösung der Charade in № 93:
Traumbild.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 95. Speyer, Donnerstag 22. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

(Fortsetzung.)

Da blies in der Dorfgasse eine Trompete, ein Signalzeichen zum Füttern oder Pferdeputzen. — Lisette erschrack ganz entsetzlich, sie dachte nicht anders, es sei das Zeichen, den Deserteur einzufangen. Aber auch nicht minder erschrack Friedrich, der unterdessen mit den Bienen gekämpft, die ihn durchaus nicht als Gast leiden wollten. Eben wollte sich so eine Hummel auf seine Nase setzen, als kaum zehn Schritte hinter ihm das Trompetengeschmetter begann. Eilig stürzte er aus seinem Versteck hervor und drang in das Zimmer des guten Gellert, den er bei der Rockklappe festhielt und ihn beschwor, sein Retter zu werden, denn er wähnte, es gehe nun an Hals und Kragen.

Der arme Gellert wurde jetzt selbst mit ängstlich, zumal Lisette sich an ihn heranbrängte und Mienen machte, ihm um den Hals zu fallen. Er verschanzte sich förmlich hinter die große Stuhllehne und gelobte von hier aus: beim Commandanten alles zu versuchen, was zur Befreiung dienen könnte. — Friedrich schwur, zeitlebens dankbar zu sein, in welches Gelöbniß Lisette hoch und feierlich mit einstimmte. Schon jubelten ihre Herzen auf in freudiger Hoffnung, schon griff der gute Gellert nach seinem Hut, als plötzlich unweit von der Thür ein preußischer Offizier erschien. — Friedrich wußte vor Schreck nicht, ob er unter das Bücherbret kriechen oder wieder hinausstürmen sollte hinter die Bienenkörbe. Gewiß hatte man seine Spur entdeckt, doch ruhig und mit Fassung erwartete Gellert seine Ankunft. Er kam aber nicht herein, trotzdem, daß er sich außen erkundigte, ob hier das Haus sei, wo der Professor Gellert wohne. — Er machte rechts um und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Noch schnellere Schritte geschahen aber jetzt von Seiten des bedrängten Liebespaares, welches durch den Garten eilte und versprach, nach einer halben Stunde wieder zu kommen.

Unweit von Gellert's Wohnung verbargen sie sich in einem Gehöfte, wo sie sich sicher glaubten, und Friedrich sah sich schon nach einer Leiter um, welche nach dem Heuboden führt.

Während dies geschehen, war auf der Straße von Leipzig ein eleganter Wagen in das Schloß gefahren, in welchem sich drei Personen befanden, die im Schloß abstiegen. Der Erste von diesen Dreien war Friedrich der Große; ihm zur Seite saß der Marquis d'Argens und auf dem Rücksitz des Königs Adjutant, Franz Leopold von Berenhorst, der sich später großen Ruf als taktischer und strategischer Schriftsteller erwarb.

Nicht spurlos war der Vorfall an Gellert's Innerm vorübergegangen. Sein weiches Gemüth war sichtlich ergriffen, er fühlte den Kummer und die Angst des bedrängten Paares; er, der nur Friede und Eintracht wollte, er empfand jetzt doppelt, wohin die Entzweiung der Völker führt und was ein Krieg bedeute. Doch, er war Philosoph. Sinnend, in den Lehnstuhl gesunken, erkannte er, daß Gott gleich Fluthen, Erdbeben und Pest von Zeit zu Zeit einen Eroberer schicke, der da die Völker aufrüttele aus ihrem Schlafe, damit ein jedes sich bewußt werde seiner Kraft — „Der Krieg," seufzte er, „er führt Kummer und Elend in seinem Gefolge, doch, erhebt er nicht ein hohes

Digitized by Google

Kraftgefühl in jeglicher Brust? Was sich einzeln der Zeit beugte, steht da vereint mit hoher kühner Macht: als ein Denkmal für spätere Geschlechter. Zu einem großen Körper reihen sich alle die Glieder, hin nach einem Ziele sammelt sich die That. — Dies junge Paar, man will ihm seine schönsten Träume zerstören, hinwegreißen will man den Bräutigam aus den Armen der Braut; nein, nein! vielleicht kann ich's verhindern. Auf! Gellert; periculum in mora! Gott der Herr erwählte dich hier als schwaches Rüstzeug. Ich gehe — zu einem Feind. Verleih' mir, Allgütiger, Kraft; gib Gedeihen und Erfolg meinem schwachen Wort."

Gellert war eben im Begriff, den Hut aufzusetzen, als das Gerassel eines Wagens ihn aufmerksam machte, der daher gerollt kam und vor seiner Thür hielt.

„Was? ein Wagen? ein preußischer Militär! Hm! zu ungelegener Zeit! — Wenn nur mein Famul ..."

Der Fremde stieg aus dem Wagen, indem er kurz und in schnarrendem spitzen Ton zu seinem Begleiter noch die Worte sprach: Il a un trop bon esprit, pour être obligeant aux dépens de la verité. — Gestützt auf einen Krückstock, unterm kleinen dreieckigen Hut große Klebelocken trat er in den Garten, während sein großes blaues Auge mit dem stechenden Blick umherschwebte.

„Ist' ich nicht," rief Gellert, „dies ist ja ... so oft im Bilde ... es ist der König!" — Er öffnete jetzt schnell die Thür.

„Bon jour! Ist Er der Gellert?"

„Zu dienen, mein Herr!"

„Mein Name ist von Bork."

„Höchst erfreulich."

„Obrist vom Regiment Leibinfanterie."

„Wollen der Herr Obrist nicht Platz ergreifen?" ließ sich Gellert vernehmen, indem er den Großvaterstuhl hinrückte.

Der König that dies, deutete aber gleichzeitig mit dem Krückstock auf den daneben stehenden Stuhl, indem er rief: „Setzen, setzen!"

Gellert folgte seinem Wort, da er wohl merkte, daß der große Kriegsheld unerkannt bleiben wollte.

„Man hat mir," sprach der König, indem er eine große Prise schnupfte, „viel Gut's von Euch erzählt. Hab' auch manch frommes Lied von Euch gelesen. Was für Landsmann?"

„Sachse. Aus Hainichen im Erzgebirge."

„Professor ordinarius?"

„Seit neun Jahren."

„Wie viel Tractement?"

„Außer dem Gnadengehalt einhundert fünfzig Thaler!"

„Par mois?"

„Nein, jährlich!"

„Bekommt bei mir ein Reitknecht."

„Der Weise ist mit wenigem zufrieden. Gab es denn je einen Dichter, der gesegnet mit irdischen Gütern? Ich denk' an Roms Plautus, der bei einem Bäcker die Mühle drehte, damit er nicht verhungere. Ich denke an Dante Alighieri, an den großen Schöpfer der divina comedia, an Michael Cervantes, an Tasso, den unsterblichen Sänger des befreiten Jerusalem. Wie reich bin ich gegen diese und doch, hebt oft nicht ein Gedanke, eine Strophe dieser Geweihten all meine Fabeln auf?"

„Recht so! Seid Philosoph! — Doch jeder wirkt in seiner Art. Nur gut, gleichviel ob Fabel oder Epos. Pfusch' selbst so etwas in der Poesie."

„Freut mich, Herr Obrist! Selten gehen Mars und Minerva Hand in Hand."

„Merci! Doch eins muß ich tadeln."

„Ich hör' die Wahrheit gern."

„Warum schreibt Er deutsch?"

„Einzig und allein aus dem Grunde, weil ich ein Deutscher bin. Man nehme dem Deutschen alles, eins bleibt ihm: Gelehrsamkeit und Musik."

Und nun knüpfte sich hieran ein längeres Zwiegespräch, bei dem der Pseud-Oberst die bekannte Vorliebe für französische Sprache und Literatur bekundete, während Gellert in bezeisterten und freimüthigen Worten die Vorzüge der deutschen Sprache und Wissenschaft pries, die nur deßwegen in ihrer Entwickelung zurückgehalten würde, weil die Großen des Landes, und namentlich der König von Preußen in der Nachäffung des französischen Wesens vorausgingen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

* Von München nach Hohenschwangau.

V. Hohenschwangau.

(Fortsetzung.)

Im bayerischen Erbfolgekrieg verheert, wurde die Burg zum letztenmale 1809 von den Tirolern, welche sie erobern mußten, geplündert und verbrannt. Nachdem sie darauf im Jahre 1820 auf den Abbruch versteigert worden war, kam Kronprinz Maximilian, der jetzige König von Bayern, welcher damals nach einem Punkte für eine Villa suchte und in der Pfalz schon eine zu bauen angefangen hatte, zufällig in diese Gegend. Angezogen von den Reizen und geschichtlichen Erinnerungen des Ortes, beschloß er alsbald hier sich ein Schloß zu errichten. Und dieser Plan wurde von den berühmtesten Münchener Künstlern ausgeführt. Im selben Style und auf demselben Platze, wo einst die alte Hohenstaufenburg stand, erhebt sich nun das neue Hohenschwangau.

Als ich aus dem Wirthshause wieder heraustrat, nahm ich meinen Weg durch die schönen Gartenanlagen, dann auf den zierlichen Waldpfäden, welche in vielen Windungen am Fuße des Gebirgs hin zum Pöllatbache führen. Zwischen Felsen drängt sich dieser hier aus dem Gebirge heraus. Ein Pfad, der oft schwebend über das Wasser führt, indem die Bretter seitwärts an die überhangenden Felsen befestigt sind, leitet nach kurzer Zeit zu einer wunderbar überraschenden Stelle. Man steht nach einer Biegung des Gesteins plötzlich vor einem prächtigen 70′ hohen Wasserfalle des Pöllat, dessen Wasser weiß schäumend wie Milch in Fächergestalt auf die Felsen niederplätschern. Und über diesem lieblichen Anblick erhebt sich 300′ höher in einem grandiosen Bogen die Marienbrücke, welche in dieser gewaltigen Höhe die beiden Ufer verbindet. Sie wurde von Ziebland erbaut und ein Förster erzählte mir, sie heiße deßhalb Marienbrücke, weil die Königin Marie, welche als gute Bergsteigerin bekannt ist, zuerst es gewagt habe, hinüberzugehen. Und es gehört in der That auch einige Beherztheit, besonders bei einer Dame dazu, sich diesem Schwebebogen zwischen Himmel und Erde anzuvertrauen, hinabzublicken ohne Schwindel, wo fast 400′ tief der Abgrund gähnt, und das Rauschen des Wasserfalls, dessen aufsteigende Schaumbläschen die Farben des Regenbogens auf den Fels malen, heraufdönt.

Nicht weniger großartig, als der Blick in die Tiefe, ist von der Brücke aus der Blick auf die Ebene und das Gebirge. Gerade vor dem Auge erhebt sich auf einem vorspringenden Felsblock ein alter zerfallener Thurm, daneben zeigen gewaltige Steinmassen die letzten Trümmer der einstigen Burg Vorderschwangau. Ringsum ist das Gebirge überall mit den schönsten Waldungen bedeckt. Im Rücken erhebt sich dann der 6254′ hohe Sailing, auf dessen Gipfel ein Kreuz gepflanzt ist. Die Aussicht von demselben ist lohnend, hat jedoch nichts Charakteristisches und das Hinaufsteigen, welches vier gute Stunden erfordert, ist nicht ohne Beschwerlichkeit. Dazu kann man die Reize, welche sie bietet, in einem noch anmuthigeren Panorama von einem ganz gemächlich zu erreichenden Punkte haben. Folgt man nämlich einem Pfade, der von der Brücke aus etwas abwärts durch den Wald führt, so gelangt man nach kurzer Zeit auf eine freie Stelle, die „Jugend" genannt, auf welcher man überrascht stehen bleibt und sich eines Ausrufs des Entzückens und Staunens nicht enthalten kann.

Die Sonne neigte dem Untergange zu, als ich dort ankam, und der Duft der Ferne begann in einem röthlichen Schimmer zu schwimmen, der wie ein rosenfarbenes Band sich um mein herrliches Panorama schlang. Gegen Süden erhob sich in langgestreckter Linie das Vorgebirge der westlichen Tiroler Alpen, an deren Schlußpunkt der Grünten bei Immenstadt aufstieg, und gleichsam Wache haltend sein dunkles Haupt die Ebene Schwabens und des Allgäu überblicken ließ. Bald in Kegelformen, bald wellenartig breitete sich dazwischen der langgedehnte Bergrücken aus, der am Fuße mit Wald bedeckt, nur hie und da den nackten Fels hervortreten ließ.

Aber viel reizender als der Blick in die Ferne war die Aussicht auf die nächste Umgebung. Halb schon von den Schatten des

Digitized by Google

Abends bedeckt, breitete sich links im Grunde der Alpsee aus. Kein Strahl stieg von seinem dunklen Spiegel auf, in feierlicher, ruhiger Stille lag er eben da, wie eine Masse geschmolzenen Metalls, durch den halbkreisförmigen Gebirgsvorsprung, auf welchem Hohenschwangau liegt, ganz von der Ebene abgeschnitten, nach ein reiner Gebirgssee. Ganz verschieden von ihm glänzte in helleuchtenden Strahlen, das Abendroth wiederspiegelnd, der Schwanjee herauf und wenn auch die Wirklichkeit mir das Bild nicht darbot, so malte meine Phantasie zugleich auf seine freundlichen Wellen den Schwan, der von seiner jungen Brut begleitet sich in den rothen Widerschein des Himmels taucht, und goldne Furchen durch die Fluth zieht, über welche er majestätisch dahingleitet. Zwischen diesen beiden Seen und sie trennend, lag dann der Hügel, auf welchem Hohenschwangau aus dem Waldesgrün hervorwuchs, und die hellgelbe Farbe seiner Mauern, die reinlich netten Thürmchen an den Ecken, die ohne alles Gesuchte doch so niedliche, leichte, anmuthige Bauart, die wundervolle Lage inmitten der beiden Seen, die zarte Biegung, in welcher zu ihren Füßen die freundlichen Bauernhäuser idyllisch vereint lagen, dazu die herrliche Abendstimmung, welche über dem Ganzen lagerte, all das machte sie in meinem Auge zum vollendeten Abbild jener zaubervollen Schwanenburg, welche die Sagen des Rheins aus der Blüthezeit des Minnegesangs als die Wohnung einer Schwanenjungfrau uns vorgemalt haben. — Wenn ich das Auge sodann von dieser lieblichen Gruppe wegwandte, und auf die Felder des Lechs und seine wellenförmigen Ufergebiete den Blick richtete, so erschienen noch zwei Seen, welche auch nach dieser Richtung die Landschaft belebten. Gerade vor mir nach Westen dehnte sich der Hopfensee und zur rechten, dem Gebirge näher, blickte noch ein Theil des Bauwaldsees hervor, welche beide etwas über eine Stunde lang sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Ueber Miss Patterson, die in Baltimore lebende erste Gattin des verstorbenen Prinzen Jerome Bonaparte, berichtet ein Correspondent der „New-York Times“: „Als ich am Tage, nachdem der Tod des alten Prinzen Jerome hier bekannt wurde, durch die Straßen Baltimore's ging, sah ich Jerome's erste Frau, die Patterson, welche nun beinahe achtzig Jahre alt ist, in ihrem gewohnten Anzuge, unbekümmert, als ob nichts geschehen wäre, ausgehen. Jedenfalls wußte sie von dem Todesfalle; aber da ich ihre Excentricitäten kenne, so wunderte ich mich nicht. Nicht selten sieht man diese alte, ehrwürdige Matrone auf den öffentlichen Märkten selbst einkaufen; oft zieht sie selbst die Miethe für ihre Häuser ein und speculirt auch in Stocks. Stets trägt sie auf der Stirn eine elegante Krone, die von Diamanten vom reinsten Wasser glänzt. Sie ist die eifrigste Monarchistin, Republiken hält sie für gemein. Ihr größter Ehrgeiz ist, von ihrem Enkel, dem jüngsten Jerome, zu hören, der in der französischen Armee diene und sich durch seine Tapferkeit emporschwinge. Er bekommt einen großen Theil ihres Jahreseinkommens. Wie man glaubt, hat sie ihm in ihrem Testamente ihr ganzes beträchtliches Vermögen vermacht, da sie mit ihrem Sohne hier nicht gut steht.“

Dreisylbige Charade.

Es ist der Letzten Paar der Zierde Gegenstand;
Natur hat's Vielen schon gegeben,
Doch Mancher muß sich's erst erstreben.
Mein Erstes schuf Bedarf zunächst, wie das
Gewand,
D'rauf hob sich's, um auch zu ergötzen,
Fest steht es, doch man kann's versetzen.
Mein Ganzes wird bedingt durch des Vereines
Band,
Den wir für lange Dauer schließen,
Das Leben trauter zu genießen.

Auflösung des Räthsels in № 94:
Herz.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 96. Speyer, Samstag 24. November 1860.

Gellert in Gohlis.

Von

Theodor Drobisch.

(Schluß.)

„Hm! Ihr seid ein guter Advocat für die deutsche Muse, — sagte der Fremde. — Recht so, liebe den Freimuth, wenn er Gründe hat. Könnt vielleicht mit solchen Worten gar den König bekehren, der Euch heut' bei Tische sehen will."

„Eu'r Majestät!"

„Ei was, bin der Obrist Bork! stets zu Euerm Dienst!"

„Ein Dienst?" lispelte Gellert, der hier an seine Leutchen dachte. „Herr Obrist, ich hätte eine Bitte."

„Sie sei gewährt. — Was ist's?"

„Ein junger Mann, der hier der Gärtnerei beflissen, Bräutigam und die Stütze einer hilflosen Wittwe, ist gestern Abend von den Soldaten im Schloß als Recrut angeworben worden. Es ist dadurch viel Kümmerniß in's Haus gekommen. Ein Wort von Ihnen, Herr Obrist, könnte all das Trübsal lösen, wenn ..."

„Wie heißt er?" rief der König, indem er seine Brieftasche hervorzog.

„Friedrich!"

„Familiennaue?"

„Ja, der Familienname ... ist — mir nicht bekannt."

„Nichts zur Sache." — Der König schrieb etwas auf ein Blatt und rief dann mit gnädigem Blick: „Da, vorzeigen, beim Commandant. — Adieu! Seid ein braver, wackerer Mann. Heut' beim König, da wollen wir noch so manches Wörtchen mit einander reden. A revoir!"

Gellert gab dem hohen Gast, der incognito erschienen, das Geleit bis an die Gartenthür und ging dann langsam in sein Zimmer zurück. Hier blieb er einige Augenblicke still stehen und blickte auf den Stuhl, worauf der König gesessen. „War es ein Traum? Der König Friedrich, der Ruhmreiche, hier in meiner Nähe? Gellert, hast Du nicht zu viel gesprochen? Ich war zu muthig, die Begeisterung riß mich fort, ja, die Begeisterung für eine hohe heilige Sache, deutsche Kunst, deutsche Sprache und Poesie. Es galt dem deutschen Genius"

Jetzt erst besah er das beschriebene Blatt, welches in französischer Sprache abgefaßt und an den Commandanten, Generalmajor von Dieskau, gerichtet war. Während sein Auge mit Ehrfurcht auf der Handschrift des Königs ruhte, erschienen plötzlich Lisette und Friedrich vor der Thür.

„Ein kleiner Zettel! Ja, gewiß das Blatt, das Du gestern ..." Hier konnte sie sich nicht länger halten; sie eilte mit dem Getreuen ihres Herzens hinein in die Stube, lief auf Gellert zu und rief: „Ach, Herr Professor! mein guter Herr Professor! gewiß, ich irre mich nicht, dies ist das Papier, welches der Dummhut unterschrieben."

„Noch nicht, mein Kind! — Respect vor diesen Worten, die hier ein großer Mann mit Bleistift geschrieben. Gegen Vorzeigung dieses erlangt der Recrut seine Freiheit."

Hastig griff der Angeworbene darnach, um damit auf das Schloß zu eilen. Lisette nahm ihm aber solches ab, da sie befürchtete, daß auf dem Wege dahin ihm dennoch ein Ungemach begegnen könne. — „Nein, ich selbst geh' zum Commandant, ich geb' ihm hier diesen Zettel, der ... ach! Herr Professor, das ist ja wohl lateinisch oder griechisch, wenn dies nur der Herr Commandant versteht?"

Digitized by Google

„Sei ohne Sorge. Ein Blick darauf und Du empfängst den Zettel mit den drei Kreuzen zurück."

„Ja, den muß ich haben; das Handgeld der Soldaten habe ich hier eingesteckt, sie mögen sich ein Frühstück dafür kaufen. O, ich will durchaus nicht feig sein, ich will schon mit dem Herrn Commandanten reden."

Flüchtigen Fußes eilte sie durch den Garten. Fritz wollte hinterher laufen, als ihn Gellert ermahnte, nicht das Haus zu verlassen.

„Ach!" rief er in Angst und Bangen, „Lisette auf das Schloß, zu den Soldaten, wenn sie ihr nur nicht etwa auch so einen Hut aufsetzen."

„Keine Furcht, junger Mann; Friedrich's Truppen wissen, was Sitte und Anstand ist."

„Es sind aber Husaren dabei und diesen ist nicht über den Weg zu trauen." — Hierbei sah er ängstlich nach der Thür, der Schweiß stand auf seiner Stirn; es war eine namenlose Unruhe über ihn gekommen, die der gute Gellert dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er nach den schriftlichen Dienstzeugnissen fragte, welche ihm Fritz nebst seinem Lehrbrief einhändigte, da er das alles schon den Abend vorher zu sich gesteckt.

Als Gellert im Begriff war, solche durchzulesen, schrie der gelernte Gärtner und preußische Recrut fast laut auf und rief mit ängstlicher Stimme: „Ach! Herr Magister, schützen Sie mich, da kommt ein Häscher, ein Rathsdiener aus Leipzig." — Fritz, der überall Gespenster sah, wünschte sich jetzt wieder hinter die Bienenstöcke oder in den Bauch der Erde. Der Rathsdiener trat ein, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn Professor, überbrachte selbigem einen Brief von dem Herrn Bürgermeister und — entfernte sich dann wieder unter tiefen Bücklingen.

Gellert erbrach die Zuschrift. Freudig glänzte sein Auge, als er die ersten Zeilen gelesen, und er lispelte dann für sich: „Herrlich! so — führt alles gut ... zu Ende."

Schnellen Blickes prüfte er jetzt die Atteste und wollte seinem Schützling den Inhalt des so eben empfangenen Briefes mittheilen, als plötzlich freudig und fast außer Athem Lisette zur Thür hereingesprungen kam.

„Fritz! ... Herr ... Pro ... fessor, hier, hier ist das Blatt!"

„Ja, das ist's!" schrie Fritz und griff mit beiden Händen darnach.

„Ich lief," begann Lisette weiter, „augenblicklich auf das Schloß. Im Nu war ich die Treppe hinauf und wollte so mir nichts Dir nichts gleich in das große Zimmer, wo ich den Commandanten vermuthete. Da trat mir aber ein wahrer Riese von einem preußischen Grenadier entgegen und schrie: „Wohin?" — Ich sagte: „Zum Herrn Commandanten." — Hu! da raffelte mich der Mensch an, daß es wirklich zum Erschrecken war, und meinte: „Ich sollte augenblicklich gehen, woher ich gekommen, es sei doch eine Bettelei." Schon setzte ich mich ein wenig in Positur und wollte den Eingang mit Gewalt erstürmen, da öffnete sich die Thür und der Herr Commandant, begleitet von mehreren Offizieren, trat heraus. Wie er nach der Treppe schreiten wollte, da stellte ich mich ihm entgegen, machte einen Knix und überreichte ihm das Papier. Als er die Handschrift erblickte, da lüftete er den Hut und warf einen höchst gnädigen Blick auf meine Person. Der alte barsche Grenadier war jetzt wie ein Ohrwürmchen und verwendete kein Auge von dem Herrn General, der jetzt etwas sehr heftig mit einem Offizier sprach. Jetzt suchten zwei aus der Suite in ihren Brieftaschen, bis endlich hier der Zettel zum Vorschein kam, der mir ganz artig und ohne alle Umstände in die Hand gegeben wurde. Ich machte wiederum meinen Knix und erhielt vom Herrn Commandanten ein Compliment, als wenn ich ein Edelfräulein oder selbst so ein Offizier wäre."

„So ist es denn mit Gottes Hilfe meiner schwachen Kraft gelungen," rief Gellert, „Euch, meine Lieben, von dem Trübsal zu befreien."

„Ja, tausend, tausend Dank!"

„Nicht mir dankt, dem da droben. Aber noch ein freudiges Ereigniß. Ich habe gestern an den Herrn Bürgermeister in

Digitized by Google

Leipzig geschrieben, so eben erfolgte Antwort und günstiges Resultat. Er braucht für seinen Garten wiederum einen Gärtner und bietet Euch diese Stelle an. — Da jauchzten die Liebenden laut auf; sie waren am Ziel ihrer Wünsche und unter Freudenthränen küßten sie die Hand des Dichters, der da das Lied geschrieben: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte."

Unter heißen Danksagungen schied das glückliche Paar, welches vor übergroßer Freude heute Essen und Trinken vergaß. — Gellert aber speis't'te an der Tafel des — alten Fritz, saß zur Rechten des Königs, der sich gar wacker noch mit ihm über Poesie und deutsche Sprache unterhielt und ihn am Schluß le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte.

Das glückliche Pärchen in Gohlis feierte gar bald darauf Hochzeit und zog dann nach Leipzig. Am Trauungstage erhielten Beide ein nettes Geschenk von Gellert, aber auch noch besonders ein Geschenk von dem — langen Grafer-Lieb, der den Brautführer machte und durch den bewußten Zettel ebenfalls vom Gamaschendienst befreit worden war.

* Von München nach Hohenschwangau.

V. Hohenschwangau.

(Fortsetzung.)

Nur mit Mühe konnte ich mich von dem herrlichen Schauspiel trennen und verblieb noch im genußreichen Betrachten der Landschaft versunken, bis die Sonne mit ihrem letzten Strahl die Spitzen der Alpen vergoldet hatte. Dann stieg ich herab, um in dem Alpsee die Hitze des Tags noch einmal abzukühlen. Auf dem Rückweg begegneten mir die beiden königlichen Prinzen, welche mit dem Hofmeister auf dem Abendspaziergang begriffen waren. Das Wasser des Alpsees besaß gerade die Temperatur, wie man sie sich bei freien Bädern am liebsten wünscht, etwa 16 bis 17 Grade, und es war die größte Lust, seine Wogen zu durchschneiden, welche so zart wie die Wasser des Rheines sich an den Körper anschmiegten.

Für die königliche Familie sind nette Badehäuschen zur Seite eines romantischen Felsens in den See gebaut. Weil er keinen Abfluß hat, so glaubt man, da er einige hundert Fuß höher liegt, als der Schwansee daß durch die nördliche Felsenwand seine Wasser in diesen überströmen. Das Landvolk betrachtet ihn um dieser geheimnißvollen Eigenschaft willen mit heiligem Schauer.

Wegen des Treibjagens, welches heute stattgefunden, wurde am Abend große Tafel gehalten und das ganze Schloß war beleuchtet. Der Vollmond machte die Nacht fast zum Tage, und so nahm ich mir einen Kahn und ruderte auf die Höhe des Sees hinaus. Es war ein herrlicher Abend. Balsamisch war die Luft und wenn bisweilen ein leiser Windhauch vom Ufer herüber wehte, so führte er Waldesfrische und Blumendüfte mit in seinem Schooße. Ueberall war's schon still geworden in der Natur. Nur ein Fisch schnellte manchmal über die Wogen und von den Felsen tönte fernes Klagen, wie das einer angeschossenen Gemse, welche dem augenblicklichen Tode entflohen war, um an ihren Wunden nun eines langsamen, viel qualvolleren Todes zu sterben.

Während ich so im Kahn über den See glitt, um mich die dunklen Waldungen und schroffen Felsen, über welche der Mond seinen phantastischen Schimmer breitete, über mir den sternbesäeten Himmel, an welchem der Orion strahlend glänzte, unter mir die tiefe, stille Fluth, in welcher sich all diese Herrlichkeit in magischem Halbdunkel widerspiegelte und vor mir das herrliche Schloß, das mit seinen vom Kerzenlicht flammenden Fenstern wie eine Feenburg über mir emporragte, — da fühlte ich mich ganz wie entrückt aus der Gegenwart und in meinem Geiste erwachte so lebendig alle Romantik des Mittelalters, die ganze Pracht der Hohenstaufenzeit, daß ich nicht zu sagen wußte, ob ich wache, oder träume. Vor mir stand der alte Rothbart, der Kaiser Barbarossa. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, war er aus dem Kyffhäuser getreten, hatte abgelegt sein mürrisches Schweigen und schritt einher als jugendlicher Held, das schönste Bild deutscher Ritterlichkeit und Macht. Zu seinen Füßen lag Heinrich der

Digitized by Google

Löwe und vor ihm erschienen die übermüthigen Bürger von Mailand, den Strick um den Hals geschlungen. Dann sah ich ihn eintreten in den Rittersaal, in den Saal voll Pracht und Herrlichkeit, wo ihm der Ehrenplatz errichtet war. Und der Sänger kam, neigte sich vor ihm und dem Kreis der Ritter und Frauen, drückte seine Augen ein und schlug in vollen Tönen, sang, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt. Aber es war der Rittersaal das Schloß von Hohenschwangau, wo ich mir all das geschehen dachte. In den stillen Waldpfaden, welche um die Burg sich ziehen, sah ich Konradin wandeln, während er in Minneliedern die Gefühle seines Herzens aussprach, oder um den Untergang des Reiches seiner Ahnen trauerte. Aber schon zieht die Gesandtschaft der Italiener im kostbaren Waffenschmuck den Schloßhof hinan, die kühnsten Hoffnungen dürfen ihn beleben. Freudig nimmt er Abschied von seiner klagenden Mutter und an den Ufern dieses Sees vorüber führt ihn sein Weg nach Italien. Als Kaiser zieht er in Rom ein, aber als Gefangener betritt er Neapel, die Hauptstadt seines ererbten Reiches. — Der Kahn landete am Ufer. Aber die Erinnerung des schönen Abends hielt mich noch lange auf meinem Lager wach.

Am andern Morgen machte ich schon frühe einen Spaziergang durch den Thau der Wiesen und des Waldes. Auch zur „Jugend" stieg ich noch einmal hinauf. Allein ich sah dabei deutlich, was die Beleuchtung ausmacht. Am Abend vorher hatte die untergehende Sonne Alles mit einem rosigen Schimmer überzogen, welcher jedem Gegenstande einen eigenthümlichen Reiz verlieh und weil man das Einzelne nicht so klar zu erkennen vermochte, so blieb zugleich der Phantasie der größte Spielraum übrig. Nun, wo der helle Tag die Gegenstände mit dem farblosen, weißen Lichte bestrahlte, hatten sie viel von ihrem Zauber verloren.

Als ich zurückgekommen war und gefrühstückt hatte, machte ich mich den Schloßweg hinauf, um nun auch einmal im Innern die Burg kennen zu lernen, deren Aeußeres mich schon so entzückt hatte. Die Auffahrt zieht sich in Windungen, von Gebüsch überschattet, den Berg hinan. Nach einer letzten Biegung steht man vor den Gebäuden. Ueber dem Thorweg der Einfahrt stehen auf der Mauer zwei Gestalten, Bannerträger, nach Schwanthalers Zeichnung in Stein gearbeitet. Der eine hält das bayerische, der andere das hohenschwangauer Wappen, wie es die früheren Besitzer führten. Man tritt hierauf in den Schloßhof, der rings von Gebäuden umgeben und daher grade nicht sehr geräumig ist. Ein schöner Brunnen mit fließendem Wasser steht links zur Seite an der Wand. Ueber ihm ist ein Gemälde von Glink, die hl. Madonna vorstellend, weßhalb er den Namen Marienbrunnen führt. Auch an der Küche, die sich daran anschließt, sind mit Versen versehene lustige Fresken angebracht. Ringsum ist der Hof mit Blumen reich geschmückt, zumal die Treppe, welche zur Burg selbst hinaufführt.

(Fortsetzung folgt.)

*Logogryph.

Unscheinbar trete ich ins Leben,
In Sturmeseile wachs' ich auf.
Des Weltmeers Tiefen selbst erbeben
Vor meines Sieges stolzem Lauf.

Versetze meines Namens Zeichen,
Und wieder steh' ich mächtig da
Als Herrscher in den schönsten Reichen,
Die je die Welt bewundern sah.
Kühn folgten mir des Ostens Schaaren,
Und Ströme Blutes flossen mir.
Wo einst die Musen heimisch waren,
Erhob sich siegreich mein Panier.

H. H.

Auflösung der Charade in № 95:

Haushaltung.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 97. Speyer, Dienstag 27. November 1860.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen. *)

Von

August Becker.

Die traute Zeit vor Weihnachten mit ihren geheimnißvollen süßen Schauern, ihren Wünschen und Erwartungen, ihren Thränen der Freude und der Sorge rückt heran, — Allerheiligen ist vorüber, der Advent mit seinen nebligen Tagen und langen Nächten, der Winter mit seinen Schneestürmen steht vor der Thüre. Da wird es immer traulicher und lebendiger im Hause; mit den lustigen Vöglein und dem Laube der Bäume sind die Kinderfreuden auf der Straße fortgeflogen, die warme Stube wird von den Kleinen gesucht und sie sitzen herum und lassen sich vom Christkindlein und seinen Bescherungen auf Weihnachten erzählen. O du schöne, liebe Zeit, wo der Frühling des Familienlebens innerhalb der vier Wände erwacht, wo die Freuden der Jugendzeit im Zimmer erblühn, bis der Christbaum in seinem Glanze steht und von den jubelnden Kindern Ernte gehalten wird! Der Lebensbaum, von dem die Sagen und Märchen reden, er ist gefunden in dem lichtfunkelnden Tannenbäumchen des Weihnachtsabends, in dessen Glanz das Alter wieder jung wird, Vater und Mutter wieder Kinder werden und die Kleinen in kindischem Spiele des Lebens Ernst versuchen. Das Hollerbäumchen des Märchens, das sich über dem armen Aschenbrödel „schüttelt und rüttelt" und Gold und Silber auf es herabfallen läßt: da sehen wir es stehen im Heiligthum des Hauses mit goldenen Früchten behangen und Freude und Glück unter seinem Schatten. O daß es jedem Aschenbrödel, jedem armen, verlassenen Kinde in dieser Zeit (statt des Gold- und Silbergewandes) das vor der Kälte des Winters schützende Wollenkleidchen gewähren würde! Gute Menschen können die Stellen der Feen in dieser trauten Zeit, wo Alles sich freuen soll, übernehmen und auch jedes arme Kind, jede sorgenvolle, weinende Mutter, der die nahende Weihnachtszeit die eigene Noth noch näher an's Herz legt, sollte von solchen wohlthätigen Feenhänden in's Paradies der Christnachtsfreuden eingeführt werden. .... Und so beginnen wir eine Reihe von Adventbildern, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen, die, wenn sie in dem Sinne und mit der Empfindung entgegengenommen werden, in welcher sie geschrieben wurden, ihren Zweck vollkommen erfüllen.

I.

Das Christkindlein bäckt.

Es war schon spät im Jahre, lange nach Allerheiligen und dennoch war das Wetter hell und freundlich. Die Sonne glänzte wie um Johanni und zarte Fäden hingen in der Luft oder flogen langsam dahin gleich Blüthenflocken, umspannen Baum und Flur, sowie auch den Bauer, der dort auf der Anhöhe pflügte, wie mit Seide. Der hatte sein Wams ausgezogen, denn es war ihm warm geworden und öfter, als man es in dieser Jahreszeit zu thun pflegt, mahnte sein lautes „Oh" die beiden Ochsen am Pfluge zum Ausruhen. Eben hielt wieder der Bauer an, trocknete den Schweiß von der Stirn und sagte so für sich hin, indem er in das sonnenhelle Feld hineinschaute:

*) Aus dem „Schatzgräber," der belletristischen Beilage zur Pfarzeitung, die von dem beliebten pfälzischen Dichter August Becker herausgegeben und redigirt ist und die wir hiermit unsern Lesern empfehlen wollen. D. Red.

Digitized by Google

„Ei, ei! das ist einmal ein rechter, ein langer Altweibersommer! Andreastag vorbei und bereits im Advente und noch immer ein Wetter, wie wirs um Jakobi hatten: Wo soll dieses Jahr der Winter herkommen? Noch hat sich keine einzige Schneegans sehen lassen und wir kriegen wohl grüne Weihnachten, aber auch leider dann wohl weiße Ostern."

Und wirklich könnte man sich in den Frühling hineinträumen, wenn nicht die Nußbäume an der Straße drunten leer wären und die Pappeln auf den Wiesen und am Bache heute ihre letzten gelben Blätter im Sonnenschein fallen ließen, — wenn nicht der einförmige Kibitzschrei statt der Triller aufsteigender Lerchen und Grasmücken, statt der lustigen Trompeterstückchen rother Finken allein durch das Feld gehallt hätte. Auch der Storch, der alte Dorfpatron, spazierte nicht mehr gravitätisch im Bewußtsein seiner Würde, auf den Wiesen herum, — er war ja schon lange fort; nur die leidigen Sperlinge lärmten und schrieen auf dem nächsten Nußbaume und stritten sich heftig herum, während einige Rabenkrähen von den nahen Wasgaubergen krächzend herübergeflogen kamen, um sich keck und kühn auf die frischgezogenen Ackerfurchen unseres Landmannes zu setzen. Drunten in dem Wiesenthale, das sich von den Bergen herzieht, sah man den Rauch einiger Feuerlein hinter den Bachpappeln aufsteigen, denn Kinder, welche dort das Vieh hüteten, hatten sie zu ihrer Belustigung angezündet. Es war ein munteres Treiben auf den sonnigen Wiesen; mitten unter den rosenfarbenen, giftigen Zeitlosen, die da zu Tausenden aufgeschossen waren, ging die Kuhheerde ruhig grasen und hüpften die Kinder, während andere am Feuer saßen und Aepfel, Kartoffeln und Kastanien brieten.

Die Sonne hatte sich schon so ziemlich gegen die Berge hingeneigt. — Der Bauer sah an dem Rauche, der von seinem Heimatsdorfe in der hinter ihm liegenden Ebene aufstieg und sich mit dem Nebel mischend als blauer Schleier über die Häuser und das Wiesenthal breitete, daß es bald Abend würde. Eben kamen zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, die sich traulich an der Hand führten, vom Dorfe her. Die schauten jubelnd in die Höhe und sangen, immer wieder von vorn anfangend:

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

Lächelnd über den Jubel der Kleinen — denn es waren ja seine eigenen Kinder, die ihren Vater auf dem Felde aufsuchen wollten — schaute der Landmann auch empor. Und siehe, hoch oben in der Luft zeigte sich ein schmaler, langer, beweglicher Hacken, der langsam dahin zu schweben schien — und das waren die ersehnten Wandervögel, die von Norden herziehenden Schneegänse, wie man die wilden Gänse am Oberrhein nennt

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

„Freilich bringen sie eine weiße Windel!" sagte der Vater, indem er die Ochsen anhielt und sich auf den Pflug setzte, um seine Kleinen auf den Schooß zu nehmen. „Es wird bald Schnee geben, denn wenn sich die Vögel da droben sehen lassen, ist der Winter keine Tagreise mehr fern!"

„Ei!" riefen die Kinder freudig, dann kommen die Schneeflocken vom Himmel herabgeflogen, weil die Himmelsschäfchen geschoren werden und die Schneegänse sich rupfen lassen! O das ist schön, Vaterle!"

„Gelt, Vater, unsere Mutter, die ja im Himmel ist, hilft dann die Schneegänse rupfen?" fragte das kleine Mädchen. „Die Mutter hat ja, wie sie noch nicht todt war, auch unsere Gänse daheim gerupft und hat den armen Thierchen nie weh dabei gethan, denn das wäre Sünde, hat sie mir oft gesagt, wenn ich so dabei stand."

Ein wehmüthiges Lächeln war die Antwort des Vaters.

„Und ich will einmal Schäfer werden, damit ich, wenn ich sterbe, die Himmelsschäfchen scheeren darf," meinte der Bube.

Indeß waren die Schneegänse in dem Gewölk, das im Südwesten über dem Gebirg aufgestiegen war, verschwunden; die Sonne selbst war zum Reigen gekommen und ein frischer Nord-Ostwind folgte jetzt der Richtung jener Wandervögel und strich

Digitized by Google

immer fühlbarer über das Stoppelfeld. Der Landmann, der sein Tagewerk vollends verrichten wollte, ermahnte die Kinder, sich hinter den kahlen Nußbaum zu stellen und sich an den lustigen Krähen zu erfreuen, die keck vor ihnen auf dem Acker herumtanzten, während er noch einige Furchen umziehen wollte. Indeß waren schon rosenrothe und feuerfarbene Wölkchen vom Gebirge hergezogen. Der Abendhimmel war über den braunen Bergen und Gründen in voller Pracht erglüht, ohne daß es die Kinder bemerkt hätten, bis einer der großen, schwarzen Vögel, die ihnen so viel Spaß machten, plötzlich aufflog und mitten in den Abendglanz hinein. Ihre Augen, welche dem Vogel gefolgt waren, wurden geblendet von dem feuerfarbenen Schimmer der sinkenden Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

V. Hohenschwangau.

(Fortsetzung.)

Ueber dem Eingang der Vorhalle, sowie über der Thüre des Kellers sind überall sinnreiche, treffende Verse angebracht. Alte Rüstungen und Waffen erfüllen die Säulenhalle. Das schönste und ausgezeichnetste sind nun aber die Fresken in den einzelnen Zimmern, welche von den berühmtesten Malern der neuen Zeit ausgeführt wurden. Sie einzeln beschreiben zu wollen, würde eine überflüssige Arbeit sein, da man sie zum Theil schon in Kupfern kennt und da der Schmelz der Farben und die vollendete Kunst der Zeichnung sich in Worten doch nicht wiedergeben ließ. Der erste Stock wird von der Königin bewohnt und die Bilder stellen hier meistens Landschaften und Bilder aus dem Frauenleben dar, während der zweite Stock, die Wohnung des Königs, mehr historische Gemälde und Darstellungen aus dem Ritterleben enthält.

Von der Masse der vorhandenen Kunstwerke mag eine kurze Aufzählung der bedeutendsten darunter eine Vorstellung geben. Im Schwanrittersaal findet man vier vortreffliche Bilder, welche uns Scenen aus der Sage von Schwanrittern vorführen, und im Schwanganer Zimmer schmücken sieben Gemälde von Lindenschmitt die Wände, welche Darstellungen der Hauptereignisse aus der Geschichte der Burg enthalten. Gar lieblich sind im Berthazimmer fünf Zeichnungen nach Entwürfen von Schwind, welche Geschichten aus dem Leben der Eltern Karls des Großen malen, von welchem Kaiser ja die Sage erzählt, daß er auf der Reißmühle, im Thale der Würm, einige Stunden oberhalb München, geboren worden sei. Im obern Stock zeichnen sich besonders aus der Heldensaal, welcher in sechzehn Bildern die Thaten Dietrichs von Bern verherrlicht, den die Sage, wie an den Hof des Hunnenkönigs Etzel, so auch hierher versetzt hat, der Hohenstaufensaal und das Antharizzimmer, letzteres von Schwind, der hier in vier Bildern die Werbung des Longobardenkönigs Autharis um die Bojarenfürstin Theodelinde in anmuthigen Darstellungen behandelt.

Die herrlichste Aussicht aus den Fenstern der verschiedenen Zimmer macht dazu noch oft die Wahl schwer, ob man sich der Kunst oder der Natur mehr freuen soll. Besonders lieblich ist der Blick über die Ebene von des Königs Arbeitszimmer aus, so wie die Alles vereinigende Aussicht von einem der Thürme etwas Bezauberndes hat.

Nicht weniger anziehend war für mich der Gang durch das Gärtchen, welches sich unter den Fenstern der Burg in schmalem Raume hinzieht, und dadurch so recht an die enge Einfassung mittelalterlicher Bauten erinnert. Mit Blumen und Gewinden ist es aufs niedlichste ausgeschmückt. Gleich beim Eintritt fällt Einem die schöne Arbeit und Form eines Schwan's auf, der mit aufgehobenem Flügel über dem Wasser eines Bassins schwebt, das er durch den Strahl, der aus seinem Schnabel hervorspringt, speist. Rechts gelangt man sodann zum Marmorbade. In diesem Baderaum ist die Wanne, der Boden und die Wände, alles aus dem schönsten Marmor gearbeitet. Durch die rothen Glasfenster fällt zugleich ein gedämpftes rosenfarbenes Licht herab,

Digitized by Google

so daß das Ganze in einem morgenröthlichen Schimmer schwebt. Am südlichen Ende des Gärtchens befindet sich sodann noch ein großartiger Springquell, der Löwenbrunnen genannt, eine Nachahmung des Brunnens der Alhambra. Vier colossale Löwen von ausgezeichneter Arbeit, sie sind von Schwanthaler, tragen eine eherne Schaale von gewaltigem Umfange, aus welcher ein 48′ hoher Wasserstrahl emporspringt, der mit seinem niederplätschernden Wasser den Ort angenehm belebt.

Am Rande der Mauer und an die Burg angelehnt, befinden sich rings im Kreise einige umrankte Lauben von der niedlichsten Form, und gar anmuthig läßt sichs in ihnen träumen. Hier im kühlenden Schatten, wo der See durch das Grün herüberwinkt, saßen einst der Ritter und die Dame im freundlichen Gekose. Hier stieg von der Hand des Fräuleins der Falke auf, um hoch in den Lüften die Waldtaube zu würgen, welche sich aus ihrem Verstecke gewagt, und hier sang von den Accorden der Mandoline begleitet der Knappe ein sehnsüchtiges Lied der Liebe seiner Schönen zum Fenster hinauf, die ihn nicht hören zu wollen schien. Aber hinter dem Erkerfenster stand sie schelmisch lächelnd, vom Mondenschein bestrahlt, und lauschte den schmeichelnden Tönen.

Als ich endlich von Hohenschwangau Abschied nahm, war es mir, als verlasse ich eine neu gefundene schönere Heimath und eile nun fort in eine öde, leere Welt, die mir nichts mehr derartiges bieten könnte.

Am Schwansee vorüber führte mich drauf mein Weg auf den Calvarienberg bei Füssen, von welchem man ebenfalls eine prächtige Aussicht genießt, die Alles vereint, Stadt und Dörfer, weithinziehendes Gebirg und lang sich dehnende Ebene, grüne Matten und glänzende Wasserspiegel. Am jenseitigen Ufer lag Füssen nett ausgebreitet auf einem Abhange, so daß man in alle Straßen hineinsehen konnte, und zwar so deutlich, als befände man sich in der Stadt selbst. Der Lech, welcher dazwischen strömt, eilt rasch und rauschend vorüber, dehnt sich aber bald, wie erfreut, den Fesseln der Alpen entronnen zu sein, in ein breites, sandiges Bett aus, in welchem er langsam dahin schleicht. Am Fuße des Berges und zwischen den Felsen weideten Ziegen mit hell klingenden Glöckchen, die angenehm contrastirten mit den schweren dumpfen Tönen, welche von den Kirchen Füssens gerade herüberhallten. Im Hintergrunde sah ich beim Zurückblicken die Thürme und Zinnen des schönen Hohenschwangau, dem ich von da aus nochmals einen Scheidegruß zuschickte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Eine Forstseltenheit theilt die „Bonplandia“ vom 1. Nov. l. J. mit. Bei Reith in Tyrol im Unterinnthal auf dem Wege nach Alpach steht ein Lerchbaum, der 26 Fuß im Umfang hat, also über 8 Fuß im Durchmesser. Der Stamm ist im Kern ausgefault, so daß das Innere wie ein hohes Zimmerchen aussieht. Zwei Lücken, die sich durch das Ausbrechen zweier Aeste bildeten, versehen die Stelle der Fenster und eine Oeffnung unten am Stamm gibt die natürliche Thüre, durch welche das auf der freien Weide befindliche Kleinvieh im Innern des Baumes häufig ein Obdach sucht. Einmal wohnte in dieser Baumhöhlung durch längere Zeit ein altes Weib, dem das Haus abbrannte und die hier ihr Quartier aufschlug, welches sie mit einer Bettstatt, einem Kasten und einem Altärchen möblirte.

* Räthsel. *)

Ein König war das Ganze.
Nimmst du die Erste beim Schwanze,
Und stellst sie als Lateiner
Auf den Kopf, so wirds wieder einer.
Doch nimmst du zu gleichem Tanze
Die zweite Silbe her,
So werden es fünf mehr.

*) Von einem jungen Lateiner verfaßt.

Auflösung des Logogryphs in № 96:
Orkan. — Koran.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 98. Speyer, Donnerstag 29. November 1860.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

Das Christkindlein bäckt.

(Fortsetzung.)

„Ach, Vaterle! da sieh' her!" jubelten die beiden Kleinen dem Landmann nach, der das Zugvieh wieder angetrieben hatte, und sie zeigten mitten in die Abendgluth hinein, in welche die Berge ihre dunkeln Häupter reckten und die alte Schloßruine oberhalb Klingenmünster sich scharf abzeichnete. „Was ist denn das, was ist denn das, Vaterle?" riefen die Kinder.

„Das Christkindlein bäckt!" antwortete der Vater, indem er nochmals sich umwandte. „Das Christkindlein bäckt! Wißt ihr denn nicht, daß bald Weihnachten! Seht, wenn in der Zeit vor dem Christtage solch' ein schönes Abendroth ist, so sagen die Kinder, „das Christkindlein bäckt" und freuen sich und wollen recht brav sein, damit sie auch auf Christtag von all' den guten, süßen Sachen kriegen, welche das Christkindel für brave Kinder bäckt! Seid auch Ihr brav, dann bäckt es auch für Euch!"

Und damit ging er wieder langsam dem Pfluge nach. Die Kinder aber schauten voll Andacht zum Abendhimmel empor und sagten nach einigem Schweigen: „Wir wollen auch recht brav sein!"

Sie meinten nun bald des Christkindleins großen Backofen auf den Bergen zu sehen, — sie sahen den aufsteigenden Rauch und in den glühenden Wölkchen, welche zu Tausenden über den westlichen Himmel zerstreut waren, nichts als feurige Kohlen, wie sie im Ofen liegen. Sie konnten sich gar nicht satt sehen und satt träumen von all den Herrlichkeiten, die dort gebacken würden und bald stieg in ihnen das Verlangen auf, näher dabei zu sein.

„Wir wollen hin zu Christkindleins Backofen!" sagte das Brüderchen und zog einen Apfel aus der Tasche. „Wir lassen uns vom Christkindel einen Apfelkrapfen backen, wie ihn die Mutter, die nun im Himmel ist, auch für uns gebacken hat!"

„Komm, wir wollen hin zum Christkindel!" erwiederte das Schwesterchen und ergriff Brüderchens Hand.

Der Vater war jetzt mit dem Pfluge am oberen Ende des langen hügeligen Ackers angekommen und konnte somit nicht auf die Stelle hinsehen, wo er die Kinder zurückgelassen hatte. Er hatte so seine eigenen Gedanken in der hereinbrechenden Dämmerung, da er still und langsam dem Pflug folgte, — diese Gedanken waren auch mehr im Himmel, als auf der Erde, denn dort oben hinter den rosenrothen Wölkchen wußte er sein treues Weib, die gute, fromme Mutter seiner Kinder. Manche Thräne floß dem einfachen Manne die wetterbraune Wange ungesehen herunter, — eine eigenthümliche Sehnsucht hatte ihn ergriffen und er trieb die beiden Zugthiere stärker an, um desto schneller zu seinen Kindern zu kommen. Aber die Kleinen waren nicht mehr da. Er sah sich um; sie waren nirgends zu sehen! Er rief ihre Namen, sie antworteten ihm nicht. Und nun beruhigte er sich in dem Gedanken, die Kleinen möchten wieder nach Hause gegangen sein. Aber es litt ihn doch die Sorge nicht länger auf dem Felde und während drüben in dem Wiesenthale des Klingbachs die Feuerlein der kleinen Buben lustig fortbrannten und durch die dürren Weiden und Pappeln, je mehr es dämmerte, desto heller herüber-

Digitized by Google

schimmerten, zog er in möglichster Eile mit seinen Hausthieren dem Heimathdorfe in der Ebene zu. Aber die Kinder waren nicht daheim und auch nirgends im Dorfe zu erfragen. Niemand wollte sie gesehen haben. Jetzt stieg die sorgenvolle Unruhe des Vaters zur schrecklichen Angst. Wieder lief er ins Feld zurück und rief der Kinder Namen. Vergebens. Er untersuchte in der Verzweiflung den Bach längs seinen Ufern, da die Kinder hineingefallen sein konnten. Aber es zeigte sich keine Spur. Jetzt richtete er seine Schritte das Wiesenthal hinauf gegen Klingenmünster hin und so kam er, da es schon ganz dunkel war, an die Stelle, wo die Feuer der kleinen Kuhhirten gebrannt hatten. Die Kohlen glühten wohl noch fort, aber die Kinder waren schon alle heimgezogen. In gräßlicher, angstvoller Verzweiflung schritt er weiter, er dachte daran, die beiden Kinder könnten von den oft in der Gegend herumziehenden Zigeunern gestohlen worden sein. Gott möge das verhüten und das arme gequälte Vaterherz stark machen und trösten. Wir aber wollen sehen, was aus den Kleinen geworden ist! —

Es dämmerte bereits, als die Kinder Hand in Hand und die Augen stets in die Abendgluth gerichtet auf den Pfad lenkten, der in's Wiesenthal führt. Sie freuten sich ungemein darauf, das Christkindlein backen zu sehen und ihm helfen zu können. Vielleicht war ja auch ihre Mutter bei dem Christkindlein und wartete schon auf sie. So gingen sie jetzt im Thale zwischen dem leeren Erlen- und Weidengebüsch fort, als sie plötzlich ganz nahe vor sich ein helles Feuer flackern sahen. Kühe und viele, viele Schafe weideten ruhig auf den Wiesen umher und blöckten die beiden Kinder laut an; dort unter den großen Weidenbäumen, wo das Feuer brannte, war ein lustiges Treiben, daß die beiden Kinder meinten, sie wären am Ziele und dem Himmel nahe.

„Sieh," sagte das Brüderchen aufjubelnd, „da sind wir ja schon. Sieh nur, wie die dorten um das Feuer springen und hüpfen! Das sind Kinder wie wir und wollen auch dem Christkindlein backen helfen!"

„Nein, das sind die Engel, von denen uns die Mutter oft erzählte und die bei dem Christkindlein wohnen!" flüsterte mit einem heiligen Schauer das Schwesterchen.

„Was thun sie denn jetzt?" fragte der Knabe.

„Horch!" mahnte dann das Mädchen, ihr Brüderchen zurückhaltend. „Sei stille, sie singen und erzählen sich Mährlein, wie sie uns auch die Mutter oft erzählte. Hörst Du, das vom „kugen Hirtenbüblein" und — —"

„Die andern aber, die dorten vor dem Feuer stehen, braten sich Kastanien und Aepfel. Komm, ich laß mir meinen Apfelkrapfen backen!"

„Halt still! Welches ist denn wohl das Christkindlein?"

„Das Bübchen dort im weißen Kittel und den langen Haaren, — das ist's ganz gewiß. Komm, wollen wir es selber fragen!"

Und der Knabe nahm sein zögerndes Schwesterchen fester an der Hand, — die Kinder traten in den Kreis, sich ehrfurchtsvoll umschauend und wurden dann ebenfalls verwundert angestarrt. Endlich nahm sich das Brüderchen ein Herz und fragte das Bübchen im weißen Kittel, das von dem Schimmer des Feuers hell beleuchtet war:

„Gelt, Du bist das Christkindl?"

„Ich? Nein!" sagte der Knabe überrascht ob der Frage und der Erscheinung der kleinen Fremdlinge. „Ich bin das Christkindl nicht!"

„Wer ist es denn?" fragte das Brüderchen kleinlaut.

„Von uns Niemand! Es wohnt ja im Himmel und kommt erst auf Christtag! Warum fragst Du denn so?" ließ sich der Knabe im weißen Kittel vernehmen und sah mit großen Augen nach den kleinen Fremdlingen, während die übrigen schon heimlich kicherten und lachten. Das Brüderchen antwortete auf jene Frage:

„Weil wir hingehen wollen, wo das Christkindlein bäckt. Wir wollen ihm dabei helfen und ich will mir davon" — und das Brüderchen zog seinen Apfel wieder aus der Tasche — „einen Apfelkrapfen backen lassen!"

„Aber das Christkindlein bäckt ja dort oben!" erwiederte der kleine Weißkittel.

Digitized by Google

„Sieh nur, hoch auf den Bergen dort bäckt es für brave Kinder viele süße Sachen auf Weihnachten?"

„Nun so wollen wir dahin, — geh' Du auch mit uns!" entgegnete jetzt das Brüderchen und sein Schwesterchen wiederholte die Bitte. —

Der Vorschlag leuchtete dem kleinen Weißkittel ein, der — dem Leser im Vertrauen gesagt — lange Jahre nachher mir diese Weihnachtsgeschichte erzählt hat und den ich nunmehr selbst weiter erzählen lassen will. — Damals, fuhr er fort, hatte ich noch nicht die Furchen auf der Stirn, konnte aber auch kaum erst das ABC. Wie gesagt, der Vorschlag leuchtete mir ein, denn schon oft wär ich selber gern näher dabei gewesen, wenn ich das helle Feuer vom Abendhimmel sah, in welchem das Christkindlein seine süßen Sachen bäckt.

So war ich kurz entschlossen und nahm das Mädchen an der Hand, so daß es in unserer Mitte ging, als wir jetzt die lachenden Buben und das Feuer im Rücken ließen und auf den Wiesen weiter gegen das Dorf und die Berge zuschritten. Wenn uns Jemand begegnete und uns fragte, wo wir hinwollten, so sagten wir es und die Leute lächelten der Einfalt, gingen weiter und hatten keine Sorge um uns, da mich Alle kannten. So kamen wir an den Häusern vorbei über den Bach an den Fuß des Schloßberges.

(Fortsetzung folgt.)

* Von München nach Hohenschwangau.

V. Hohenschwangau.

(Schluß.)

Der Lechfall oberhalb Füssen, an dem ich sodann vorüber ging, hat nichts besonders Sehenswerthes, aber das Thal wird oberhalb desselben großartig und romantisch. Bevor ich die Zollgränze, an welcher man mich diesmal ganz ungesehen vorüber wandern ließ, passirt hatte, kamen mir auf der Straße zwei Reiter in vollem Galopp entgegen gesprengt. Es war der König nebst einem Begleiter, welche wahrscheinlich von einem Morgenritte zurückkehrten. Das Thal verlassend, schnitt ich durch eine etwas mühsamere Wanderung über den Berg den Bogen ab, welchen der Lech und die an seinem Ufer hinführende Straße macht, und gelangte nach Uebersteigung des Kniepasses, eines Felsriegels, welcher das Bett des Lechs, der in der Tiefe rauscht, sehr einengt, nach dem Dörfchen Pflach, von wo aus ich in dem einstmaligen Seebecken von Reutte, das Aehnliches mit dem von Partenkirchen besitzt, weiterging und in der Post zu Reutte Halt machte.

Es ist das ein stattlicher, reinlicher Marktflecken, der Einem beim Eintritt in Tyrol von dieser Seite aus ein willkommenes Vorzeichen ist. Hier führt auch die Straße von Füssen nach Innsbruck durch, wobei sie die Orte Lermoos und Nassereit berührt, welche Straße die schönste aller bayerisch-tyroler Gebirgsübergänge ist, denn sie führt auf ihrem Wege an den grandiosesten Berggipfeln vorüber, das Wetterstein-gebirge und die Zugspitze erscheinen wieder, diesmal von südlicher Seite gesehen und vor Innsbruck steigt der Solstein auf, dessen weiße Spitze 9393′ hoch in die Wolken ragt, dabei schauen romantische Ruinen von den Felsen herab und fruchtbare Thalgründe wechseln mit dem Anblick dunkelgrüner Seen.

Schon die Umgebung von Reutte ist herrlich und großartig. Mitten in dem Thalkessel gelegen, in welchen die Sonne mit südlicher Gluth hereinscheint, thürmen sich ringsum die gewaltigsten Bergcolosse, aus denen nördlich der Sailing, östlich der Tauern und der Toneller, in dessen Schluchten der Schnee nicht schmilzt, südwestlich der Hochvogel 7952′ hoch und die Gachtspitze besonders hervorragen. Nachdem ich in der Post zu Mittag gespeist, sah ich mir die Kirche des benachbarten Dorfes Breitenwang an, die einige merkwürdige Grabsteine enthält und besuchte zugleich auch das Zimmer, in welchem Kaiser Lothar auf seiner Rückkehr aus Italien gestorben sein soll. Die ansehnlichen Trümmer der berühmten Feste Ehrenberg, unterhalb welcher die Straße durch den jetzt noch stehenden Thorweg der Ehrenberger Klause abgesperrt

Digitized by Google

werden konnte, hätte ich ebenfalls zu besteigen gewünscht. Allein da die Höhe des Berges, auf welchem sie thront, 3077' beträgt, so scheute ich doch die Mühe bei der unbehaglichen Hitze des Nachmittags. Im Jahre 1552 wurde diese Feste von Moriz, Kurfürst von Sachsen, erstürmt, welcher damals den Kaiser Karl V. in Innsbruck zu überraschen und gefangen zu nehmen gedachte. Allein eine Meuterei in seinem Heere hielt ihn in Reutte einen Tag auf und dadurch bekam Karl Zeit, in einer Sänfte über die Alpen zu entfliehen.

Als ich wieder nach Reutte zurückkam, sah ich das ganze Städtchen in Bewegung. Es hieß der König von Bayern komme hierher und solle empfangen werden. Ein Bürger erzählte mir dabei, daß sie dem Könige, der, wenn er sich in Hohenschwangau aufhalte, oft nach Reutte komme, besonders gewogen seien, weil er ihnen auf eigene Kosten eine Straße über das Gebirg habe bauen lassen. „Wir haben ihn fast noch lieber, als unsern Franz, setzte er treuherzig hinzu, und wären im Frühjahr Alle gern bayerisch geworden. Der Krieg hat uns viel gekostet. Man sieht bei uns nichts mehr als Papiergulden und Kupferkreuzer, aber es wird bald wieder besser gehen."

Der König, die Königin nebst den Prinzen und dem Gefolge waren unterdessen angekommen und von den Reutter Beamten empfangen worden. Das Musikcorps der Scharfschützen, welche vor Kurzem von den südlichen Gränzen zurückgekehrt waren, spielte unter den Fenstern der Post einige Stücke, bei denen man jedoch mehr den guten Willen, als die gute Ausführung loben mußte. Die hohen Herrschaften, besonders die schöne Gestalt der Königin, wurden von der Volksmenge, unter die ich mich gemischt hatte, mit allgemeinem Wohlgefallen begafft, so oft sie ans Fenster traten, und gerne hätte ich noch länger in dieser Umgebung verweilt, hätte sich mir nicht ein sehr günstiges Mittel zur Weiterreise dargeboten. Ein Postillon hatte ein neuvermähltes Paar, das auf der Hochzeitsreise begriffen war, von Immenstadt bis Reutte gefahren und schickte sich eben zur Zurückfahrt an. Ich benutzte diese Gelegenheit, und fuhr in dem offenen Wagen, welcher überall hin die bequemste Aussicht gestattete, Reutte's prachtvolles Thal hinaus, in das ich immer wieder umschaute, bis es dem Blick sich entzog. Durch die Gacht, eine schauerliche Bergschlucht, in welcher zur Seite der Straße die Tiefe oft Hunderte von Fußen gähnt, während von oben die überhangenden Felsen jeden Augenblick herabzustürzen drohen, gelangten wir steil hinauf in ein hochgelegenes Bergthal, von der Vils durchflossen. Obstbäume gewahrte man zwar darin nirgends, aber doch war es reich an Almen und Dörfern und der kühle Abendwind, welcher es durchstrich, belebte die von der Hitze ermüdeten Glieder. In Schattwald, auf der Mitte des Wegs, übernachteten wir. Am nächsten Morgen gings wieder eben so steil ins Osterachthal hinab, wobei es dem Auge, im Contraste von gestern, doch wohl that, längs der Straße die Obstbäume zu betrachten, deren Zweige unter den rothbackigen Früchten sich zur Erde neigten. An Immenstadt, wo wir vor Mittag anlangten, führt die Bahn von Augsburg nach Lindau vorüber. Aber vor dem Qualm der Locomotive fliehen Wanderlust und Poesie, und ich brauche es wohl kaum noch zu erwähnen, daß meine folgenden Reiseerlebnisse sich gänzlich auf die Räume eines Eisenbahnwagens beschränken.

Sylbenräthsel.

Das Erste will ein Jeder werden,
Doch Niemand will das Erste sein;
Das Zweite ist so recht auf Erden
Von hohem Werth für Groß und Klein.
Das Ganze wird verspottet zwar,
Doch nicht verachtet ganz und gar.

Auflösung des Räthsels in № 97:
Xerxes (rex sex).

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Samstag 1. December 1860.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

Das Christkindlein backt.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile war es schon ziemlich dunkel geworden und das Thal und die Häuser lagen ganz in Nebel eingehüllt. Auch ward es schon merklich kühl, ja kalt, — jedoch gab uns der Pfad an dem Berge hinan Wärme, ohne daß wir in Hoffnung des schönen Ziels uns sonderlich müd' gefühlt hätten. Plauderten wir doch ganz selig von den Freuden, die unsrer warteten, so daß wir beschlossen, wenn's uns gefiele, bei dem Christkindlein zu bleiben und ihm stets zu helfen, wenn es für die guten Kinder auf Erden backen wolle.

„Ich halte ihm das Kuchenblech und die Backformen!" sagte das Schwesterchen.

„Und ich trag' ihm die Brodkörbchen zu und gebe Acht auf die Lebkuchen!" setzte ich bei. Das Brüderchen aber zeigte wieder seinen Apfel und sagte:

„Und ich lasse mir einen Apfelkrapfen backen. Ihr beide kriegt auch davon!"

Darauf freuten wir uns recht.

Wir gingen jetzt im Walde und hatten einen ebenen Weg erreicht. Es war nun schon recht dunkel und nach und nach überfiel uns doch einige Müdigkeit. Jedoch durch die Aeste der schwarzen Tannen leuchteten die Flammen und die Gluth der Kohlen des ersehnten Backofens so einladend entgegen, — wir fürchteten uns in dem Walde auch darum gar nicht und wenn wir jetzt auch schon recht erschöpft waren, so mußten wir doch bald am Ziel sein, denn die Bäume wurden immer lichter, die Gluth schien jetzt ganz nahe, — es war auch hohe Zeit, denn das Schwesterchen konnte bald nicht mehr weiter.

„Ist's noch nicht da?" fragte das Mädchen erschöpft.

„Gleich, gleich sind wir dorten!", sagte ich und wohlgemuth, ja freudig schritten wir weiter. Nur noch wenige Schritte und der Wald hörte auf. Dort lag nun die Flammengluth des Abends schon halb erloschen frei auf den Bergen, — aber es war noch weit dahin und ein dunkles, gähnendes, breites Thal trennte uns von jenen Höhen. Wir waren aus dem Walde kommend mit der Biegung des Weges auf eine freie, felsige Berghalde hinausgetreten, vor welcher sich das ganze Gebirgsland des Wasgau's von der Lauter bis zur Queich ausdehnte, mit all' seinen Felsgruppen, Thälern und Schluchten. Das merkwürdige Gossersweilerer Thal breitete sich in dem Helldunkel der Nacht in vielen Zweigthälern zu unsern Füßen aus; der Abendnebel hüllte dicht die trauten Dörflein unten ein, aus denen kein Laut als der des Abendglöckchens heraufscholl. Ueber die waldigen Berge spannte sich der Himmelsbogen mit seinen Tausenden erwachender Sterne, — — und weit, weit hinter den letzten Bergen des Westrichs am dunkeln Horizonte glühte noch ein grellrother, breiter Streif, der immer schmäler, immer blässer und schwächer ward, wie wenn ein Kohlenfeuer nach und nach erlischt.

Da sahen wir einander an, enttäuscht und traurig. Es war uns eher um's Weinen als um's Lachen, denn wir waren todtmüde und erschöpft und spürten auch Hunger. Damit stellte sich auch die Furcht ein in dieser Oede des Gebirges. Eines um das andere von uns setzte sich in das Haide-

Digitized by Google

kraut, das die Haide bedeckte. Endlich sagte ich zu den beiden Kindern:

„Das Christkindlein ist fertig mit backen, — es hat uns nicht dazu gebraucht."

„Ja, seht nur! Eben macht es den Ofenschalter zu!" meinte mit weinerlicher, kleinlauter Stimme das Mädchen und deutete mit dem kleinen Finger nach Westen, wo die letzten Glutschimmer so eben hinter aufsteigenden Wolken über dem Felskamme der Schwanheimer Berge verschwanden.

„Jetzt krieg' ich keinen Apfelkrapfen mehr!" sprach das Brüderlein grämlich, indem es den Apfel schnipfend aus der Tasche holte und in der kleinen Hand weg.

„Jetzt müssen wir ihn ungebacken essen!" setzte ich hinzu, einen lüsternen Blick auf denselben werfend. Dort im Haidekraut aßen wir drei denn auch zusammen den kleinen Apfel, indem zuerst das Brüderchen ein Stück davon biß, dann das Schwesterchen, dann ich — und so immer der Reihe nach, bis wir uns noch um den Butzen stritten. Der fiel in das Haidekraut, darauf wir saßen und wir fanden ihn nicht mehr. Das fehlte noch zu unserm Kummer.

Wohl wurde es uns Allen jetzt recht unheimlich in der dunkeln kalten Nacht im Walde, — es fror uns an allen Gliedern, denn der Wind blies jetzt immer strenger und schärfer um die Bergkante und über die Haide. Das Schwesterchen stimmte bald eine gellende Jeremiade an und dies wirkte auf uns Knaben auch so mächtig, daß wir hingerissen mit einstimmten. Es war ein jämmerliches Terzett und es dauerte geraume Zeit, bis wir nach einander wieder ruhig wurden und nur noch schnupften oder schluchzten. Da wir wohl einsahen, daß wir nicht mehr heim konnten, duckten wir uns still und traurig unter einen Felsenvorsprung zusammen, um so vor dem schneidenden Winde etwas geschützt zu sein. Dem Schwesterchen waren trotz aller Kälte und Furcht schon die schläfrigen Augen zugefallen, das Brüderchen folgte bald nach und nur ich wachte und horchte dem Schulzen der Beiden, die es noch im Schlafe fortsetzten und dem Pfeifen des Windes über dem Felsen oder dem Rauschen der Tannen und Föhren im nahen Walde. —

Plötzlich, als ich so in Furcht und Grausen und vor Kälte zitternd vor mich hinstarrte, sah ich in zwei funkelnde Augen, — eine zottige, vierfüßige Gestalt hatte sich vor mich hingestellt, — ich dachte an den Pelznickel, das Advent-Schreckbild der Kinder in meiner Heimath, und stimmte nun mit einem Male ein so durchdringendes Zetergeschrei an, daß die beiden Schlafenden aufschreckten und nach allen Kräften einstimmten. Eine rauhe Stimme aber tönte uns entgegen:

„Wetter! Wie kommt denn das Nest voller Schreihälse daher?"

Die Stimme aber gehörte dem Waldhüter, der mit einem Hunde des Weges kam und uns Kinder fand. Er kannte mich und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß er uns mitnahm und wechselsweise durch den Wald nach dem Dorfe hinschleppte und trug. In später Stunde kamen wir in meiner Eltern Haus an, wo Alles in größter Verzweiflung nach mir suchte. Auch der fremden Kinder sorgenvoller Vater befand sich im Dorfe und erhielt seine Kinder wieder. —

In selbiger Nacht aber fiel der erste Schnee, der uns Kinder wohl im Walde begraben hätte. —

Von der Zeit an konnte ich aber recht gut warten, bis das Christkindchen die gebackenen Sachen selbst brachte, — das Brüderchen wollte auch keinen Apfelkrapfen mehr vor der Zeit gebacken haben und das Schwesterchen sah auch ein, daß das Christkindlein Alles allein machen könne. Wenn aber wieder ein so schönes Abendroth am Himmel glühte, so sprachen wir wohl: „Das Christkindlein bäckt wieder! Aber lassen wir's backen und wollen wir schön warten. Es braucht uns nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Ehrenkränkung durch — ein Ständchen.

Dadurch, daß man Jemand ein wohl ausgeführtes Ständchen bringen läßt, kann man eine Ehrenverletzung begehen. Dies

Digitized by Google

hat folgender kürzlich beim kgl. Obertribunale in Berlin verhandelter Fall gelehrt. Ein Gutsbesitzer zu Sagan gerieth in Concurs und hatte den zum Verwalter der Concursmasse bestellten Justizrath E. daselbst mehrfach beleidigt, indem er demselben vorgeworfen, daß er die Masse absichtlich untreu verwalte, weil er sich durch Geldanerbietungen habe bestechen lassen. Der Gutsbesitzer ist deßwegen auch bereits bestraft worden. Am 6. März d. J. Abends bestellte derselbe nun bei dem Stadtmusikus zu Sagan eine Morgenmusik, welche dem Justizrath am andern Morgen, dem Geburtstage desselben, vor dessen Wohnung gebracht werden sollte, und verlangte, daß dabei nur die beiden Lieder: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" und „Eine feste Burg ist unser Gott" gespielt werden sollten. Der Stadtmusikus kam dem Auftrage nach und führte das bestellte Ständchen auf der Straße vor der Wohnung des Justizraths aus. Die deßhalb gegen den Gutsbesitzer erhobene Anklage erblickte in diesem Ständchen eine Amtsehrenbeleidigung des Justizraths, indem der Angeklagte seiner Ansicht, daß der Justizrath ein ungetreuer und unredlicher Verwalter seiner Concursmasse sei, durch das Ständchen in ironischer Weise Ausdruck gegeben habe. Das Gericht erster Instanz sprach den Angeklagten von der Amtsehrenbeleidigung frei, verurtheilte ihn dagegen wegen öffentlicher Beleidigung des Justizraths zu einer zweimonatlichen Gefängnißstrafe. Der Gerichtshof hatte das Ständchen als eine Handlung angesehen, die dem Justizrath eine Geringschätzung ausdrücken sollte. Ein Ständchen an sich allein, so wurde ausgeführt, könne allerdings als ein Zeichen der Aufmerksamkeit angesehen werden, und selbst die gespielten Melodien hätten ohne besondere Umstände eine beleidigende Beziehung nicht. Im vorliegenden Falle seien aber besondere Umstände vorhanden, weil der Angeklagte den Justizrath schon öfter beleidigt und ihm Unredlichkeiten vorgeworfen habe. Der Angeklagte habe nun zwar behauptet, daß die Melodie des Liedes: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" aus der Arie Mozart's in der Zauberflöte: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich" entnommen und daß er Liebhaber jener Melodie sei, sich bei der Bestellung aber des Anfanges der Arie nicht habe erinnern können, und darum die andere Melodie genannt habe; daß dieser Einwand aber unrichtig sei, ergebe sich auch aus einem Gedichte, welches der Angeklagte überreicht und das nach der Melodie: „Ueb' immer Treu ꝛc." zu singen. Dieses Lied enthalte folgende Strophe: „Drum sing ich hier beim Wasser, als wär' mir Wein gereicht," was so viel bedeuten solle, als habe der Justizrath den Angeklagten so weit gebracht, daß er sich statt mit Wein mit Wasser begnügen müsse. Der Gerichtshof hatte dabei aber gleichzeitig angenommen, daß ein Concursmassenverwalter ein öffentlicher Beamter im Sinne des Gesetzes nicht sei, da zum Begriffe eines solchen gehöre, daß er unmittelbaren Staatszwecken diene, während ein Concursverwalter nur der Vertreter von Privatinteressen sei. Der Umstand, daß der Verwalter zugleich Justizrath sei, könne in der Sache nichts ändern. Oeffentliche Beleidigung wurde angenommen, weil das Ständchen auf öffentlicher Straße ausgeführt worden. Das Appellationsgericht trat der Ansicht des ersten Richters bei, daß auch der Ton der Musik ein Zeichen sei, durch welches eine Geringschätzung ausgedrückt werden könne, und bestätigte deßhalb das erste Erkenntniß. In der gegen dieses Erkenntniß eingelegten Nichtigkeitsbeschwerde behauptete der Angeklagte, daß das bloße Vorspielen einer Melodie nicht geeignet sei, den Thatbestand einer Beleidigung festzustellen. Das kgl. Obertribunal wies aber die Nichtigkeitsbeschwerde zurück, weil nicht in dem Vorspielen der Melodie allein, sondern in der Verbindung dieses Vorspielens mit der feindlichen Absicht des Angeklagten der Thatbestand der Beleidigung gefunden werden müsse.

* Für Sammler von alten Münzen.

In diesem Blatte war schon öfters von in der Pfalz aufgefundenen Alterthümern die Rede. Ein an Alterthümern reicher Boden ist die Gemarkung von Einöd und Schwarzenacker bei

Digitized by Google

Zweibrücken. Leider ist aber alles, was bisher durch die Landleute dort zu Tag gefördert worden ist, zerstört worden, ehe es zur Kenntniß der Behörden kam. Mag das Meiste so vernichtet worden sein, hin und wieder wird doch noch immer von Zeit zu Zeit ein interessanter Fund gemacht. Namentlich sind es Münzen, die einen hohen antiquarischen Werth haben. So fand im Jahr 1843 der Hirt beim Hüten der Schweine in Einöd eine prächtige Goldmünze von Antoninus Pius, im Goldwerth von 12 fl. 30 kr., die durch einen Studiosus gekauft wurde und durch denselben in die Hände von August Wilhelm v. Schlegel in Bonn kam. In diesen Tagen wurde auf dem Gute von Oekonom Kemmer da wieder eine Goldmünze gefunden, die zwar nur einen Goldwerth von 6 fl. 24 kr. hat, aber unversehrt erhalten ist. Dieselbe befindet sich gegenwärtig in den Händen von Pfarrer Kemmer in Battenberg, der sie uns gezeigt und der bereit ist, Freunden von Alterthümern sie wohl nicht zum Kauf, aber doch zur Ansicht gegen sichere Remission zuzustellen. In der Größe eines preußischen 2½ Groschenstückes trägt diese Münze um das Brustbild folgende Inschrift:

DNHONORIVS P. P. AVG.

Auf der Kehrseite befindet sich eine Figur, welche ein Feldzeichen in der Linken trägt und einem überwundenen Feind den Fuß auf die Brust setzt. Zur Seite der Figur stehen die Buchstaben R (Roma) V (urbs) und darum die Inschrift Victori Aug.

Bis hieher ist alles klar. Unter der Figur stehen aber noch die Buchstaben G. O. M. O. B., die nur dem Sachkenner verständlich sein dürften.

Wäre es nicht schön, wenn solche Raritäten in öffentliche Sammlungen kämen? Das wäre zu erreichen, wenn die Behörde auf die Sache ein Augenmerk hätte.

Miscellen.

München, 27. Nov. Frln. Goßmann hat sich gestern als „Lorle" verabschiedet. Sie wurde mit Beifall und Kränzen förmlich überschüttet und konnte vor Rührung kaum einige Worte des Dankes hervorbringen. Um halb 11 Uhr wurde ihr vor der Wohnung ihrer Lehrerin Frau Constanze Dahn am Maximiliansplatz von dem Jäger-Musikcorps ein Ständchen gebracht. Von Seite der Intendanz wurde der geehrten Künstlerin als Beweis besonderer Anerkennung ihrer Leistungen eine Brosche überreicht, welche aus drei Blättern von Silber und einer aus Brillanten gebildeten Grille besteht.

Aus Neapel wird dem „Wanderer" geschrieben: Am 3. November Abends wurde eine Schaar von englischen Freiwilligen in ihre Heimath befördert. Einige derselben standen am 1. d. M. vor dem Kriegsgericht der Garibaldianer. Wie mir von einem der beeidigten Zeugen versichert wird, hatte die Angeschuldigten eine namenlose Angst ergriffen, sie schluchzten — es waren ihrer fünf — um die Wette und geberdeten sich vor dem Gericht so memmenhaft, als sie früher im Felde vandalisch gewesen. Der Berichterstatter erwähnt dann weiter, wie diese englischen Freiwilligen Wohnungen und Ställe erbrochen, auch Weiber geraubt, das Vieh ausgejagt, um es dann auf dem Felde zur Belustigung der Offiziere niederzumetzeln u. s. w. Ob fragliche Engländer die Anleitung dazu aus Battel geschöpft, wird nicht gesagt.

Dreisylbige Charade.

Wir Ersten sind mit der Geduld
Gar eng und treu verbunden
Und zögern stets die Stunden
Und häufig ohne unsre Schuld;
Doch lassen wir das Sorgen,
Was heut nicht ist, kommt morgen.

Ich Dritte war in alter Zeit
Auf Felsen und auf Höhen
Fast einzig nur zu sehen
Und trotze der Vergänglichkeit.

Als Ganzes bin ich dir bekannt
In neu'ster Zeit geworden;
Es floh'n des Feindes Horden
Hier vor der Preußen tapfrer Hand
Und mußten so geschlagen
Valet dem Elb'strom sagen.

Auflösung des Räthsels in № 98:
Altting.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger, und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Dienstag 4. December 1860.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

(Fortsetzung.)

II.

Tanne und Pappel.

Die Tanne und die Pappel standen beisammen am Bache, als nächste Nachbarinnen. Wenn nun Alles ringsum still war im Felde und nur der Abendwind die Blätter und Halme rührte, da flüsterten die beiden Nachbarinnen ganz vertraulich mit einander und vertrauten sich gegenseitig ihre innersten Geheimnisse an. Nur wußte die Pappel gewöhnlich zu Vielerlei, sprach geringschätzend von Andern und nur von sich immer das Beste und hörte manchmal den ganzen Tag nicht auf, der gutmüthigen Nachbarin Tanne vorzupappeln; denn die Pappel war etwas eitel und eingebildet, hörte sich überaus gerne reden und that dabei so herablassend gegen die Tanne, als ob sich's die zur größten Ehre schätzen müßte, mit ihr sich unterhalten zu dürfen. Sie dünkte sich eben viel erhabener, als die Nachbarin.

So sagte sie einmal, indem sie etwas verächtlich die Tanne ansah:

„Hört Nachbarin Tanne! Ihr seid doch recht bemitleidenswerth! Jetzt in der schönen Sommerszeit, wo Alles in grüner Blättertracht im Sonnenschein steht, habt Ihr noch immer Euer rauhes, dunkles Winterkleid an. Seht nur mich an, wie freundlich lachend, leicht und schön ich gekleidet bin. Ich darf mich sehen lassen. Habe aber auch eine schöne, stattliche Figur." —

„Ja, ja, Ihr seid sehr lange, Frau Base!" sagte die Tanne dazwischen und machte eine höfliche Verbeugung, da gerade der Wind ihren Wipfel bewegte.

Obgleich nun die Pappel das sehr gnädig aufnahm, sagte sie doch:

„Ich bitt Euch, neigt Euch nicht zu sehr zu mir herüber. Ihr könntet mir leicht mit Euerm rauhen Kleid mein schönes Sommergewand verletzen, wenn Ihr nicht in gehöriger Entfernung bleibt." —

Da zog sich die gute Tanne wieder zurück und stand da wie gewöhnlich, wenn auch etwas gekränkt durch die eitle Nachbarin. Die merkte es gar nicht, was die Tanne leise vor sich hinseufzte und sprach lustig weiter:

„Ich bin eine feine Dame, meiner Abstammung nach eine Ausländerin und von edelm Anstande, — ich kann mich in Eure deutsche Art nicht recht finden. Wie meint Ihr, Tanne, wir passen doch eigentlich nicht für einander!"

„Ja, manchmal kommt mir's auch so vor," sagte die Tanne bescheiden zurückweichend, denn der Wind wehte von der Pappelseite her.

Die Pappel aber fuhr fort:

„Sieh', Du bist von recht gemeinem Stamme und scheinst auch nur auf der Welt zu sein, um zu dulden und zu ertragen. Was steht Dir noch für ein Loos bevor? Wenn der Winter kommt, hacken sie Dich vielleicht um, damit Du ihre Zimmer erwärmest. Oder sie machen Dich gar zum Maste eines schmutzigen Kauffahrteischiffes, oder vielleicht macht man aus Dir eine Wiege, einen Sarg und wirft Dich in die Grube. Arme, arme Tanne! Ich dagegen bleibe stehen und prange!"

So pappelte die Pappel. Und die Tanne dachte einen Augenblick lang: „Ja, Pappel-

Digitized by Google

base, — Du bleibst stehen und prangest, weil Du zu nichts Besserem zu gebrauchen bist!“ Aber ihr bescheidener Sinn ertrug nicht lange diesen Gedanken und sie seufzte recht sehr, denn sie fing nach und nach an, selbst an ihr Elend zu glauben. Als das die Pappel merkte, rückte sie der armen Nachbarin noch andere Uebel für deren Zukunft vor und pappelte immer schadenfroher, je mehr der Wind durch ihre Blätter strich und plauderte viel eitles Wesen in ihrem Hochmuthe. Da dachte denn doch die Tanne:

„Pappel nur zu, Pappelbase, da das Pappeln einmal in Deiner Natur liegt. Ich will des Weiteren harren. —“

Und von nun an ertrug sie von der stolzen Nachbarin alles Plaudern geduldig.

Siehe da, der Herbst kam mit der Zeit und der Wind strich kühler über die Haberstoppeln. Das machte der Tanne in ihrem rauhen Kleide nichts, denn sie war das schon so gewöhnt. Aber die Pappel! O weh! Die hätt' jetzt gern mit den Kindern, die unten saßen, gesungen:

„Wind, Wind, weit hinweg, — Sonn', Sonn', daher!“

Aber wenn's Abend ward und die grauen Nebel kamen, da ging es ihr noch übler. Die eitle, zimperliche Pappel fühlte sich bald unwohl in ihrem leichten Sommerkleide. Und als der Herbstwind immer kecker daher blies, da ward sie gar ärgerlich und krittlich und schien zuletzt noch die Gelbsucht bekommen zu haben. Ihr hübsches Aeußere war dahin und sie sah nach und nach aus wie geschminkt, denn das Laub färbte sich roth und bleich und fiel schon allmählig ab. Wäre die Nachbarin Tanne nicht gewesen, so würde es noch schneller mit ihrer Schönheit vorbei gewesen sein, doch jene gedachte der alten Freundschaft und hielt so viel wie möglich den rauhen Wind von der zarten Nachbarin ab. Aber sie konnte sie doch nicht völlig schützen. Die Zierde, der Schmuck der Pappel, die zarten, grünen Blätter waren welk geworden und fielen nach und nach völlig ab und eines Tages stand die vorher so stolze Pappel traurig und verlassen da, all ihrer Schönheit beraubt neben ihrer früher so verachteten Freundin.

Jetzt hat doch die Pappel ihr Unrecht eingesehen, meinst Du?

O nein!

Verdrießlich, neidisch, wie es nur eine Pappelbase von ihrer Sorte sein kann, sah sie jetzt auf die Tanne hin, die unangefochten von dem Wetter in ihrem grünen Gewande dastand und recht gut ausschaute. Selbst die Winterstürme thaten ihr nichts, die die Pappel wohl ganz zu Boden gerissen hätten, wenn die gute Nachbarin nicht gewesen wäre. Bald schneite es und wurde empfindlich kalt. Das brachte der stolzen Pappel viel Leid, während die Tanne es dagegen leicht ertrug. Ja, der Winter verlieh ihr erst neue Reize, indem der Winterreif ihre Nadeln überhauchte, als wären sie überzuckert oder als sei die ganze Tanne ein blühender Apfelbaum im Maien. Und die Sonne und der Mond schauten herunter und goßen ihr Licht über die Tanne, daß es blitzte, wie von Millionen Diamanten.

Und die Leute, die vorübergingen, sagten:

„Ei, welch' schöner Baum! Wie sieht die Tanne prächtig aus!

Da verging die Pappel fast vor Neid und Aerger, denn die Tanne stand gar schön und herrlich da, ohne daß diese selbst es nur wußte. Und sie war so gut und bescheiden wie früher und bemitleidete die herabgekommene Pappel, — ja sie hätte ihr gerne die Hälfte ihres Schmuckes gegeben, wenn es nur angegangen wäre.

So war es bis tief in den Advent hinein. Da kam eines Tages ein Mann daher mit der Axt in der Hand. Der blieb vor den beiden Bäumen stehen — und schaute sie an.

„Die Pappel da taugt zu nichts, — aber die Tanne — welch' schöne Zweige sie hat.“

Und damit hieb er zum Schrecken der Tanne ihr einen Ast ab, den er sofort heimtrug in sein Häuslein, das im Felde stand. Da war die Tanne ganz außer sich vor Trauer bei all' ihrem Winterschmuck, wie eine Mutter, welcher durch den Tod ihr Kind entrissen wurde. Der Schmerz durchschauerte sie und die Reifperlen rollten über die Nadeln zu Boden, gleich gefrorenen Thränen.

Digitized by Google

„Jetzt hat sie doch auch ihr Leid! Hm! Hm!“ sagte da die Pappel innerlich befriedigt, da sie die Tanne so traurig sah. „Jetzt trag' ich das meinige noch einmal so leicht, da diese Tanne nun auch traurig sein muß.“

Es hatte die Pappel bereits schon alle Freundschaftsdienste der Nachbarin vergessen und diese stand recht betrübt, und wenn der Wind durch ihre Aeste wehte, da hörte man sie seufzen und klagen.

So seufzte und klagte sie bis in die Nacht hinein und schwankte mit ihrem Haupte bald nach dieser Seite bald nach jener und der Schmerz beugte sie fast zu Boden, da der Wintersturm wehte. Sie sah über das öde Schneefeld hin, das die Sterne beleuchteten. Es war aber am heiligen Abend und ein helles Glöcklein tönte mit einem Mal durch die stille Nacht und wenn man dahin sah, woher es erscholl, da schaute man durch ein hellerleuchtetes Fenster in die Stube des Häuschens im Felde. Und darinnen sah man viele Lichtlein blitzen und schimmern und in ihrem Glanze einen Tannenast zum schönsten Christbaum herausgeputzt, prangend in traulicher Schönheit und Zierde. Denn aus seinen grünen Nadeln winkten goldene Nüsse und rothe Aepfel und kleine Engelsfiguren von Flittergold saßen auf den Zweigen. Aber die Kinder des Hauses standen da, heiligen Schauers und unsäglicher Freude voll und schauten auf den Christbaum und es däuchte ihnen, sie sehen in den Himmel selbst hinein. Drauf hüpften sie lachend umher und sangen fromme Weihnachtsweisen und es klang wunderbar hell durch's Fenster auf das stille Feld in der Nacht hinaus, bis dahin, wo die Tanne mit der neidischen Nachbarin stand.

Und war die Tanne noch so betrübt?

O nein!

Die schüttelte es jetzt vor lauter Seligkeit und Freude, und sie konnte sich gar nicht satt sehen an der Herrlichkeit und Pracht, in welcher der kleine Tannenzweig stand. Wenn eine Mutter im Traume ihr verstorbenes Kind als Engel im Himmel sieht mit allem Schmucke des Herrn angethan, da weint sie nicht mehr, sondern kann wohl fröhlichen Herzens werden. Gerade so war es der Tanne, da sie das Christbäumchen sah und sie konnte wohl getröstet sein. Die Pappel aber wollte vor Aerger vergehen und schwieg ganz still und ich weiß nicht, ob sie je wieder ein Wörtlein mit der Tanne gesprochen hat. —

(Fortsetzung folgt.)

In der Prairie verirrt.

Nach der Erzählung eines amerikanischen Freiwilligen

Während des mexikanischen Krieges im Jahre 1847 stand ich auf Vorposten in der Stadt San Antonio de Bexar. Da sich der Feind nur selten blicken ließ, hatten wir viele Langeweile und suchten uns die Zeit durch Jagdexpeditionen in der Umgegend zu vertreiben. Einer solchen Expedition, auf größerem Fuße als die bisherigen organisirt, schloß ich mich an. Es galt einen Ausflug nach dem drei Tagereisen entfernten San-Saba-Gebirge zu machen und dabei gleichzeitig auf Rothhäute und Bären zu birschen; denn erstere sind an jener Grenze ebenso vogelfrei, wie die Raubthiere.

Schon im ersten Nachtlager traf mich das Mißgeschick, daß mir, gleich mehreren meiner Reisegefährten, das Pferd gestohlen wurde, und ich mußte mich an der nächsten Hazienda mit einem halbwilden Rosse neu beritten machen, das eben erst auf der Prairie eingefangen worden war. Am Abend des dritten Tages sahen wir die Gebirgskette vor uns emporsteigen und wir schlugen unser Lager an ihrem Fuße auf. Aller Herzen schlugen lebhafter; denn wir waren dem Lande der Indianer nahe und konnten für den morgenden Tag eine interessante Jagd erwarten. Wirklich jagten wir schon am nächsten Morgen einen Trupp von fünf Bären auf, der alsbald dem Gebirge zueilte und in dessen Verfolgung sich die Jagdgesellschaft in mehrere Gruppen theilte. Ein junger Virginier und ich spreugten dem einen der Raubthiere nach, das alsbald in eine enge, sich vielfach windende Schlucht einlenkte, so daß wir unsere Cameraden ganz und gar aus dem Gesichte verloren. Seitdem mein Pferd die Bären gewittert und gesehen hatte, war es sehr unruhig gewor-

Digitized by Google

den. Es spitzte die Ohren, bäumte sich, wieherte und machte zuweilen Seitensprünge, die mich fast aus dem Sattel gebracht hätten. Während ich mich mit ihm beschäftigte, verschwanden der Bär und der junge Virginier hinter einer Gruppe hoher Eichen und gleich darauf hörte ich zwei Schüsse fallen. Um auch mit bei der Jagd zu sein, überließ ich jetzt meinem Pferde die Zügel, gab ihm die Sporen und mit drei oder vier Sätzen hatte es mich meinem Cameraden nachgetragen, welcher soeben den Bären angeschossen hatte. Das Thier war in's Rückgrat getroffen, wand sich vor Schmerzen und heulte wie besessen, indem es voll Wuth die Zähne knirschte. Bei diesem Anblick wurde mein Pferd plötzlich steif vor Schrecken. Sein Körper bedeckte sich mit einem kalten Schweiß, es setzte alle vier Hufe fest in den Boden und verwandte mit weit geöffneten Nüstern und starrem Auge keinen Blick von dem im Todeskampfe sich windenden Thiere. Weder Peitsche noch Sporen konnten es von der Stelle bringen. Während ich mich noch mit ihm abmühte und der Virginier seine Flinte lud, hörten wir von der anderen Seite des Berges eine Gewehrsalve knallen, begleitet von wildem Geschrei. Es war ein Geschrei, welches Niemand vergißt, der es einmal gehört hat, der Kriegsruf der Comanchen, und gleich darauf hörte man Pferdegetrappel sich dem Thale nähern. Es war keine Zeit zu verlieren.

„Die Indianer, die Indianer! Flieht!" rief mir der Virginier zu und sprengte von dannen. Vergeblich versuchte ich seinem Beispiele zu folgen, aber es gelang mir nicht, mein Pferd von der Stelle zu bringen, und es blieb mir zu meiner Rettung nichts übrig, als aus dem Sattel zu springen und auf eine alte Eiche zu steigen, zwischen deren dichtbelaubten Zweigen ich mich verstecken konnte. Kaum war mir dies gelungen, so kamen zwanzig oder dreißig Wilde, das Gesicht bunt bemalt und den Kopf mit Federn geschmückt, in das Thal gejagt. Es waren die Comanchen.

Bei dem Anblick meines Pferdes, das immer noch in seiner alten Stellung verharrte, machten die Rothhäute Halt; einer näherte sich sogar dem Thiere und ergriff seine Zügel; aber da die Uebrigen in diesem Augenblicke gerade den davonellenden Virginier erblickten, setzten sie mit wildem Schreien ihre Jagd fort. Der Kriegsruf schien meinem Mustang neues Leben zu geben. Wie ein Blitz schoß er von dannen und riß die Rothhaut mit sich fort, die ihn am Zügel hielt. In einem Nu war das Thal wieder leer; denn auch die Comanchen waren längst außer Gesichtsbereich. Ich hörte noch zwei oder drei Flintenschüsse, dann aber trat tiefes Schweigen ein, welches nur durch das Röcheln des sterbenden Bären gestört ward, der sich unter mir in den letzten Todeszuckungen wand.

(Fortsetzung folgt.)

* Charade.

Die Erste, stolz und schrankenlos,
Nennt eine Königin.
Ihr Reich, so unermeßlich groß,
Beherrscht sie frei und kühn.

Die Zweite bannt in Kerkers Nacht,
In harter Ketten Druck,
Und wie sie für den Reichthum wacht,
So ist sie auch sein Schmuck.

Wie Mancher ward aus ferner Höh'
Vom Ganzen schon berückt!
Kein Auge aber hat es je
Mit seinem Glanz erblickt,
Denn es erhebt sich über Nacht
Bis zu der Sterne Raum,
Doch wenn der Morgen hell erwacht,
War Alles nur ein Traum.

H. H.

Auflösung der Charade in № 99:

Wartenburg.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 101. Speyer, Donnerstag 6. December 1860.

In der Prairie verirrt.

Nach der Erzählung eines amerikanischen Freiwilligen.

(Fortsetzung.)

Diese seltsamen Ereignisse waren so rasch auf einander gefolgt, daß ich ganz betäubt davon war. Oder neckte mich vielleicht gar ein böser Traum? Ich befand mich mehrere Tagreisen von jeder Niederlassung civilisirter Menschen auf einem Baume, ohne Pferd, ohne Freund, umgeben von einem Schweigen, das nie gestört worden zu sein schien. Nur allmählig gelang es mir, meine Vorstellungen zu sammeln und etwas ruhiger über meine Lage nachzudenken. Ich durfte hoffen, daß meine Reisegefährten mich vermissen und mich aufsuchen würden, und beschloß, um bis zu diesem glücklichen Zeitpunkte für die Erhaltung meines Lebens zu sorgen, wieder hinunterzusteigen und das unterdeß verendete Raubthier zu zerlegen. Die Fleischstücke, die ich für mich aufhob, hing ich an den Zweigen der Eiche auf und kletterte dann wieder hinauf, um mir in den obersten Aesten eine sichere Ruhestätte für die Nacht auszuwählen. Ich fand auch einen passenden Gabelast, an dem ich mich mit einem Lederriemen festband, um nicht herunter zu fallen, und die zottigen Büschel spanischen Moses, welche überall von der Eiche herunterhingen, dienten mir zum Kopfkissen.

Vergebens aber versuchte ich zu schlafen; die Uhus machten dies unmöglich. Sie schienen es darauf abgesehen zu haben, meinen Schlaf zu stören; sie hörten nicht auf um die Eiche herumzufliegen, dabei ihren Ruf auszustoßen und mich mit ihren glühenden Augen anzusehen. Unterdessen kam der Mond herauf und bald schienen mir seine Strahlen gerade auf den Kopf. Bei seinem sanften Schimmer nahm die Landschaft ein ganz anderes Aussehen an und das plötzlich erleuchtete Thal stellte sich wie ein breites silbernes Band, eingerahmt von zwei hohen, schwarzen Bergwänden, dar. Die Coyoten, oder Prairiewölfe, fingen auch an die Landschaft zu beleben und ihr einen düsteren Charakter zu geben. Angelockt von dem Aasgeruch, kamen sie in Schaaren herbei und fielen über den erlegten Bären her. Ich hatte jetzt alle Ursache mir Glück zu wünschen, daß ich so vorsichtig gewesen war, mir einige Stücke Fleisch an Orten aufzubewahren, wo sie nicht hingelangen konnten. Das Geheul der Wölfe ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen, und mit wahrhaft erleichtertem Herzen begrüßte ich endlich die aufgehende Sonne, deren Strahlen die Raubthiere vertrieben. Ich stieg jetzt von meinem Baume herunter, machte Feuer an und briet mir ein Bärensteak.

Von dem frugalen Mahle neu gestärkt verließ ich dann das Thal, dessen Besuch mir so verhängnißvoll gewesen war und trat auf die Prairie hinaus. Die Fläche, die mein Auge überblickte, war unermeßlich, aber nirgends konnte mein Auge ein lebendes Wesen entdecken. Ich bestieg abermals einen Baum und ließ nach allen Seiten hin meine besorgten Blicke schweifen. Ach, ringsum war grenzenlose Einsamkeit und traurige Wüste. Ich glaubte einen Augenblick allein auf der Welt zu sein, ich bildete mir ein, die Sonne strahle nur für mich und verbreite nur zu meinem Besten ihr Licht und ihre Wärme. Zwei Tage blieb ich an diesem Orte, um die Rückkehr meiner Kameraden zu erwarten; mein Fleischvorrath war vollständig aufgezehrt. Der Hunger fing an mich zu peinigen und ich überließ mich wieder der Angst und der Entmuthigung.

Digitized by Google

Aber das Uebermaß meines Unglückes gab mich mir selbst zurück; ich beschloß, mich meinem Schicksal nicht widerstandslos zu unterwerfen und fing an, aus allen meinen Kräften zu schreien, wie um mich selbst zu betäuben.

„Nein!“ rief ich aus, „großer Gott! Ich will nicht vor Hunger sterben und da die Coyoten in dieser schrecklichen Wüste leben, so werde ich lernen mit ihnen zu leben. Wenn es sein muß, werde ich mir die Kraft und Gewandtheit des Panthers, die feine Witterung des Jagdhundes, den durchdringenden Blick des Geiers angewöhnen. Vor Hunger sterben! Nein gewiß nicht! Viel lieber zünde ich tausend Feuer in der Prairie an, um die Comanchen hierherzulocken und sie zu zwingen, mich aus Mitleid zu retten oder zu ermorden.“

Ich stieg von Neuem auf den Baum, bemüht, irgend ein lebendes Wesen zu entdecken; aber vergebens. Meine Blicke suchten überall den Horizont und nirgends sah ich etwas Anderes als das Gebirge und eine unermeßliche Ebene. Ich stieg jetzt wieder herunter und sank ermattet auf den Rasen. Lange blieb ich so liegen, von den schrecklichsten Bildern der Zukunft erfüllt; plötzlich setzte sich ein Vogel auf einen Zweig über meinem Haupte. Es war ein Rabe. Was wollte er hier? Kündigte er mir die Stunde meines Todes an? Man versichert ja, daß dieser Vogel als Prophezeiung des nahenden Todes sich gern in der Nähe von Sterbenden niederläßt. „Fort, verfluchter Vogel!“ rief ich aus, „fort, ich bin noch keine Beute für Dich!“

Aber ohne sich von meinem Geschrei verscheuchen zu lassen, flog der Rabe von dem Zweige, auf dem er saß, herab auf die Erde. Ich glaubte Anfangs, daß er mich angreifen wolle; aber ich täuschte mich; denn er begnügte sich ruhig mehrere runde Gegenstände aufzupicken, welche auf dem Boden lagen. Diese Gegenstände lenkten jetzt auch meine Aufmerksamkeit auf sich und zu meiner Freude entdeckte ich, daß es Schnecken waren; jetzt war ich gegen Hunger geschützt und hatte nicht mehr einen langsamen Tod zu fürchten. Ich stand auf, sammelte eine Anzahl dieser Schnecken und verzehrte sie mit wahrem Vergnügen.

Einigermaßen gekräftigt durch diese dürftige Mahlzeit, prüfte ich meine Lage mit größerer Kaltblütigkeit als bisher. Es blieb mir nur ein einziger Entschluß übrig, ich mußte diese menschenleere Einöde verlassen. Mein Leben hing davon ab; je eher daher, desto besser. Aber welche Richtung hatte ich einzuschlagen? Das war das erste Problem, das mir zur Lösung vorlag. Ich sah nach der Sonne; sie war dem Untergehen nahe und wollte schon hinter dem Rande des Gebirges verschwinden. Wir waren also westwärts gereist, um die verhängnißvolle Gegend zu erreichen, und um San Antonio de Bexar wiederzugewinnen, mußte ich ostwärts gehen. In der baumlosen Ebene bot sich nichts dar, das sich als festen Zielpunkt hätte annehmen können, und mein Schatten war daher mein einziger Compaß. Meine Wanderung ging ostwärts; daher mußte ich immer Sorge tragen, daß Vormittags mein Schatten hinter mir, Nachmittags vor mir blieb. Außerdem gedachte ich meine Augen immer auf einem Punkt der Landschaft festzuhalten, um nicht von der geraden Linie abzuweichen Ich brach daher auf, indem ich mir einen Zielpunkt wählte, und ging darauf los, ohne links oder rechts abzuschweifen. So wanderte ich den ganzen Tag lang. Als die Nacht kam, hatte ich immer noch die grenzenlose Ebene vor mir, aber ich hatte wenigstens die Gewißheit, nicht von dem richtigen Wege abgewichen zu sein, und das war ein großer Trost. Ich schlug mein Lager auf, ehe es ganz Nacht wurde, um Wasser zu suchen und Schnecken zu sammeln. Während der beiden ersten Tage fand ich diese beiden Stärkungsmittel ohne große Mühe; aber vom dritten Tage an wurden das Wasser und die Schnecken sehr selten und verschwanden bald ganz. Hunger und Durst fingen wieder an mich zu quälen, und ich mußte die gerade Linie verlassen, um Nahrung und Wasser zu suchen.

Von Zeit zu Zeit hörte ich ein Geräusch, wie einen fernen, dumpfen Donner und dann kam eine Heerde wilder Pferde herangesprengt, die aber scheu bei mir vorüberflog und verschwand, ehe ich Zeit fand die Flinte anzulegen. Dann und wann scheuchte

Digitized by Google

ich auch einen Hirsch auf, aber leider stets außer Schußbereich. Mehrere Flüge Kraniche segelten hoch über mir durch die Lüfte und ich schoß nach ihnen. Obgleich ich glaubte, das Schrot auf ihr Gefieder schlagen zu hören, fiel doch kein einziger herunter. Das waren die einzigen lebenden Wesen, denen ich begegnete, mit Ausnahme der Hornkröten, widerwärtiger Thiere, die mir zu allen anderen Zeiten einen unüberwindlichen Ekel eingeflößt haben würden. Aber der Hunger quälte mich; ich bot alle Kraft auf, die ich noch übrig hatte, und ging nach diesem häßlichen Wild auf die Jagd.

(Schluß folgt.)

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

(Fortsetzung.)

III.

Was war besser?

(Nach einer Volkssage.)

In der Adventzeit, da es bald Weihnachten werden sollte, saßen einmal Abends beim Mondenscheine zwei Mädchen beisammen, die sich sehr gut freund waren. Die eine hieß Hedwig und die andere Gertraud und waren beide schön, und lustig drehten sie ihre Spinnrädchen. Denn sie dachten nicht daran, daß man im Advente beim Mondenscheine nicht spinnen sollte, oder glaubten nicht daran, daß es nicht rathsam wäre, weil sie sich die Ursache nicht denken konnten: Sie sprachen und schwatzten von allerhand, von der Kirchweih und vom Maibaume, vom Johannisfeuer und von der St. Thomasnacht, kamen auch nach und nach auf die Frau Holle zu sprechen, die sich in den zwölf Nächten sehen lasse, und auf das Christfest und seine Bescheerungen. Dabei schien der Mond zum Fenster herein auf den Flachs und die Kunkelbänder, die wie Silber blitzten und draußen zogen weiße zarte Wölkchen an der Mondscheibe vorüber, daß es gar schön anzusehen war und ausschaute wie der zarteste Silberflachs.

Da sagte die Gertraud:

„Nun wird es bald Weihnachten, was wird uns da das Christkindlein bescheeren?"

„Was es auch bringt, auch das Kleinste soll uns lieb und werth sein!" antwortete die Hedwig.

„Nicht doch! Mir ist wenigstens ein Thalerstück lieber, denn ein Kreuzer, etwas Theueres lieber denn etwas Wohlfeiles! Ich bin lieber reich als arm!"

„Es kommt darauf an!" entgegnete die Hedwig. „Nicht Reichthum macht glücklich, — Zufriedenheit macht reich! heißt es im Liede!"

„Ei was, wenn jetzt gerade die Frau Holle hereinträte, von der es heißt, daß sie Herr sei über alle Schätze der Erde, wahrlich, ich wollte mir schon das Beste von ihr erbitten."

Da pochte es an das Fensterlein, das vom Monde hell beschienen war. — Die Mädchen fuhren auf und starrten hin, — dort sah ein graues Haupt herein mit Schnee auf dem Scheitel, trüben Augen und zahnlosem Munde.

„Das ist Frau Holle; das ist sie!" flüsterte Gertraud und faßte Hedwig am Arm. „Du wirst sehen, sie läßt uns wünschen!"

Es war auch Frau Holle, die wieder ihren gewöhnlichen nächtlichen Umzug hielt und hier stehen blieb, da sie sich nennen hörte.

„Was wollt Ihr von mir? Was ruft Ihr mich?" sprach die alte Fee mit keifender Stimme.

„Wir möchten recht glücklich werden!" sagte ziemlich kühn die Gertraud und hielt im Spinnen ein, während Hedwig furchtsam nach der Alten schaute und sich über Gertrauds Kühnheit wunderte.

„Das kommt auf Euch an!" sagte die Fee. „Was wünscht Ihr Euch denn?"

„O ich möchte reich, reich werden!" jubelte die Gertraud, die schon Alles erfüllt sah in ihrem Geiste, was sie verlangte.

„Und was willst Du?" fragte die Alte die Hedwig.

„Ich habe keinen Wunsch, als immer

Digitized by Google

zufrieden zu leben, Niemanden zur Last und Vater, Mutter und allen guten Menschen zur Freude."

Da warf die Fee ein Bündlein Flachs, das sie bei sich trug, herein und sprach zu Hedwig:

„Von diesem lege immer einen Faden mit an die Kunkel, — es wird reichen Dein Leben lang. — Du aber," und sie wandte sich an Gertraud, „sollst eine Goldspinnerin werden, wenn Du mit mir gehst und Alles, was Du spinnst, wird zu Gold werden. Willst Du?"

„O ja, o ja!" rief Gertraud, griff ihr Spinnrad, sagte kaum zu Hedwig in ihrer freudigen Erwartung „gute Nacht," sprang zur Thüre hinaus und Hedwig sah ihr mit trauriger Ahnung nach, bis sie im schwachen Mondenlichte mit der Alten vor den Häusern aus der Freundin Augen verschwunden war.

Und von da an sah die gute Hedwig ihre Gertraud mit keinem Auge mehr und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war. Das war auch Hedwigs einziger Kummer, wenn sie so da saß und spann, — sonst hatte sie keinen, auch später nicht, da sie einen braven, fleißigen Mann geheirathet hatte, der sie lieb hatte und stets zufrieden war, weil seine Frau es auch war. Hatten sie auch keinen Reichthum, so hatten sie und ihre Kinder doch zu leben, denn so viel erübrigten sie immer, daß bei mäßigen Ansprüchen die Zufriedenheit nicht wich. Mit der Kinderzahl vermehrten sich zwar die Sorgen, aber auch die Freuden des Familienlebens blieben nicht aus und entschädigten hinlänglich für das Leid, das man ohne Murren erduldete. So mußte es ganz natürlich nach und nach immer besser werden im Haushalte; es war noch immer ein Almosen für die Armen übrig und die Söhne und die Töchter, die herangewachsen waren und ihren eigenen Heerd gründen wollten, bekamen so viel von ihren Eltern, daß sie getrost und bei Fleiß und Zufriedenheit sogar freudig in die Zukunft blicken konnten. — Die Zufriedenheit schien überhaupt ein Erbstück in der ganzen Familie geworden zu sein und als Enkel und Urenkel um die Großmutter Hedwig herumsaßen, da drehte sie noch immer ihr Spinnrädchen und erzählte von ihrer Freundin Gertraud und der Frau Holle, welche ihr den Flachs geschenkt hatte, der noch immer nicht abgesponnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Wunsch.

Auf Preußen klopft der Münchner Punsch,
Der Kladderadatsch auf Bayern:
Wir haben einen bessern Wunsch,
Wir haben einen treuern:
Daß Nord und Süd, daß Ost und West
Zusammenhalt' in Liebe fest!
Ein Herz und Mann, Ein Schild und Speer,
Ein Schutz und Trutz, Ein Volk und Heer!

Wir haben Alle Einen Feind,
Und mehr als Einen falschen Freund,
Die Liebe, die uns Frankreich schenkt,
Was England von uns Treues denkt,
Und was der Russe uns bewahrt,
Ist Alles gleicher falscher Art.

Und Feinde hier und Feinde dort,
D'rum steh' zusammen, Süd und Nord!
Und fort mit all' dem kleinen Neid!
Daß rings die falschen Katzen
An unsrer deutschen Einigkeit
Vor Aerger mögen platzen!

(F. L.)

* Charade.

Die beiden ersten zähle ich
Zum giftigen Gewürme.
Die letzte, sie erhebet sich
Meist höher noch als Thürme.
Das Ganze ist, uns allbekannt,
Ein Städtchen in dem Pfälzerland.

A. S.

Auflösung der Charade in № 100:
Luftschloß.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Beit.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Samstag 8. December 1860.

In der Prairie verirrt.

Nach der Erzählung eines amerikanischen Freiwilligen.

(Schluß.)

Ich darf jedoch nicht vergessen von den Coyoten zu sprechen. Diese Thiere folgten mir stets in einer gewissen Entfernung, fortwährend bereit über mich herzustürzen und mich in Stücke zu reißen, so wie ich vor Mattigkeit hinsank. Ich wendete alle Mittel auf, um sie in den Bereich meines Gewehres zu locken, aber es blieb Alles vergebens; sie waren zu schlau und mißtrauisch, um sich von meinen Listen täuschen zu lassen. Sie folgten mir Schritt für Schritt und schienen meinen Tod vorauszusehen. So oft ich mich umwandte, um zu sehen, ob ich den Schatten immer noch hinter mir hätte, sah ich sie stets in einer gewissen Entfernung folgen, und die ganze Nacht hörte ich die Raubthiere mich mit ihrem schrecklichen Geheul umkreisen. Auch die Hornkröten hörten auf, wie das Wasser und die Schnecken. Je weiter ich in der Prairie vordrang, desto mehr griffen mich Ermüdung, Hunger und Durst an. Aber immer noch schleppte ich mich fort. Das Geräusch, mit dem ein Kranich aufflog, schlug an mein angespanntes Trommelfell wie Donnerrollen und durchschütterte mein schwaches Gehirn. Die Ausdünstungen der Erde berauschten mich wie zu starke Parfüms; von dem Hauche des Windes wankte ich wie ein Betrunkener. Seltsame Hallucinationen fingen zuweilen an, meine Sinne zu berücken. Ich glaubte auf der Prairie ein Kriegsheer mit vielen bunten Farben zu sehen; ich erblickte in der Ferne große, in der Sonne glänzende Seen; trügerische Sinnentäuschung, die sich immer mehr von mir entfernte, so wie ich mich ihr zu nähern suchte.

Aber hauptsächlich des Nachts nahm Alles rings um mich phantastische Gestalten an. Die Sterne schossen mit Pfeilen nach mir, der Mond zeigte mir die Zähne; ich fror, ich zitterte, es war mir, als ob ich in ein Eismeer getaucht wäre, und das Geheul der Wölfe nahm ich für das Tosen der Wellen und des Sturmes. Das Blut kochte mir in den Adern und dennoch waren meine Eingeweide eiskalt, als ob sie schon im Tode erstarrt wären. Dann kam es mir vor, als wäre ich in zwei Stücke geschnitten, mein Rumpf war nicht mehr vorhanden, und ohne ihn bewegten sich meine Beine vorwärts. Dann weckten mich die Qualen des Hungers wieder aus meinen halbbewußtlosen Träumen, ich fühlte mich von blinder Wuth ergriffen und warf mich verzweiflungsvoll in das Gras nieder. Aber dennoch sprang ich immer wieder auf und wanderte weiter; denn die Bewegung verminderte einigermaßen meine Schmerzen. Es war eine mir unerklärbare Erscheinung, daß mein geschwächter Körper von Zeit zu Zeit seine Kraft und seine Elasticität wieder gewann, wenn ihn, von meiner Phantasie heraufbeschworen, ekstatische Visionen täuschten. In den Augenblicken, wo ich den Schmerz vergaß, sah ich, wie in einem Zauberpanorama, die glücklichsten Scenen meines früheren Lebens vor mir sich entrollen. Aber aus diesen Träumen erwachte ich wieder zum Leben, und zu welchem Leben!

So wanderte ich noch zwei lange Tage! Meine Flinte hatte ich immer noch behalten, aber ihre Schwere drückte mich nieder und verursachte mir bittere Qualen; manchmal bildete ich mir ein, daß die Schulter, auf der ich sie trug, bis auf den Knochen aufgerieben sei. Mehr als einmal kam ich in Versuchung, mich der schweren Bürde zu entledigen; aber immer widerstand ich; denn

Digitized by Google

ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ungerächt zu sterben, und wollte, wenn ich auf Comanchen stieß, wenigstens kämpfend fallen. Außerdem besaß ich in dem Gewehr das einzige Mittel, die Coyoten fern zu halten, und nichts erschien mir gräßlicher, als die Aussicht, diesen wilden Thieren zur Beute zu fallen.

Halbtodt von Hunger, Durst und Ermüdung, fühlte ich mich unfähig, länger gegen mein widriges Schicksal anzukämpfen, als ich plötzlich in der Ferne etwas erblickte, was mir wie eine Baumgruppe erschien. Bei diesem Anblick raffte ich alle meine noch übrige Kraft zusammen, ich vergaß einen Augenblick alle meine Leiden und eilte mit dem freudigen Rufe: „Wasser! Wasser! Wasser!“ auf die Gruppe los. Der Boden hob sich wellenförmig, und nach Verlauf einer Stunde hatte ich die nächste Bodenwelle erreicht, die mit Gestrüpp bedeckt war, und erblickte an ihrem Fuß eine die Sonnenstrahlen zurückspiegelnde Fläche. Es war ein Bach: Ich warf meine Flinte hin, um rascher laufen zu können, und stürzte mich wie ein Wahnsinniger in das heißersehnte Wasser. Wiederholt tauchte ich den Kopf bis an die Schulter in dasselbe. Aber entsetzlich! Das Wasser war salzig, wie Meerwasser. Bei dieser schrecklichen Entdeckung stieg mir das Blut in den Kopf, Alles drehte sich im Kreise und bewußtlos sank ich auf die Erde hin.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Die Kälte des Wassers, in welchem ein Theil meines Körpers lag, weckte mich endlich aus dieser Erstarrung. Wie ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich mich ruhiger, als ich seit mehreren Tagen gewesen war; es wurde klarer in meinem Geiste und dennoch waren alle Hoffnungen verschwunden. Ich glaubte es wenigstens und diese Gewißheit gab mir meine Kaltblütigkeit zurück. Ich dachte an die unerhörten Anstrengungen, die ich zur Erhaltung eines so elenden Daseins gemacht hatte, und dabei zuckte ein verächtliches Lächeln um meine Lippen. „Ist es nicht Wahnwitz,“ sagte ich zu mir, „sich so gegen ein unabwenddares Schicksal zu sträuben? Ich füge mich und will sterben.“

Nur noch ein letztes Verlangen fühlte ich, nämlich auf weichem Moose ausgestreckt, im Schatten hoher Bäume, sanft zu verscheiden. Freilich gehörte dazu noch eine äußerste Anstrengung und ich versuchte sie; aber meine Schwäche war zu groß und zu wiederholten Malen sank ich zusammen und blieb dann eine Weile liegen. Aber der Wunsch, auf dem Moosbett zu sterben, gewann so sehr über jeden anderen die Ueberhand, daß ich noch auf Händen und Knieen fortkroch und so doch endlich die Baumgruppe erreichte, nachdem ich unterwegs noch mein weggeworfenes Gewehr wieder mitgenommen hatte. Ich wollte in Frieden sterben, und die Flinte war mir unentbehrlich, um die Coyoten fern zu halten.

Unter einem der großen Bäume, auf grünem Rasen, den Kopf an die bemooste Rinde gelehnt, die Flinte neben mir, streckte ich mich aus. Meine Augen schlossen sich, eine unbeschreibliche Mattigkeit bemächtigte sich meiner; ich fühlte, daß ich nicht wieder aufstehen würde, und dennoch war ich glücklich. Meine Schwäche hatte auch das Fieber gemildert und es war nur von ihm der angenehme Rausch zurückgeblieben, der meinen Geist wie in Traumesbanden gefangen hielt. Liebliche Wesen umschwebten mich; die Wolken thaten sich auf und Engelsgesichter blickten lächelnd auf mich herab. Ein Sonnenstrahl bahnte sich einen Weg durch das dichte Laub des Baumes, unter dem ich lag, und traf mein Gesicht Das glänzende Licht zwang mich die Augen aufzuschlagen und ich blickte in die Höhe.

Gerade über mir, höchstens fünf oder sechs Fuß, stand ein Reh, halb in den Zweigen versteckt. Bei diesem Anblick verschwand meine Resignation, das Gefühl der Wirklichkeit kehrte zurück und mit ihm die Liebe zum Leben. Wenn es mir gelang das Thier zu tödten, so wurde es mir vielleicht doch noch möglich, Bezar zu erreichen. Ich dachte einige Augenblicke über die Mittel nach, mich des Rehes zu bemächtigen, und mein Entschluß war bald gefaßt. Mein Gewehr lag neben mir und ich konnte mich dessen bedienen; aber würde ich auch die nöthige Kraft dazu besitzen? Ich versuchte es, und seltsam genug, obgleich ich vorher zu schwach

Digitized by Google

gewesen war, um nur einen Finger zu bewegen, konnte ich auf einmal meine Waffe mit ziemlich fester Hand ergreifen und auf das Wild anschlagen, ohne es durch eine unnütze Bewegung zu verscheuchen.

Ich drückte ab, der Schuß ging los und in demselben Augenblick fiel das Reh todt auf meine Brust. Ich richtete mich sofort zum Sitzen auf, zog mein Messer und zerschnitt das Thier in kleine Stücke, die ich ganz roh, ohne jede Zubereitung, hinunterschlang. Mit den Kräften kehrte das Vertrauen zurück; ich sprach halblaut ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet, voll Dank gegen die Vorsehung, deren göttliche Hand ich in dieser unverhofften Hilfe erkannte, und streckte mich wieder auf dem Moose aus, wo ich in tiefen Schlaf versank.

Vierundzwanzig Stunden dauerte dieser Schlummer, so weit ich wenigstens nach der Sonne urtheilen konnte. Ich verzehrte die Reste des Rehes und fühlte mich im Stande, meine Wanderung fortzusetzen. Als ich aufzustehen versuchte, war es mir, als ob ich an den Boden gefesselt wäre; aber durch eine übermenschliche Anstrengung bezwang ich meine Schmerzen und stand bald aufrecht. Nur mit wankenden Schritten konnte ich gehen, aber ich verlor die Hoffnung nicht.

Nachdem ich zwei Stunden marschirt war, sah ich von Weitem drei Reiter, die eine Heerde vor sich hertrieben. Dieses Zusammentreffen überraschte mich nicht, ich erwartete es fast; denn ich hatte wieder Gott vertrauen gelernt und war überzeugt, daß er mich nicht verlassen würde, seitdem er mich aus der letzten Noth errettet hatte. Die drei Reiter kamen mir entgegen und ich erkannte in ihnen Mexikaner. Ueberzeugt, daß ich durch sanfte Mittel nichts von ihnen erlangen würde, versteckte ich meine Flinte unter mein Jagdhemd und ließ sie bis auf gute Flintenschußweite herankommen. Als sie ungefähr dreißig Schritte von mir waren, schlug ich auf sie an. Ganz erschrocken machten sie Halt und zeigten Lust umzukehren und im Galopp davon zu reiten; aber wir Amerikaner hatten uns bei den feigen Mexikanern so in Respect gesetzt, daß sich die Drei eines Andern besannen und zitternd stehen blieben, als ich ihnen zurief, mich herankommen zu lassen, wenn sie nicht niedergeschossen sein wollten. Ich ging jetzt auf sie zu und nöthigte den von den drei Reitern, welcher mir das beste Pferd zu haben schien, abzusteigen und mich im Sattel Platz nehmen zu lassen. Dann winkte ich ihnen mit der Hand Lebewohl zu und ließ sie, ganz verblüfft über das Abenteuer, zurück.

Das Traben des Pferdes, auf dem ich jetzt saß, verursachte mir bald fürchterliche Qualen; ich sank fast in Ohnmacht und da ich kaum wußte, was ich that, ließ ich die Zügel fallen und ergriff mit beiden Händen den Sattelknopf.

Ich erinnere mich noch, daß mich unsere Schützen am Thore von Bexar empfingen und daß eine Stimme ausrief: „Der arme Junge, ich glaubte nicht, daß ich ihn wiedersehen würde!“

Man hob mich vom Pferde und legte mich auf ein gutes Bett, wo meiner sorgliche Pflege wartete. Ich war gerettet.

Von meinen Begleitern auf dem Jagdzuge nach dem San-Saba-Gebirge waren zwei im Gefechte mit den Comanchen geblieben, einige Andere hatte man für todt auf dem Platze zurückgelassen und einer war in die Hände der Indianer gefallen und an den Folgen der Scalpirung gestorben. Ich war also noch recht glücklich davongekommen.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

(Fortsetzung.)

III.

Was war besser?

(Nach einer Volkssage.)

Nun war es wieder ein Adventtag wie jener vor vielen Jahren, — Großmutter Hedwig saß noch ziemlich rüstig am Rädchen, — noch immer war der Flachs, den ihr Frau Holle geschenkt, nicht gar, — sie hörte lächelnd ihren Enkeln zu, wie sie den

Digitized by Google

kleineren Kindern von dem Christbaum und Christkindlein erzählten. Der Mond schien wieder herein und weiße Wölkchen wie Flachsflocken zogen an ihm vorbei. Da dachte die Großmutter recht lebhaft an jene Stunde der Trennung, dankte aber auch im Stillen zugleich der guten Fee für ihr Geschenk, das sie noch heute so zufrieden machte, wie damals.

Und während sie so glücklich in dem Kreise der Ihrigen saß, kam draußen über das bleiche Schneefeld einsam im Mondschein eine von der Last der Jahre niedergebeugte Frauengestalt, die ihre Krukel in der einen Hand trug, während sie mit der andern die Schürze in die Höhe hielt. Ihr Haar war weiß wie der Schnee, der in kleinen Flocken leise niederwehte, und ihre Augen, welche verwundert umherschauten und auf jedem Baum am Wege verweilten, schienen schwach und blöde oder vom Schnee und Mondlicht geblendet zu sein. Wer ihr begegnete, da sie dem Dorfe näher kam, wich dem altfränkisch gekleideten Weibchen aus, — denn wer wollte in einer Adventnacht unversehens der Frau Berchthel oder Holle begegnen, und dafür wurde sie von Jedermann gehalten. Als sie jetzt in das Dorf kam, zählte sie jedes Haus und sah durch die Fenster, und wenn von innen ihr ein Auge gerade begegnete, so blickte es starr vor Furcht und die bleiche Lippe flüsterte etwas von der alten Göttin der Adventnächte. Die Alte aber murmelte vor sich hin:

„Hier wohnt der Schneider Phipps und da der Nachtwächter. 's ist nur verwunderlich, daß ich drinnen die Leute nicht kenne und daß mir keine bekannte Seele auf der Straße begegnet."

Sie selbst wurde aber von manchem jungen Mädchen, das mit dem Mädchen über die Straße in's Nachbarhaus zur Spinnstube ging, gesehen und — umgangen. So ging die Alte fort, die Häuser zählend, bis sie endlich vor einem stehen blieb und sagte:

„Da ist's, das muß es sein!"

Und alsbald trat sie auch in die Stube, blieb aber verwundert unter der Thüre stehen, da sie drinnen Leute sah, die sie nicht kannte. Diese waren anfänglich starr vor Schrecken, bis ein Mann fragte:

„Was wollt Ihr, Alte, von uns?"

„Wohnt hier nicht der Wiesbauer, der Vater der braunen Gertraud?" fragte das Weibchen.

„Nein, Alte. Wir wissen nichts von einem solchen," war die etwas barsche Antwort, bis sich eine ältliche Frau erhob und sagte:

„Ah, der soll vor sechzig Jahren da gewohnt haben, aber die Familie ist ausgestorben, nachdem, wie das Gerede geht, eine Tochter vom Haus verschwunden und in der Fremde zu Grunde gegangen war. Die ist schon lange todt, — ich habe meine Mutter einmal von ihr reden hören."

„Und das Haus gehört jetzt fremden Leuten?" fragte die Alte wieder.

„Seinen Eigenthümern gehört es, alte Hexe; macht, daß Ihr Euch wieder hinausscheert! Was wollt Ihr da auf meiner Thürschwelle? Packt Euch!

Das alte Mütterchen ging hinaus auf die Straße und weinte bitterlich. Da ging eine arme Frau vorüber, die Mitleid empfand und nach dem Grund ihrer Thränen fragte. Da trocknete sich die Alte die Thränen und antwortete mit einer andern Frage:

„Liebe Frau, könnt Ihr mir nicht sagen, wo die blonde Hedwig wohnt?"

„Die blonde Hedwig! Alte Hedwig, wollt Ihr wohl sagen, Mütterchen, und es wird wohl dieselbe sein, die schon so alt und noch so frisch bei dem Manne einer ihrer Enkelinnen dort in jenem Hause wohnt. Denn sonst gibt es keine Hedwig im Dorfe."

(Schluß folgt.)

* Räthsel.

Es ist ein Kind des Lichts,
Doch auch ein Kind des Nichts.

Auflösung der Charade in № 101:
Otterberg.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 103. Speyer, Dienstag 11. December 1860.

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

(Schluß.)

III.

Was war besser?

(Nach einer Volkssage.)

Da dankte das greise Mütterlein, griff in ihre Schürze und gab der armen Frau eine Spule voll des schönsten, blinkenden Flachses. Diese aber ging damit dankend heim und war nicht wenig freudig überrascht, da sie am Morgen fand, daß das Garn der Spule aus lauter Goldfäden bestand. Sie konnte sich's jetzt nicht anders denken, als sie sei der Fee der Adventnächte, der Frau Holle begegnet. —

Und daheim im Hause ihrer Enkelin saß die alte Hedwig, wie wir schon oben erzählt, und spann und lächelte den kleinen Urenkeln zu, die noch auf dem Boden herumkrochen; und das junge Elternpaar saß mit am Tisch und hatte seine Freude an der Weise, wie die Großmutter Hedwig mit den Kindlein sprach. Das Tagwerk war vollbracht, — es war ein stiller trauter Winterabend vor Weihnachten und das Leben des Hauses mit allen seinen Freuden feierte da seine schönsten Stunden, da Großmutter von ihrer Jugendzeit, ihrer Freundin, der schönen Gertraud mit den braunen Haaren, und von der guten Fee Frau Holle erzählte.

„Tipp! tipp!" pochte es jetzt an der Thüre.

Großmutter rief: „Herein!"

Da trat ein altfränkisch gekleidetes, steinaltes, graues, dürres und gebeugtes Mütterchen herein, das trug ein Spinnrad, wie man es vor Alters hatte, — die Schürze war hinauf gebunden und das weiße Haar hing aufgelöst über die knöchernen Schultern.

„Hu! hu! Frau Holle!" schrieen die Kinder und flüchteten sich hinter den Stuhl der Großmutter. Diese aber sagte:

„Guten Abend, liebe Frau! Wer seid Ihr und womit kann man Euch dienen?"

„Bin ich hier nicht in dem Hause meiner Hedwig?" fragte seinerseits das alte Weiblein mit einer hohlen Stimme, die schon lange nicht mehr gebraucht worden zu sein schien. Aber trotz des Unterschieds zwischen Einst und Jetzt erkannte Hedwig dennoch die Stimme ihrer verschwundenen Gertraud und fiel ihr mit Weinen um den Hals.

„O wo bist denn Du so lang gewesen? Ich habe Dich für todt betrauert!"

„Und da hast Du auch recht gethan!" erwiederte traurig und trostlos die alte Gertraud, indem sie sich niedersetzte und um sich blickte auf Kind und Kindeskinder ihrer guten Hedwig, auf die glücklichen zufriedenen Gesichter, die mitleidig auf ihrem eigenen hafteten. Dann griff sie in ihre Schürze mit der stumpfen Hand, an welcher alle Finger abgeschliffen schienen, nahm etwas heraus, das wie eine Spule mit Flachs aussah, aber so herrlich und hell schimmerte und glänzte, daß es den Augen wehe that. Das gab sie einem der Kinder, und als man es ansah, war es gediegenes Gold in langen Fäden gesponnen, daß sich alle verwunderten. Und dann griff die Alte wieder in die Schürze und gab jedem einen gleichen Schatz, daß der Reichthum zusammen unermeßlich war. Wenn ihr aber Hedwig wehren wollte, sagte sie:

„Laß mich gewähren! Ich bin froh, daß ich von den Zeugen meiner Thorheit befreit

Digitized by Google

werde. Nun bin ich sechzig Jahre im Hollenberge gesessen und habe Gold gesponnen bei den Gnomen und Zwergen, die keine menschliche Seele haben, und habe fortgesponnen, bis mir die Finger kleiner wurden, und habe immer Gold gesponnen, immer Gold, bis ich so viele Spulen voll hatte, als Monate meines Dortverweilens. Und ich meinte nicht genug spinnen zu können und je mehr mir die Zwerge und Gnomen Gold statt Flachs an den Rocken hängten, desto eifriger spann ich zu, weil mich nicht mehr das bereits schon Gesponnene, sondern nur das noch zu Spinnende freute. So saß ich lange, lange Jahre und wußte es nicht, und als endlich die Zeit erfüllt war und ich genug hatte, da trat die Frau Holle her, hieß mich aufstehen und mein Erworbenes einstecken. Aber ich konnte nur so viel mitnehmen und tragen als ich Euch gezeigt; später gedachte ich das Andere zu holen. Da ich nun aus dem Berge trat und den Himmel über mir sah und die goldenen Sterne und den lieben Mond, der auf das Thal herabsah, da gingen mir die Augen auf über meine Thorheit. Und als ich mein theures Heimathsdorf vor mir sah und das Haus, wo ich mit meiner Hedwig einst so froh und glücklich lebte, da mußte ich weinen und lachen, was ich sechzig Jahre lang nicht mehr gethan, denn ich war ja für die Welt und das Leben begraben. Du hattest Recht mich als todt zu betrauern, — denn all' die schöne Zeit ist verloren, und mit all meinem Golde kann ich kein Jahr der entschwundenen Jugend und des verlornen Lebens erkaufen. — O Du hattest Recht, es ist besser Zufriedenheit als Gold, und wenn Du mich bei Dir behalten willst, kehr' ich nicht mehr in den Berg zurück, will nichts mehr von dem Golde wissen und seinetwegen keinen Augenblick meines alten Lebens verlieren!"

So klagte die Alte und die hellen Thränen standen ihr auf den welken Wangen, und alle, die es sahen, hatten großes Mitleid mit ihr und man pflegte ihrer wie der Großmutter bis an ihr Lebensende, das bald darauf erfolgte. Die Zufriedenheit wich aber nicht aus dem Hause, denn jener Flachs der Frau Holle, welchen die Großmutter gesponnen, dauerte noch lange Jahre und für jede fleißige Spinnerin gab es noch ein Fädchen vom Flachse der Zufriedenheit.

Ein Pfälzer Traubenhändler.

August Becker theilt in dem belletristischen Beiblatt zur Jarzeitung folgende Unterhaltung mit einem unserer in München mit Trauben handelnden Landsleute mit.

Bei der bekannten Heimathseligkeit der Pfälzer ist ihr Wandertrieb eine auffallende Erscheinung. Die Pirmasenser Schuhleute, die Ramberger Bürstenbinder, die Göcklinger Branntweinhändler, die Matzenberger Hausirer und Schnurrauten durchlaufen ganz Deutschland und halb Europa. Aber auch die Weintraubenhändler von der Haardt und vom Wasgau besuchen München und tragen ihre Trauben hausirend durch die Stadt.

Es läutet an der Hausglocke. „Kaafe Se kee' Traube?" Man heißt den Mann eintreten, nicht um Trauben zu kaufen, sondern um sich einmal wieder an der Pfälzer Sprech- und Ausdrucksweise zu ergötzen. — „Kaafe Se mer die Trauwe do ab," sagt der Mann mit seinem verzwickten Gesicht und reicht ein mit sogenannten „Oesterreichern" gefülltes Handkörbchen her. „„Was kostet denn eine dieser Trauben?"" — „Ah, was? Wer werd' denn Trauwe eenzeln kaafe! Nehme Se 's ganz Körbche, ich geb's Ihne wolfl, weil Sie's sinn!" — „„Weil ich's bin? Kennen Sie mich denn?"" — „Die Krenk will ich kriege, wann ich Ihne noch mei Lebtag mit eem Aag gsehne hab' — awwer ich geb's Ihne doch wolfl, — for zwä Gilde dreißig kriegen Se die ganz' Wieh." — „„Aber, lieber Mann, ich will höchstens einige wenige von Euern Trauben!"" — „Duhn Se sich doch nit so tribblire losse, unn duhn Se emol ä Beerche versuche. De Deiwel söll mich hole, wann se Ihne nit schmecke duhn. Das isch ä ganz' extraige Sort' vunn Edekowwe." — „„Kann sein, aber ich will nicht so viel Trauben kaufen."" — „Jesses, sinn denn dös viel, die paar Träubcher do?!" — „„Nun, was kosten sie denn?"" — „'s isch Ihne schnn g'sagt wore

Digitized by Google

— zwä Gilde dreißig." — „„Das iſt viel Geld für die wenigen Trauben."" — „Was? Kummen Se mer ah noch ſo! A ganzer Korb voll der ſchönſchte Trauwe! Soll ich ſe Ihne vielleicht gar noch ſchenke? Wie kummen Se mer denn vor!? Reden Se mer do vunn ä paar Trauwe, wo Se ä ganze Korb voll vor Ihne ſehnen!" — „„Aber, lieber Mann, ich brauche jetzt nicht ſo viele Trauben, da ich von meinen Verwandten aus der Pfalz demnächſt ſelbſt welche geſchickt bekomme."" — „Vunn Ihne Ihre Verwandte? Hawwe Se Verwandte in der Palz?" — „„Ja, ich bin ſelbſt ein Pfälzer."" — „Sie? vunn unneruff? duhn Se mer doch kee' Stuß mache! Ich glaab', mei' Seel, Se wolle mich uze! Se binne mer das nit uff, — ich bin nit ſo dumm, als ich ausſehne duht! dös miſſen Se ſich ſchun merke!" — „„Ich bin aber doch ein Pfälzer!"" — „Na, ich will's Ihne uff Ihr Wort glaawe, awwer de Deibel ſoll mich hole, wann ich mers' hätt' einfalle loſſe. Se hawwe Ihne die ſchö' pälzisch Sprooch do hiwwe in dem Altbayere ganz verlernt. 's geht mer awwer grad ſo, unn wann ich vunn Atbayere wieder heem in unſer Ländche kumm, ſagen Se driwwe alsfort: Hä, wie der do plaudert! Was der do altbayeriſch wälſcht! Awwer, um wieder uff die Trauwe ſe kumme: ſehne Se doch emol Ihr kleens Bibche do, wie das Geliſchte noch de Trauwe hot! Ich hab' grad ſo eens deheem, das klee' Hausmöbel zwingt Ihne ſchunn iwwer ä halb Dutzend Trauwe 's Tags enunner, — 's iſch Ihne ä Mords Freßſäckelche, mei Kleens deheem! Kaafen Se Ihrem Bibche doch die Trauwe!" — „„Wie ſoll ich das, da demnächſt meine Pfälzer Trauben ankommen!"" — „Ah, Schmus, Se kriegen kee', ſag ich Ihne. Wo ſinn denn Ihne Ihr Verwandte deheem?" — „„In Kl....."" — „Haww' ich mers doch gleich gedenkt, im Owwerland, wu's dös Johr kee' zei'rig Beerle gewwe hot. Se kriegen kee, wann ich's Ihne dann emol ſag' — Se kriegen kee' g'ſchickt. Owwig Edekowwe, 's Land nuff gege's Elſaß zu hot's nix gewwe, ſag ich Ihne jo! Edekowwe iſch dös Johr owwe, do ſinn ſe noch ganz gut wore, awwer weiter nuff nix als Gezaſſel und kee' Beere. Am ganze Geberch nuff iſch's mit dem Herbſcht nix geweſt." — „„Das hätte man mir denn doch auch geſchrieben!"" — „So muß ebbe de Brief verlore' gange ſei'! Hawwe Se mich denn Ihr Lebtag noch nuff de Lige getroffe? So paſſen Se jetzt uff: Sagen Se numme, wann Se mers nochjagen, unn 's will's Ihne Niemand glaawe: de Gering vunn Edekowwe hätt's Ihne g'ſagt, daß's im Owwerland kee' Trauwe gewwe hot, — unn mer werd's Ihne glaawe! Ich muß's doch wiſſe, — bin erſcht d'vorig Woch unneruff kumme. Se Flemlinge hänſe de Herbſcht in de Karchzähne heemgführt, ſag' ich Ihne, — unn ſo iſch's nuffzu iwwerall geweßt." — „„Gut, ſo will ich die Trauben kaufen. Aber iſt es denn wahr, daß Ihr Pfälzer jetzt ſo franzöſiſch geſinnt ſeid?"" — „„O mei, wer hot Ihne denn dös uffgebunne? Meer Pälzer ſollen Franzoſeköpp' ſei'!! Das iſch widder ſo ä Uffgebringſel in de Zeitunge, die nix beſſers wiſſen, wann ihne junſcht nix einfalle duht, als uns Pälzer ſer Franzoſeköpp auszugewwe! Uff uns driwwe hän's die Zeitunge emol abgſehne!"" — „„Aber es kann wohl kommen, daß die Franzoſen Euch über den Hals rücken!"" — „Na, wammer widder franzöſch werre miſſen und die deitſche Ferſchte leiden's, — dann ſoll's gehn wie's geht, — meintwege! Wiſſen Se, ich ſag' halt ſo: Wer Edekowwe hot, hot mich! Na lachen Se numme, d'Krenk will ich kriege, wann's annerſcht iſch. Trauwe muß ich ſo wie ſo verkaafe! Wer Edekowwe hot, hot de Gering! Dös iſch mei' Iwwerzeigung!" — „„Eine ſchöne Ueberzeugung, weiß Gott! Habt Ihr denn den König nicht gern?"" — „Was for Geredd'! Warum ſollen mer dann de König nit gern hawwe, — er hot uns jo nix gedäh'! Awwer meenen Se de Ludwig oder de Max?" — „„Den regierenden König Max."" — „O den hot mer recht geren bei uns driwwe. Mer iſch jetzt recht zufriede — ich muß de Wohret die Ehr' gewwe. Seit den drei guten Weinherbſcht iſch Alles recht! Wann numme die Steiere nit wären, das iſch noch ä harter Poſchte!" — „„Ei was, wenn Ihr klagen wollt. Da ſeid Ihr ja in Bayern noch

Digitized by Google

doppelt und dreifach besser d'ran, als in andern Ländern.“ — „Sell isch schunn wohr, awwer die Franzose z. B. brauchen sich aach davor nit ze ferchte, daß ihne die Deitsche iwwer de Hals kummen unn ihre Wein saufen. Awwer meer Deitsche hawwn's zu ferchte unn missen alsfort zuguckе, wie se unsre Brüder durchwackle duhn und derfen nit selber druffkloppe, wie's eem doch manchmol aach zu Muth werre kann. Mer missen alsfort noch warte, bis die Reih' an uns kummt, und statt daß meer de Franzose die rothe Hosse ausklоppen, kriegen mer am End' noch selber unser Fäng'! 's isch zum Deiwel hole unn ä wohr Kreiz mit de deitsche Ferschte! Will de Een' hott, so will de Anner har, — ziehgt de Een' a', so hüft de Anner zerick. Wie soll mer do vor sich kumme? Statt daß jeder sagt: Druff! druff! Als druff! unn alsfort Eener dem Annere vorkumme will, duht Eener de Annere hinnere!“ — „„Ja, lieber Mann, da sind die deutschen Fürsten nicht allein Schuld, auch die Völker.““ — „A, Schmuß! Unser Bube wenigstens dähten for ihr Lewe gern emol de Franzose die Hosse ausklоppe! Awwer, leeber Gott, se derfen nit unn kummen vielleicht ihr Lebtag nit zu der Fräd. 's isch, mei Seel, zum Krenk kriege! Awwer ännere kann mer's halt nit und drum adjes, — lossen Se sich Ihre Trauwe gut schmecke!“ —

Notiz zum Münzfund bei Schwarzenacker.

* In Nro. 99 der Palatina ist eine römische Goldmünze des Kaisers Honorius beschrieben, welche kürzlich bei Schwarzenacker gefunden wurde. Für diejenigen, welche an der Sache Interesse haben, dürfte folgende Berichtigung und Erklärung nicht unwillkommen sein:

Die Buchstaben R V zur Seite der Figur bedeuten nicht Roma urbs, sondern RaVenna, den Prägort.

Die Buchstaben C O M O B (nicht G) im Abschnitte heißen Constantinopoli Moneta obsignata und zeigen an, daß die Münze nach der von Constantin dem Großen eingeführten, von Valentinian I. wiederhergestellten Constantinopolitanischen Währung (72 auf ein Pfund) geprägt ist. Solidi dieser Währung wurden Constantini und Constantinopolitani genannt.

Man kann hiebei nur noch den Wunsch aussprechen, daß durch jederzeitige Veröffentlichung und Beschreibung solcher Funde der Sinn für vaterländische Alterthumsforschung und für Erhaltung solcher historischen Denkmäler immer mehr geweckt werden möge. St.

Eine andere uns zugekommene Erklärung, die uns jedoch nicht ganz richtig scheint, ist folgende.

Avers: D N Honorius P F und nicht (P P) Aug: Domini nostri Honorius. Pius Felix Augustus.

Revers: Victori Aug.: Victoriae Augusti. — R. V.: Roma victrix und nicht Roma urbs. — C O N O B und nicht G O M O B, d. h. Constantinopolitanum obrizum, d. h. Gold von rein Constantinopler Währung. Numismatischer Werth Fr. 30.

M. Perron.

* Charade.

S'ist eine Königin, in deren Krone
Strahlt's Erste mit gar vielen lieblich klar;
In ihrem finstern Reiche droht Gefahr,
Doch Tausenden fließt Ruh' von ihrem Throne.

Das zweite Paar sieht du in jeder Zone;
Im Reich der Königin glänzt's wunderbar;
Im Kampf der Welt nur Treu und Glauben wahr'
So wird's im schönsten Glanz dir einst zum Lohne.

Das Ganze strahlt als heil'ge Schrift so prächtig,
Sie predigt Allen majestätisch, mächtig,
Und zieht das edle Herz empor andächtig.

Sie predigt von der Allmacht ohne Schranken,
Sie spiegelt ew'ger Weisheit Lichtgedanken,
Sie bildet ab die Treue ohne Wanken.

— h — r.

Auflösung des Räthsels in № 102:

Schein.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 104. Speyer, Donnerstag 13. December 1860.

Gäste im rothen Löwen.

Ein englisches Stückchen.

Es mag wohl schon zehn Jahre her sein, seitdem ich und der rothe Löwe uns trennten; der rothe Löwe war seiner Zeit das beste Wirthshaus in Tunstone, aber die Eisenbahn machte den Postkutschen den Garaus, und dies machte wieder dem Geschäft des rothen Löwen den Garaus, und ich war daher froh, fortzukommen, so lange ich noch etwas zu meinem Fortkommen hatte.

Meine Frau — Gott tröste sie — werde ich in dieser Welt nimmer sehen. Sie war sehr lahm und konnte ohne Hilfe sich gar nicht viel rühren; daher saß sie meistentheils in dem traulen Kämmerchen hinter der Schenke, das ich so niedlich eingerichtet hatte, als es mit Geld immerhin möglich war. An der Stubendecke hing ein zierlicher Vogelbauer und in einer warmen Ecke neben dem Kaminfeuer lag ein Fußkissen, welches das ausschließliche Eigenthum ihres Kätzchens war. Gegenüber dem Platze, wo meine Frau saß, befand sich in der Wand ein kleiner Gläserschrank, dessen Thüre gewöhnlich halb geöffnet war, so daß sie, wenn sie von ihrer Strickerei oder Nähterei aufsah, in den Fächern das prächtige, alte Porzellan betrachten konnte, welches ihr ihre Großmutter als Hochzeitsgeschenk gespendet hatte. Darüber befand sich die silberne Theekanne und der vergoldete Suppentopf und andere Dinge, vor Allem aber der große Punschnapf, der nur bei feierlichen Gelegenheiten benützt wurde, welche Gegenstände sämmtlich ihr stets großes Vergnügen verschafften. Ihr Zimmer war von der Schenke durch eine Glasthüre getrennt, welche sie nach Belieben öffnen und schließen konnte, so daß sie, wenn ein Freund oder Bekannter einsprach, mit ihm plaudern konnte, wenn sie Lust hatte; und obschon sie so Tag für Tag und Monat für Monat still dasaß, bin ich doch der Meinung, daß sie mehr von den Leuten in Tunstone und ihren Angelegenheiten wußte, als irgend eine Person in der Stadt, meinen Oberkellner Jim Topping vielleicht ausgenommen. Das war ein gar bescheidener Bursche, in mittleren Jahren, braungelb, spindeldürr, mit eingebogenen Schultern und einäugig; aber das eine Auge war scharf wie ein Bohrer und besser als die zwei Augen der meisten Leute. Armer Teufel! er ist todt seit sieben Jahren und liegt auf dem Kirchhofe zu Tunstone, und die schönsten Gänseblümchen, die für Geld und gute Worte feil sind, wachsen auf seinem Grabe. Diese Blumen hatte er stets so gerne gehabt und daher pflanzte ich welche über ihm, seinem Andenken zu Ehren.

Es war an einem December-Nachmittag in jenem Winter voll langer starrer Kälte, als ich Jim zu meiner Frau sagen hörte:

„Ich habe sie auf Nummer Neun einlogirt und wahrhaftig, sie scheinen mir sehr nette Leute zu sein. Cotteletes und ein Huhn zum Mittagessen, Madame."

„Woher kommen sie, Jim?" fragte ich.

„Vom Bahnhof," sagte Jim, „mehr als das kann ich nicht sagen. Der Name am Gepäck lautet Oldwink."

Ich brauchte nicht lange, bis ich hinaufging, um meine Aufwartung zu machen. Als ich in das Zimmer trat, sah ich den fremden Herrn, der seine Hände hinter den Rockschößen hielt und durch seine Brille sehr aufmerksam einen Kupferstich betrachtete, welcher über dem Kamin hing.

„Nach Gainsborough, he?" sagte er. „Großer Maler, der Gainsborough. Das ist in seinem besten Style. Hintergrund gut

Digitized by Google

ausgefüllt; Seitenlicht sehr künstlich eingeführt; die pyramidale Gruppirung genau beobachtet. Sehr verdienstlich, meine Liebe. Ein wundervolles Gemälde. Das Original befindet sich in der Gallerie meines Freundes, des Lords Papyrus. Ah, sind Sie der Wirth?"

Der Sprecher war ein stattlicher, gutgebauter Gentleman in mittleren Jahren. Backen und Kinn waren hübsch rund; er hatte eine sehr gesunde Gesichtsfarbe; auch seine Stimme war kräftig, reich und voll, sie klang, als hätte er stets eine verzuckerte Mandel im Munde. Er hatte nicht sehr viel Haare, aber was er davon besaß, war wohl gebürstet und gekräuselt und möglichst zur Schau gestellt. Eine große, altmodische Busennadel befestigte seine weiße Cravatte und seine Füße steckten in Schuhen und Gamaschen. Er hatte ein wohlgenährtes, behäbiges Aussehen, wie es ein Wirth gerne sieht; auf den ersten Blick hielt ich ihn für einen Doctor, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, oder für einen Geistlichen, der eine Ferienreise macht, oder für einen Gentleman, der von seinen Renten lebt. Die Dame war bedeutend jünger, als ihr Gemahl. Sie hatte ziemlich scharfe Züge und war harthörig. Ich glaube, daß auch sie sich etwas auf Malerei verstand; aber viele Damen thun das und man denkt deßwegen nicht schlechter von ihnen.

„Wir gedenken einige Tage bei Ihnen zuzubringen, Jobson, wenn wir gut verpflegt werden. Wir werden in der That über den Sonntag hier bleiben. Wir sind kürzlich weit gereist und Frau Oldwink bedarf etwas Rast und Ruhe. Bedarfst du etwas Rast und Ruhe, meine Liebe?" sagte er, indem er seine Stimme erhob und sich gegen die Dame wendete.

„O ja, freilich, Rast und Ruhe," erwiederte sie mit einem Kopfnicken und begann wieder ihre Häkelarbeit, als gälte es das liebe Leben.

„Ihre Gesundheit ist nicht so, wie sie sein sollte," bemerkte Herr Oldwink mit einem leisen, ausdrucksvollen Tone. „Aber wir müssen täglich ein oder zwei Stunden mit Ihnen spazieren fahren, Jobson, und versuchen, ob die Wirkung der reinen Landluft ihr nicht wohlthun wird. Ich hoffe, Ihr Sherry wird die Probe aushalten."

Ich ging die Treppen hinab, völlig eingenommen von der Leutseligkeit des Herrn Oldwink, und holte eine Flasche aus meinem eigenen Kellerschrank, der nur bei besonderen Anlässen geöffnet wurde. Nach Tisch trank Herr Oldwink seinen Wein und las seine Zeitung, und wir hörten Nichts mehr von ihm oder seiner Gemahlin bis zum nächsten Morgen.

Am selben Abend sprach ein anderer Reisender im rothen Löwen ein, ging stracks in das Gastzimmer und bestellte Thee und ein Bett. Wir hielten ihn für einen Geschäftsreisenden, aber er hatte kein Gepäck bei sich, außer einem sehr kleinen Reisesack.

Er trat ein, bestellte seinen Thee und fragte, was für Gesellschaft im Hause sei; dann sagte er, daß er schreckliche Zahnschmerzen habe, band sich ein rothes Seidentuch um den Kopf, setzte sich in eine warme Ecke und rührte sich nicht, bis er zu Bette ging.

Am nächsten Morgen kam ein Brief mit der Adresse an Herrn Purkiß, den er in Empfang nahm; sein Name war also Purkiß. Das wußten wir jetzt. Das war aber auch Alles, was wir von ihm erfuhren. Sein Aussehen war weder gentlemännisch noch schäbig, es schwankte so zwischen beiden. Er trug einen braunen Anzug und war im Ganzen ein ruhiger, alltäglicher Bursche. Er klagte fortwährend über Zahnschmerzen und behielt fortwährend das rothe Taschentuch um sein Gesicht; er sagte, er wolle sich nicht viel rühren und zusehen, ob etwas Schonung zur Hebung seiner Schmerzen helfen würde.

Als ich eine halbe Stunde später mit Herrn und Frau Oldwink aufbrach, um in der Stadt herumzufahren, bemerkte ich, wie Herr Purkiß mit seinem verbundenen Kopfe auf und nieder ging, und die Hand an seine Wangen drückte. Er erheiterte sich für einen Augenblick, als wir vorübergingen, und kam an's Fenster, um unserer Abfahrt zuzusehen.

Ich führte Herrn und Frau Oldwink durch und um Tunstone herum und zeigte ihnen alle merkwürdigen Plätze, die mir

Digitized by Google

nur beiſtelen. Herr Oldwink ſchien ein ſehr unterrichteter Gentleman zu ſein und machte gelehrte Bemerkungen zu Allem, was wir beſahen. Frau Oldwink wußte nicht viel zu ſagen, aber ſie ſchien von dem Ausflug ſo befriedigt zu ſein, daß Herr Oldwink noch einen für den nächſten Tag veranſtaltete.

Bei unſerer Heimkehr war ich unendlich erſtaunt, als ich ſah, daß Herr Purkiß recht gemüthlich bei meiner Frau in der Kammer ſaß. Dies war eine Gunſt, die ſie nur ſelten ihren alten Freunden gewährte, und ich wußte daher nicht, was ich denken ſollte, als ich den Fremden jetzt ſchon dort ſitzen ſah. Ich glaube, daß er das gute Herz meiner Frau durch die Nachricht von ſeinen Zahnſchmerzen gewonnen hatte; und da er alle Mittel gebrauchte, die ſie empfahl, ſo wußte die Gute kaum, wie ſie ihn genug preiſen ſollte, und ſagte, daß er der prächtigſte Gentleman ſei, den ſie ſeit lange geſehen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Adventbilder, Weihnachtsgeſchichten und Wintermärchen.

Von

Auguſt Becker.

IV.

Der Pelznickel.

Draußen fiel der Schnee in hellen Flocken auf die hartgefrorenen Gaſſen, — es war in der Dämmerung, — das Feuer kniſterte in dem Ofen der kleinen Stube, die Heimchen zirpten in der behaglichen Wärme laut und eintönig fort und es hätte können ſo recht gemüthlich werden, da wir Kinder dort herumſaßen und uns nach langem Spiel im Freien die Füße wärmten, wenn nicht der alte Kunz gar ſo traurig und düſter dageſeſſen wäre und auf die halberhabenen Figuren des eiſernen Ofens geſchaut hätte. Neben ihm ſaß ſeine Tochter, eine junge Wittwe und Mutter des Buben, der mit uns draußen auf der Eisbahn war. Sie ſchaute in ſtiller Bekümmerniß von ihrem Spinnrade auf nach dem Antlitz ihres Vaters, unterdrückte einen Seufzer, der ihr dann aufſtieg oder zerdrückte heimlich eine Thräne, die über ihre Wangen rollte. Der alte Mann bemerkte das nicht, wohl aber ſein Enkel, und der Knabe wurde auch ganz traurig, ſo daß wir fremde Kinder eben auch nicht wußten, was wir ſagen ſollten, da wir alle, die in's Haus gehörten, ſo ſtill und düſter herumſitzen ſahen.

Der kleine Peter, der Enkel des alten Kunz, ſollte mit anderen ſeiner Schulkameraden in der Neujahrsnacht vor den Häuſern ſingen, wie das ſo in meiner Heimath gebräuchlich iſt und die Buben, welche bei ſeiner „Partie“ waren, kamen eben darum heute herüber in das Haus des alten Kunz, um ſich einſtweilen einzuüben. Denn früher an allen vorjährigen Adventabenden, da verſammelte der alte Kunz immer ſelbſt die kleinen Buben des Dorfes bei ſich in dieſem Zimmer, um ihnen die alten Advent-, Weihnachts- und Neujahrslieder zu lehren, welche ſie in der Neujahrsnacht ſingen ſollten. Er wußte unter allen Leuten im Dorfe die meiſten und jedes Jahr ein neues; er kannte all die ſchönen, alten Kirchengeſänge, welche ſich in den neuen Geſangbüchern nicht mehr finden. Aber heute ſchien er ſich gar nicht um die Kleinen zu kümmern und Niemand wollte das erſte Wort auf die Lieder bringen, da man den alten Kunz ſo traurig und verdüſtert ſah; denn hie und da ſtieg ein recht ſchwerer Seufzer aus ſeinem Herzen auf, ja manchmal begleitete die Seufzer auch ein leiſe hingemurmelter, derber Fluch. —

Endlich ward ich, der ich bei Weitem der Kleinſte und Jüngſte im Kreiſe war, des langen Schweigens müde und da ich mich nicht getraute vom Singen zu reden, als ich den alten Kunz und die Seinigen ſo traurig ſah, ſagte ich:

„Wird wohl heute Nacht das Chriſtkindel und der Pelznickel umgehen?“

„Gewiß!“ ſagte einer der Buben, welcher bereits in die Geheimniſſe dieſes Gebrauchs eingeweiht war. „Der Pelznickel und 's Chriſtkindel kommen heute Nacht!“ Dann wandte er ſich an den Peter, der noch immer, gleich ſeiner Mutter, traurig da ſaß, und flüſterte dem ins Ohr: „Nun,

Digitized by Google

Du machst also den Pelzuickel? Willems Liesel ist heute Nacht das Christkindel!"

Der Peter zuckte mit den Achseln, indem er nach seinem Großvater schaute, was so viel heißen sollte, als: „Ich weiß nicht. Wenn's der Großvater leidet, dann recht gern!"

„Sieh', den Pelzrock, den Dein Großvater von Bürgermeisters bekommen hat, kannst Du dabei recht gut brauchen!" flüsterte der andere wieder, daß ich es nicht hören sollte, weil man mir den Glauben an die wirkliche Erscheinung des Pelznickels nicht nehmen wollte.

Bei der Erwähnung des Pelzrocks wurde der kleine Peter ganz unruhig, winkte dem Redenden zu, er möge doch schweigen und schaute dabei wieder nach seinem Großvater. Der Bube verstand ihn aber nicht, sah sich im Zimmer um nach dem Nagel an der Thüre und sagte dann lauter als vorher:

„Nun, der alte Pelzrock hängt ja nicht mehr da! Wo habt Ihr ihn denn hingebracht?"

Der kleine Peter und seine Mutter sahen ganz bestürzt drein und in größter Besorgniß nach dem Großvater, den es augenscheinlich bei der Erwähnung des Pelzrocks schmerzhaft durchzuckte. Der Schimmer des Ofenfeuers, das durch eine breite Ritze des Ofens auf das Antlitz des Alten fiel, zeigte ein herbes Leid, das darauf wohnte. Unruhig warf sich der Alte in dem selbstgeflochtenen Strohstuhle herum, bis er plötzlich mit einem kurzen Kernfluche aufstand und zur Thüre hinschritt, hinter welcher er verschwand. —

Der alte Kunz war nämlich schon seit langen Jahren im Hause des Bürgermeisters im Orte als „Brenner" angestellt. (Brenner heißen die Leute, welche für Andere Küferdienste insofern verrichten, daß sie stets an den Oefen der Brennstuben, in welchen aus Kartoffeln, Zwetschgen, Kirschen und Weintrabern verschiedene Branntweinsorten gebrannt werden, beschäftigt sind.) Da ward er denn immer treu befunden und war stets nur auf den Vortheil seines Dienstherrn bedacht, so daß er jeden Kreuzer für ihn gerne zum Dukaten gemacht haben würde, wenn er nur gekonnt hätte. Nun hatte vor etwa acht Tagen der Herr Bürgermeister dem alten treuen Kunz einen schon etwas abgetragenen, mit Pelz verbrämten Ueberrock geschenkt, den derselbe jetzt, wo bereits der erste Schnee gefallen war und der Winter kalt zu werden schien, sehr gut brauchen konnte, da der alte Kunz öfters Gänge über Feld zu machen hatte, um Kartoffeln und Obstsorten einzukaufen und sein leinener Rock, ein sogenannter „Zwillichmutzen", wenig Schutz gegen die Kälte gewähren mochte. Er hatte das werthe Geschenk dort an jenen Thürnagel gehängt und sich schon darauf gefreut, den Pelzrock auf die Weihnachtsfeiertage in die Kirche anziehen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die flache, gewissenlose Art, politische Stimmungen auf der Bühne auszubeuten, welche in neuerer Zeit bei einigen schreibseligen Versmachern in Mode gekommen, wird in folgendem Epigramm charakterisirt:

Die modernen patriotischen Tragiker.

Ihr glaubt, ihr schleudert Donnerkeile
Den Fremden zu? Wie seid Ihr dumm!
Ihr bringt mit eurer langen Weile
Zunächst die eig'nen Landsleut' um.

Zweifylbige Charade.

Zum Messen mag die Erste dienen,
Auf Messen wird sie nie gehört,
Ist sie auf Straßen dir erschienen,
Hat sie gewiß auch Geld begehrt.
Die Zweite leidet keine Schranken;
Das Ganze, — ja, das sind — Gedanken.

Auflösung der Charade in № 103:

Sternhimmel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Samstag 15. December 1860.

Gäste im rothen Löwen.

(Fortsetzung)

Ich führte Herrn und Frau Oldwink jeden Vormittag spazieren. Wir besuchten jeden interessanten Platz in der Runde und Herr Oldwink ließ sich Alles erzählen, was ich wußte; zu allem, was ich sagte, fügte Herr Oldwink seine eigenen, moralischen Bemerkungen bei, so daß ich mehr als je überzeugt war, daß er ein auf einer Ferienreise befindlicher Geistlicher sei. Als ich aber einmal einen derartigen Wink fallen ließ (denn ich gestehe, daß ich sehr neugierig bin), lächelte er und sagte, daß ich nicht leicht hätte falscher rathen können.

Herr Purkiß wurde jeden Tag für mich ein größeres Räthsel. Weder ich noch Jim wußten etwas, wie wir mit ihm daran waren, und wenn Jim einmal nicht mehr wußte, was er aus einem Manne machen sollte, so hielt sein Bohrer-Auge doppelt Wacht. Freilich steckten wir die Köpfe zusammen, aber je mehr wir nachdachten, desto mehr tappten wir in's Finstere. Herr Purkiß schien allerdings ein ruhiger, gutmüthiger und artiger Mann. ich hütete mich daher, vorschnell eine schlechte Meinung von ihm zu fassen, denn ich habe stets gefunden, daß man, je weniger man Leute kennt, in der Regel desto härter über sie urtheilt. Wenn ihn ein Geschäft nach Tunstone gebracht hatte, so hatte er keine Eile dabei, denn er ging selten und nie länger als ein halbes Stündchen aus, — was zwar an und für sich einigermaßen verdächtig war, — aber gewöhnlich ging er im Hause hin und her, von einem Zimmer in das andere, wie Leute mit Zahnschmerzen zu thun pflegen; und Jim fand es sehr schwer, ihm nachzuspüren, ohne es merken zu lassen.

Der Christabend war gekommen und alle unsere Gäste waren abgereist, mit Ausnahme von Herrn und Frau Oldwink und Herrn Purkiß, welche mir erklärten, daß sie über den Weihnachtstag bei mir bleiben wollten. Nun, so lange ich Wirth war, pflegte ich, wenn am Christtage Gäste im Hause waren, sie an meinen eigenen Tisch zu laden, und ich glaube nicht, daß je einer sagen konnte, ich hätte zu solchen Zeiten eine magere Mahlzeit oder schlechten Wein aufgetischt. Ich folgte auch diesmal meiner Gewohnheit und freute mich, als meine Einladung nicht abgelehnt wurde. Auch mein alter Freund Kratzer, der ein prächtiger Vierter bei einem Robber ist, versäumte nicht zu kommen, und so saßen wir so gemüthlich an der Weihnachtstafel beisammen, als man sich nur immer wünschen konnte. Wie strahlend und einnehmend sah Herr Oldwink aus, als er mir so zur Linken saß und das Tischgebet für die reichlichen Gaben von Gänsebraten und Zwiebelsauce sprach.

Als der Tisch abgeräumt war, bemerkte ich, wie Kratzer kaum erwarten konnte, bis die Karten kamen; ich nahm mir daher die Freiheit, Herrn Oldwink zu fragen, ob er nicht einen anständigen Robber mitmachen wolle.

„In der That, meine Freunde," bemerkte er, „es geschieht nur selten, daß ich eine Karte berühre; denn ich bin in allen Spielen ein Neuling, aber bei einer solchen Gelegenheit würde es mir leid thun, die Freude des Festes zu stören. Aber erwarten Sie nicht viel von mir. Wenn es gefällig ist, werden wir ganz niedrig spielen, nur so hoch, um dem Spiel Interesse zu geben; vielleicht eine halbe Krone den Fisch — ich kann mit gutem Gewissen nicht höher setzen."

Digitized by Google

Kratzer und ich rissen die Augen weit auf; wir hatten den Fisch nie höher als einen Penny gespielt, aber wir sagten natürlich nichts, und so galt es eine halbe Krone. Als ich Herrn Purkiß fragte, antwortete er auf seine ruhige Weise, daß er sich ganz nach der Gesellschaft richten wolle. Als wir die Karten abhoben, traf es sich, daß Kratzer und Herr Oldwink gegen Herrn Purkiß und mich spielten.

Herr Oldwink wartete mir mit einer Prise auf, während Kratzer Karten gab.

„Das ist eine merkwürdige Dose, Jobson," sagte er zu mir, als er sah, daß ich sie bewunderte. „Sie wurde mir von dem Kaiser von Rußland in Anerkennung eines geheimen Dienstes verehrt, den ich Sr. Majestät während meiner Reise in seinen Staaten leisten konnte. Er schickte mir diese Dose und ein eigenhändiges Dankschreiben. Carreau ist Ateont, der Bube liegt auf."

Herr Purkiß streckte seine Hand nach der Dose aus, aber Herr Oldwink nahm sie zu sich und steckte sie in die Tasche; wahrscheinlich wollte er sie nicht gerne in den Händen von Fremden sehen.

Das Glück Kratzers und seines „Fremdes" war erstaunlich, sie gewannen Robber um Robber, hauptsächlich in Folge der prächtigen Karten des Herrn Oldwink. Ich konnte es nicht begreifen, aber so oft dieser Herr gab, schlug er unfehlbar eine Figur auf und hatte gewiß noch ein paar Figuren von derselben Farbe, nebst einer langen Reihe von Folgekarten. Ich glaube nicht, daß ich ein übellauniger Bursche bin, aber ich fing wirklich an, mich zu ärgern, als ich auf solche Weise eine halbe Krone um die andere verlor; nur Herr Purkiß, der natürlich so viel als ich verspielte, blieb so ruhig und gelassen, daß ich mich schämte, meine üble Laune zu zeigen.

Als der vierte Robber beendet war, stand Herr Purkiß auf, drehte seinen Stuhl dreimal herum und setzte sich wieder nieder. Kratzer strich sein Kinn und war augenscheinlich in Verlegenheit. Herr Purkiß ächelte:

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß ich als Knabe meine Großmutter sagen hörte, es sei beim Unglück im Spiel gut, seinen Stuhl dreimal umzudrehen, ich denke daher, es wird nicht schaden, das alte Weibermittel einmal zu versuchen."

Man wird es kaum glauben, aber es ist Thatsache, daß mein Partner, nachdem er seinen Stuhl umgedreht hatte, so oft er gab, eine Figur aufschlug und noch zwei in der Hand hatte, so daß die folgenden zwei Robber von uns gewonnen wurden. Hierauf stand Herr Oldwink, wie es schien, etwas heftig auf und sagte, daß er des Spielens schon müde sei, während Herr Purkiß in einem Winkel herzlich für sich hin lachte. Ich öffnete daher ein frisches Cigarrenkistchen und die Karten wurden weggelegt.

Als ich am nächsten Morgen aus meinem Zimmer herabkam, winkte mir Herr Oldwink zu sich hinein und schloß hinter uns zu.

„Wer ist dieser Herr Purkiß, der gestern Abends mit uns spielte?" fragte er.

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als Sie, Herr. Er sitzt immer im Gastzimmer, ist vier Tage hier, und ich weiß nicht, wie lange er bleiben wird."

„Die Wahrheit zu sagen, Jobson, mir gefällt dieser Mann gar nicht."

„Bin auch kein großer Verehrer von ihm, Herr Oldwink."

„Nun Jobson, ich will nicht sagen, daß er kein ehrlicher, kein achtbarer Mann sei; ich spreche nur in Ihrem Interesse, Jobson, — denn mich geht die Sache keinesfalls an, — wenn ich sage, behalten Sie Ihre Löffel im Auge. Ich hoffe, ich thue dem Manne nicht Unrecht, wenn ich behaupte, — und ich behaupte es mit gutem Gewissen, daß er die Miene eines echten Galgenstrickes hat."

Ich war Herrn Oldwink für seine Warnung sehr verbunden und bedankte mich schönstens. Ich ging dann zu Jim hinunter und berathschlagte mit ihm, was zu thun sei. Jim wußte keinen anderen Rath, als daß er Herrn Purkiß noch schärfer in's Auge fassen wolle. Er stimmte mit ihm überein, daß dies ein sehr verdächtiger Fall sei, und schlug zuletzt vor, die Meinung der Frau Jobson einzuholen. Wir gingen

Digitized by Google

daher beide zu meiner Frau und trugen ihr die Sache vor. Dieses Verfahren brachte uns wenig Lorbeeren. Sie nannte Jim und mich ein paar alte Esel, behauptete, Herr Burkitz wäre der netteste Gentleman, den sie je gesehen, Herr Oldwink aber nichts als ein Schwindler. Jim und ich zogen uns etwas verblüfft zurück und hielten in der Speisekammer nochmals Rath. Jim's Auge bohrte den Tag über mit doppelter Schärfe.

(Fortsetzung folgt.)

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

I.

Der Pelzrock.

(Fortsetzung.)

„Ich habe doch eine gute Herrschaft," hatte er dabei gesagt, „und Gott wolle sie mir so lange erhalten, bis dein Peter groß ist, liebe Tochter und dann für dich zu sorgen vermag." Denn seit dem Tode seines Tochtermannes lag ihm die Sorge für seine Tochter und deren Kind ganz allein auf. — Wenige Tage darauf kam aber der Großvater sehr bestürzt heim und sagte: „Meinem Herrn sind 30 Dukaten abhanden gekommen! Dies Geld muß gestohlen worden sein!" Noch an selben Abende kam der Sohn seines Dienstherrn hinauf in die Wohnung des alten Kunz und sagte, sein Vater glaube, daß das Geld in dem alten Pelzrock stecke, da er ihn noch kurz zuvor benützt habe. Richtig zog man auch zur größten Freude des alten Kunz eine Rolle von zwanzig Dukaten aus der tiefsten Tasche des Pelzrockes, — aber eine zweite, die beim Verlorengehen schon angebrochen war und etwa noch zwanzig Dukaten enthalten mußte, fehlte. Was war natürlicher, als daß der alte, treue Diener jetzt in starken Verdacht kam, ob er auch mit Thränen in den alten Augen seine Unschuld betheuerte. Aber man kannte seine ärmlichen Verhältnisse nur zu gut und wußte, daß es ihm recht hart ankam, seine Tochter und deren Kind in seinen alten Tagen ernähren zu müssen. Seine langjährige Treue kam nicht in Anschlag, oder doch nur insofern, daß man ihn wegen der verschwundenen zwanzig Dukaten nicht gerichtlich verfolgen wollte, sondern ihn einfach aus dem Dienste entließ. Der alte Mann war in Verzweiflung. Sein guter Name war dahin und mit ihm all' seine Freude am Leben. Wohl hatte er jenen Pelzrock seinem Herrn wieder zurückgetragen, der ihn sogleich einem armen Nachbar schenkte, — aber den Verdacht konnte er nicht von sich abwälzen, daß er die zehn verlorenen Dukaten zu sich gesteckt habe. Seitdem war der alte Kunz, der vorher noch ein gar rüstiger Mann war, sichtlich zusammengefallen, als wären in der kurzen Zeit zehn kummervolle Jahre über seinen Scheitel gezogen. Vor keinem Menschen ließ er sich mehr sehen. Der Gram und Harm zehrte mächtig an ihm und oft genug sagte er: „Der Pelzrock ist ein Nagel zu meiner Todtenlade!" — Nicht einmal die Bibel (die Geschichte spielt in einer protestantischen Gegend) gab ihm mehr Trost, — und wenn er sie von dem Gestelle herunternahm, die messingenen Schnallen öffnete und das gewaltige alte Buch auf den Tisch legte, um sich wie früher in deren heilige Lehren hineinzulesen, — wenn er das Buch Hiob aufschlug und dessen zweifelmüthige Trostreden gegen Gott las, da meinte er selbst an der Gerechtigkeit des Herrn zweifeln zu müssen und hörte nicht die Trostgründe seiner armen Tochter.

Er war also heute Abend hinausgegangen, um nicht vor den unschuldigen Kindern in verzweiflungsvolle, sündhafte Klagen ausbrechen zu müssen. Der kleine Peter saß still schluchzend neben seiner Mutter, deren Thränen auf das Haupt ihres Kindes herunterträufelten. Es war eine peinliche Stille im Zimmer, die nur das heimliche Gezirpe der Hausgrillen, das traurige Ticktack der hölzernen Wanduhr und das Knurren des Katers hinter'm Ofen unterbrach. Wir fremden Kinder wagten ordentlich nicht zu athmen in der Dunkelheit und drückenden Stille des Zimmers, obgleich

wir die Sachlage durchaus nicht deutlich genug zu durchschauen vermochten. — Jetzt trat der alte Kunz wieder ein, — er schien ruhiger, oder besser gesagt, ein verzweiflungsvoller Trotz hatte sich über seine Stirne gelegt. Er ging auf seine Tochter zu, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte mit düsterer Stimme:

„Es ist alles aus, liebes Kind! Ich kann dich nicht mehr ernähren, — wer wird dem ehrlosen, spitzbübischen alten Kunz noch einen Dienst anvertrauen, selbst wenn er auf den Knieen darum bitten wollte!"

Die junge Frau und ihr Söhnchen sahen in wahrer Seelenangst zu dem Großvater bei dessen Reden empor. Deutlich lag die Frage in ihren Augen, ob er denn in der That schuldig sei. In düsterer Ruhe fuhr der Alte fort:

„Mit mir geht's bald zu Ende! Dann schicke dein Peterle betteln, hörst du, schicke es betteln, laß es faullenzen oder arbeiten, zum ehrlichen Kerl oder zum Diebe werden, — 's ist Alles Eins in dieser Welt. Alles Eins!"

„O lieber Gott, Vater, mein lieber Vater, was redet Ihr?" jammerte die junge Frau, da sie nicht länger mehr an sich halten konnte.

„Nein, Großvater, ich werde kein Dieb, ich gehe nicht betteln!" rief der kleine Peter. „Ich will brav werden und arbeiten wie Ihr, Großvater!"

Dem Alten traten jetzt doch die Thränen in die Augen. Er sah seine Tochter an und fragte dann, indem er sich zu ihr herrabbeugte:

„Und was glaubst denn Du, Amychen, was glaubst denn Du von mir? Glaubst Du, daß ich die zehn Dukaten habe, so wie es die Leute alle glauben?"

„Nein!" rief jetzt die junge Mutter und faßte unwillkürlich nach der offen auf dem Tische liegenden Bibel. „Nein! So wahr Gott allmächtig und allwissend ist, so wahr ist mein Vater auch ehrlich!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Goldproduktion. Nach dem „Journ. des min. 1860. No. 14" wurden in den Jahren 1848—1859 aus Californien für 2,660,000,000 Francs, aus Australien für 2,332,000,000, zusammen nahe für 5000 Millionen Francs Gold exportirt. Da dies etwa 70—75 Procent der wirklichen Production sind, so beträgt die ganze Production wenigstens 6½ Tausend Millionen Francs. Sibirien liefert jährlich für 90—100 Millionen Francs Gold.

Räthsellied.

S' ist eine Perl' — geheimnißvoll
Kommt's aus verborgnem Grund herauf:
Ob tausendfach sie daraus quoll,
Ihr Reichthum hört doch nimmer auf.

Sie ist der Liebe schönster Schmuck
Im Glanz des hellsten Freudenkleids,
Und auch — geht sie gebeugt vom Druck
Des tiefsten — ach! des Trennungsleids!

Es hat sich ihrer nicht geschämt
Die Liebe, welcher keine gleicht,
Da sie im Herzen sich gegrämt,
Daß man statt Lieb' ihr Hohn gereicht.

S' ist Balsam auf der Wunde Qual,
Ergriffen von geheimem Brand,
Geschlagen nicht mit scharfem Stahl,
Der nichts nützt Pflaster und Verband.

S' ist eine Sprache, die nicht tönt
Und doch das Felsenherz durchdringt
Und auch das trotzigste versöhnt,
Der, was der Rede nicht, gelingt.

Es ist ein Tropfen, rein und hell,
Der Unnennbares in sich schließt:
S' ist selbst ein Räthsel, dessen Quell
Von Gott nur zu Ihm niederfließt.

Ch. B.

Auflösung der Charade in № 104:
Zollfrei.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. Speyer, Dienstag 18. December 1860.

Gäste im rothen Löwen.

(Fortsetzung.)

Es war für Alle ein großer Trost, als Herr Purkiß am nächsten Morgen seine Rechnung verlangte und seinen Reisesack nach dem Bahnhof schickte. Er nahm von meiner Frau sehr höflich Abschied und sagte, er hoffe bald das Vergnügen zu haben, sie wieder zu sehen.

Als ich Herrn Oldwink sagte, daß Herr Purkiß fort sei, beglückwünschte er mich mit einem holden Lächeln und strich sich wohlgefällig mit den Fingern durch die Haare. „Es war Ihr Interesse, das ich am Herzen hatte, Jobson, als ich Sie warnte; aber wenn ich mich auf Physiognomien verstehe, so wird dieser Mann entweder geheukt oder transportirt. Und nun, mein guter Freund, in zehn Minuten werde ich und Frau Oldwink für unsere gewöhnliche Spazierfahrt bereit sein."

Am zweiten Morgen ließ mich Herr Oldwink wieder zu sich rufen.

„Jobson," sagte er, „sind Sie so gut und schicken Sie mir in einer halben Stunde meine Rechnung. Frau Oldwink und ich werden mit dem 11¾-Uhr-Zug abreisen; aber vorher wollen wir noch einen kleinen Gang durch die Stadt machen und uns einige kleine Andenken an unseren Aufenthalt in Tunstone kaufen. Frau Oldwink wünscht, daß ich Ihnen ihre Befriedigung mit Ihrer Aufmerksamkeit und Bedienung ausdrücke. Was mich betrifft, erlauben Sie mir, ein gleiches Gefühl auszusprechen und hinzuzufügen, daß ich nicht ermangeln werde, den rothen Löwen meinem Freunde, dem Lord Rufus Bloomsbury, anzuempfehlen, welcher im nächsten Mai auf einen mehrwöchentlichen Fischfang hierher zu kommen gedenkt. Also in einer halben Stunde, wenn es Ihnen gefällig ist."

Herr und Frau Oldwink gingen aus und kamen nach einer halben Stunde mit zwei oder drei kleinen Päckchen zurück. Die Rechnung wurde durchgesehen und ohne Einwendung bezahlt. Herrn Oldwink's Gepäck stand zur Beförderung nach dem Bahnhofe bereit.

„Jobson," sagte dieser Herr plötzlich, als wäre ihm der Gedanke eben gekommen, „es wäre gar nicht übel, wenn Sie Ihr Gig anspannen und Frau Oldwink und mich bis Deepwood, der nächsten Station auf der Londoner Linie, fahren würden. Es ist eben nur ein Vorschlag von meiner Frau, aber, wie ich denke, kein schlechter. Wenn wir schnell fahren, kämen wir gerade zum 11¾-Uhr-Zug recht. Würde Ihre Mähre dies leisten können?"

„Nun, dafür stehe ich, Herr," erwiederte ich. „Das Gig soll in drei Minuten bereit sein."

So war es — und wir stiegen alle Drei ein. Das Gepäck war nicht schwer und wurde unter den Sitz geschoben, und fort ging es in sausendem Galopp. Unsere Fahrt war sehr angenehm, aber von kurzer Dauer, denn Deepwood war nur fünf Meilen entfernt. Herr Oldwink erhob meine Stute bis in den Himmel und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, als ich ihm alle ihre guten Eigenschaften erzählte und ihm erklärte, was man Alles aus ihr machen könne, wenn man sie verstehe. Wir fuhren eben in Deepwood ein, als ich bemerkte, wie Herr Oldwink in allen seinen Taschen herumsuchte. Einen Augenblick später wendete er sich gegen mich und sah sehr ernst und erschreckt aus.

Digitized by Google

„Jobson," sagte er, „ich sehe, daß ich meine Börse und ein Packet äußerst wichtiger Schriften im Sitzzimmer des rothen Löwen vergessen habe. Was ist zu thun?"

„Weiß wirklich nicht, Herr, außer wir fahren wieder zurück," sagte ich, und ließ mein Pferd im Schritte gehen. „Oder wollen Sie weiter fahren und soll ich Ihnen die Sachen mittelst Post an Ihre Adresse schicken?"

„Mir liegt nicht viel an der Börse, aber die Documente sind für mich von größter Wichtigkeit. Lassen Sie uns über den besten Plan nachdenken."

Er legte den Finger an seine Lippen und sann einige Augenblicke nach. „Ich hab's!" rief er, indem er sich aufheiterte. „Ein Zug nach Tunstone fährt in fünf Minuten durch. Jobson, wollen Sie zurückfahren und Börse und Papiere holen? Wir müssen schon den 11¾-Uhr-Zug ohne uns abgehen lassen; aber um 12½ Uhr kommt ein anderer Zug von Tunstone, der hier anhält, — da hätten Sie gerade Zeit, die Sachen zu holen und wieder zurückzukommen. Wir werden auf dem Bahnhof auf Sie warten und Sie für Ihre Mühe entschädigen, dann können Sie mit dem Gig wieder heimfahren. Wollen Sie mir diese große Gefälligkeit erweisen?"

Eine solche Bitte konnte man unmöglich abweisen. Schon sah man den Zug heranbrausen. Ich sprang aus dem Gig, lief in den Bahnhof und löste mein Billet; und als ich beim Abfahren des Zuges zum Wagenfenster hinaussah, bemerkte ich, wie Herr Oldwink am Thore des Gasthauses am Bahnhof vorfuhr und sich zum Absteigen anschickte.

Als ich in Tunstone abstieg, wen fand ich auf dem Perron des Bahnhofes? Herrn Purkiß. Er nickte mit dem Kopfe und winkte mir; aber da ich keine Zeit zu verlieren hatte, that ich, als bemerkte ich ihn nicht, und verlor mich unter die Menge; als ich aber zu meiner Thüre kam, stand er schon dort.

(Fortsetzung folgt.)

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

IV.

Der Pelznickel.

(Fortsetzung.)

Ein dankbarer Blick, ein freudiges Aufleuchten auf der Stirne des Alten war die Antwort.

„Ja," fügte der Enkel hinzu, „Gott muß das wissen, er weiß ja Alles, wie der Herr Schulmeister uns gelehrt hat. Er kann auch Alles wieder gut machen. Seht, Großvater, darum ist ja der Herr Jesus in der Christnacht zur Welt gekommen, daß er die Betrübten tröste und Allen Frieden bringe. Wartet nur bis Weihnachten!"

Der Großvater seufzte: „Ja, möchte doch Gott ein Wunder thun und uns zu Weihnachten wieder das Vertrauen der Leute und den ehrlichen Namen geben! Das wären die süßesten und schönsten Christbescheerungen. Wie wollte ich da in der Kirche wieder einmal das „Ehre sei Gott in der Höhe!" singen, daß es alle Register der Orgel übertönte! — Aber, Gott, was soll der sich um so einen alten armen Mann kümmern!" Damit ließ der Greis den etwas erhobenen Kopf sinken und starrte wieder regungslos nach den Figuren auf der Ofenplatte. Es war die Hochzeit von Cana, und dort stand der Herr Jesus mitten in dem Gewirre der Hochzeit und ließ die Krüge füllen, indem er das Wasser zu Wein machte. Dem alten Kunz war es zu Muthe, als winke ihm die Gestalt des Erlösers Trost und Vertrauen zu. Er ward milder gestimmt, ja, als das Schweigen im Zimmer fortdauerte und die Kinder schweigend herumsaßen, fragte er mit einem Male.

„Warum ist denn Alles so stille? Singt enere Neujahrslieder, ihr Buben, stört euch nicht an mir!" Und zur nämlichen Zeit, wo ich von meiner Schwester nach Hause gerufen wurde und an der Hand derselben die Gasse hinunter durch die Schneeflocken ging, hatten die zurückbleibenden Buben auch

Digitized by Google

eines der Lieder angestimmt, die gewöhnlich in der Neujahrsnacht gesungen werden. Leise die alte wehmüthig ernste Melodie mitsummend, mischte auch die Mutter ihre Stimme in den Gesang der Kinder, und ich hörte noch lange aus dem Hause nachhallen den alten Choral:

„Ach Gott, erhöre mein Seufzen, mein Wehklagen!
Laß mich in meiner Noth nicht ganz verzagen!
Sieh meinen Schmerz! du kennst mein Herz.
Hast du mir's auferlegt, so hilf mir's tragen!

Ohn' deinen Willen kann mir nichts begegnen,
Du kannst verfluchen und auch wieder segnen.
Bin ich dein Kind, und hab's verdient, —
Gib wieder Sonnenschein nach vielem Regnen.

Pflanz' nun Geduld durch deinen Geist in's Herze
Und gib! daß ich mein Heil nicht selbst verscherze!
Zu rechter Zeit wend' ab mein Leid!
Durch Mark und Bein dringt mir der große Schmerze.

Ich weiß, daß meiner du noch nie vergessen,
Warum sollt' mir der Gram das Herz abfressen?!
In meiner Noth denk' ich an Gott,
Will er mich gleich mit Kreuz und Trübsal pressen.

Es hat kein Unglück nie so lang gewähret,
Es hat doch endlich wieder aufgehöret.
Beut mir die Händ' und mach's ein End'!
Dies ist's, was auf der Welt mein Herz begehret!

So bleiben wir in Ewigkeit beisammen,
Und ich lobsinge deinen hohen Namen —
Aus Herzensgrund zu jeder Stund'!
Das hilf, o Gott! durch Jesum Christum! Amen —

Daheim in meiner Eltern Haus hatte man zu Nacht gegessen; meine Schwester nahm ihr Spinnrad, um „zu Bürgermeisters" in die Kunkelstube zu gehen. Ich durfte mit ihr, da dorten Kinder waren in meinem Alter. Draußen wüthete ein starker Schneesturm, — wir in der traulichen Kunkelstube kümmerten uns wenig d'rum und spielten und schwätzten ganz vergnügt. Hie und da, wenn wir Kinder einen zu großen Lärm machten und das Gespräch der größeren Leute übertäubten, hieß es: „Seid ruhig, ihr Schreihälse, sonst kommt der Pelznickel und nimmt euch mit in den Höllenhafen!" Das half denn auch dann noch, als ich schon anfing zu ahnen, was eigentlich mit dem Pelznickel sei.

Was man anderswo „Klaubauf," „lange Nikolaus," „Knecht Ruprecht" nennt, das heißt in meiner Heimath Pelznickel, und schon das bloße Wort erschreckt die Kinder so, daß sie zu weinen aufhören. Er geht immer zu gleicher Zeit mit dem Christkindlein um, die Wochen vor Weihnachten, oft in seiner Gesellschaft, oft auch allein, um die bösen Kinder zu bestrafen. Während das Christkindel in weißer freundlicher Gestalt mit milder Stimme den Kindern viele schöne Sachen auf Weihnachten verspricht und aus seinem Körbchen einstweilen schon Aepfel und Nüsse austheilt, kommt der Pelznickel meistens als eine abenteuerliche, schreckliche Männergestalt mit großem Schlapphut, schwarzem Larvengesichte, weitem pelzigem Rocke, hinkend oder hin und her wackelnd, mit einer großen Ruthe in der Hand und klirrendem Kettengerassel, daß die Kinder ängstlich den Athem halten, wenn in der Nacht draußen eine Kette klirrt oder gar der Pelznickel die Thüre öffnet und mit brummender Stimme fragt: „Gibt's keine bösen Kinder im Hause? Wenn sie nicht brav werden wollen, nehm' ich sie mit in den Höllenhafen!"

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der „Rh. H." in Worms bringt folgende wahre Geschichte: „Die vorige Woche fuhr der Bauer L. W. von O. nach M. und nahm dahin seinen jüngsten Sohn mit. Um Geld zu ersparen, ließ er sich an der Eisenbahn nur ein Billet geben und machte Gebrauch von einer freien Traglast, indem er den Knaben in einen Korb setzte, oben verband und ihn so dem Packwagen einverleibte, während er in einem Sitzwagen Platz nahm. Nachdem der Zug eine Weile im Gang war, mochte dem Jungen doch die Zeit zu lange werden und er rief daher mit unterdrückter Stimme: „Vater, sind wir noch nicht bald dort?" Der im Packwagen anwesende Conducteur war nicht wenig erstaunt, unter seinem Gepäck eine menschliche Stimme zu hören, setzte den Zugführer in Kenntniß, der gemeinschaftlich mit ihm die Sache untersuchte und endlich einen weinenden Knaben

Digitized by Google

fand, nicht in einem Kästchen von Schilf, verklebt mit Pech, sondern im besagten Korbe."

Die Aale. Darüber theilt der Allg. Anz. mit: Kleine fingerlange Aale sind in der Mosel und ihren Nebenflüssen nie gefangen worden; die kleinsten Aale wiegen stets $^1/_3$—$^1/_2$ Pfund; dies beweist, daß die Aaale sich nicht in der Mosel und ihren Nebenflüssen fortpflanzen. Dagegen findet man zu gewissen Zeiten am Meeresufer Millionen kleiner, schwarzer, sich schlängelnder Würmer, welche mit Körben geschöpft, in verschiedener Weise gegessen und auch lebend verschickt werden, weil es junge Aale und als Setzfische für Teiche zu gebrauchen sind. Auch am Unterrheine werden diese kleinen Aale, jedoch schon in etwas größerem Zustande (vorzüglich im Monate August) an den Rheinufern tausendweise gesehen und mit Körben geschöpft. Hieraus läßt sich annehmen, daß die Aale sich nur im Meere fortpflanzen, die jungen Aale die Flüsse hinaufsteigen und deßhalb je weniger klein angetroffen werden, desto entfernter der Fangort vom Meere ist. Ob die erwachsenen Aale zu ihrer Fortpflanzung jährlich eine Wanderung ins Meer antreten, ist nicht bekannt: ebenso wenig weiß man, ob die Aale lebende Jungen gebären oder Eier legen. Es gibt keinen zweiten Gegenstand der einheimischen Fauna, der noch so sehr der Aufklärung bedarf, als die Fortpflanzung der Aale. Sollten die Aale zu ihrer Fortpflanzung in das Meer wandern, so wäre dies der einzige Süßwasserfisch Deutschlands, der zu seiner Fortpflanzung im Wasser hinab-, anstatt, wie bei allen übrigen Fischen in den deutschen Gewässern, im Wasser hinaufsteigt. Gegen die vorsehend ausgesprochene Annahme bezüglich der Fortpflanzung der Aale spricht anscheinend der Umstand, daß sich Aale auch oberhalb von Wasserfällen und überhaupt in kleinen und reißenden Gewässern befinden, wo ein Hinaufschwimmen des Aales nicht möglich ist. Dieser Einwand ist aber beseitigt, wenn man die Thatsache bedenkt, daß die Aale auch auf dem Lande sich fortbewegen und zu dem Ende nächtlicherweise häufig das Wasser verlassen.

* Winterklang.

O Winter, wenn du sonst gekommen,
Hast du mir meinen Frühling nicht,
Und seine Blumen weggenommen —
Er blüht' in ihrem Angesicht!

O stille Zeit, da abgeschieden
Sich Herz an Herz noch fester schloß,
Da in des Hauses heil'gem Frieden
Sich höh'rer Freude Licht ergoß!

O goldne Tage, da wir sinnig
Besorgt der Kinder Weihnachtsfreud',
Da unsre Liebe kindlich, innig
Sich in der höchsten Lieb' erneut!

Nun ist mit Schnee dein Grab bedecket,
Wie ist die Welt so winterlich!
Und ach! die tief're Stille wecket
Nur tief'res Heimwehleid um dich!

Welch' weite Oede! — doch dahinter
Keimt schon des neuen Frühlings Grün;
Still, Herz! — Auch Lieb' hat ihren Winter,
D'rauf wird ihr ew'ger Frühling blühn.

Eh, Böhmer.

Homonyme

Wer seine Kräfte Eit'lem spendet,
Wer planlos irrt von Ort zu Ort,
Wer seine Zeit auf Schein verschwendet,
Der wird bezeichnet durch das Wort.

Doch Der, wer zu dem beß'ren Ruhme
Sich neigt und meidet falschen Schein,
Geht zu des Tempels Heiligthume
Bald durch das Wort der Weisheit ein.

D'rum meidet eit'len Trug, den Jammer
Der Welt, der alles Edle raubt;
Sonst schlägt das Wort mit mächt'gem Hammer
Euch einst vernichtend auf das Haupt.

Auflösung des Räthselliedes in № 105:
Die Thräne.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. B. Jäger und Dr. Eduard Veith.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Donnerstag 20. December 1860.

Gäste im rothen Löwen.

(Fortsetzung.)

„Herr Jobson, auf ein Wort!"

„Kann mich nicht aufhalten, Herr Purkiß. Ein anderes Mal mit dem größten Vergnügen."

„Geht nicht, ein anderes Mal. Hören Sie doch! Wo haben Sie Herrn Oldwink gelassen?"

„Ich weiß nicht, was Sie zu dieser Frage berechtigt, aber ich verließ den Herrn, den Sie nannten, in Deepwood."

„Hat er seine Rechnung bezahlt, als er sich von dem rothen Löwen empfahl?"

„Nun freilich bezahlte er. Aber wirklich, mein Herr —"

„Nun, bleiben Sie nur hübsch ruhig. Er zahlte Sie mit einer Zwanzig-Pfund-Banknote, nicht wahr?"

„Ja."

„Die Banknote ist falsch. Haben Sie sie bei sich?"

„Nein; ich habe sie zu Hause."

„Nun, ich sage Ihnen noch einmal, daß sie falsch ist, und sage Ihnen noch obendrein, daß Ihr Freund, Herr Oldwink, der abgefeimteste Spitzbube in den drei Königreichen ist."

Man hätte mich mit einem Stöpsel niederschmettern können, als ich diese Worte des Herrn Purkiß vernahm.

„Und wer sind Sie, Herr?" vermochte ich endlich zu stammeln. „Und woher wissen Sie Das Alles?"

„Ich bin Polizeibeamter. Ich habe Herrn Oldwink schon lange im Auge, aber er ist ein so schlauer Bursche, daß es schwer war, ihm Etwas zu beweisen. Ich verfolgte seine Spur bis zu Ihrem Hause und dann schlug ich hier meine Hütte auf, da ich ihm ganz fremd war, um ihn schärfer zu beobachten. Aber nach einiger Zeit kam ich ihm verdächtig vor, wie auch Ihnen, lieber Jobson, nur in anderer Weise, so daß ich es für gerathen fand, den rothen Löwen zu verlassen. Aber ich verlor meinen Vogel nicht aus den Augen; denn obschon Sie dachten, ich hätte die Stadt verlassen, so war ich doch in Wirklichkeit recht behaglich im grünen Drachen, Ihnen gegenüber, einquartirt, wo ich alle zwei Stunden von Ihrer Frau vertrauliche Mittheilungen über Herrn Oldwink durch einen zuverlässigen Boten empfing. Glotzen Sie mich nicht so an, Jobson, sonst meint man, Sie hätten Ihren Verstand verloren. Hören Sie weiter, heute früh erhielt ich die Nachricht, daß Oldwink einige Einkäufe machen werde, ehe er mit dem 11¾-Uhr-Zug Tunstone verläßt; ich schickte daher meinen Vertrauten aus, um ihn zu beobachten und alle Läden zu notiren, die er mit seiner Kundschaft beehrte. Nachdem er wieder in den rothen Löwen zurückgekehrt war, nahm ich den Schreiber eines Wechslers mit mir und machte dieselbe Runde. Das Ergebniß war, daß Oldwink bei verschiedenen Händlern Juwelen im Werthe von hundert Pfunden und eine Partie kostbaren Sammt gekauft, und Alles mit falschen Banknoten bezahlt hatte; den Rest hatte er überall in Gold und Silber herausbekommen. Hierauf eilte ich auf den Bahnhof und gedachte dort den Gauner sammt seiner Beute abzufassen. Aber er war zu pfiffig; der 11¾-Uhr-Zug ging ab, und Oldwink ließ sich nicht blicken; gleichzeitig erfuhr ich aber, daß er und Sie auf der Straße mit ihrem eigenen Wagen fortgefahren wären. Jetzt gedenke ich in fünf Minuten mit dem Zuge nach Deepwood zu eilen; nehmen Sie daher einen Schluck Branntwein, um Ihre Knochen in

Digitized by Google

Ordnung zu erhalten, und fahren Sie mit mir zurück; und so schlau der Spitzbube ist, Sie werden sehen, ob ich ihn nicht doch erwische."

Stelle sich Einer meine Gefühle vor, als ich der Erzählung des Herrn Purkiß zuhörte. Ich biß mir schier die Daumen aus Aerger ab.

Als wir nach Deepwood kamen, war kein Herr Oldwink zu sehen und mein Gefährte lachte mich aus, als ich meine Verwunderung hierüber ausdrückte.

„Wer hätte gedacht, daß Sie so etwas abwarteten!" sagte er. „Er ist jetzt meilenweit davon, wenn nicht Ihre Stute zusammengesunken ist."

Das war ein zweiter Schlag für mich, denn ich hatte keine Vorstellung, daß er mein Pferd mitnehmen würde.

„Er konnte nicht mit der Bahn reisen," setzte Herr Purkiß hinzu, „weil er den Telegraphen fürchtete."

Als wir im Wirthshaus nachfragten, hörten wir, daß der alte Schurke sich nur etwa fünf Minuten aufgehalten hatte, um das Pferd zu tränken und einige Erfrischungen zu nehmen, und dann im tüchtigen Trabe nordwärts weggefahren war. In drei Minuten stand ein anderes Gig in Bereitschaft, wir stiegen ein, und nachdem wir wußten, welche Straße die Flüchtlinge eingeschlagen hatten, fuhren wir ihnen so schnell, als wir nur konnten, nach.

„Und was ist's mit Frau Oldwink?" sagte ich zu meinem Gefährten.

„Vögel desselben Gefieders — das Andere wissen Sie," erwiederte er, indem er das Ende einer Cigarre abbiß.

Es war ein rauher, kalter Nachmittag, und Regen und Schnee lösten einander sehr pünktlich ab. Unser Pferd war ganz gut, beinahe wie meine arme Stute, und griff anfangs prächtig aus. So ging es vorwärts über Berg und Thal, durch eine sehr wilde und öde Gegend; jede Meile schien uns noch weiter von Dorf und Stadt zu entfernen; endlich kamen wir zu einem ärmlichen Straßen-Wirthshaus, wo wir einige Minuten anhielten, um unser Pferd zu tränken; wir erhielten daselbst einige Nachrichten, die uns veranlaßten, eilends wieder aufzubrechen. Wir waren vielleicht zehn oder zwölf Meilen von Deepwood, als Herr Purkiß plötzlich seine Cigarre wegwarf, dem Pferde einen tüchtigen Peitschenhieb versetzte, daß es wie rasend vorwärts sprang, seinen Hut tiefer in die Stirne drückte, und in ein gedämpftes „Hurrah" ausbrach. Sie waren vor uns.

(Schluß folgt.)

Adventbilder, Weihnachtsgeschichten und Wintermärchen.

Von

August Becker.

IV.

Der Pelznickel.

(Schluß.)

Dorten in der Kunkelstube also, wo die Mädchen von dem und jenem schwätzten, von den nahen Weihnachten und von der Neujahrsnacht, wo ihnen die Burschen wieder das neue Jahr anschießen würden, und auch vom alten Kunz, der seinen ehrlichen Namen eingebüßt habe — während wir Kinder spielend lachten und lärmten, da hörte man plötzlich aus der Ferne auf der Gasse lautes Kettengeklirr und wüstes Geschrei. „Horch! horch!" hieß es durch die Stube. Wir Kinder horchten hoch auf. — „Das ist er! Das ist er!" — Wir wurden ganz ruhig. Aber draußen auf der Gasse beim nächtlichen Wintersturm ging es bald zu, als wäre der wilde Jäger los mit dem wüthenden Heere. Es war ein Höllenspektakel, wie gewöhnlich um diese Zeit und das Geschrei und Getobe kam immer näher, bis man ganz deutlich das Klirren der Kette, das Holzschuhgeklapper der nacheilenden Buben und Mädchen, den Jubel und das Geschrei derselben unterscheiden konnte. Dazu kommt noch jedesmal das Gebell der Hofhunde, und wer das Alles aus der Ferne in einer solchen Nacht mit anhört, mag in der That glauben, er hätte „Wuotans Umzug", die wüthende Jagd gehört. Einige von uns Kindern versteckten sich schon hinter die Mütter und Schwestern, unter Tisch

Digitized by Google

und Bank, — mir selbst ward es wieder ganz wunderlich grauenhaft zu Muthe. Aber dennoch wollte ich hinaus auf die Gasse, um mitzulaufen. Die Schwester drohte: „Er ist draußen und nimmt dich mit!“

„O!“ rief ich. „'s wird des Kunzen Peterle sein! Vor dem fürcht' ich mich nicht!“

Jetzt war es draußen still geworden und nur ein paar Knabenstimmen stritten sich herum, denn der Pelznickel schien nicht eintreten zu wollen. „Ich geh nicht hinein,“ rief eine weinerliche Stimme, „meine Mutter hat mir's verboten und mein Großvater wird's nicht gern sehen!“ Aber endlich ging doch die Thüre auf, das Christkindel in weißem Gewande und weißem Schleier trat ein, sprach in feiner Stimme zu den Kindern und theilte die Aepfel aus. Hinter ihm kam auch der Pelznickel, aber nicht wie sonst, sondern zaghaft, scheu und viel ruhiger, als sich mit seiner Rolle vertragen wollte. Er that keinen einzigen Hieb mit seiner Ruthe und stand ganz still an der Wand. Die kleinen Buben, die zuerst sich furchtsam überall hin verkrochen hatten, kamen jetzt ermuthigt hervor, blickten zuerst scheu nach dem Pelznickel und endlich sagte ein ziemlich kecker Enkel der Frau Bürgermeisterin:

„Ei, der Pelznickel hat des Großvaters Pelzrock an!“

Die Frau Bürgermeisterin und die Mädchen lachten, — der Pelznickel aber rührte sich nicht und blieb an der Wand stehen. Der kecke Bube von vorher kam ihm jetzt immer näher und mit ihm die anderen Kinder; als jetzt, da es zu spät war, der Pelznickel drohen wollte, schrieen wir Alle zusammen: „Es ist des Kunzens Peterle!“ Bald faßte ihn auch einer der Buben am Lappen, die andern packten auch zu, und als sich jetzt der Pelznickel wehrte, zerrten ihn die kecken Kinder hin und her, bis ein Stück Futtertuch mit lautem Krachen zerriß. —

Aber was ist denn das? O Wunder! In dem Augenblick, wo der Riß geschah, klang und klimperte es auf dem Boden wie pures Gold, und es schimmerte unter'm Tisch hervor wie helle Sterne. Und wirklich lagen über den Zimmerboden etwa acht Dukatenstücke zerstreut, die nirgends anders her als aus dem Pelzrock gekommen sein konnten. Alles schrie erstaunt zusammen und die Frau Bürgermeisterin rief laut nach ihrem Manne. Der falsche Pelznickel aber hatte den alten Schlapphut weggeworfen, — der Kopf des Enkels unseres alten Kunz kam wirklich zum Vorschein und der arme Knabe schlug jammernd und jubelnd zugleich in einem fort die Hände zusammen und rief:

„O mein armer, mein guter Großvater!“ — —

Was weiter erfolgte, kann sich der Leser leicht denken. Der kleine Peter hatte nämlich von jenem armen Nachbar, welcher jetzt den verhängnißvollen Pelzrock in Besitz hatte, denselben geliehen, um den Pelznickel spielen zu können. Die vermißte angegriffene Rolle mußte durch einen Riß der Tasche zwischen das wattirte Futter gerathen sein, denn man fand noch das Papier der Rolle zwischen dem Tuche und dem Futter mit den übrigen zwei Dukaten. — Der Herr Bürgermeister war sowohl bestürzt über den Vorfall, als erfreut, seinen alten Kunz wieder als ehrlichen Menschen zu sehen. Das Wunder, an dem der alte Mann verzweifelte, war geschehen, sein guter Name vollkommen wiederhergestellt, das beste Vertrauen sein Lohn, denn bald stand er wieder in seiner früheren Stellung. Der Herr Bürgermeister hatte ihm die zehn Dukaten geben wollen, und als er sie nicht annahm, dem kleinen Peter geschenkt, für den er durch's ganze Leben zu sorgen versprach. Am Weihnachtsgottesdienst stand aber der alte Kunz in der Kirche und sang aus so freudiger Brust, daß es die Orgel beinahe überdröhnte, mit der Gemeinde den herrlichen Choral: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Miscellen.

Aus München wird als „Curiosum“ gemeldet: In der Gemeinde Frasdorf zwischen Rosenheim und Prien lebt schon seit vielen Jahren ein Mädchen ohne etwas zu essen. Als ich jüngst eine Reise

Digitized by Google

in unser Hochgebirg machte, besuchte ich sie in ihrem Heimathsorte Waitzhofen. Es ist die Gütlerstochter Barbara Furtner, nun circa 26 Jahre alt, die wie vor acht Jahren noch immer von nichts Anderem lebt, als von Wasser aus einem Brunnen unweit ihres väterlichen Hauses. Sie ist nicht auffallend mager und nicht kränklichen Aussehens, ihre Hände von gewöhnlicher Wärme; wohl kann sie nur leichten Arbeiten im Hause vorstehen, auch etwa eine Stunde weit zu Fuß gehen, weiter aber nicht. Vor ungefähr zwölf Jahren war sie hier auf einige Wochen im allgemeinen Krankenhause, wo man sie sorgfältig überwachte und mehrfache Versuche anstellte, um sie wieder für Speisen empfänglich zu machen; allein vergebens, man mußte sie wieder nach Hause bringen, indem sie sagte, sie könnte es länger bei hiesigem Wasser nicht aushalten. Ihr Zustand rührt von einer Krankheit her, welche sie in ihrem achten Jahre durchmachte, in Folge welcher sie nach und nach der Art alle Eßlust verloren, daß sie nun bald seit zwanzig Jahren auch nicht eine Erdbeere oder Kirsche, oder sonst das Geringste genießt, d. h. genießen kann. Man vermuthete früher, bei ihr eine Art Schwärmerei zu entdecken, allein es ist dieses nicht im Geringsten der Fall, sie will nichts weniger als auffallen. Sie mögen ganz und gar ungläubig den Kopf schütteln, und so wohl jeder Andere, der dies liest, — ita pure si muove.

Ein Herr musterte in einem Laden zu Paris einen alterthümlichen Ring, mit dem er sich leicht ritzte. Fast unmittelbar darauf fühlte er ein unbeschreibliches Gefühl über seinen ganzen Körper laufen, alle seine Kräfte gelähmt. Ein sofort herbeigerufener Arzt erklärte ihn für vergiftet und stellte ihn durch starke Gegengifte einigermaßen wieder her. Der Ring wurde näher untersucht, und als ein sog. „Todesring“ erkannt. Dergleichen sind früher in Venedig und Italien verfertigt worden, um seine Feinde durch einen freundschaftlichen Händedruck aus der Welt zu schaffen. An demselben befanden sich zwei stählerne Löwenkrallen, mit Spalten dazwischen, die mit heftigem Gifte gefüllt waren. Lange Zeit also (über hundert Jahre vielleicht) hatte das Gift seine Wirksamkeit behalten. (Ob das Ganze keine Fabel ist?)

* Nachhall.

An Marie Trautmann.

Wie spieltest Du, liebes Mariechen, so traut!
Ein blühender Frühling schien jeglicher Laut!
Diese Fülle von Wohlklang goß Fülle von Lust
Uns recht in die innersten Tiefen der Brust.

Laß' Dich unter uns nieder,
Oder bald, recht bald wieder!

Das Clavierconcert, oft angefeindet, verlacht,
Du, Kind, hast es wieder zu Ehren gebracht.
Dir gebe ein Engel, du klangreiche Maid,
Auf die Weiterreise ein freundlich Geleit'.

Das waren, ohne Text, Lieder!
Mariechen, bald, o recht bald wieder!

Vom Himmel, Mariechen, kam Dir die Mission!
Und fliegst Du, o Holde, auch wieder davon,
Zu entzücken die Leute im Süd und im Nord,
Noch lang' hallt ein jeglicher Klang in uns fort.

So ein Spiel bedarf keiner Lieder. —
Mariechen, bald, o recht bald wieder!

Ein Wandervöglein, Mariechen, bist Du —
So ein Wandervöglein hat nirgends lang Ruh' —
Leute, denen der Himmel so Süßes verlieh'n,
Die dürfen nicht feiern, sie müssen stets zieh'n.

Du entschwebst uns auf lichtem Gefieder;
Aber, hörst Du, bald, o recht bald wieder!

Wie Du sie noch abgeschmatzt, Traute, beim Schluß,
Das war etwas, was man mit ansehen muß!
Da war von Erkünsteltem auch nicht die Spur,
Alles liebe und süße und heil'ge Natur!

Die Engel sah'n lächelnd hernieder. —
Mariechen, bald, o recht bald wieder!

e.

* Homonyme

Leicht trägt es ein Schulkind in der Hand,
Leicht trägt es die Dame von Stand:
Hoch ragt's zum Himmel im fernen Land.

Auflösung der Homonyme in № 106:

Thor.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 108. Speyer, Samstag 22. December 1860.

Gäste im rothen Löwen.

(Schluß.)

Es dauerte einige Minuten, ehe sie bemerkten, daß wir ihnen folgten. Frau Oldwink sah uns, als sie zufällig ihren Kopf wandte, zuerst; dann blickte ihr Gatte zurück; dieser erhob sich sofort in seinem Sitze und peitschte auf meine Stute in einer Weise los, die mein Blut kochen machte. Aber obschon wir unser Bestes thaten, nahm die Entfernung zwischen uns beträchtlich zu, und in einer Hinsicht konnte ich es kaum bedauern, da dadurch die überlegene Kraft meines Pferdes bewiesen wurde. Unsere Spannung war so groß, daß wir kein Wort sprechen konnten. Die Ausdauer und Schnelligkeit beider Pferde mußte entscheiden, wem der Sieg werden würde. Die Straße, bisher großentheils gerade und eben, zog sich plötzlich einen beträchtlichen Berg hinan, der mit einer dichten Anpflanzung von jungen Bäumen bewachsen war, um welche sich der Weg mit einer scharfen Krümmung bog. Als das Gig vor uns zu dieser Biegung kam, verschwand es aus unseren Augen, während wir noch ziemlich weit zurück waren. Sobald wir zu dieser Stelle hinaufkamen, sahen wir weiter oben eine andere Wendung, welche Oldwink bereits passirt haben mußte, ehe wir noch die erste erreicht hatten, denn er blieb noch immer außer Sicht. Der Berg war so steil, daß wir unser Pferd, um es nicht gänzlich aufzureiben, in Schritt gehen lassen mußten. Wie groß war daher unsere Ueberraschung, als wir bei der Wendung um die zweite Krümmung das Gig nur etwa fünfzig Schritte vor uns sahen. Purkiß rieb sich die Augen, als könne er es gar nicht glauben. Aber die Flüchtlinge waren wirklich dicht vor uns; denn Oldwink sah über seine Schultern zurück, als wir um die Ecke bogen, nahm, als er uns gewahr wurde, seinen Hut ab und verbeugte sich, als wollte er uns einen guten Abend wünschen.

„Er muß hier eine oder zwei Minuten gehalten haben, um die Stute ausschnaufen zu lassen," sagte Herr Purkiß, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte.

„Brauchte es gar nicht zu thun," antwortete ich gereizt, „wenn er sie besser zu behandeln wüßte."

Oldwink fuhr von Neuem rasch vorwärts, und allmählig trat wieder die frühere Entfernung zwischen uns ein.

Der Abend fing an zu dämmern und die Nebel schlichen sich den Berg herab. Die Straße, obwohl eben, krümmte sich nun in vielen Windungen, und das Gig, welches wir verfolgten, war eben so oft vor, als aus unseren Augen. Oldwink sah sich häufig nach uns um, aber Frau Oldwink saß ruhig neben ihm und würdigte uns keines Blickes. Wir waren vielleicht eine Stunde gefahren, als zum fünften oder sechsten Male das Gig wieder hinter einer Straßenkrümmung verschwand. Wir brauchten vier oder höchstens fünf Minuten, bis wir um die Wendung kamen und es wieder erblickten. Diesmal aber war uns eine große Ueberraschung vorbehalten und wir mußten uns beide im Ernste die Augen reiben; denn keine hundert Schritte vor uns stand das Gig, auf welchem Frau Oldwink mit möglichster Unbefangenheit saß, aber Herr Oldwink — und mit ihm meine Stute, war verschwunden. Herr Purkiß zog plötzlich die Zügel an. Er wußte nicht besser als ich, was zu machen sei. Oldwink war sicherlich fort, die Stute war sicherlich fort; aber wie konnte er Frau Oldwink auf so herzlose Weise allein ihrem

Digitized by Google

Schicksale preisgeben? Und warum war diese sonderbare Dame über ihre Verlassenheit so völlig ungerührt?

Herr Purkiß pfiff leise für sich, während wir uns im Schritt der verlassenen Dame näherten, die es übrigens nicht der Mühe werth fand, den Kopf zu wenden, als wir dicht zu ihr hinfuhren, um abzusteigen und sie anzusprechen.

Purkiß trat zuerst zu ihr hin: „Ein Strohmann, beim T—l!“ schrie er, als er unter den Hut guckte. „Aufgesessen, so wahr ich ein Sünder bin!“

Es war, wie er sagte. Die Figur, welche wir für Frau Oldwink gehalten hatten, bestand aus zwei gekreuzten Stöcken, die im Gig aufgestellt und mit dem großen Shawl und dem Hut der Dame bekleidet waren — kurz, es war eine achtbare Vogelscheuche.

„Nun,“ sagte ich, indem ich meinen Kopf kratzte, „ich muß schon gestehen, daß ich den Sinn hiervon nicht verstehe.“

„So?“ rief Herr Purkiß und sah mich finster an, denn er war offenbar übler Laune, „so, wie albern Sie doch sind! Sehen Sie nicht, Bester, daß, als Oldwink am Berge anhielt, er es nicht that, um sein Pferd ausschnaufen zu lassen, wie wir glaubten, sondern um seinem Weibe Gelegenheit zu geben, sich durch den Wald mit den Juwelen davon zu machen? Dieses Ding da wurde aufgeputzt und wir wurden so weit hierher gelockt, damit sie mittlerweile in Sicherheit kommen konnte. Und nun hat sich, um das Ganze zu krönen, Oldwink mit Ihrer Stute feldeinwärts davon gemacht, um seine Frau an einem verabredeten Platze, vielleicht zwanzig oder dreißig Meilen weit von hier, zu treffen. Nun, — wahrhaftig, der ist ein pfiffiger Kerl!“

Eine weitere Verfolgung war jetzt unnütz, selbst, wenn wir die Straße, welche Oldwink eingeschlagen hatte, gekannt hätten; wir sahen daher sehr betrübt und niedergeschlagen darein, als wir wieder nach Deepwood umkehrten, wo wir spät in der Nacht anlangten.

Was meine Frau mir, als ich heimkam, über dieses kleine Abenteuer zu sagen hatte, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Und der Spectakel, den sie dem Jim machte! Der Aermste! Sie sprach noch manchen Monat davon, so daß ich es nach einer Weile für's Beste hielt, ihre Zunge zu zügeln, indem ich ihr ein pfirsichfarbenes Seidenkleid kaufte.

Ich habe nichts mehr beizufügen, außer, daß Herr und Frau Oldwink nach etwa drei Monaten von Herrn Purkiß in Liverpool abgefaßt, und nach diesem freudigen Ereignisse während einiger Jahre auf Kosten eines verehrten Publikums verpflegt wurden

Woolwich und die Armstrongkanone.

Einem Artikel der Revue d. d. m. über die Fortschritte im englischen Kriegswesen entnehmen wir folgendes:

Woolwich ist hauptsächlich durch das im Anfang des vorigen Jahrhunderts nach dem Plane eines Deutschen, Namens Andreas Schalch, daselbst angelegte Arsenal bekannt. Dasselbe nimmt einen großen Raum ein und ist durch eine Bevölkerung von 10,000 Arbeitern belebt. Das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen, die Kanonengießerei, die Wagnerwerkstätte und das zur Bereitung der Munition bestimmte Laboratorium. Heut zu Tage hat die Kanonengießerei, die noch vor wenigen Jahren als ein Wunderwerk angesehen wurde, viel von ihrer Wichtigkeit verloren, seit Armstrong die Erfindung gemacht hat, Kanonen zu schmieden, statt sie zu gießen. Dieß geschieht in einem anderen Departement, den new gun factories. Armstrong begann seine Experimente 1854, erst drei Jahre später führten sie zu einem glücklichen Resultate. Im Jahr 1859 stellte eine Commission Versuche mit seinen Kanonen an, und es hat sich gezeigt, daß man auf eine Entfernung von 2000 Fuß oder 10 Minuten mit denselben so sicher schießen kann, daß fast jeder Schuß, der sich die Mündung einer feindlichen Kanone zum Ziele genommen hat, trifft. Auf eine 5mal so große Entfernung wurde eine Scheibe von 9 Fuß im Geviert unter windstillem Wetter bei 10 Schüssen fünfmal getroffen. Zu Ende des laufenden Jahres wird die

Digitized by Google

englische Armee im Besitz von tausend Stück solcher Kanonen sein. Der Hammer, der die eisernen Stücke zusammen schmiedet, wiegt 80 Centner und kann mit der größten Kraft und Hast, aber auch so zart arbeiten, daß man eine Haselnuß damit aufklopfen kann; sind die massiven Stücke zusammen geschmiedet, so wird der Schaft, wie sonst, gebohrt. Die Form der Kanonen ist weniger elegant, als es bei den ehernen der Fall war. Die Form der Wurfgeschosse ist nicht rund, sondern kegel- oder vielmehr flaschenförmig, sie sind aus Gußeisen und mit einer dünnen Lage Blei überzogen und können massiv oder als Bomben gebraucht werden; im ersteren Zustand sind sie, ohne zu zersplittern, durch einen 9 Fuß dicken Eichenstamm durchgedrungen. Als Bomben zerspringen sie in 49 regelmäßige und 100 unregelmäßige Stücke. Die Explosion findet nach Belieben entweder bei der Annäherung ans Ziel oder bei Erreichung desselben statt. Läßt man das Geschoß gleich beim Austritt aus dem Geschütz sich zertheilen, was auch eingerichtet werden kann, so wirkt es wie Kartätschen. In Gegenwart des Herzogs von Cambridge wurden nach zwei 9 Fuß breiten Scheiben auf die Entfernung von 5000 Fuß 7 Bomben geworfen, die Scheiben wurden an 580 Stellen getroffen und zwar eine 3 Zoll dicke durch und durch. Seitdem hat man ähnliche Wirkungen bei weit größeren Distanzen erzielt. Man denke sich, welche Lücken dergleichen Geschosse in einer feindlichen Armee hervorbringen würden. Die Geschütze waren Anfangs von geringem Kaliber, jetzt macht man aber bereits Hundertpfünder. Man hat vor Kurzem einen überflüssig gewordenen Thurm am Meer, den Martello-Tower, in Gegenwart des Prinzen von Cambridge, mit Armstrong-Geschützen beschossen. Derselbe galt für sehr fest, war aus Ziegeln und Steinen gebaut und 9 Fuß dick. Man begann mit 40-, 70- und 100-Pfündern, Armstrong selbst als Artillerist dabei, auf die Entfernung einer Viertelstunde. Der Thurm wehrte sich brav gegen die heranfliegenden Kugeln und Bomben, aber bald hatten die letzteren den Pfeiler, der das Dach stützte, zusammengeschossen, weite Risse zeigten sich im Parapet, die durch eiserne Klammern verbundenen Steine fielen aus einander, wie Bretter an einem Zaune, und es dauerte nicht lange, so war der ganze Thurm durchlöchert und zeigte eine 15 Fuß breite, 7 Fuß hohe Bresche. Eine weitere Fortsetzung des Experimentes wurde der altersgrauen Befestigung erlassen, man ließ sie stehen als ein Denkzeichen dafür, was für einen Charakter heut zu Tage ein europäischer Krieg annehmen würde.

Uebrigens werden in England neuerdings Bedenken gegen die praktische Verwendbarkeit der Armstrongkanone laut. Gerade in China, von wo so rühmende Berichte über ihre Solidität und Wirksamkeit eingelaufen waren, sollen sich bedeutende Gebrechen derselben herausgestellt haben. Der bleierne Ueberzug des eisernen Geschosses nämlich, der bewirkt, daß dasselbe sich beim Abfeuern dem gezogenen Geschützrohre anpaßt, lockert sich, wie es in einem an das Kriegsministerium eingegangenen Bericht heißt, in Folge der galvanischen Zersetzung, die bei der Berührung mit Eisen eintritt, mit der Zeit. Und wird eine so in ihren beiden Hauptbestandtheilen gelockerte Kugel abgefeuert, so kann es vorkommen, oder ist auch vorgekommen, daß die Bleihülle im Fluge abspringt und die eigenen Plänkler trifft, über welche die Kugel hinübergeschossen wurde. Aus demselben Grunde soll sich an den Kugeln mit der Zeit so viel Oxyd ansetzen, daß die Kugel nicht mehr in's Rohr paßt, und überdieß ist es, wie verlautet, vorgekommen, daß die beiden beweglichen Schwanzstücke des Geschützes beim Abfeuern mit fortgeschnellt wurden, wodurch die Kanone oft im entscheidendsten Augenblicke unbrauchbar wurde. In wie weit diese Angaben begründet sind, wird sich wohl bald herausstellen.

In der neuesten Zeit soll indeß die Armstrongkanone in ihren Leistungen noch durch die von Witworth erfundene übertroffen worden sein; 4 Zoll dicke Eisenpanzer von Schiffen wurden durch ihre Kugeln durchbohrt.

Auch die Leistungen der Wagnerwerkstätte, namentlich der darin aufgestellten Sägmühlen, welche mit der größten Leichtigkeit

Digitized by Google

und Schnelligkeit die mächtigsten Klötze zerschneiden, um sie zur Verarbeitung in Laffetten, Räder, Pulverwägen u. s. w. vorzubereiten, sind bewunderungswürdig.

Dasselbe ist im Laboratorium der Fall. Mit großem Aufwand von Brennmaterial würden 4 Arbeiter im Laufe eines Tages 600 bleierne Minièkugeln liefern können, die 4 hier aufgestellten Maschinen geben deren in einem Tage 300,000 und könnten, wenn man sie die Nacht durch arbeiten ließe, den doppelten Ertrag bringen. In 24 Stunden liefern die Maschinen 10,500 Bomben. Aehnlich geht es mit der Erzeugung der Käpselchen, von denen eine einzige Maschine in einem Tage mehr als eine Million liefert. Die Erfindung der Käpselchen und des dazu gehörigen Perkussionsschlosses gebührt einem schottischen Geistlichen, der sich von der englischen Regierung zur Belohnung den Werth des dadurch in zwei Jahren ersparten Schießpulvers ausbat. Die Regierung ging darauf ein, aber ein Wechsel im Ministerium verhinderte die Ausführung; der Geistliche ging leer aus und erhielt nur mit Mühe Ersatz für seine Auslagen. Selbst das Papier für die Patronen wird im Arsenal fabricirt.

Miscelle.

(Eine Episode aus der italienischen Revolution.) Man schreibt der Allg. Ztg.: Als die piemontesischen Truppen im verflossenen September in Perugia einrückten, feuerten einige Irländer aus einer Seitenstraße auf die Spitze des Zugs, als er die Piazza Grimani betrat, und tödteten den Tambourmajor. Ein Kerl aus dem Volke deutete sofort auf das Haus eines dort wohnenden Pfarrers, behauptend: dieser habe aus dem obern Stock geschossen. Die Soldaten stürzten sich auf die nebenan liegende Kirche, erbrachen die Thür, drangen von da in das Pfarrhaus und schleppten den Geistlichen gebunden auf den Platz, wo sofort Standrecht über ihn gehalten wurde. Vergebens beschwur der Mann seine Unschuld; man wußte, daß sein Ankläger, früher von ihm seiner Schandthaten halber zur Rede gestellt, ihm den Tod geschworen; dennoch galt sein meineidiger Schwur — das einzige Zeugniß, das vorlag. Der Geistliche ward zum Erschießen verurtheilt, und die Vollstreckung des Urtheils auf den folgenden Morgen anberaumt. Vergebens bezeugten auch der Vicar des Erzbischofs und ein anderer Geistlicher, der seine Beichte empfing, eidlich seine Unschuld; sie konnten nichts thun, als ihn zum Tode begleiten. Der Pfarrer zeigte die größte Ruhe und Ergebung. Als die Zeit des letzten Ganges gekommen war, schritt er unter dem Geheul, dem Schimpfen und den Steinwürfen der Volksmasse, durch die mit Mühe das Militär eine Bahn machte, dem großen Platz zu, die Psalmen lesend, welche bei den Sterbenden gebetet werden. Es ging seinen Begleitern zu langsam; man wollte ihn stützen und schieben. Auf dem Platz angekommen, mußte er auf eine alte Trommel sich niedersetzen. Dann trat der piemontesische Commissär, der ihm das Urtheil gesprochen, vor: „Volk von Perugia," sprach er, „dieser Mann betheuert seine Unschuld — was habt ihr gegen ihn?" Neues Geheul antwortete, zuletzt rief eine Stimme: „Er hat Victor Emanuel gelästert!" Das Commando ertönte — er lag todt am Boden. Das Volk aber stürzte sich auf sein Blut, und trat es unter Schmähungen mit Füßen. Später entdeckte man seine Unschuld. Ein gegenüber wohnender Marchese, dessen Namen wir aus unverdienter Schonung verschweigen, hatte den ganzen Hergang der Sache mit angesehen, aber den Muth nicht gehabt, für die Unschuld Zeugniß abzulegen, solange es Zeit war. Jetzt ward freilich der Ankläger zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt, und dem Bruder des Ermordeten eine Anstellung gegeben; aber eine Schwester befindet sich in Folge des Schreckens im Irrenhause, eine andere in einem dem Wahnsinn ähnlichen Zustande.

Anagramm.

Ich bin zum Trinken blos bestimmt,
Doch, wenn man einen Fuß mir nimmt,
Und setzet ihn als Herz mir ein,
Werd' ein beliebter Tanz ich sein.

Auflösung der Homonyme in № 107:
Atlas.

Verantwortliche Redaction Dr J. L. Jäger und Dr Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Donnerstag 27. December 1860.

Eine räthselhafte Geschichte.

Die alte Dame, welcher wir die nachstehende eigenthümliche Geschichte verdanken, hörte sie in ihrer Jugend und zwar als wirkliche Begebenheit. Es war ihr sogar der Name der alten Familie im Norden von England bekannt gewesen, in welcher die Begebenheit sich zugetragen hatte.

An einem stürmischen Sylvesterabende, etwa um das Jahr 1760, saß ein Anwalt des Temple bei seinen Büchern und wurde in den Studien durch seinen Diener unterbrochen, der ihm den Besuch eines „Gentleman" anmeldete. Er erhob sich zum Empfang desselben und sah sich bald einer ihm völlig fremden Person von sehr feinem, doch außerordentlich altmodischem Aeußeren gegenüber. Der Anzug des Mannes war von dunkler Farbe und sehr alterthümlichem Schnitte, eine kleine, zierliche Perrücke umgab sein ernstes, sogar feierliches Gesicht, die Beine waren von den Knieen herab in seidene Strümpfe gehüllt, die Schuhe mit kolossalen goldenen Schnallen geschmückt und ein Stock mit einem Knopfe von demselben kostbaren Metall, nebst einem breitrandigen, runden Hut vollendeten seinen Putz, welcher gänzlich der Mode der letzten Regierungsjahre König Wilhelm's III. oder seines ersten Nachfolgers angehörte. Nach einer steifen Verbeugung, genau nach der strengsten Etiquette der Zeitepoche, welche er zu repräsentiren schien, nahm er von dem Stuhl Besitz, den ihm sein Wirth anbot, und begann, nachdem er die Stimme mit einem „Hm!" geklärt hatte, langsam und feierlich folgendermaßen:

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so sind Sie Rechtsbeistand der S**schen Familie, und es wird Ihnen somit bekannt sein, daß ihre Güter in Yorkshire verkauft werden sollen."

— „Ich besitze," entgegnete der Advocat, „den Auftrag und die unbedingte Vollmacht, den Verkauf abzuschließen; und obschon dies eigentlich ein trauriges Geschäft für mich ist, so werde ich es dennoch in Ordnung zu bringen suchen."

„Es ist ein Geschäft, das Sie sich ersparen können," sprach der Fremde mit einer abwehrenden Bewegung der Hand; die Besitzungen brauchen nicht verkauft zu werden."

— „Dürfte ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Sie vielleicht ein Verwandter der Familie sind? In diesem Falle wird es Ihnen vermuthlich nicht unbekannt sein, daß die Veräußerung der Besitzungen dringend nothwendig ist, weil sie wegen Mangels eines anderweitig darüber verfügenden Testamentes, der Erbfolge nach, an einen anderen Zweig der Familie übergehen, dessen Repräsentant soeben vom Continent zurückgekehrt und entschlossen ist, seine Erbschaft zu Gelde zu machen. Der gegenwärtige Inhaber besitzt keine Mittel, die Güter wieder anzukaufen und muß sie daher aufgeben."

„Sie sind im Irrthum," sagte der alte Herr etwas barsch. „Sie scheinen das Testament des Urgroßvaters von Herrn S. nicht zu kennen, durch welches er diese seine Besitzungen nicht nur seinem Lieblingsenkel, dem Vater dieses Herrn, sondern auch noch auf seinen Urenkel, ihn selbst, und alle Nachkommen vermachte."

— „Viele Jahre lang," antwortete der Advocat, „glaubte man wirklich an die Existenz eines solchen Testamentes, und aus diesem Grunde ist Herr S. bis jetzt unangefochten im Besitz der Güter geblieben. Auf Verlangen dieses neuen Erben sind jedoch die Nachforschungen nach dem Document wieder aufgenommen worden, und es

Digitized by Google

hat entweder nie existirt, oder muß verloren gegangen sein. Alle Cabinette und Kisten, alle Zimmer, die bewohnten sowohl, wie die längst unbewohnten, sind vergeblich durchstöbert worden, um es aufzufinden, und jetzt hat Herr S. alle Hoffnung dazu aufgegeben. Der Handel soll im Laufe nächster Woche um jeden Preis zum Abschluß gebracht werden und die schönen alten Besitzungen müssen in fremde Hände übergehen."

„Da sind Sie wieder im Irrthum, junger Mann," rief der Fremde und stieß den Stock auf den Boden; „ich sage Ihnen, Herr, das Testament existirt. Ich sage Ihnen," fuhr er mit einem gebieterischen Ton fort, „machen Sie sich schnell auf den Weg, reisen Sie Tag und Nacht; denn es steht in Ihrer Macht, eine alte Familie von Schande und Elend zu retten. Im Eckzimmer des linken Flügels, das jetzt unbewohnt ist, finden Sie in der Mauer eine verborgene Nische. . . ."

„Wir haben auch dort nachgesucht."

„Schweigen Sie, Herr! Es ist eine Nische dort, sage ich; in dieser Nische befindet sich eine große Kiste, — diese Kiste hat einen doppelten Boden und dazwischen liegt das Testament. Was ich Ihnen sage, weiß ich gewiß. Ich war dabei, wie das Papier dort hinein gelegt wurde; wann und von wem thut nichts zur Sache. Machen Sie sich nun eilig auf; Sie werden Ihre Mühe belohnt finden, wenn Sie mir folgen. Mein Name ist Hugh S. Der jetzige Eigner der Besitzungen kennt mich zwar nicht persönlich, allein ich bin ein Verwandter von ihm und sein Wohl liegt mir am Herzen. Folgen Sie meiner Anweisung ohne die geringste Säumniß."

Nachdem der alte Herr so gesprochen hatte, verbeugte er sich wieder, setzte unter der Thüre den Hut wieder auf mit einem Anstande, der einen Elegant aus den Zeiten der Königin Anna bezaubert haben würde, schlang die seidene Schnur seines Stockes um den kleinen Finger der rechten Hand, an welcher der Advocat einen sehr kostbaren Brillantring bemerkte, stieg die Treppe hinab und verschwand, während der Advocat von Erstaunen gefesselt unbeweglich stehen blieb.

Anfangs war er geneigt, das Ganze für einen Spaß anzusehen, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt habe; dachte er dann aber wieder an das ernste Wesen des alten Herrn und die genaue Kenntniß, die er vom Hause besitzen mußte, um das Zimmer, in welchem die Kiste stehen sollte, so genau zu beschreiben, so mußte er wieder glauben, daß die Sache im Ernste gemeint sei.

Nach langer Ueberlegung entschloß er sich endlich zu unverzüglicher Abreise und traf am Abend des vierten Tages am Ort seiner Bestimmung ein. Während seiner letzten zwanzig Meilen hatte er nirgends von etwas Anderem reden hören, wie von dem Verkauf des Besitzthumes und allenthalben sprach sich lautes Bedauern aus, daß der Herr sein Haus für immer verlassen, daß dem armen Mr. John, wie sie den Besitzer der Güter nannten, sein Recht nicht werden solle. Als er im Herrenhause ankam, fielen ihm schon überall Vorbereitungen zum Umzuge in's Auge. Der Flur war mit Kisten und Kasten angefüllt, die Dienstleute eilten mit trüben Gesichtern hin und her und die Familie selbst zögerte noch traurig bei der letzten Mahlzeit, die ihr in ihrer geliebten alten Heimath gegönnt war.

Herr S. begrüßte seinen Freund mit Erstaunen, das sich in Ungläubigkeit verwandelte, als der Advocat ihm in geheimer Unterredung die Ursache seiner Reise mittheilte.

„Es ist ganz unmöglich!" sagte er; „ist es denn wahrscheinlich, daß niemals Jemand außer dem alten Herrn, dessen Sie erwähnen, von dem Versteck des Documentes gehört haben sollte? Verlassen Sie sich darauf, es hat sich Jemand einen Scherz mit Ihnen gemacht. Es thut mir nur leid, daß Sie sich so viele ganz vergebliche Mühe gemacht haben."

Der Advocat nannte den Namen seines Besuches.

„Hugh S.!" rief sein Freund lachend. „Ich habe keinen Verwandten dieses Namens in der ganzen weiten Welt!"

— „Ein Versuch, ob an seiner Aussage etwas Wahres ist, kann doch wenigstens nichts schaden," meinte der Rechtsgelehrte; „habe ich einmal die weite Reise gemacht, so will ich doch auch das Abenteuer zu Ende führen.

Digitized by Google

Da sein Freund so fest auf seinem Willen bestand, so entschloß sich Herr S. endlich, ihm Genüge zu leisten, und ging mit ihm nach der Gegend des Hauses, wo das in Rede stehende Zimmer lag, voran. Als sie auf dem Wege dahin durch ein anderes Zimmer kamen, prallte der Advocat vor einem dort hängenden lebensgroßen Bilde erschrocken zurück.

„Um Gottes willen!“ rief er, „wer ist dies?“

— „Mein Großonkel,“ antwortete Herr S.; „ein so guter alter Herr, wie es nur jemals einen gab. Wollte Gott, er wäre jetzt noch am Leben; aber er liegt schon seit dreißig Jahren in der Erde!“

„Wie heißt er?“

— „Hugh S., der Einzige in der Familie, der diesen Namen jemals geführt hat.“

„Das ist der Mann, der bei mir war! Sein Anzug, sein Hut — sogar der Ring am Finger — Alles dasselbe.“

Sie traten in das Eckzimmer, erhoben den falschen Boden der Kiste in der Nische — und fanden daselbst wirklich das vermißte Testament.

Den guten alten Großonkel hat man nie wieder gesehen.

Die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking.

Aus der Triester Zeitung.

Der Sommerpalast Yuen-min-Yuen liegt etwa 5 Meilen NW. vom Lager der Engländer außerhalb der Erdwerke. Eine Beschreibung seiner Pracht hat u. A. Stanton gegeben, der von Lord Macartnay's Gesandtschaft erzählt. Keine Feder aber kann die Scenen schildern, die in den letzten Tagen sich dort ereigneten. Entsetzliche Verwüstungen fanden statt. Die öffentlichen Empfangszimmer, die Staats- und Privatschlafgemächer, Vorzimmer und Boudoirs, alles wurde geplündert, Kunstgegenstände, Erzeugnisse inländischer und fremder Gewerbe mitgenommen oder zertrümmert, wenn sie zu groß waren, um sie transportiren zu können. Künstliches Gitterwerk, Schirme, Ornamente von Jaspis, Glocken, Uhren, Krüge und andere Gegenstände der Einrichtung und des Luxus fielen der Zerstörung anheim. Die enormen Vorräthe von Kleidungsstücken, mit Silber und Gold reichgestickte und mit dem kaiserlichen Drachen versehene Röcke, Stiefel, Kopfputz, Fächer 2c., ganze Zimmer ausfüllend, wurden fortgeschleppt oder zerstreut und zerrissen. Aus den Vorrathskammern wurde das in Rollen, wie es zu Canton zu 20 oder 30 Sh. pr. Stück gekauft wird, aufbewahrte Seidenzeug hervorgeholt und lag auf dem Boden zur Auswahl umher. Nach einer Berechnung, die in jenen Zimmern angestellt wurde, müssen 70- bis 80,000 Stück daselbst gelegen haben. Davon waren hunderte umhergeworfen, zertreten und die Gänge dicht damit besitzt. Jeder nahm so viel er konnte mit sich. Im französischen Lager sah man andere hunderte von Stücken. Einige bewahren sie auf, andere benutzten den Stoff als Leinzeug und Bettdecken.

Am 7. Nachmittags ging eine Anzahl mit Stöcken bewaffneter Franzosen durch die Zimmer und zerschlug Alles, was noch darin befindlich war: Spiegel, Schirme, Holzeinfassungen 2c. Man sagt, sie hätten damit die barbarische Behandlung, welche ihren gefangenen Landsleuten zu Theil geworden, vergelten wollen. Ein großer Vorrath von Gold- und Silberbarren ist unter der Obhut einer Wache und soll zwischen den Engländern und Franzosen getheilt werden. Der ganze Werth des zerstörten Eigenthums übersteigt beträchtlich Alles, was man überhaupt beanspruchen konnte.

In einem Vorzimmer zum Staatsschlafgemach des Palastes wurde der Vertrag von Tient-sin in englischer und chinesischer Sprache, von Lord Elgin unterzeichnet, gefunden. Er lag mitten unter zertrümmerten Gegenständen; die englische Schrift aber zog die Augen eines Soldaten auf ihn, der ihn mit sich nahm. In der Umgegend des Palastes waren in einer Umzäunung große Parks oder Kirchhöfe, mit Bäumen von einigem Umfang und verschiedenen steinernen Brücken über wasserlose Bäche. Gepflasterte Straßen gingen vom Palast aus und gerade bei zwei großen Lotosteichen befand sich das französische Lager.

Die gänzliche Zerstörung des Innern des Sommerpalastes, wo im Anfang des Jahrhun-

Digitized by Google

derts Lord Amherst, der englische Gesandte, in sultirt wurde, ist nur eine geringe Strafe für des Kaisers Weigerung und für die Behandlung jener Männer, die bei einer friedlichen Mission zu Gefangenen gemacht wurden; aber wenn auch die Heimsuchung des Palastes von Peking eine verdiente ist, kann sie doch leicht eine unpolitische sein. Sie wird die gegenwärtige Regierung nicht zu Grunde richten, aber die Bildung einer neuen unter englischer Protektion, wenn dies wünschenswerth sein sollte, verhindern können.

Als die Franzosen gegen den Palast vorrückten, wurden zwei Offiziere von den Eunuchen verwundet. Am anderen Tage sah man von den Angreifern keine Spur; die Engländer feuerten 21 Kanonenschüsse ab, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, später erfuhr der Oberbefehlshaber, wo sie waren. Lord Elgin, Hr. Wade, Sir H. Grant, Sir R. Napier und ihr Stab gingen auf den Palast zu und fanden dort die Franzosen comfortabel eingerichtet und einen großen Theil der werthvolleren Mobilien bereits fortgetragen, die schweren dagegen für die Engländer zurückgelassen. Keine Beschreibung läßt sich von dem Glanz des Kaiserlichen Aufenthalts machen. Der Eingang zur Empfangshalle ist mit Marmor gepflastert, Wände und Decken sind mit Gold, himmelblau und scharlach in dem prachtvollsten Styl gemalt. Der Thron des Kaisers ist aus dem schönsten dunkeln Holz geschnitzt, die Polster sind mit goldenen Drachen bestickt und zogen die allgemeine Bewunderung auf sich. Eine goldene Krücke, deren sich der Kaiser bedient zu haben scheint, fand sich gleichfalls vor. Die inneren Zimmer und Salons waren prachtvoll ausgestattet. Rollen von Seidenzeug, Satin und Krepp, alle von glänzender Arbeit, waren von den französischen Soldaten bereits wüst durcheinander geworfen worden. Geschirr aus Jaspis und Porzellan von großem Werth fand man vor und darunter auch manches Sevres-Geschirr aus Ludwigs XIV. Zeit, das die Augen von Curiositätensammlern höchlich erfreut hätte; ein Staatsschwert mit dem englischen Wappen und mit Steinen besetzt, offenbar von hohem Alter, wurde Gegenstand vielen Nachdenkens. Die ungeheure Menge von Beute aller Art machte es fast unmöglich, das zu berechnen, was die Franzosen forttrugen. Einigen Begriff von der Menge von Seidenvorrath kann man sich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Geflügel, alte Töpfe und allerlei Gegenstände in die kostbarsten Satins gewickelt wurden. Alle Frauen waren verschwunden, doch liefen ihre kleinen japanesischen Hunde, die den Pinschern König Karls gleichen, in trübseliger Stimmung umher. Hr Wade rettete einige werthvolle Bücher und Papiere für das britische Museum. Der Kaiser hatte sie am Tage zuvor noch benutzt; was sie enthalten, ist indeß noch unbekannt. — Man sagt, ein panischer Schrecken sei später aus unbekannten Ursachen über die Franzosen gekommen, und sie räumten den Palast. Eins ist sicher, sagt ein berichterstattender Engländer, unsere Alliirten sorgten für sich selber.

Miscelle.

Aus dem soeben im Journal des Ministeriums des Innern veröffentlichten Resultate der zehnten Volkszählung ergibt sich, daß das gesammte Rußland eine Einwohnerzahl von 68,931,728 Seelen besitzt, wovon 33,655,824 männlichen Geschlechts. Von dieser Gesammtzahl gehören 437,326 Männer und 436,828 Frauen dem Erb- oder Personenadel, 9074 Männer und 7764 Frauen der Klasse der Ehrenbürger, 223,514 Männer und 208,320 Frauen dem Kaufmanns- und 281,501 Männer und 315,027 Frauen dem geistlichen Stande der orthodoxen Kirche an. Die Anzahl der Leibeigenen beträgt 9,803,201 Männer und 10,370,957 Frauen, jene der Domestiken 721,736 Männer und 739,703 Frauen, endlich zählt Rußland 3,043,987 Männer und 3,104,758 Frauen, die aus einem oder dem andern Grunde steuerfrei sind.

Auflösung des Anagramms in № 108:
Pokal. — Polka.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Buchh.

Digitized by Google